DAS TAGE-BUCH

Herausgeber: Stefan Großmann

Geleitet von
Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

Berlin 1923
4. Jahrgang
2. Halbjahr



* STEFAN GROSSMANN * HERAUSGEBER * JAHRGANG IV HEFT 27 *



DAS TAGEBUCH

geleitet von
Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

BERLIN, 7. JULI 1923

INHALT

Einzelverkaufspreis M. 2500,—
Kr. 4000,— Kč. 2.—

ERSCHEINT JEDEN SONNABEND

* TAGEBUCHVERLAG M·B·H *

DAS TAGE-BUCH

GELEITET VON

STEFAN GROSSMANN UND LEOPOLD SCHWARZSCHILD

INHALTS-VERZEICHNIS

4. Jahrgang / 2. Halbjahr

1923

Politik, Geschichte, Wirtschaft:

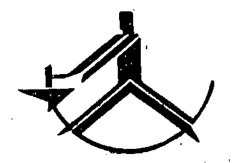
Kunst, Philosophie, Literatur, Wissenschaft:

Briefe, Betrachtungen, Erinnerungen:

Dichtungen, Aphorismen, Satiren:

Glossen:





TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Juliwoche

In voriger Woche hat Herr Reichskanzler Cuno in Königsberg, in Barmen, in Bremen und, während diese Zeilen in Druck gehen, wahrscheinlich auch in Hamburg Reden gehalten. Solcher Fleiß ehrt jeden. Alle Ansprachen Cunos kommen aus reinem Herzen. Er betont das gewöhnlich auch, aber man würde es dem Reichskanzler auch ohne diese Beteuerung glauben, daß seine Reden aus dem Gemüte sprießen. Bleibt nur die nüchterne Frage, ob diese Herzenserleichterungen, sittlichen Ermahnungen und vaterländischen Bekundungen auch von politischer Schlagkraft sind. Da muß man leider feststellen, daß die Reden des Reichskanzlers an Beachtung verlieren, je mehr Ansprachen er hält. Schon die Rede in Königsberg, die immerhin noch einen politischen, nicht bloß einen rein lyrischen Charakter hatte, ist in der ausländischen Presse fast ungehört verhallt. Die Reden in Barmen und Bremen, wackere Kundgebungen eines braven Mannes, hätte auch irgend ein Oberbürgermeister oder ein Ausstellungspräsident oder irgendein Dr. Boelitz, Minister und Gymnasialdirektor, halten können. Soll man sie qualifizieren, so kann man ihre sittliche Tendenz vorzüglich, ihre politische Bedeutung aber nur ganz ungenügend finden. Der Herr Reichskanzler übt sich im Rhetorischen. Er wird mit der Zeit ein ganz passabler, ja sogar ein freier, ohne Konzept sprechender Vereinsredner werden. Das ist tröstlich. In der Zwischenzeit freilich entscheidet sich Deutschlands Schicksal!

Zu den Kundgebungen des Reichskanzlers, die seinem guten Herzen alle Ehre machen, gehört das Beileidstelegramm, das er den Eltern Schlageters geschickt hat. Aber an der Gemütsinnigkeit Cunos zweifelt keiner, auch Michaelis, der im Schicksals-Sommer 1917 Staatsmann sein durfte, war ein herzensguter Mann. Unglücklicherweise ist diese Beileidskundgebung Cunos im Ausland mißverstanden worden, in der Entfernung sieht man unseren Cuno-Michaelis falsch, man interpretiert seine Begegnung mit Roßbach unrichtig, man legt seine Besprechungen mit Herrn von Graefe falsch aus und man überschätzt den großen Einfluß, den Herr von Knilling, der Schutzpatron der Hitlerei, auf Cuno hat. Wie im Sommer 1917 taucht auch heute der Name Pacelli auf. Der Papst hat an ihn ein Telegramm gerichtet, in dem er ein unverblümtes Wort gegen die Dynamitattentate auf Eisenbahnzüge fordert. Der Papst, der nach einer Verständigung sucht! Im Jahre 1917 ließen Kühlmann, der Frivole, und der grundbrave Michaelis den friedenwünschenden Monsignore Pacelli so lange auf Antwort warten, bis sogar Wil-

helm II. auf den Rand eines Schriftstückes anmerkte: „Wir können den alten Pontifex nicht so lange zappeln lassen.“ Herr Cuno, der zur Reichstagsmehrheit ungefähr in demselben Verhältnis steht wie Michaelis und der für die Verständigung wirkt, „wie ich sie auffasse“, hätte längst ein ganz unzweideutiges Wort gegen die Kriegsdilettanten sprechen müssen, die mit ihren törichten Bomben weniger die Franzosen als die Ruhrbevölkerung aufs bitterste bedrängen. Aufrichtig gesagt: Ohne stillschweigende Duldung durch einzelne Regierungsbeamte und Reichswehrkommandos wären diese kindischen Verschwörergeschichten nicht möglich gewesen. Der Reichskanzler hat es dem preußischen Minister Severing überlassen, den Kriegsdilettanten im Ruhrgebiet ein wenig auf die Finger zu sehen. Sein Schweigen schien zweideutig: Jetzt erst, vom Papst gestoßen, wird sich Cuno zu einer ganz klaren Ablehnung der Roßbacherei entschließen. Vorausgesetzt, daß man den alten Pontifex nicht wieder zappeln läßt. . . .

Jedesmal, wenn ein Deutsch-Völkischer aus Gründen der Staatssicherheit eingesperrt wird, klagt die gesamte Verschwörerpresse, die Polizei habe die „Ausführung einer nationalen Sache“ verhindert. Und zwar besteht merkwürdigerweise diese nationale Sache immer gerade dann in einer Gefangenenbefreiung, wenn die Polizeibehörden sehr häßlichen Verschwörungspraktiken auf die Spur gekommen sind. So war es, als vor dem Mordprozeß Rathenau der Beschaffer des Mordautos verhaftet wurde. Er beklagte sich bitter vor Gericht, daß ihm durch seine Verhaftung die Befreiung eines deutschen Gefangenentransportes — auf dem Wege von Oberschlesien nach Frankreich — unmöglich gemacht sei, und dieselbe einfältige Behauptung stellte neulich der Leutnant Heinz in Elberfeld auf. Es ist gerade so, als ob eine in flagranti ertappte Frau dem Ehegatten sagen wollte: „Durch dein brutales Dazwischentreten hast du es mir unmöglich gemacht, dir meine Treue zu beweisen.“

Das politische Problem Deutschlands ist zur Zeit ein grammatikalisches. In allen Zeitungen liest man: Deutschland kann, ehe das Ruhrgebiet nicht geräumt ist, der Aufgabe des passiven Widerstandes nicht nähertreten. (Der deutsche Journalist tritt immer — entweder in die Erscheinung oder näher.) Meine Herren, politisch und grammatikalisch müssen Sie unterscheiden: Die Aufgabe des passiven Widerstandes ist genau das Gegenteil von dem Aufgeben des passiven Widerstandes! Sie verwechseln in entscheidender Stunde gegensätzliche Begriffe. Der Herr Reichskanzler, so unentwegt wie kurzblickend, mag immer nur von der Aufgabe des passiven Widerstandes sprechen. Pflicht der weiterblickenden, um die Zukunft besorgten Politiker ist es, sprachlich und sachlich, die Möglichkeiten des Aufgebens des passiven Widerstandes zu untersuchen — und zwar rechtzeitig.

Sie hat gefeiert. Große Festnummer. Unter dem Lorbeer- und Eichenkranz, den sie sich selbst stiftet, der erste Aufsatz „Semper talis", was vermutlich bedeuten soll, daß die Kreuzzeitung nun und in Zukunft sein soll, was und wie sie in der Vergangenheit war. Und zum Schluß kommen „Geleitworte" der Gratulanten, der Hergt und Helfferich und Heydebrand, der Tirpitz und — am breitspurigsten wie immer — Ludendorff, der Gustav Roethe und Dietrich Schäfer, den Januschauer und den bayerischen Kahr nicht zu vergessen, und eine lange Liste „Getreuer", die das Blatt vom Vater und Großvater überkommen haben, Krautjunker zumeist aus Ostelbien, von Alvensleben bis Zitzewitz; nur e i n e n bekannten Namen sucht man vergebens: k e i n B i s m a r c k h a t s i c h e i n g e z e i c h n e t.

Im geschichtlichen Rückblick kommt der Name um so häufiger vor. Paul Alfred Merbach, der Verfasser dieses Rückblicks, eines sehr umfangreichen Werkes, wird es vielen der Gratulanten und der Getreuen kaum recht gemacht haben; denn er befleißigt sich, so weit er kann, einiger Sachlichkeit und läßt Dinge nicht unerwähnt, angesichts deren die Bekenntnisse vorbehaltloser Zustimmung als gelinde Dummheit erscheinen. Er verschweigt nicht, daß Alexander von Humboldt, woran sie „nicht ganz unschuldig" war, über das „schändliche Treiben der Kreuzzeitung" und die „Denunziationen des Schundblattes" zu Friedrich Raumer sprach; daß Goedsche, ein Redakteur des Blattes, das „ganze unsinnige Lügengewebe", als sei Waldeck Haupt oder Mitwisser einer Verschwörung gegen das Leben des Königs, bis zum König zu bringen verstand, weshalb Varnhagen von „verräterischen Bübereien" gesprochen habe und geschrieben: „Die Partei der Kreuzzeitung erlebt die fürchterlichste Niederlage." „Die Frechheit der Presse ist kaum je weiter getrieben worden als in diesem Schmutzblatte." Merbach berichtet von einer Kabinettsorder Friedrich Wilhelms IV., wonach die Kreuzzeitung „sein ernstestes Mißfallen erregt und wichtige Staatsinteressen gefährdet" habe. „Bezeichnend," sagt Merbach, „für die außenpolitische Orientierung des Blattes ist die Bezeichnung Neue R u s s i s c h e Zeitung, die ihm damals von den verschiedensten Seiten gegeben worden ist." Er verschweigt nicht, daß infolge eines Artikels zur Krönungsfeier Wilhelms I. „der König und der Kronprinz das Blatt nicht mehr lasen" — anders als die von Alvensleben bis Zitzewitz. Max Duncker erhielt, wie man freilich nicht von dem Historiographen der Kreuzzeitung erfährt, aber in dem soeben erscheinenden Briefwechsel Dunckers lesen kann, am 11. Juli 1861 folgendes Telegramm des Kronprinzen: „Infolge unglaublichen Artikels der Kreuzzeitung will ich mich genau so wie der König benehmen und s i e a b b e s t e l l e n." Wozu der

Herausgeber des Briefwechsels, Staatsarchivar J. Schultze, bemerkt: „König Wilhelm hat sie seitdem nicht gelesen.“ In der Tat, niemals bis an sein Lebensende. Und Merbach ist unbefangen genug, zu verzeihen, daß ein ähnliches Schicksal der Kreuzzeitung auch unter Wilhelm II. widerfahren ist, nur daß er etwas dunkel berichtet, es sei 1889 — nachdem die Kreuzzeitung schon wegen ihres Artikels über das monarchische Gefühl beschlagnahmt worden war — „zu einer Auseinandersetzung zwischen der Kreuzzeitung und dem nichtamtlichen Teil des „Reichsanzeigers“ gekommen, wonach Majestät die Mittel, mit denen die Kreuzzeitung das Kartell angreife, „mit der Achtung vor der Allerhöchsten Person und vor unseren verfassungsmäßigen Einrichtungen nicht in Einklang zu bringen“ vermöge. Tatsächlich bestellte Wilhelm II. damals die Kreuzzeitung nicht nur ab, sondern verbannte sie auch aus allen seinen Schlössern. Was natürlich nicht ausschließt, daß unter den Glückwünschen zur Jubelfeier einer in gereimter und ungereimter Sprache vom letzten Kabinetschef und jetzigen Sachwalter Wilhelms II., Herrn von Berg, herrührt, der versichert, in „diesen Revolutionszeiten“ müsse die Kreuzzeitung „in seit 75 Jahren bewährter Tradition Vorkämpferin und Führerin“ sein.

Bismarck dagegen, auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Leistungsfähigkeit, hat erklärt:

> „Der Kreuzzeitung geht jeder politische Instinkt ab, so sehr, daß sie bei den wichtigsten und entschiedensten Momenten unserer politischen Entwicklung sich stets auf der verkehrten Seite befand, beim Auskehren jedenfalls nie am Stiel des Besens.“

Die Kreuzzeitungspartei hatte in der Reaktionszeit den Prinzen von Preußen, den späteren Kaiser, durch den Zuchthäusler Lindenberg überwachen lassen, der über ihn gehässige Verleumdungen an den Generaladjutanten von Gerlach berichtete. Sie wurden dem Prinzen durch den Depeschendiebstahl bekannt, den Manteuffel bei Gerlach hatte vornehmen lassen. Lindenberg wurde verurteilt, von der Kreuzzeitung aber gepriesen und demzufolge begnadigt. „Mit großer Feindschaft ist in diesen Kreisen vom Prinzen von Preußen die Rede,“ schrieb der General Theodor von Bernhardi 1856 in sein Tagebuch. Prinz, Prinzessin und ihr junger Sohn hießen die „Demokraten-Familie“. Der General von Etzel klagte, die Kreuzzeitungspartei habe überall ihre Agenten in der Armee und erteile gleichsam Diplome über Gesinnungstüchtigkeit. Der Hofrat Schneider, langjähriger Vorleser Wilhelms I., erzählt aus dem Jahre 1861 vom Zorne des Königs, als er hörte, Schneider sei Mitarbeiter der Kreuzzeitung. „Man solle empfinden, daß der König nicht gesonnen sei, sich offen von einer Zeitung Trotz bieten zu lassen. Ich möge den Herren sagen, daß er ihre Zeitung nicht mehr lesen werde und daß

sie ihm nicht mehr ins Palais gebracht werden soll. Von dieser Zeit an las der König die neuentstandene Nordd. Allg. Ztg. und beauftragte mich, sie durch Artikel und Beiträge zu unterstützen." Diesen Mitteilungen Schneiders fügte H. Wiermann in seinem Buch über politische Intriganten hinzu, „alle List, die Schneider im Lauf der Jahre anwandte, um der Kreuzzeitung die Gunst des Königs wiederzugewinnen, scheiterte an diesem in Liebe wie in Haß gleich felsenfesten Charakter." Es wird also bestätigt, was Max Duncker und Merbach erzählen. Bismark aber hatte sich längst von der Kreuzzeitung, zu deren Gründern und Mitarbeitern er gehört hatte, innerlich getrennt; er unterstützte insgeheim Cavour und den italienischen Einheitskampf, war schroffer Gegner der Wiener Reaktionspolitik, wurde von den Frömmlern des Pantheismus verdächtigt und geriet in offene Fehde mit der Kreuzzeitung, als sich Bismarcks auswärtige Politik auszuwirken begann. Merbach erinnert an die Gründung des preußischen Volksvereins, ohne ihn zu nennen, und an sein deutschfeindliches Programm, gegen das sich Bismarck, wie man weiß, ausdrücklich erklärte. Merbach selbst bekennt:

> „Manchen Konservativen war der neue Kurs unter Bismarck schrecklich. Verderben und Untergang mußten über Preußen kommen . . . . Jede Veränderung oder Erschütterung der bestehenden Gewalten mußte ängstlich vermieden werden, jeder Schritt zur deutschen Einigung „durch Blut und Brand" nach dem Vorbild des Königreichs Italien unterbleiben (Merbach verschweigt, daß das Programm das Königreich Italien in höhnische Anführungszeichen setzte und die Kreuzzeitungspartei dem weggejagten König von Neapel einen silbernen Ehrenschild stiftete — das Modell heute noch einzusehen in Berlin bei Sy & Wagner); jede Annäherung an die liberalen Ideen oder gar deren Unterstützung wurde verabscheut. Man sieht: ein durch und durch negatives Programm, indem nicht einmal der Anfang zu einer positiven Tat enthalten war . . . Kein Untergehen in den Schmutz einer deutschen Republik, kein Kronenraub und Nationalitätenschwindel . . ."

Bismarck verurteilte dieses Programm entschieden und wurde darum von Gerlach in der Kreuzzeitung aufs leidenschaftlichste angegriffen als Abtrünniger, als Bonapartist, als zweiter Cavour. Der Ministerpräsident ließ Gerlach sagen, daß ihn dieser Angriff schwerer gekränkt und verletzt habe als das an demselben Tage gegen ihn verübte Attentat. Wenige Tage zuvor, am **3. Mai 1866**, hatte Thiers im Gesetzgebenden Körper zu Paris eine Rede gehalten, die zum Verständnis der heutigen Ruhrpolitik beitragen kann: Die Zerrissenheit Deutschlands sei die Grundlage des „legitimen" französischen Übergewichts

in Europa, also müsse die deutsche Einheit schlechterdings verhütet werden. Für die Kreuzzeitungspartei war und blieb die deutsche Einheit nichts als Revolution, als Nationalitätenschwindel. Darum war das Tischtuch zwischen ihr und Bismarck zerschnitten.

*

Bismarck wandte sich den Nationalliberalen zu, die von der Kreuzzeitung als versteckte Demokraten verdächtigt wurden (sagt Merbach). „Die Formel von der Auflösung Preußens kehrt immer wieder; es gab einen ersten kräftigen Zusammenstoß mit Bismarck." Während des Krieges von 1870 ist die Kreuzzeitung stockborussisch. Nach dem Kriege spitzt sich der Gegensatz zu, beim Schulaufsichtsgesetz, bei der Verwaltungsreform, beim Kulturkampf — Bismarck hat sich vom Linken umgarnen lassen, ist ganz in den Klauen des Satanas. Der Fall Arnim erregt die Rechte, die „Reichsglocke" läutet, der strategische Aufmarsch beginnt. Bismarck schreibt an Roon erbittert über „die ruchlose Überhebung und politische Unbrauchbarkeit der Konservativen", über den „neidischen Junkerdünkel", über die „mangelnde Hingabe an König und Land". „Ich will, krank oder gesund, die Fahne meines Lehnsherrn halten, gegen meine faktiösen Vettern so fest wie gegen Papst, Türken und Franzosen." Und als ihn einer der Führer der Kreuzzeitungspartei, sein ehemaliger Freund von Senfft-Pilsach, zur Buße ermahnt und mit Gottes Gericht bedroht, da erwidert Bismarck: „Wenn ich in Furcht und Liebe Gottes meinem angestammten König in Treue und erschöpfender Arbeit diene, so wird der pharisäische Mißbrauch, den die pommerschen und die römischen Gegner mit Gottes Wort treiben, mich in meinem Vertrauen auf Christi Verdienst nicht irre machen." Ähnlich hatte er eine Reihe von Jahren früher geantwortet, als die Mucker und Junker ihm Vorwürfe machten, weil er sich mit Pauline Lucca zusammen in Ems hatte photographieren lassen. War zwar eine Baronin von Rahden, aber doch ehemals jüdisches Chormadel. Von alledem ist in der Biographie der Kreuzzeitung nichts zufinden.

*

Bismarck weilte in Varzin, als plötzlich in der Kreuzzeitung am 27. Juni 1875 der erste der Artikel unter dem Titel „Die Ära Delbrück-Camphausen-Bleichröder" erschien und ungeheures Aufsehen erregte. „Die betreffende Nummer der Kreuzzeitung war zweimal vergriffen und mußte neugedruckt werden," erzählt Merbach. Der Reichskanzler wurde durchsichtig schmachvoller Korruption bezichtigt. Er habe die Wirtschaftsgesetzgebung dem „Konsortium Delbrück-Camphausen-Bleichröder" „sozusagen vollständig in Entreprise gegeben." Ergänzt wurden diese Anschuldigungen durch Eingaben an den Kaiser und durch Flugschriften, in denen der Kreuzzeitungsritter von Diest-Daber und sein

Kampfbruder von Wedemayer-Schönrade Bismarck anklagten, allerlei unlautere Geschäfte gemacht und bei der Gründung der Zentralbodenkredit-Aktiengesellschaft ein Trinkgeld von 83 000 Talern eingestrichen zu haben und von Bleichröder 18 % Zinsen zu beziehen und: Korruption, Korruption, Korruption! Herrn von Diest forderte Bismarck vor Gericht, gegen die Kreuzzeitung aber erhob er sich am 9. Februar 1876 im Reichstag:

> „Wenn ein Blatt wie die Kreuzzeitung, die für das Organ einer weitverbreiteten Partei gilt, sich nicht entblödet, die schändlichsten und lügenhaftesten Verleumdungen über hochgestellte Männer in die Welt zu bringen (in einer Form, die strafrechtlich nicht zu fassen ist), . . . wenn ein solches Blatt dann schweigt, obgleich man das alles für Lügen erklärt, so ist das ehrlose Verleumdung, gegen die wir alle Front machen sollten, und niemand sollte mit einem Abonnement sich indirekt daran beteiligen. Von einem solchen Blatt muß man sich lossagen. Jeder, der es hält, beteiligt sich an der Lüge und Verleumdung . . .“

Es folgten noch einige Bitterkeiten über Ehre und Anstand und christliche Gesinnung, die nicht bloß ein „Aushängeschild für politische Zwecke“ sein dürfe. Alsbald erhuben sich in der Kreuzzeitung die Ritter und die Heiligen und deklarierten, daß sie die Belehrung über Ehre und Anstand verschmähten und die Anschuldigung gegen das Blatt, „welches seinem Wahlspruch: mit Gott für König und Vaterland treu“ sei, aufs entschiedenste zurückwiesen. Die Namen jener „Deklaranten“ sind vielfach dieselben wie die der jetzigen „Getreuen“; sogar von Thadden-Trieglaff, der Erfinder der Preßfreiheit mit dem Galgen daneben, unterzeichnete damals „mit tiefem Schmerz“; statt dieses Zusatzes steht in der Jubelnummer bei „Landrat von Thadden-Trieglaff: in der Familie wird die Kreuzzeitung seit ihrem Bestehen gehalten“. Merbach bezweifelt übrigens, ob die „Deklaranten“ alle überhaupt die Ära-Artikel gelesen hatten. Bismarck aber erzählt in seinen „Gedanken und Erinnerungen“, daß er sich, als die Kreuzzeitung ihm Fehde ansagte, weil er Parlamentsherrschaft und Atheismus proklamiert hätte, und bei Beginn des Verleumdungsfeldzuges an erste Juristen gewandt, aber den Bescheid erhalten habe, bei der vorsichtigen Fassung der Artikel sei eine Verurteilung nicht sicher.

*

Und wieder nach einem Dutzend von Jahren sind sie desselbigen Wegs gefahren. Waldersee im Bunde mit Stöcker und Hammerstein, dem der strebsame General hunderttausend Mark geliehen hatte — vorsichtig im Namen seiner Frau — suchten Bismarck zu stürzen. Schon am 14. August 1888, zwei Monate nach

Wilhelms II. Thronbesteigung, schrieb Stöcker an den kampflustigen Chef-Redakteur der Kreuzzeitung, der einige Artikel über das „schnöde Spiel" Bismarcks mit dem Kaiser erbeten hatte, man müsse augenblicklich vorsichtig sein; Judenfrage, Mutineum und ähnliche Dinge könne man, ohne Bismarck zu nennen, in der allerschärfsten Weise ausnutzen, um dem Kaiser den Eindruck zu machen, daß er nicht gut beraten sei, und ihm den Schluß auf Bismarck überlassen. Man müsse also um das politische Zentrum Scheiterhaufen anzünden, den Opportunismus in die Flammen werfen und dadurch die Lage beleuchten:

> „Merkt der Kaiser, daß man zwischen ihn und B. Zwietracht säen will, so stößt man ihn zurück. Nährt man die Dinge, wo er instinktig auf unserer Seite steht, so stärkt man ihn prinzipiell, ohne persönlich zu reizen. Er hat kürzlich gesagt: sechs Monate will ich den Alten — B. — verschnaufen lassen, dann regiere ich selbst. B. hat selbst gemeint, daß er den Kaiser nicht in der Hand behält. Wir müssen also, ohne uns etwas zu vergeben, doch vorsichtig sein . . . Herzlichste Grüße Ihr getreuer Stöcker."

Herr von Hammerstein, der Mann mit dem Stiernacken, wie ihn Merbach zufolge Wilhelm II. genannt haben soll, handelte nach Stöckers Rat, nur daß er mitunter doch über die Stränge schlug — genug, Bismarck wurde am 20. März 1890 gestürzt, Hammerstein zog weiter vom Leder gegen Juden, Nationalliberale, zweijährige Dienstzeit, kündigte den „Vernichtungskampf" dem Handelsvertragskanzler Caprivi an und — wurde im Juli 1895 des Betruges, der Wechselfälschung und ähnlicher Verbrechen überführt und wanderte später ins Zuchthaus. Auf diese Katastrophe geht der Geschichtschreiber der Kreuzzeitung nicht ein; ihre Ursache und Verlauf gehöre nicht in die Würdigung eines Mannes, der unbedingt das Blatt, das fast zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken war, zu einem so einflußreichen Organ erhoben habe, wie es damals keine deutsche Partei besaß. Was zu bezweifeln ist.

*

Summa summarum, über die Kreuzzeitung sagt Bismarck in seinen nachgelassenen Aufzeichnungen: „Gegen mich begannen die Verleumdungen in dem Blatte, das unter dem christlichen Symbol des Kreuzes und mit dem Motto „Mit Gott für König und Vaterland" seit Jahren nicht mehr die konservative Fraktion und noch weniger das Christentum, sondern nur den Ehrgeiz und die gehässige Verbissenheit einzelner Redakteure vertritt." Er spricht von den „Giftmischereien", den „rohen und unwürdigen Angriffen auf seine persönliche Ehrenhaftigkeit". Er hat der Kreuzzeitung und ihren Deklaranten nie verziehen.

UPTON SINCLAIR VERTEIDIGT DAS GESETZ

Die Polizei von Los Angeles wollte — unter Bruch des amerikanischen Gesetzes — Upton Sinclair und dessen Freunde auf seinem eigenen Grund und Boden verhaften, wo sie sich mit Zustimmung des Besitzers versammelt hatten. Das amerikanische Recht erlaubt der Polizei nur in zwei Fällen das Betreten von Privatgrundstücken: wenn sie eine Vollmacht zur Verhaftung hat oder wenn gerade ein Verbrechen begangen wird. Keiner der beiden Fälle lag vor. Wir bringen hier aus der New Yorker Zeitschrift „Nation" den Protestbrief, den der berühmte Schriftsteller als Verteidiger des Gesetzes an diejenigen Stellen richtete, die eigentlich berufen gewesen wären, das Recht zu schützen.

An die Polizeidirektion, Los Angeles.

Nachdem ich gestern Euren Klauen nur dadurch entronnen bin, daß die Verschwörung gegen mich von einem der Beteiligten meiner Frau verraten wurde, bin ich jetzt in der Lage, Ihre öffentliche Anschuldigung zu beantworten: „daß ich gefährlicher sei als 4000 Hafenarbeiter". Ich danke Ihnen für diese Feststellung, denn gegen Verletzer des Gesetzes im Amte wie Sie ist es nur die Pflicht jedes Bürgers, sich zur Wehr zu setzen.

In Gegenwart von sieben Zeugen erhielt ich von Major Cryer Dienstag nachmittag das Versprechen, daß die Polizei meine Bürgerrechte achten und daß ich nicht belästigt werden würde, wenn ich nicht Gewalt gebrauchte. In Ihrer von Ihnen gezeichneten Mitteilung an die Presse sagen Sie dem Publikum: „Ich will Sinclair mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln verfolgen, und ich will Kerker und Zwangsarbeit für ihn beantragen."

Daraufhin sandten Sie Ihre Leute zu mir, mit der Anschuldigung, daß ich gewisse Gedanken und Theorien verkünde, in meinen Gesprächen behandle und verteidige, die der Verfassung von Kalifornien gefährlich seien und die in Opposition zu den geltenden Gesetzen stünden. Diese Theorien seien geeignet, Haß und Verachtung gegen die Vereinigten Staaten zu erregen, und diese Grundsätze griffen auch die privaten Rechte und die persönliche Freiheit an. Und solche Gespräche könnten Personen schaden, die dabei anwesend seien, und sie auch zu Streit und Aufruhr anreizen.

Dies alles, obwohl ich Ihnen mindestens ein Dutzend Mal in Ihrem Büro erzählt habe, daß meine einzige Absicht war, auf privatem Besitz, mit der schriftlichen Einwilligung des Besitzers, mich mit einigen Freunden zu treffen und dort die Verfassung der Vereinigten Staaten zu lesen. Und Sie wissen genau, daß ich das und nichts anderes dort getan habe und daß mir nicht erlaubt wurde, mehr als drei Sätze aus dem Verfassungsrecht auszusprechen, nämlich die, die von der „Redefreiheit, der Pressefreiheit und dem Recht handeln, daß Leute sich friedlich versammeln und Beschwerden an die Regierung richten dürfen."

Aber Sie haben mir gesagt, daß dieser „konstituionelle Unsinn“ hier nicht angeht. Sie haben Kriegsrecht verhängt und mir gesagt, daß — wenn ich versuchte, die Verfassung zu lesen, wenn auch auf privatem Grund und Boden — ich ins Gefängnis geworfen würde und daß es keine Bürgschaft für mich geben könnte. Die Verfassung der Vereinigten Staaten garantiert mir in diesem Fall das Recht, einen Bürgen zu stellen. Für den Fall der Verhaftung wollten Sie uns sowohl die Sprecherlaubnis untereinander als auch die Befragung unserer Rechtsanwälte verweigern, welche Besprechungen unser gutes Recht sind. Sie hatten die Absicht, uns getrennt zu verhaften, meine Frau und meine Bekannten über meinen Aufenthaltsort im Unklaren zu lassen und selbst Journalisten nur unter der Bedingung zu mir vorzulassen, daß sie meinen Aufenthalt nicht verrieten. Es war Ihre Absicht, uns im letzten Augenblick zur Verhandlung zu führen, Verteidiger bereitzustellen, uns keine Bürgen zu erlauben und uns dann fortzuführen und von neuem zu verstecken. Zu diesem Zwecke wollten Sie mich in ein Gefängnis sperren, und die Wächter hätten jede Antwort verweigert. Nur die Tatsache, daß jemand meine Frau warnte, hat uns davor bewahrt. Mein Anwalt rannte zu Gericht, gerade um fünf Uhr, ehe geschlossen wurde, und erreichte die Zusage, daß ich Bürgen stellen könnte.

Ich weiß und bin bereit, es vor Gericht aufrechtzuerhalten, daß Sie die Verschwörung der Kaufleute und Fabrikanten zur Unterdrückung des Hafenstreiks unterstützen, unter Mißachtung der gesetzlichen Bestimmungen.

Sie haben alles getan, was Sie konnten, um mich von den Streikenden im Gefängnis fernzuhalten. Trotzdem hörte ich gestern von einer Ihrer Schandtaten, daß Sie 50 Leute in einen kleinen Raum eingeschlossen haben, wo kein Lufthauch hinkommt. Ich habe auch die Speisen gesehen, die diese Leute zweimal am Tage bekommen und womit man nicht seinen Hund füttern möchte. Und jetzt berät der Stadtrat über eine Geldsammlung, um einen „Stierkäfig“ für die Streikenden zu bauen, und Tag für Tag wird dem Publikum gesagt, daß der Streik gebrochen sei. Die Männer, die aller ihrer bürgerlichen Rechte beraubt sind, können nirgends ihre Angelegenheiten besprechen und haben niemanden, der sie vertritt oder für sie redet.

Das ist es, was Ihr wollt. So führt Ihr die Befehle aus, die Ihr von der Organisation der Kaufleute und Fabrikanten bekommt. Die Arbeiter sollen wieder Sklaven werden, und die Verfassung der Vereinigten Staaten soll inbezug auf Arbeiter nicht existieren.

Ich will alles tun, was ein Mensch tun kann, um das öffentliche Gewissen aufzuwecken. Ich fürchte mich inzwischen nicht vor Ihren Drohungen. Ich bin körperlich kein Riese. Ich schrecke vor Gefängnisluft und Gefängniskost zurück, wie jeder kultivierte

Mensch. Ich gebe zu, daß — wenn ich eine Reihe von hundert Polizisten mit gezogenem Revolver auf einer Straße stehen sehe, um friedliche Menschen zu verhindern, auf privatem Grund und Boden meine schwache Stimme zu hören, — daß das meine Nerven ein wenig angreift. Aber ich habe ein Gewissen und einen religiösen Glauben, und ich weiß, daß unsere Freiheiten nicht ohne Leiden gewonnen wurden und daß wir sie nicht durch Feigheit wieder verlieren dürfen. Ich will meine Pflicht gegen mein Vaterland erfüllen. Ich habe ein Telegramm von der „Amerikanischen Gesellschaft zur Wahrung der bürgerlichen Rechte" aus New York bekommen, worin sie mich auffordert, in einer Volksversammlung in Los Angeles zu sprechen. Ich habe zugesagt. Sie wird bald stattfinden, und Sie können kommen und hören und sich überzeugen, was die Bürger dieses Landes darüber denken, daß Sie die Anschauungen des zaristischen Rußlands in unserer freien Republik einführen wollen.

Upton Sinclair.

HANS REIMANN

ZEHN MINUTEN

„Froh erwache ohne Sorgen!" raunt mir ein in Kreuzstich ausgeführter Gobelin zu, den die Wirtin über meiner Lagerstatt mit Reißzwecken befestigt hat, und ich erwache denn tatsächlich ohne Sorgen, zumal ich weiß, daß der Dichter Paris von Gütersloh eigentlich nur Albert Kuhtreiber heißt, und daß so ziemlich alles in der Welt pseudonym und schwindelhaft ist. Bis auf etliche Ausnahmen. Meine Kopfschmerzen (beispielsweise) sind echt, und die Hedwig Mahler hat im selben Jahr, wo ich das Licht der Stadt Leipzig erblickte, den Maler Courths geheiratet, was zwar phantastisch klingt, dennoch nicht aber von der Hand zu weisen ist. „Vårt Hem", illustrerard Familjejournal (Stockholm), Heft 25 vom 20. Juni 1923 wird mir vom Postboten gereicht. Ich öffne das Blatt. Was enthält es? Es enthält „Kärlekens Krokvägar", Roman von H. Courths-Mahler. Das Leben ist ein Abführmittel. Richard Wagner riecht nach Sachsen; Heinrich Zille ward in Radeburg, mitten im Sachsenland, geboren; George Grosz hat nicht vergebens in Dresden gezeichnet; und die bayerische Polizei hat Paul Steegemanns (mein Buch „Dr Geenij", nämlich Friedrich August von Sachsen betreffend) Plakate in Nürnberg und München verboten oder konfisziert. Mein Blick fällt auf den „Buch- und Zeitschriftenhandel", Heft 25/26. Wilhelm Digel, Verlagsanstalt in Stuttgart, kündigt eine Serie an, die auf meinen ungewaschenen Magen verheerend wirkt und die bereits vorhandenen Kopfschmerzen auf die Spitze treibt. Ich werde mir diverse Bände bestellen müssen, um

sie ehrsamen Bürgersfamilien zu Weihnachten unter die Tanne zu schmuggeln.

Nr. 1. Aus dunklen Häusern Amerika's.
„ 5. Kauft Veilchen (Memoiren einer Verlorenen).
„ 6. Buch über die Ehe von Dr. Krüger.
„ 8. Regulierung der Kinderzahl.
„ 9. Vom Pfarrherrn zum Freigeist.
„ 10. Vollgenuß des Lebens in der Ehe.
„ 12. Faust und Gretchen.
„ 13. Die Frau als Ärztin in der Ehe.
„ 18. Die Sünden der Liebe (Sittenbild).
„ 21. Liebeszauber — Zauber und Liebe.
„ 24. Sammelcuriosium (Vorträge für Herren-Abende).
„ 26. Orakel zu Delphi — Tausendsassa.
„ 31. Erna's Fehltritt (großer Sittenroman)
„ 32. Mikosch-Witze (300 Witze).
„ 33. Tripper (Harnröhrenentzündung).
„ 35. Kraft der Hypnose.
„ 38. Das Geschlechts- und Liebesleben des Menschen.
„ 41. Boccaccio's Bildermappe.
„ 53. Die Jagd nach dem Glück (Erfindungen)
„ 54. Gedächtnislehre und Redekunst.
„ 55. Magnetismus und Suggestion.
„ 56. Der gute Ton (Moderne Umgangsformen).
„ 60. Mädchenopfer der Sklavenhändler.
„ 62. Der Anarchisten-Abbé, Krim.-Rom.
„ 69. Eine Nacht in Venedig (Sittenbild).
„ 87. Die Laster der Menschen im wahren Lichte.
„ 89. Wahre Heilung der Syphilis.
„ 95. Von Chile an die Somme
„ 96. Großes Buch der Liebe.
„ 98. Geheimnisse aus dem Nonnenleben.
„ 114. Der türkische Harem.
„ 128. Wahrsagekarten von Lenormand.
„ 154. Ultra occulta (occultismus).
„ 166. Briefsteller für Liebende.
„ 171. Der rote Ratgeber in Zahlungsnot und Zusammenbruch.
„ 187. Größtes Traumbuch mit Wahrsagen, Planeten, Glückstagen.
„ 210. Das Weib und die Weltseuche.

Schwankend zwischen den Sünden der Liebe und dem Briefsteller für Liebende, entscheide ich mich für die Luxusausgabe Rabindranath Tagores, die Kurt Wolff selbst dann auf der Bugra-Messe los wird, wenn sie blütenweißes, unbedrucktes Papier enthält. Kauft Veilchen. Lest Josefine Mützenbacher. Raucht Garbaty. Mystikum, der vornehme Duft in der Westentasche. Das gute Riebeck-Bier. Sternheims Prosa ist die beste. Der rote Ratgeber in Not und Tod. Abrechnung folgt. Die Laster der Menschheit im Inseratenteil. Lues breitet sich nicht aus, hast du Salvarsan im Haus. Froh erwache ohne Sorgen! Hoch der Patriotismus! Vollbart ahoi! Ich war total kahl.

S. M. Wilhelm II. in Haus Doorn. Neueste Originalaufnahme von unserem Kaiser. Wer dieses Bild sieht, dürfte wohl kaum unseren ehemaligen Kaiser vermuten (Vollbart). Preis 40 M. pro Bild.

Originalgöschflaggen der ehem. Kaiserl. Marine aus echtem sogenannten Kamelshaar, Größe ungefähr 100 : 80 cm, Preis 2000 M.

Preußische Dienstflaggen, schwarzweiß, in der Mitte den Königsadler, prachtvolles Dekorationsstück, Größe zirka 100 : 70 cm 2000 M. und 30 : 25 300 M., Stoff wie Gösch.

Originalkriegsflaggen der ehem. Kaiserlichen Marine, Größe 375 : 225 cm 20 000 M., Größe 315 : 190 cm. Preis 17 500 M.; die letzten Flaggen sind wahre Prachtstücke aus ganz schwerem, sogenannten Kamelshaar.

Standarte des Kaisers von Österreich, Größe zirka 120 : 130 Zentimeter, in Handmalerei, Preis 45 000 M.

Standarte des Deutschen Kronprinzen. Größe 120 : 125 cm, Preis 45 000 M.

Wimpel des Deutschen Flottenvereins, 170 : 100 cm 1500 Mark, 40 : 25 cm, Preis 120 M., 60 : 40 cm 280 M., 85 : 50 cm 500 M.

Kaiserliche Jachtklubwimpel, 50 : 30 cm 200 M.

Und wer verzapft diese Ungeheuerlichkeiten? Antwort: Fritz Finke in Wilhelmshaven. Wer ist Fritz Finke? Eine Marine-Verlag, der „bei den Flaggen und Standarten unter der Garantie der Zurücknahme bei Nichtgefallen und sofortiger Zurückzahlung des Betrages“ Flaggen und Standarten verlegt. Die angegebenen Preise gelten für Januar 1923, sind also überholt. Möglichenfalls freilich hat der flinke Finke inzwischen ausverkauft. „Hurra“ kommt vom mhd. „hurren„ und bedeutet: „Haue hin!“ Am Hurra-Schreien sind die Deutschen schuld. Und am Antisemitismus sind die Juden schuld. Und an München sind die Bayern schuld.

Ein packender Augenblick war es, als plötzlich ein „Stillgestanden!“ über den Platz flog. Trommelwirbel schallte, der Präsentiermarsch erklang und die Gewehre präsentierten: aus dem Armeemuseum wurden die Fahnen des Regiments gebracht.

Mit klingendem Spiel ging der Zug über die Ludwigstraße durch das Siegestor zum Palais des Prinzen Leopold. Dort im Garten spielte der Huldigungsakt vor dem Prinzen sich ab. Oberst Brenner gab den Gefühlen der dem Inhaber huldigenden treuen Regimentskameraden Ausdruck, indem er daran erinnerte, welcher Stolz und welche Freude vor fünfzig Jahren jeden Regimentsangehörigen erfüllte, als dem Regiment die Ehre widerfuhr, daß der junge tapfere, mit der höchsten militärischen Auszeichnung — dem Max-Joseph-Ritterorden — geschmückte Prinz Leopold zum Inhaber des Regiments ernannt wurde. Und der Redner erinnerte auch daran, daß der Inhaber durch vierzig Friedensjahre sein Regiment zu einem wohldisziplinierten, tapferen Regiment gemacht, das, als der Krieg 1914 ausbrach, sich jeder Lage würdig zeigte und dessen einstigen Angehörigen dem Inhaber heute noch dankbare Treue bewahren. Ein stürmisches Hurra besiegelte des Redners Glückwünsche und Treuegelöbnis, worauf Prinz Leopold seiner Freude besonders darüber Ausdruck gab, daß die Huldigenden die alten, ehrwürdigen Fahnen, die schon im vorvergangenen Jahrhundert die 7er führten, auf seinen Grund und Boden brachten, damit er sie da begrüßen könne. Ein Hoch, das der Prinz anstimmte, auf das herrliche bayerische Vaterland, auf das

festgeeinte Deutsche Reich, fand jubelnden Widerhall und klang über in die feierliche Weise „Deutschland über alles“. Der Prinz unterhielt sich sodann mit jedem Einzelnen der Erschienenen, die schließlich nach einem strammen Vorbeimarsch zum Armeemuseum zurückzogen.

Das hat sich am 8. April 1923 in München begeben. Nieder mit dem Dolchstoß! Hoch Georg Fuchs! Sicherem Einvernehmen nach sollen einem on dit zufolge die Postgebühren wieder erhöht werden. Ich lege die veraltete Zeitung beiseite und öffne den nächsten Brief. Er bringt mir Kunde aus Amerika.

Der Dichter & Komponist des beliebten Liedes „Nach der Heimat möcht icht wieder“, Carl Kromer, machte in dieser Saison, nachdem ihm seine vorjährige Tournée so vorzüglich gelungen, mit seiner schwäbischen Liedergruppe (12 Personen) eine II. Konzertreise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Dieser Tage veröffentlicht er einen „Ruf aus der Not“ in den Tageblättern Chicagos, ihm zu helfen, seine zur Stuttgarter Oper gehörenden Mitglieder durch Unterstützung in die Lage zu versetzen, damit sie wieder zu Weib und Kind in die Heimat zurückkehren können.

Das Unternehmen brach finanziell zusammen.

Die Schwäbische Liedergruppe ist nun in eine katastrophale Lage versetzt, wie Tausende von Künstlern, die ihr Glück im Dollarlande versuchen. Es bewahrheitet sich mal wieder, „daß nicht alles Gold, was glänzt“.

Daß der Dichter und Komponist des Liedes „Nach der Heimat möcht ich wieder“ infolge finanziellen Zusammenbruches wieder nach der Heimat möchte, ist nicht nur traurig, sondern auch komisch. Meine Kopfschmerzen lassen nach, es geht nichts über Pyramidon.

Hk. Von der Berliner Technischen Hochschule. Wie wir hören, ist der ordentliche Professor für Lötrohrprobierkunst an der Berliner Technischen Hochschule, Geheimer Bergrat Dr. Otto Pufahl, Vorsteher des Probierlaboratoriums der Bergbau-Abteilung, zum 1. Oktober 1923 von den amtlichen Verpflichtungen entbunden worden. Pufahl lehrte von 1893 bis 1916 an der Berliner Bergakademie und seither an der Berliner Technischen Hochschule, nachdem der letzteren die Bergakademie als Abteilung für Bergbau angegliedert wurde.

Ich habe eine geschlagene Viertelstunde an dem Wort „Lötrohrprobierkunst“ herumgekaut. Dann hab ich es dank meiner unbestrittenen Intelligenz kapiert. Also das gibt es! Eine Lötrohrprobierkunst. . . . Mir bleibt nichts erspart, sagt schon der Dichter. Jeder sein eigenes Kabarett. Doch das Tollste ist ein Ausschnitt, den mir ein Freund zuschickt. Acht Minuten sind verstrichen, seit der Wecker geweckt hat. Ich bin noch arg verschlafen. Traumhaft gleiten die Buchstaben an mir vorüber. Um 1450 soll Herr Gensfleisch die Buchdruckerkunst erfunden haben. Der Mann mag sich begraben lassen, und, falls dieser Ratschlag verspätet ist, mag der selige Gutenberg wenigsten ein bißchen um die eigene Astralachse rotieren — angesichts der Fortschritte, die

seine Erfindung und mit dieser das Menschengeschlecht getätigt hat. Ich hänge mir einen Trauerrand um und klettere wieder ins Bett. Die zehn Minuten sind um. Länger vertrage ich heut das Leben nicht. Mein nach eigenem Verfahren hergestellter Klaps will schlafen.

Für Kartonnagenfabriken neues, sehr aussichtsreiches und lohnendes Arbeitsgebiet!

Metzinger Normalsarg

D. R. P. a. D. R. G. M.

Der ideale deutsche Volkssarg

eine Kombination von Holz und Pappe nach eigenem Verfahren hergestellt, erfährt fortgesetzt große Nachfrage trotz aller Nachahmungen und ist teilweise obligatorisch eingeführt. Zu günstigen Bedingungen können noch für große Bezirke

Lizenzen

vergeben werden. Nachahmungen werden gerichtlich verfolgt.

Anfragen ernsthafter Interessenten erbeten.

Vereinigte Kartonnagen- und Pappenfabriken Metzingen-Unterhausen Aktiengesellschaft, Metzingen (Württbg.)

Ich schlafe. Ich träume. Die Standarte des Königs von Sachsen weht auf meinem Kulminationspunkt. In einem Kahlbaum pendelt ein abgesägter Betriebsrat. Die Likörstuben schreien; „Ecce homo“ und werden für diese Missetat konfisziert. Prenzel boxt der Polizeistunde, die sichtlich Gold im Munde hat, in die Brust. Mona Lisa schmunzelt klassisch, Maria Orska modern. Walter Mehring schreibt ein Volkslied auf Kokain. Direktor Melamerson probiert Lötrohre. Hedwig Courths-Mahler (eine Kombination von Holz und Pappe) beteiligt sich am Lola-Bach-Ballett. Mit klingendem Spiel ziehen Herwarth Walden, Kurt Schwitters und der Gefängnisgeistlicher gewordene Rudolf Presber vorüber. Alice Hechy, mit einem hautanesken Duft bekleidet, trällert den von Nelson instrumentierten Schlager „Nach der Heimat möcht ich wieder“; Paul Simmel führt seinen Trickfilm vor, den Vollgenuß des Lebens in der Ehe betreffend; die „Fliegenden Blätter“ richten eine humoristische Ecke ein, deren Verunreinigung strengstens untersagt ist; die humoristische Ecke nimmt unfaßliche Dimensionen an und verschlingt uns allesamt; ich lache mich tot und werde freibleibend in eine Papierserviette gewickelt. Im Hintergrunde steigt der Mond empor, aber es ist nur der Dollar. Nachahmungen werden gerichtlich verfolgt.

ARNOLD HAHN

DER WASSERGEHALT DES MODERNEN SCHRIFTTUMS

Mein Vorschlag geht dahin, den philologischen Seminaren unserer Universitäten kleine Laboratorien anzugliedern, in welchen die einzelnen literarischen Produkte auf ihren Wassergehalt analysiert werden sollen. Dies müßte natürlich ohne Ansehen der literarischen Fabrik am besten durch vereidigte Sachverständige geschehen. Die Wichtigkeit dieser Maßregel leuchtet wohl sofort ein und bedarf keiner langen Erläuterungen.

Ich setze mit Recht voraus, daß jeder wahrhaft gebildete Mensch die Zahlen des Wassergehaltes unserer Nahrungsmittel wie in Erz gegossen in seinem Gehirne mit sich herumträgt. Er weiß z. B., daß die Kohlrübe 87 %, der Weizen 13 %, der Reis 10 % Wasser enthält. Auch kennt jeder halbwegs gesellschaftsfähige Mensch die mit Recht so berühmten Kalorien. Kalorien — nicht wahr? — das sind die Heizeinheiten, und je mehr ein Nahrungsmittel davon enthält, um so besser bringt es unsern Organismus zu lebendigem Glühen. Und je mehr Wasser es enthält, um so weniger bleibt für die kalorienhaltigen Nährstoffe übrig. Wer Kohlrüben ißt, sagt ein berühmter Forscher, heizt seinen Ofen mit einem Brikett und einem Eimer Wasser. Nun ist glücklicherweise das Wasser in unseren Nahrungsmitteln als flüssiges Wasser vorhanden. Man stelle sich aber vor, wie eine Kohlrübe aussehen würde, wenn das Wasser nicht im flüssigen, sondern im gasförmigen Zustande darin enthalten wäre — als Dampf oder als Nebel! Eine einzige Kohlrübe hätte dann die Größe eines ganzen Speisesaales. Sie wäre gedunsen wie ein Luftballon und müßte an die riesige Schüssel gekettet werden, damit sie nicht davon fliegt. Und dann müßte man mit qualvollem Bemühen diese Nebelfrucht in sich saugen . . . . und wäre nach dem Mahl ebenso hungrig wie zuvor.

Sieh nun zu, o wohlgebildeter, eifriger und gar zu freundlicher Leser, ob Dir nicht auf Deiner literarischen Tafel solche Nebelfrüchte vorgesetzt werden! Du saugst dickleibige Romane in Dich. Hast Du schon einmal geprüft, wieviel ästhetische und erkenntnisnährende Kalorien Deinen Seeleneingeweiden dabei zugeführt werden? Solltest Du ihnen nicht etwa bloß 1000 Kubikmeter Wortwasser einflößen, das mit einer alten Sentenz gesüßt ist? Oder hast Du nicht etwa bloß einen großen Ballon Wortnebel eingeschlürft? Du liest lyrische Gedichte. Gib acht, daß Du nicht einen ganzen plätschernden Wasserfall schluckst, der ebenso rasch die Exkretionsorgane Deiner Seele verläßt, als er eingedrungen ist. Besonders aber bei Essays, Kunstbetrachtungen, philosophischen Abhandlungen solltest Du, lieber, gar zu freundlicher Leser, sehr vorsichtig sein! Da gibt es besonders viel Wasser und Nebel!

Bekanntlich werden die Seiten der Bücher nicht vollständig bedruckt. Ein schöner weißer Rand umschließt das Gedruckte. Willst Du nicht einmal versuchshalber einen Bleistift nehmen und auf diesem schönen weißen Rand den Inhalt, die Essenz, den Extrakt des auf jeder Seite Gelesenen niederschreiben? Du wirst Deine Wunder erleben! Du wirst Blatt um Blatt wenden, ehe es Dir möglich sein wird, auf den Rand der 50. Seite das Ergebnis Deines Extrahierens niederzuschreiben. Z. B. „Der wahre Dichter hat Phantasie." Oder: „Tizian war ein venezianischer Maler." Ich will Dir nun auch das Geheimverfahren verraten, nach dem die großen Wasserkünstler ihre Nebelfrüchte herstellen. Als Vorbild dienen ihnen die gebräuchlichen Inhalationsapparate, bei denen Wasserdampf aus einer Düse über ein Körnchen Salz streicht und unwägbare Teilchen dieses Stoffes mitreißt. Ganz genau so machen es unsere Wasserkünstler! Sie blasen aus ihrem Wortkessel dicke Wortdämpfe über einen alten Weisheitssatz, eine längst bekannte Ansicht, ein altes Gefühl und fangen sie dann wieder in dem Reservoir eines Romans, einer Abhandlung, eines Gedichts auf. Glaube es mir, verehrungswürdiger Gönner, das Lesen dieser Bücher ist nichts anderes als Wortinhalation.

Und nun nimm Dir einmal einen von den schmalen Bänden Nietzsches vor und versuche, am Rand die Seiten auf ihren Nährwert zu reduzieren! O weh! Wie sind die Ränder schmal! Und ich wette, daß die ganze Seite nicht für Deine Inhaltsangabe reicht, wenn Du nicht — alles Wort für Wort so niederschreibst, wie es Nietzsche geschrieben hat. O, das ist ein nahrhafter Schriftsteller! Voll Kalorien! Er hat ein ganzes philosophisches Systhem in Sentenzen, Aphorismen geschrieben. Kraftnahrung. Beim Himmel! Ein anderer hätte aus den 10 Bänden mit Leichtigkeit 1000 mächtige Folianten blasen können mit den wunderbarsten Wortnebeln . . . . ein sogenanntes gewaltiges Werk. Aber ich zweifle, daß es Nietzsche gekonnt hätte. Denn sein Gehirn stand unter dem unerbittlichen Zwang, jeden Satz so lange zu pressen, hämmern, kneten und auszuwinden, bis alles überflüssige Wasser daraus verschwunden war, und nur soviel übrig blieb, um ihm die natürliche belebende Frische zu geben.

Nun, wenn ein Teil unserer Essayisten, Romanschreiber und Lyriker diesen unerbittlichen Zwang nicht fühlt, dann müssen eben nach meiner Anregung die kleinen Untersuchungslaboratorien die Arbeit des Pressens, Knetens und Auswindens übernehmen. Unter jeden Buchtitel wäre dann das ordnungsmäßig gestempelte Analysenresultat zu setzen. Zum Beispiel: Titel des fünfbändigen Werkes: „Kosmische Aspekte der Soziologisch-anthropologischen Geschichtsbildung." Darunter Analysenresultat: 99.99 % Wasser. Als kalorischer Rückstand wurde der Satz gefunden: „Das Leben ist eine Hühnerleiter."

Chinesische Lyrik — das war ins Deutsche übertragen meist chinesisch angemalter Geibel. Lag's an der Auswahl, lag's an den Mittlern — die Pfirsichblüten chinesischer Dichter dufteten im Deutschen meistens ein bißchen parfümiert. Von solcher Süßigkeit sind die Dichtungen „Pe-Lo-Thien" frei, die Albert Ehrenstein soeben in einem wunderschön ausgestatteten Bande bei Ernst Rowohlt herausgegeben hat. Es sind Dichtungen der edelsten Schwermut, deren Meister und Opfer ja nicht nur Pe-Lo-Thien, sondern auch der deutsche Albert Ehrenstein ist. Übertragung, Nachdichtung, Komponierung? Es handelt sich hier jedenfalls um die schönsten deutschen Verse, die seit dem Krieg ertönten:

FERN

Meinem Herz fehlt nichts
Und es ist bedrängt.
Meinem Leib fehlt nichts
Und er ist beengt.
Was klimmt in mir und ist verstimmt?
Mich frißt etwas, das in mir sitzt.
Fünf Jahre sah ich dich nicht.
Drei Jahre schriebst du mir nicht.
Das macht mich alt.
Ich umfasse mein Knie
Und sitz und seufze mich tot.
Der Wein ist rot,
Was trink ich ihn nicht?
Rot ist der Wein,
Wenn nicht mit dir —
Mit wem sollt ich mich freun?

DAS DORF TSCHÜ-TSCH'IN

In Süü-tscheu im alten Lande Fung,
Stadtfern ein Dorf liegt, heißt Tschü-tsch'in.
Maulbeerbäume, Hanf grünt in Fülle.
Webstühle, Webschiffchen knarren,
Rinder und Esel ohne Zahl
Laufen im Tal.

Die Mädchen schöpfen im Talfluß Wasser,
Die Männer holen auf den Bergen das Brennholz.
Die Höhen und Schluchten der Berge halten die Kreisstadt fern,
Fern die Geschäfte des Staats.
Die Sitten der Bauern sind einfach,
Hat man Güter, wird man nicht Kaufmann,
Gibt es Starke, treten sie nicht in das Kriegsheer.

Haus für Haus bewahrt des Dorfes Brauch;
Wird das Haupt weißer und weiß,
Tritt nicht mehr aus dem Tor der Greis.
Geboren — ist man des Dorfes Volk,
Gestorben — ist man des Dorfes Staub.
Auf den Feldern die Alten und Jungen —
Warum freuen sie sich, woran erquicken sie sich,
Wenn sie einander erblicken?

Im ganzen Dorfe wohnen nur zwei Sippen: zusammen!
Tschü und Tsch'in sind ihre Namen.
Von Geschlecht zu Geschlecht
Spinnt sich der Heirat Geflecht.
Die Alten und Jungen besuchen einander in Scharen,
Bei gelben Hühnern und weißem Wein
Gibt's fröhliches Beisammensein.
Alle zehn Tage.

Ich aber bin geboren in der Zeremonien Bezirk,
Als ich noch ein kleiner Junge war, verwaist und arm,
Mußte ich lernen — lernen Recht und Unrecht scheiden,
Grob faßte mich das Wissen an, der Weisheit Harm.
Ich sah die Welt vornehmen Namen schätzen,
Ich sah Gelehrte sich an Amt und amterlangten Frauen letzen
Und fesselte mich selbst an Fuß und Hand
Und hab des Amts und Wissens Wahn,
Die falsche Bahn zu spät erkannt!

Mit zehn Jahren las ich und erklärte alle Bücher,
Mit fünfzehn Jahren war ich schon ihr Erbe,
Herr des Schriftschmucks,
Mit zwanzig Jahren erhoben sie mich zum Genie,
Mit dreißig Jahren titulierte man mich Minister.
Nach unten spannen mich fort Gattin und Kind,
Nach oben gab es des Kaisers, der Verwandten Gnade,
Ich unterstützte das Haus, war Diener des Reichs —
Und träumte so, den guten Weg zu gehn.

Im Kahne kam ich dreimal nach Tschu,
Auf magerem Pferdchen viermal nach Thsin.
Am Abend, wenn ich lief, trug mein Leib die Farbe des Hungers,
Bei Nacht, wenn ich schlief, war ohne Ruhe die Seele.
Im Osten war ich, im Westen — o, keine Weile Stillstand,
Kommen und Gehen wie schwimmende Wolken!

Getrennt, verwirrt verlor ich die Heimat,,
Knochen und Fleisch, mir verwandt, zerstreuten sich über Land.
Nach Stromes Süden, noch Stromes Norden
Verzogen mir fürs Leben die Liebsten.
Wenn sie gingen, nahmen wir Abschied einen bittern Tag lang.
Daß sie starben, hörte ich nach einem Jahr.

Am Morgen liege ich kummervoll bis zum Abend,
Am Abend sitz ich wehklagend, erlebe den frühen Morgen.
Die Trauer glimmt, verbrennt mein Herz, das sich krümmt.
Der Betrübnis Rauhfrost dringt in mein Haar,
Mein Leben ist bitter, ich schwinde hin,
Ich sehne mich zu leben, wie das Volk des Dorfs Tschü-tsch'in.

KLAUS PRINGSHEIM

UM DIE NACHFOLGE LEO BLECHS

Ein paar Tage war Otto Klemperer als kommender Mann der Staatsoper der Mann des Tages. Aber dann war er nur ein in Betracht kommender Mann und nun kommt er nicht und kommt somit nicht mehr in Betracht.

Die Frage: Wer wird Leo Blechs Nachfolger? — ist von neuem ungelöst.

Blech geht nach Charlottenburg. Geht er, weil Charlottenburg ihn lockt, oder vermochte Charlottenburg ihn nur zu verlocken, weil er gehen wollte? Charlottenburg ist erstens eine Stadt, die Stadt Charlottenburg; zweitens ein Stück Berlin. Das Deutsche Opernhaus konnte von Anfang an ein Theater für die Berliner sein, die, z. B., in Charlottenburg wohnen; es ist (unter Hartmann) das Stadttheater der Charlottenburger geworden; ein Provinztheater. (Wenn auch seine Premieren in Berliner Blättern besprochen werden.) Nur, wenn Leo Blech aus dem Charlottenburger Haus, das ihm erwartungsvoll entgegenharrt wie eine Braut dem Geliebten, ein anderes Berliner Opernhaus macht, nur dann werden die Berliner keinen Grund haben, zu klagen, daß er Berlin verlassen, und keinen Grund mehr, zu fragen, warum er Berlin verlassen hat.

Leo Blech, der Generalmusikdirektor, stand im Amt zwischen dem Intendanten von Schillings und dem ersten Kapellmeister Stiedry. Der Raum, sagt man, sei ihm zu eng geworden. Stiedry hat sich in wenigen Jahren in eine Position hinaufdirigiert, die sich fast nur noch durch den Titel von der des Generalmusikdirektors unterscheidet. Und wenn der Intendant als Dirigent fungiert, so ist klar, daß ers nicht in bescheidener Stellung tun kann. Aber ebenso klar ist, daß dem Nachfolger Blechs der Raum nicht vom ersten

Tage an zu eng sein darf. Entweder also muß Platz geschaffen, der Raum erweitert — oder es muß ein Mann berufen werden, der als Kapellmeister neben Schillings und Stiedry am Platz ist. Ein erster Mann selbstverständlich, und man mag ihn Generalmusikdirektor nennen; aber keiner, der die (offene oder heimliche) Ambition eines Operndirektors mitbringt.

Stiedry könnte sich nicht wohl fühlen neben einem Operndirektor; ein Operndirektor könnte sich nicht wohl fühlen neben einem dirigierenden Intendanten; unwillig ertrüge einer den andern, der ihn unwillig erträgt. Einen Operndirektor gewinnen, hieße, Schillings und Stiedry oder sicher einen von beiden verlieren.

Wer auch nach Leo Blech kommt: der Verlust, den das Staatstheater erleidet, wird lange zu spüren sein. Die erzieherische und organisatorische Arbeit eines halben Menschenalters läßt der Scheidende darin zurück; er läßt sie zurück, und tausend Zusammenhänge sind zerrissen. Der Nachfolger wird es schwer genug haben, mit der Erbschaft seines Vorgängers fertig zu werden; auch für Schillings und Stiedry wird die Arbeit schwerer sein. Es ist darum, zu aller Unstabilität der heutigen Verhältnisse, gerade genug, genug an Gefahr der Lockerung und Auflösung, daß Leo Blech fehlen wird; die Gefahr wüchse zur ernsten Bedrohung, wenn es noch mehr solcher Abgänge gäbe.

Jene Unstabilität, eine Unfestigkeit des Bodens sozusagen, befestigt gewissermaßen die Stellung der Führer — oder, gerade heraus gesagt, des Führers, des Intendanten, der auf diesem Boden zu stehen versteht. Je zerfahrener der Betrieb, um so unentbehrlicher die Hand, die ihn zusammenhält; und um so gefährlicher, die Hand zu wechseln. Aber die Meinung spricht sich herum, daß Alles besser würde, wenn Herr von Schillings zwar Intendant bliebe, aber nichts weiter als eben ein Opernintendant wie andere Opernintendanten; dann könnte und müßte dem kommenden Mann alle Vollmacht des Operndirektors verliehen werden. Das wäre vielleicht eine mögliche Lösung, wenn es als Lösung möglich ist. Ich glaube nicht daran; auch nicht, wenn der Intendant selbst bereit wäre, ihre Möglichkeit zu erproben.

Max Schillings zählt zu den Führern einer Musikergeneration, die immerhin noch einiges Lebensrecht besitzt; zählt zu den besten Vertretern der besten deutschen Musikertradition; zählt zu den repräsentativen Persönlichkeiten der deutschen Musikwelt. Sein internationaler Ruf stärkt, über Deutschland hinaus, das Ansehen der Staatsoper; darum, dafür ist er an ihre Spitze gestellt. Aber ein Musiker soll, um seines Musikertums willen, an der Spitze eines Musikinstituts stehen und soll, gerade er, sich versagen, als Musiker zu wirken? Das ist gegen alle Vernunft und das zu fordern, wäre ebenso unpsychologisch wie unpolitisch. Ein Musiker als Intendant: Das bedeutet, daß kein Beamter Intendant ist; bedeutet aber auch:

der Intendant ist kein Beamter. Wollte man den Musiker-Intendanten nur Beamten sein lassen: dann wäre der Musiker überflüssig, und der Musiker war ein Fehlgriff.

Schillings, der Dirigent, ist umstritten; oder, um die Wahrheit zu sagen, mehr bestritten als umstritten. Aber ein Künstler wie Schillings hat das Recht, sich an hervorragender Stelle künstlerisch-aktiv zu äußern; die Staatsoper hat die Pflicht, einen Künstler wie Schillings als Künstler wirken zu lassen. (Ähnlich, wie einem großen Gelehrten, wenn er auch kein gleich großer Lehrer ist, ein großer Lehrstuhl gebührt.) Die Staatsoper kann sich „bessere" Dirigenten halten? In mittleren Provinztheatern kommt es vor allem aufs gute Dirigieren an; nicht im Berliner Opernhaus. Die staatliche Meisterkapelle hat nicht immer einen Kapellmeister nötig, dessen Spezialität ist, die Kapelle zu meistern. Einem Musiker aber, der die Tristanpartitur, die Tristanwelt meistert wie Max Schillings. ihren Tristan anzuvertrauen: diesen Luxus, und ein Luxus ist es im besten Sinne des Worts, kann, darf, soll die Staatsoper, da er ihr zufällt, sich leisten.

Die Frage: Wer wird Blechs Nachfolger? — bleibt interessant. Wer auf sich hält, präsentiert einen Kandidaten. Pünktlich taucht Alexander Zemlinsky auf, der Klemperer der Prager Deutschen. Festzustellen ist jedoch, daß neben Stiedry ein weniger mahlerisch orientierter Musiker erwünschter wäre als dieser typischste Mahler-epigone; und obendrein zu bezweifeln, ob der fünfzigjährige Duodez-diktator noch soviel Schmiegsamkeit besäße, als Kapellmeister des Staatstheaters seinen Platz zu finden. Weingartner, Strauß, Blech. Stiedry, um nur ein paar Beispiele zu nennen, alle waren sie sozusagen noch Nachwuchs, als sie berufen wurden; besser jedenfalls ein zukunftsfreudiger, junger Musiker, der das Zeug hat, sich hinaufzuarbeiten, als ein in engeren Verhältnissen längst Arrivierter, Eingesessener, der abgearbeitet nach Berlin käme. An Auswahl fehlt es nicht. Karl Leonhardt, als Generalmusikdirektor in Stuttgart. Buschs Nachfolger; Stefan Strasser, in Wien, Budapest, Stockholm bekannter als in Deutschland; der als Komponist begabte Manfred Gurlitt, Träger eines guten Familiennamens, der am Bremer Stadttheater neben Wohllebe als erster Kapellmeister wirkt; Richard Lert, in Hannover der führende Mann des Musiklebens — jeder von ihnen „soll Aussicht haben"; vielleicht auch gar der glänzende junge Dirigent, der, nach kurzer Bewährung in Elberfeld und Düsseldorf, das in der Erinnerung an Furtwängler noch verwöhnte Mannheim im ersten Ansturm erobert, es dort in ein paar Monaten zum Operndirektor gebracht hat. . .

Die Frage: Wer wird Leo Blechs Nachfolger? — ist interessant. Man trägt, indem man sie stellt, nicht zu ihrer Beantwortung bei.

OSWALD PANDER: VOM KOMMENDEN THEATER

In Hamburg erlebte ich zusammen mit Tausenden die Uraufführung einer Tragödie die von allem abweicht, was auf dem Theater heute oder zu irgend einer Zeit gesehen worden ist. Dies außerordentliche, weil einen Abschnitt der Theatergeschichte einleitende Ereignis vermittelte keine der Hamburger Bühnen (über die alle Blätter das Reich auf dem Laufenden halten). Sondern die Tanzbühne Laban zeigte Rudolf von Labans Tanztragödie „Gaukelei".

Tanztragödie! Ja gibt es denn das?

Da dem Leser alle Vergleichsmöglichkeiten fehlen für eine Kunstform, von deren Dasein er nichts weiß, darf zunächst wohl gesagt werden, daß das Tanzdrama keine Pantomime ist. Keine in altgeprägten Begriffen stumme, doch gesprochene Handlung. Unter diesem Vorbehalt sei ein Grundriß versucht.

Im Reich des finsteren Tyrannen bezaubert der Gaukler die Menschen. Ihn liebt die Prinzessin. Schergen liefern ihn dem Henker aus. Volk, Bettler murren. Einer nimmt das Beil weg. Der Gaukler entkommt, und der Bettler wird ergriffen, getötet. Schwarze Verschwörer sitzen zu Gericht, verurteilen den Tyrannen, krönen den Gaukler. Die Prinzessin stirbt. Den Gekrönten erscheinen die drei Toten. Sein eigenes Ich tritt vor ihn. Er bricht zusammen. Übrig bleibt der Narr.

Was man in fünf Reigen sieht ist mehr und weniger. Denn es geht um keinerlei gewohnte Gegenständlichkeit. Eine Schau innerer Gesichte erschließt sich dem körperlichen Auge. Wenn der Tyrann stürzt: fällt, ausgehöhlt, eine titanische Steinwelt zusammen. Werner Krauss? Aber Laban ist kein Schauspieler, verzieht hinter starr geschminkter Maske kaum die Miene. (In seinem Auge spiegelt sich der Tanz.) Keiths Henker füllt die Szene mit schrecklicher Kraft. Seine Dämonie geht nicht von dem vergoldeten Pappbeil aus — das zielt so wenig auf Illusion wie auf den Hals des Verurteilten —, von keiner realdrohenden Gebärde. Wodurch ist man gebannt? Etwa durch die Meisterschaft der fliegenden Hochsprünge? Bezauberung verführt schon im ersten Reigen, wie der Gaukler das Mädchen, mehr noch die Zuschauer in entrückte Bereiche, wenn Raunen der Hofleute, Munkeln der Mägde, Grollen des Volks, Lachen des Narren in magische Lichtflut untertauchen. (Nicht des Scheinwerfers, und Laute hört man nicht. Die Musik dient bescheiden, nie malend, als Begleitung.) Stärker noch des Bettlers Tod. Umklammern den Alten einer Riesenspinne Steinkrallen? Nur der Tänzer Hände, Hände paarweis neben Händen, umschließen des geduckten Tänzers seitlich ausgestreckte Arme. Wodurch ist man also gebannt? Nur durch raumrythmische Zeichen. Sie gestalten hier verzweifelte Not, die irren Versuch wagt, sich selbst zu drosseln. Bewegung, nur Bewegung schärft gefährlich falschen Frohsinn am Hof des neuen, des Gauklerkönigs. Bewegung steigert methaphysisch den fünften Reigen zum Gaukelspiel der

letzten Dinge. Tod und Leben als Erscheinung. Ein Rätsel, unlösbar sonst, erlebt sich selbst. Seele erschaut ihr Spiegelbild. Vergangenes und Künftiges fallen zeitlos in eins. Die Vision der Toten, rein tänzerisch gegeben in knappen seitlichen Schaukelschritten von drei aneinandergefrorenen Körpern, scheint minutenlang den Bühnenraum, den Zuschauerraum, Raum selbst als Abstraktum, als Beziehung, aufzusaugen. Bis jene Gaukelei: Welt — irr an sich — erlischt, verschwindet und Narrheit melancholisch über dem Untergang schwebt.

Wenn diese raumrhythmischen Runen, als unsichtbare Linien von bewegten Körpern in die Luft geschnitten, überbegriffliche Erkenntnis deutend, wenn solche bisher ungekannte Bewegungsphantasmagorie mit einemmal Tausende zur Mitahmung zwingt, (so daß bei jeder Aufführung die Menschenmenge aus stummem Bann in jubelnde Huldigung ausbrach): es ist Frucht eines Lebenswerkes — doch auch Zeichen einer Epoche. In seinem Hamburger Halbjahr — nach der Schweizer und Stuttgarter Zeit — hat Laban als Tanzdichter, Tanzforscher, Tanzleiter, -Lehrer und -Schriftsteller die Möglichkeiten der neuen Kunstform vorbereitet, erprobt, erwiesen. Sie gehören zu den Notwendigkeiten des kommenden Theaters. Der unbezweifelte, zuerst langsame, nun doch schon kraß beschleunigte Untergang des alten Theaters ist bisher fast nur aus negativen Ursachen erklärt worden. Ebenso stark sind die positiven: soziologische und ästhetische Bedingungen und Keime einer Neuschöpfung. Außer Laban erkannten teils, teils ahnten dies Geschehen: Adolf Behne, Luserke, Hans Brandenburg, Adrian Dietrich, Bruno Taut — und manche Unbekannte. Sofern mit Kultischem es zusammenhängt — nur darf man auch diesen Begriff nicht bürgerlich-romantisch, verkleinernd und vergröbernd, antikisierend, antiquarisch, denken — stellt Laban ihn durch seine Laienchöre klar, junge Menschen, die ihre Feierstunden dem Tanz weihen und Tanzwerke einüben, wie ein Sängerchor Oratorien. Als Laban diese Tanzlaienchöre in seiner „Lichtwende“ zum erstenmal zeigte, war mit dem Titel des Werkes auch das Ergebnis gekennzeichnet. Die Bewegung, als Erziehungsfaktor in die neue Schule namentlich durch Prof. Fritz Kuhlmann grundsätzlich und tatsächlich eingeführt, als neuer Wille zur Lebensgestaltung im Volke mannigfach nachgewiesen, setzt sich im neuen Tanz in die letzte, die künstlerische und die kultische Form um. Ihnen schuf Laban eine strenge Bewegungsharmonielehre, orchestral komponierte Bewegungskunstwerke, eine stereometrisch eindeutige Schrift (die neue Choreographie) und die einzeltänzerischer Ausbildung, in der Organisation und im Gestaltungsgesamtwillen vorbildliche Tanzbühne: als freiwillig Beauftragter der Epoche. Sozial setzt Laban die Gemeinschaft, ihren unbedingten Dienst am Werk. Taktisch tritt er den bestehenden Bühnen nicht als Gegner noch Konkurrent, sondern als Berater und Helfer gegenüber.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Juliwoche

In diesen Tagen, da die Finanzämter sich anschicken, die Zahlungsbescheide über die versechsfachte Zwangsanleihe an die Pflichtigen herauszusenden, erhebt sich aus dem Studium der Vorschriften noch einmal eine kleine, aber nicht unwesentliche Frage. Nicht etwa eine Frage nach der Tragbarkeit —: die ist diesmal, nachdem das Finanzministerium sich statt mit der Verzehnfachung, die anfangs von ihm verlangt worden war, mit der Versechsfachung einverstanden erklärt hatte, auch von klagefreudigen Organen wohlweislich nicht bestritten worden. Was zu denken gibt, ist vielmehr die Bezahlungsweise. In zwei Hälften sollen nämlich die Beträge abgeführt werden: bis zum 1. August 1923 und bis zum 2. Januar 1924. Das scheint zunächst eine Wiederholung jener früheren Methoden, die den Pflichtigen durch lange Hinausziehung der Termine stets Gelegenheit gaben, real mit einem Pfifferling davon zu kommen. Aber der erste Anschein trügt: Zum ersten Male ist hier, anders als in sämtlichen übrigen Steuergesetzen (anders auch als in dem kläglichen Geldentwertungsgesetz!) der Grundsatz Mark = Mark radikal aufgegeben und die Steuerpflicht auf einen Realindex eingestellt, der jedes Echappieren aus der wirklichen Zahlungspflicht verhindert. Im Artikel III nämlich ist bestimmt, daß der Betrag der beiden Teilzahlungen sich in demselben Maße verändert, in dem der Berliner Börsenpreis für märkischen Roggen von einem Satze von 120 000 Mark je Zentner abweicht. (Er ist heute schon ganz erheblich höher.) Diese Bestimmung ist im Steuerbereich tatsächlich revolutionär. Sie kommt im Wesen der Einführung jener Goldwertbesteuerung gleich, die oftmals gefordert, immer aber als undurchführbar abgelehnt worden ist. Darf man also fragen, ob, was bei der neuen Zwangsanleihe jetzt auf einmal doch möglich war, in ähnlicher Weise schließlich nicht auch bei anderen Steuerarten möglich wäre, — verneinendenfalls: aus welchem Grunde, und bejahendenfalls: zu welchem Termin?

Vom 26. Juli dieses Jahres an wird die Firma Hugo Stinnes in dem Barmer Bankverein eine zweite deutsche Aktienbank, diesmal eine Mittelbank, faktisch beherrschen. Die Herrschaft über dieses Institut wird, anders als bei der Berliner Handelsgesellschaft, allem Anschein nach sogar majoritär sein; denn neben den 200 Millionen neuer Aktien, die Herr Stinnes von dem 1250 Millionen Gesamtkapital übereignet bekommen wird, hat er vermutlich bereits ein so großes Paket am freien Markt zusammengekauft, daß er in der Lage ist, wirklich diejenige Gewalt auszuüben, die man in Amerika „kontrollieren“ nennt. In Frage scheint

noch, zu welchem Kurs Herr Stinnes die neuen Aktien übernimmt, welche finanzielle Stärkung ihres Unternehmens die übrigen Aktionäre also als Äquivalent für die prozentuale Verminderung ihrer Partnerschaft verbuchen können. Aber gesetzt sogar den Fall, die Bezahlung erfolgte zum vollen Börsenkurs der alten Aktien am Übernahmetag, so wäre der Posten, in Gold verrechnet und auf längere Sicht hinaus betrachtet, nach Lage der Dinge doch immer noch eminent billig. Man sieht, wie die ganze Situation unter der Herrschaft des Papierschwindels dazu führt, daß die großen, flüssigen Konzerne gewissermaßen für ein Omelett (rund 12 Dollars kostet gegenwärtig die 1000-Mark-Aktie des Barmer Bankvereins) Dauerherrschaft über riesige Unternehmungen gewinnen können, — als Ergebnis eines Fischzugs mit dem Netz Papiermark, dessen Opfer diesmal nicht die Lohnempfängerschaft, sondern — ohne daß sie es noch weiß — die Bourgeoisie ist. Dies ist der erste prinzipielle Gedanke, der sich aus der Betrachtung des Vorgangs wieder einmal ergibt, ein Gedanke, der größeres Gewicht haben sollte, als der Rausch einer Kursverdoppelung, für die viele Kurzsichtige dem Mülheimer Zauberer so innig danken. Der zweite Gedanke bezieht sich auf die Fonds, aus denen Herr Stinnes diese stürmische Expansionstätigkeit bestreitet, Fonds, von denen dem Ausland schon längst nicht mehr, dem Inland merkwürdigerweise aber immer noch erzählt werden kann, sie stammten aus einer notleidenden, ausgepowerten, in ihren trübseligen Bilanzen aufrichtigen Industrie. Entwicklungsgeschichtlich am bedeutungsvollsten, wenn auch nur eine Konsequenz der beiden ersten Erwägungen, scheint aber ein Gedanke, der sich auf die offensichtliche radikale Verschiebung im Verhältnis zwischen Banken und Industrie einerseits, zwischen Banken und Publikum andererseits bezieht. Was waren Banken früher? Unternehmungen, die der Geldanlage und dem Geldverkehr des großen Publikums dienten, mit Hilfe von Mitteln, die ihnen in Form von Aktienbeteiligungen oder Einlagen ebenfalls vom großen Publikum übergeben waren. Als Anlage und Gewinnstgeschäft wurden zwar immer auch Transaktionen mit der Industrie gesucht, mehr noch: die Banken standen den industriellen Unternehmungen in ihrem Werden auf diese Weise geradezu Pate; aber niemals war zu verkennen, daß es sich bei alledem nur eben um Anlage vorhandener Mittel handelte und daß die eigentliche Zweckbestimmung der Bank auf der Kreditoren-, nicht auf der Debitorenseite lag. Das hat sich scheinbar absolut gewandelt: die Banken scheinen nicht mehr für die Kreditoren da, die immer mehr en canaille behandelt werden, sondern für die paar großen Debitoren, die sie für den Preis einer etwas luxuriösen Abendeinladung unterworfen haben und sich der zusammenfließenden Gelder des Publikums nicht mehr in dessen, sondern in ihrem eigenen Interesse bedienen. Mit einem Worte: die Banken sind auf dem Wege, Zweigbüros einiger weniger großer Industriekonzerne zu werden. Was das heißt — was das

besonders für eine kommende Zeit heißt, in der der mittlere und kleine Unternehmer dringendst finanzielle Fürsorge brauchen wird, — bedarf keiner weitläufigen Darstellung.

Die Darmstädter und Nationalbank, die in dieser Woche ihren Abschluß veröffentlicht, scheint von einem Glück begünstigt, das im bürokratischen Betriebe unserer heutigen Großbanken selten geworden ist: zu ihren Leitern scheint ein Kopf von überdurchschnittlicher Begabung zu gehören. Die Rolle, die der Direktor Goldschmidt bei einer ganzen Reihe großer Finanztransaktionen während der letzten Zeit gespielt hat, ist bekannt, sie scheint nach der persönlichen Seite nur noch dem Einfluß vergleichbar, den in früheren Jahren Herr Fürstenberg von der Handelsgesellschaft ausübte. Von einem Institut, in dem solche Kräfte wirken, dürfte erwartet werden, daß es in dieser anormalen Zeit auch seine Bilanzen nach anderen Maximen gestalte, als nach den überlebten, die unsere sonstigen Institute noch immer anwenden. In der Tat hat sich die Darmstädter und Nationalbank diesmal in überraschender Weise vom bisherigen Bilanzierungsschema entfernt; aber es wäre zu viel gesagt, daß gerade diese Art von Originalität das ist, was man beanspruchen zu können glaubte. Daß die Bank ihren Umsatz nicht mehr angibt, weil der Addition von Markposten aus den verschiedenen Wertepochen eines Jahres kein Sinn mehr innewohnt, ist ein richtiger Ansatz auf dem Wege, der konsequent zu einer Nebenbilanz in Goldwerten hätte führen müssen. Solche Bilanzen werden heute intern schon von vielen Industrieunternehmungen aufgestellt, und die Großbank, die damit zum ersten Male auch öffentlich voranginge, erwürbe sich ein Verdienst um die Klärung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse. Aber die Darmstädter und Nationalbank ist, wie gesagt, diesen Weg nicht zu Ende gegangen, ihre Aufrichtigkeit erstreckt sich also nur auf die Negation eines unwahrhaftig gewordenen Maßstabes, nicht auf die Einführung eines wahrhaftigeren. Noch weittragender ist allerdings ein zweiter Tatbestand in dieser Bilanz, nämlich die Ausschreibung des ganzen Wertpapierbestandes der Bank, ihrer gesamten konsortialen und dauernden Beteiligungen und ihres gesamten riesigen Eigentums an Gebäuden und Grundstücken auf den Wert einer einzigen Papiermark. Ob der gesamte Wert all dieser Positionen nach heutigem Papierstand noch mit Milliarden beziffert werden kann oder ob er schon um die Billionen geht, bleibe unerörtert. Jedenfalls ist diese radikale Art von Reservestellung ein Novum, das nicht gerade geeignet ist, den Kredit derzeitiger Bilanzen im allgemeinen zu erhöhen, und das nur ein dialektisch besonders begabter Kopf der kaufmännischen Moral, dem Aktienrecht und der Steuergesetzgebung gegenüber wird verteidigen können.

GLOSSEN

WARUM ERSCHEINT NICHTS MEHR VON IHNEN?

Weil das Publikum mit dem verdorbensten Geschmack eine wütende Tadelsucht zu verbinden scheint.

*

Weil ein vernünftiger Mensch nicht ohne Antrieb handeln darf.

*

Weil mir meine Ruhe zu lieb ist.

*

Weil das Publikum seine Autoren behandelt, wie die Werber von Pont St. Michel ihre Rekruten: den ersten Tag Rausch und zehn Taler —, und Stockschläge für den Rest des Lebens.

*

Weil ich zu sterben fürchte, ohne gelebt zu haben. (Bin ich denn ein Spiegel, verpflichtet, all das wiederzugeben, was die Welt hineinwirft an buntem Spiel?)

*

Weil ich nicht wie die Gelehrten tun möchte, die gleich Eseln sich vor leerer Krippe stoßen und schlagen.

*

Weil mir die Achtung sauberer Leute und ein friedliches Privatleben mehr gilt als ein paar halbwegs anständige Kritiken, das geringe Honorar und . . . der Wust der Anwürfe und Verleumdungen.

*

Weil ich so sehr als irgend ein anderer Sterblicher das Recht habe, mir selbst zu leben —, nach all den Nichtswürdigkeiten, die ich bei jedem meiner literarischen „Erfolge“ einstecken mußte.

*

Weil ich, wie Bacon sagt, nie Ruhm und Glück habe Hand in Hand gehen sehen.

*

Weil das Publikum sich nur für den Erfolg d e r Autoren einsetzt, die es n i c h t achtet.

*

Weil ich nur noch meinesgleichen zu gefallen gedenke.

*

Und weil ich mich um so wohler fühle, je mehr mein literarischer Ruf schwindet.

Aus dem Französischen des N. Chamfort (um 1790) von Fiete Fischer.

Im „M o n t a g M o r g e n“, der neuen Berliner Montagszeitung, war zu lesen:

Will man wissen, warum wir Deutschen keine oder schlechte Politiker sind, hier ist die Ursache: Bei einem dreizehnjährigen Volksschüler in einem Alpennest fand man folgende Mitgliedskarte:

Südmärk. Jugendbund
Villach Alpenvolk.



Ausweis Nr. 188
für Friedrich P. . . . . ,
geboren am 10. Juni 1910.
wohnhaft Khevenhüllergasse Nr. 6.
V o l k s s c h ü l e r.
Villach, am 25. 5. 1923.

Das politische Urteil des Deutschen wird viel zu früh gebildet und dann, unkontrolliert, festgehalten. Aber früher war es wenigstens ein Studentenurteil, jetzt sind's Gymnasiasten und gar Volksschüler, die Ziel und Weg unserer völkischen Rettung festlegen.

BRIEFE AN DAS TAGEBUCH.

Berlin-Wilmersdorf, den 22. 6. 23.

Sehr geehrter Herr Großmann!

Der Schreiber dieser Zeilen ist Student an der Universität Berlin, Deutsch-Böhme, Karlsbader, übrigens geborener Berliner, also für unsere anschlußfreudigen Behörden: Tschechoslovak. Der Berliner Ausländer, von der amtlichen Anschlußfreudigkeit gerührt, fügt sich und ersucht bei dem „Ausländeramt" der Berliner Studentenschaft um Gleichberechtigung in einer (grundsätzlich gleichgültigen) finanziellen Angelegenheit. Der inländische Kommilitone prüft, prüft und beschließt, den Wilmersdorfer Slovaken als gleichberechtigt anzuerkennen, — d. h., man erhält einen Fragebogen. Nicht weniger als dreimal erforscht das Ausländeramt, ob Vater, Mutter und Antragsteller vielleicht eine ausländische Religion haben. Nicht weniger als dreimal antwortet man harmlos mit: „Mosaisch", und dann kommt eine frivole Herausforderung des Deutschtums, sehr hübsch verkleidet: Man hat ehrenwörtlich zu versichern, daß man deutscher Abstammung sei, und dies durch Unterschrift zu bestätigen. Geschieht. Da aber heißt es, man solle das durchstreichen. Auf eine entrüstet-erstaunte Frage erfolgt nun die Aufklärung, beinahe vor der eigenen Dummheit verlegen, aber doch autoritativ (wörtlich!): „Deutscher? Gewiß, aber Sie müssen das doch durchstreichen. Für uns sind nur Arier Deutsche!"

So geschehen dem unterzeichneten Deutschen am 22. Juni 1923, im vierten Jahre der deutschen Republik, bei einer amtlichen Vertretung deutscher Studenten.

Unter dem Druck finanzieller und sozialer Notwendigkeit wird also von einem deutschen Menschen ein amtlicher Verzicht auf sein Deutschtum erzwungen. Das bestätige ich mit meiner deutschen Unterschrift:

Alfons Steiniger.

An Karl Kraus (Wien)

Wertester Herr Kraus, dem Brauch, über Sie öffentlich Geäußertes in Ihrem Journal abzudrucken, treu zu bleiben, muß Ihnen im Falle Ihrer Charakteristik im Bestiarium etwas unangenehm gewesen sein. Denn der sonst so witzige Schriftsteller ist es nicht in den dem Abdruck folgenden Bemerkungen, in denen Sie mich dreimal Schmierfink nennen, ferner Halbgeist, Sudler, Erotiker, Benediktiner, Kleiderkastenarrangeur, Bolschewik, Pornograph — es fehlt nur der Aesthet. Dann zitieren Sie eine Polemik des Redakteurs der „Meggendorfer-Blätter", H. Th. Haecker, gegen mich aus dem Jahr 1914, in dem ich Unterricht in Kierkegaard und Christentum bekomme, und weiter einen Satz von mir, in dem ich den witzigen Herakles bewundere, der seit 25 Jahren den wienerischen Augiasstall bei Tag ausräumt, um den Mist bei Nacht wieder in den Stall zu schaffen, was den Mist freut und den Mistbauer leben läßt. Sie sagen, ich sei einer, der „am schwersten unter Ihrer Nichtachtung leide" — Sie überschätzen hier meine Empfindlichkeit, wie Sie meinen Ehrgeiz unterschätzen, von dem Sie behaupten, er „bedaure es, mit Ihnen nie die Schweine gehütet zu haben", die Ihnen den Stall füllen. Um diese in ihrer Intimität Ihnen wohl selber erstaunlichen Sätze zu rechtfertigen, konstruieren Sie eine Annäherung oder Nähe meinerseits an Ihre Person, die Sie „mit einem entsagenden, nie von Blei vergessenen Blick abgelehnt" hätten. Nun ist das Erstaunen an mir. Vor gut über zwanzig Jahren hat Sie mir P. Altenberg in einem Nachtlokal zu Wien vorgestellt, was Sie benützten, sich als nicht gebetener Gast ein paar Mal an den Tisch zu setzen, an dem ich saß — besonders wenn Frauen dabei waren. Sie standen damals in Ihrer erotischen Periode, was sich, wenigstens soweit ich davon betroffen wurde, in Versuchen zu etwas forcierten Unterhaltungen mit Frauen äußerte. Ohne weiteren Effekt als diesen, daß man nicht darauf einging und mich, hatten Sie den Tisch endlich verlassen, fragte, wer der komische Mensch sei. Einige Jahre später erzählte mir sehr belustigt zuweilen, aber manchmal auch geärgert, Wedekind das gleiche Erlebnis mit Ihnen. Nun, das waren Unarten Ihrer Jugend und nicht halb so schlimm wie meine „Pornographie". Vor fünfzehn Jahren erbaten Sie telegrafisch von mir Briefe von Rops für Ihre Zeitung. Und dann traf ich Sie wieder 1908 in Berlin, nachts in einer Schnapsbude und für zehn Minuten. Was ich zu Ihrem Plane meine, die „Fackel" in Berlin herauszugeben, fragten Sie mich, und als ich Ihnen antwortete, daß mir solches die Generalprobe auf Ihr Talent bedeutete, da schien Ihnen diese Meinung über Ihr Talent nicht schmeichelhaft genug und Sie begannen vom „Hyperion", den ich damals herausgab, mit wenig Freude daran zu spre-

chen, besonders eine Erzählung von M. Beradt erregte Ihr Mißfallen. Daß ich je „mit dem Herzenswunsch an Sie herantrat, mit Ihnen eine Zeitschrift herauszugeben“, dies, wertester Herr Kraus, bilden Sie sich ein oder wollen es aus naheliegenden Gründen Ihren Lesern einbilden, wie Sie ihnen ja auch weismachen, ich „hätte manches von Ihnen aufgeschnappt“, wozu Sie als Beispiel Ihre Meinung über den Prof. Freud anführen. Unsere geselligen Beziehungen, wenn das sich zufällig Treffen in Lokalen den Namen verdient, liegen Jahrzehnte zurück und waren so gering, daß ich, wie man's in solchen Fällen flüchtiger Bekanntschaft zu tun pflegt, Sie zu grüßen aufgab, wenn wir, es war in den letzten fünfzehn Jahren zwei-, dreimal, einander auf der Straße begegneten. Und dem entsprachen meine innern Beziehungen zu Ihrer Person und Ihren literarischen Unternehmungen. Man muß sehr wienerisch in Wien seßhaft sein, um den Witz Ihrer Fackel zu verstehen und zu goutieren, und ich habe nur sehr wenig Zeit meines Lebens in Wien verbracht, bin garnicht eingeweiht in die von Ihnen so lustig gelupften Dessous dieser Stadt, an deren saubere Wäsche ich mich während meiner kurzen Aufenthalte lieber hielt, als daß ich mir von Ihnen ihre schmutzige zeigen lassen wollte. So kam es, daß ich in meinem ganzen Leben kaum mehr als sechs oder sieben Hefte Ihrer Zeitung gelesen habe, genügend, um ein Urteil darüber zu haben. Man sagte mir zwar in Wien, Sie häten Schopenhauer, Jean Paul, Claudius, Nestroy und noch einige entdeckt. Aber die mir fehlende Neugierde nach weitern solchen Entdeckungen bringt mich nicht dazu, Ihr Journal zu abonnieren, das, finde ich es zufällig, mir immer ein Pläsier ist, sei es in Ihrem sittlichen Pathos, sei es im Witz, wenn er den mir fremden, aber Ihnen geläufigen Schottenring überschreitet. Aber deshalb keine Freundschaft, lieber Herr Kraus! Nicht die Fiktion einer Nähe, mit der Sie die weite und garnicht vorbedacht, sondern sehr natürlich weite Distanz, die ich zu Ihnen hielt und halte, vermindern wollen, um sich als den von mir Umworbenen, mich als den von Ihnen Verschmähten Ihren jungen Leuten vorzustellen. Auch wenn Sie wegen eines im Salzburger Dom gespielten Stückes von Hofmannsthal aus der kaum betretenen Kirche wieder ausgetreten sind, dürfen Sie nicht lügen, daß ich mich je um Sie und Ihre Sympathien für mich gekümmert hätte. Die Schimpfworte können ein zu Substantiven geronnenes Urteil über meine Tätigkeit sein, sind also diskutabel. Aber diese negative Anbiederung an meine Person, dieses so tun, als ob ich Sie oder von Ihnen je etwas gewollt hätte, das ist, selbst von einem Journalisten Ihrer Art geübt, ein unanständiger Schwindel, den ich Ihnen, trotz allem, nicht zugetraut hätte.

Franz Blei.

TISCH MIT BÜCHERN

Märchen aus Turkestan und Tibet. Isländische Märchen. Erschienen in der Sammlung: Märchen der Weltliteratur. (Eugen Diederichs, Jena.) An sich ist diese Sammlung längst geschätzt und durchgesetzt, aber die beiden neuen Bände seien hervorgehoben, weil sie gewissermaßen die Pole des germanischen Märchens zeigen: von Island her die aus Nebeln und Träumen kommenden Geister, die großen Figuren, die dann in den Epen massiv und real wurden, die Kobolde, Elfen, Riesen, die dem nordischen Land sehr eingeboren sind und heute noch durch unseren Aberglauben ziehen. Dem gegenüber die Märchen aus Turkestan und Tibet, aus den Wurzelländern der Indogermanen, von woher sie die Ingredienzien der östlichen Mystik mitbringen und ganz durchglüht sind von der Sonne und den Leidenschaften des Ostens; von Island her die Natursymbolik, von Tibet her die Fülle des Gegenständlichen. *K.*

ANEKDOTE

Russische Finanzen

Sowjetrußland hat ein neues Geld eingeführt, den Tscherwonetz. Eines Tages wird einer der Leiter des russischen Finanzwesens gefragt, wodurch denn das neue Papiergeld gedeckt sei. Er erwidert: „Durch das ‚Kapital' von Marx."

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 26):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis pro Juli bis September: in Deutschland 25 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN

Hamburger Handelsbank

Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Gewinn- und Verlust-Rechnung per 31. Dezember 1922.

Soll.		M.	Pf.
Allgemeine Unkosten		297,421,926	12
Steuerrückstellungen		75,000,000	—
Reingewinn	156,362,921,18		
davon ab 50 % Dividende	75,000,000,—		
Reserve	50,000,000,—		
Tantième für Aufsichtsrat	5,750,000,—		
Hamburger gemeinnützige Zwecke	10,000,000,—		
Beamten-Unterstützungsfonds	5,000,000,—		
Vortrag auf neue Rechnung	10,612,921,18	156,362,921	18
		528,784,847	30

Haben.	M.	Pf.
Gewinnvortrag aus 1921	1,496,790	71
Gewinne an Zinsen und Wechsel	281,094,088	34
an Provisionen	108,013,701	10
an Effekten und Konsortialgeschäften	138,180,267	15
	528,784,847	30

Bilanz, abgeschlossen am 31. Dezember 1922.

Aktiva.		M.	Pf.
Kasse, fremde Geldsorten, Zinsscheine und Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken		114,539,740	71
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen		298,856,355	40
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen		1,175,161,107	37
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere		15,456,400	—
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen davon am Bilanztage gedeckt:			
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine	325,159,075,47		
b) durch andere Sicherheiten	120,612,580,42	445,771,655	89
Eigene Wertpapiere:			
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	40,409,305,—		
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbaren Wertpapiere	23,510,746,—		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	11,842,764,25		
d) sonstige Wertpapiere	6,450,500,—	82,213,315	25
Konsortialbeteiligungen		41,912,224	—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen		3,372,000	—
Debitoren in laufender Rechnung:			
a) gedeckte	2,138,338,354,94		
b) ungedeckte	488,658,580,31	2,626,996,935	25
Aval- und Bürgschaftsdebitoren	243,344,046,—		
Bankgebäude in Harburg		500,000	—
Inventar		1	—
		4 804,779,734	87

Passiva.		M.	Pf.
Kommanditkapital		150,000,000	—
Reserve		60,000,000	—
Kreditoren:			
a) Nostroverpflichtungen		245,791,463	53
b) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen		94,788,106	90
c) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung:			
1. Innerhalb 7 Tagen fällig	645,513,792,90		
2. Darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	245,633,222,02		
3. nach 3 Monaten fällig	823,743,884,49	1,714,890,899	41
d) Sonstige Kreditoren:			
1. Innerhalb 7 Tagen fällig	249,584,002,85		
2. Darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	1,930,176,162,30		
3. Nach 3 Monaten fällig	201,457,578,70	2,381,217,743	85
Dividenden-Konto 1921		201,600	—
Beamten-Unterstützungsfonds		527,000	—
Akzepte		1,000,000	—
Avale und Bürgschaftsverpflichtung	243,344,046,—		
Gewinn- und Verlust-Konto		156,362,921	18
		4 804,779,734	87

Hamburg, den 31. Dezember 1922.

Der Aufsichtsrat:

Dr. P. Stubmann, Senator, Vorsitzender.

Die Geschäftsführer:

W. Cohn. H. Richhofen. Johs. Reuter. P. Schönwald.

Zwei Menschen

Nach dem weltbekannten Roman von Richard Voss

Manuskript: Max Jungk und Julius Urgiss

*

REGIE: HANNS SCHWARZ

Bauten: Prof. Lhotka / Dekorationen: Carl Reiner / Photographie: Árpád Virágh und Julius Reinwald.

IN DEN HAUPTROLLEN:

Gräfin Agnes Eszterházy u. Olaf Fjord



Trianon Film Co

Berlin S.W. 11 Dessauerstr. 2

HANS HENNY JAHNN

DER ARZT / SEIN WEIB / SEIN SOHN

Erste Pressestimmen:

„Jahnn geht tiefer; tiefer auch als Strindberg. . . . Aus Liebe, aus Liebe zu jenen Wesenheiten, die die Zivilisation . . . scheintot und zu gefährlichen Gespenstern gemacht hat, obwohl sie Wesen, Kraft, Schönheit, schöpferisch und edel sind, aus Liebe ist diese Gestaltungssymphonie geboren, die in Kaskaden steigt und fällt, Disharmonien, letzte — und immer wieder tiefere, in herrliche Harmonien auflöst, Dome baut, Berge versetzt. Ton und Rhythmus wild brausend, streng gesetzlich — wie von einer fernen, mächtigen Weltorgel." Pander in der „Allgem. Künstlerzeitung".

„Jahnn, einer unserer fruchtbarsten und köstlichsten Dichter, hat das Mißgeschick, sehr vielen, die zu ihm stehen müßten, . . . ein ganz Fremder zu sein. Dabei verdient er wie nur wenige Förderung ob seines ehrlichen Ringens mit den urewigen Problemen, . . . ob seiner urwüchsigen Gestaltungskraft. Unter seinen modellierenden Händen erstehen aus sinnhaften Worten Gefüge zu ragender Stelle, Monumentalität spricht aus seinen warm durchpulsten Szenen. Dieses jüngste Drama muß als eine Erfüllung gewertet werden. . . ." „Der Artist", Düsseldorf.

„Jahnn ist voller tiefer Gottgläubigkeit. . . . . . Ein Dichter von der schmerzvollen Art Jahnns . . . will erkämpft, erlebt und erliebt sein. . . . Wer ihm aber gefolgt ist durch die Höllen der menschlichen Gefühle bis ins erlösende Licht seines Glaubens, der wird, wie Dante gegenüber seinem Vaterfreunde Virgil, aus den Qualen seines Erlebens dem Dichter tiefen Dank wissen. . . . ." Alfred Haering.

„Ein Buch zum Nachdenken über Fragen, die die tiefer Veranlagten unserer Zeit peinigen. . ." „Danziger Neueste Nachrichten".

„ . . . darstellt eine einzige Anklage gegen alle bestehenden sozialen und kulturellen Verhältnisse, . . . gegen die Zivilisation. . . Ein Rousseau hätte vielleicht an diesem Drama seine Freude gehabt. . . . . die Sprache klingt namentlich an Ernst Barlach an." „Hallische Zeitung".

„ . . . Aber auch von den Gegnern dieser Lebensanschauung darf erwartet werden, daß sie nicht über der Abneigung gegenüber dem Stofflichen die enormen dichterischen Qualitäten des Werkes übersehen. In bezug auf Sprachstil, rhythmische Aufteilung, dramatisches Tempo hat sich Jahnn den Forderungen seiner Arbeit aufs engste angepaßt und solcherweise Gesetzmäßigkeiten geschaffen, in denen sich der Sinn des Kunstwerkes restlos offenbart. Diese Tragödie wird einmal zu den besten gehören."

„Hamburger Echo".

UGRINO / ABTEILUNG / VERLAG

Vertriebsstelle Hamburg, Lindenplatz 31-33

GEORGE GROSZ

IST NICHT ALLEIN DER BEDEUTENDSTE ZEICHNER DEUTSCHLANDS, SONDERN EUROPAS!

Dr. Paul Schmidt, Direkt. der städt. Sammlung, Dresden

Abrechnung folgt!

57 politische Zeichnungen. Preis: broschiert 2,—, Pappband 4,50
Vorzugsausgabe: Halbpergamentband, vom Künstler signiert
Preis: 50,—

Das Gesicht der herrschenden Klasse

57 politische Zeichnungen. Preis: broschiert 1,50, Halbleinen 4,50
Vorzugsausgabe: Halbpergamentband, vom Künstler signiert
vergriffen

Ecce homo

84 Lithoraphien und 16 Aquarelle. Vorzugsausgaben: Ausgabe A, Nr. 1—L, jedes Blatt vom Künstler signiert, Preis 600,— Grundmark. Ausgabe B (nur 16 Aquarelle), jedes Blatt vom Künstler signiert, Halbpergament. Preis: 200,— Grundmark. Unsignierte Ausgaben: Ausgabe B II (nur die 16 Aquarelle) 32,— Grundmark Ausgabe C (84 Lithos und 16 Aquarelle) 45,— Grundmark. Ausgabe D (nur die 84 Lithos) 20,— Grundmark

Die Räuber

9 signierte Lithographien, nach Sentenzen aus Schillers Räubern Mappe: Nr. 1—10 vergriffen. Nr. 11—45 in Halbseide 150,— Grundmark. Nr. 46—100 in Halbleinen vergriffen

Gott mit uns

9 signierte Lithographien. Nr. 1—10 in Halbpergament 300,— Grundmark. Nr. 11—50 in Halbseide, vergriffen. Nr. 51—100 in Halbleinen, vergriffen

Im Schatten

9 signierte Lithographien. 100 numerierte und signierte Exemplare, vergriffen

Mit Pinsel und Schere

7 Materialisationen. Broschiert 4,50, in Mappe 7,— Grundmark

IN VORBEREITUNG:

GEDICHTE

VON IHM SELBST ILLUSTRIERT

Der Malik-Verlag / Berlin W 9

Köthener Strasse 38, im Meistersaalgebäude

Grundpreis × Buchhändlerschlüsselzahl = Ladenpreis

GEORGE GROSZ

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Juliwoche

Rathenau, der zeitlebens ein Mann, der schweigen konnte, war, hat sich niemals öffentlich darüber beklagt, wie eifersüchtig Ebert seine Rechte als Reichspräsident gewahrt hat. Aber es ist kein Geheimnis mehr, daß die Eifersucht, die sich auf jeden benützbaren Paragraphen der Weimarer Verfassung gründete, das innere Verhältnis der Beiden etwas beschädigt hat (trotzdem wäre Rathenau einer Totenfeier für Ebert nicht ostentativ ferngeblieben). Aber noch vor Jahresfrist war Vater Ebert beflissen, daß keines seiner landesväterlichen Rechte übersehen oder gar vernachlässigt werde. Inzwischen hat der Reichspräsident sich in eine gemächlichere, weniger aktive Rolle hineingefunden. Cuno, der ach! eine Entdeckung Eberts ist, führt ein ungestörteres Dasein als es Wirth und Rathenau gegönnt war, es schwirren weniger Botschaften und prinzipielle Erklärungen und detaillierte Anfragen in das Reichskanzlerpalais. Seit Cuno (sozusagen) herrscht, ist Ebert viel weniger regierungsbedürftig. Die Wandlung begreife, wer es kann. Der Reichspräsident, der nach der Verfassung das Reich nach außen zu vertreten hat, wäre heute zu verdoppelter Eifersucht und Aufmerksamkeit verpflichtet. Die letzte französisch-belgische Demarche ist im Auswärtigen Amt mit ungewöhnlicher Schnelligkeit erwidert worden. Kaum fünf Stunden nach ihrem Eintreffen war die Antwort schon fix und fertig und abgesandt. Solche expeditive Hast wäre Rathenau nie gestattet worden, er hätte freilich sich in diesem Falle auch nicht so sehr beeilt, weil er sich die Folgen der hurtigen Antwort vorerst in Ruhe ausgemalt hätte. Gerade die Sabotage-Akte im Ruhrgebiet machen vorsichtigste Behandlung zur Pflicht. Man kann als Privatmann dem vaterländischen Heroismus Einzelner, die ihr Leben aufs Spiel setzen, alles Mitgefühl widmen und ist doch als Staatsmann zu einer garnicht lyrischen Wertung verpflichtet. Wie, wenn die Franzosen bei einem oder dem anderen Verhafteten einen Freifahrtschein der deutschen Reichseisenbahn

gefunden hätten? Wie, wenn die Besitzer von Dynamit sich davor geschützt hätten, in Deutschland wegen Übertretung gegen das Sprengstoffgesetz verfolgt zu werden? . . . Solche Überlegungen verpflichten den Diplomaten zu besonderer Behutsamkeit, und man kann Herrn von Maltzahn, dessen Pfiffigkeit sonst nicht unterschätzt werden soll, nur bewundern, daß er diese deutsche Antwort im Handumdrehen improvisiert hatte, ohne das Bedürfnis nach kühlster und langsamer Durchdenkung des Problems zu fühlen. Das Auswärtige Amt, vor einem Jahr noch unter strengster Kontrolle, ist inzwischen eine erstaunlich autonome Stelle geworden. Womit beileibe nicht gesagt werden soll, daß andere Ministerien sich in ihrer offenen und weniger offenen Wirksamkeit um die politischen Richtlinien des A. A. sonderlich kümmern. Das Reichswehrministerium z. B. läßt sich von keinem Zivilisten — ist Herr Geßler auch Einer? — etwas dreinreden. Bewahre uns der Himmel vor der Zumutung, daß der Herr Reichspräsident sich einmal über die Politik des Generals Seeckt rückhaltlosen Bericht erstatten ließe. Vater Ebert ist auch insofern Vater, als er von dem heimlichen Treiben seiner tollsten Söhne nichts erfahren darf. Aber Herr von Rosenberg? Er ist doch, wahrhaftig, kein toller Konspirator. Warum soll ihm nicht gerecht werden, was Rathenau billig war? Der Stern Eberts, vor einem Jahr noch hell strahlend, ist viel blässer geworden. Wenn der Reichspräsident nur mehr ein einfacher Genosse Ebert sein wird, seine Uhr ist heute abgelaufener als vor einem Jahr, wird er dann nicht vor dem deutschen Arbeiter seine unbegreifliche Resignation zu rechtfertigen haben?

Der Landesverräter Georg Fuchs hat in München verhältnismäßig milde Richter gefunden. Zwölf Jahre Zuchthaus für einen Mann, der von den Franzosen hundert Millionen Mark bezogen hat, damals, als hundert Millionen noch ein Stück Geld waren. Zwölf Jahre Zuchthaus für einen Mann, der mit Monsieur Richert die Losreißung Bayerns vom Reich besprochen, beraten, vorbereitet hat. Man braucht nur an die elf Jahre Zuchthaus für den armen Fechenbach zu denken, der — nicht für Geld — ein längst bekanntes, längst nebensächliches, höchstens historisch interessantes Telegramm aus politischen Gründen einem Franzosen übergeben hatte, und man wird die erstaunliche Milde der Münchener Richter sogleich ermessen. Aber im Fechenbach-Prozeß führte

eben der Haß den Vorsitz, im Fuchs-Prozeß war Herr Haß gezähmter Beisitzer. Niemand mißgönnt dem Georg Fuchs das milde Urteil. Er war immer nur ein eitler Schwätzer und G'schaftelhuber, dazumal, als er um Max Reinhardt wimmelte, wie später als er um den Kronprinzen Rupprecht bemüht war. Wenn ihm fürstliche Dankbarkeit Erleichterungen in der Kerkerzelle und vielleicht auf eine baldige Begnadigung erwirken sollte — kein Unglück, der Phantast ist unter den Münchener Konspiratoren einer der Harmlosesten gewesen. Puppe, nicht Puppenspieler. Erst im allerletzten Moment ist der Schwätzer schlau geworden. Er hat in seinem Prozeß geschickt zu schweigen gewußt. Nur gelegentlich fiel (mit vom Verteidiger diskret betonter Bedeutung) der Name Rupprechts, der mit dem Landesverräter in intimerer Verbindung gestanden hat als aus der Verhandlung herauszuhören war. Kein einziges Mal wurde im Prozeß erwähnt, daß Herr Polizeipräsident Pöhner in die Pläne der Fuchs, Machhaus schon seit dem Jahre 1921 eingeweiht war. Niemand fragte Herrn Fuchs, woher er denn den unbegreiflichen Mut genommen habe, den damaligen Leiter der politischen Polizei, Herrn Frick (der heute noch im Amt ist) und Münchener Reichswehrgewaltige frank und frei in seine Beziehungen und Pläne einzuweihen? Das Füchslein, das ursprünglich ein Kalb war, hat mit Klugheit zu schweigen gewußt, zum ersten Mal — dieser dilettantische Schwätzer, und es ist nur billig, daß diese seine erste politische Tat mild belohnt wird. An dem Tage, an dem König Rupprecht mit weißgekleideten Jungfern in München einzieht, wird auch Georg Fuchs aus der Dumpfheit einer hoffentlich geräumigen Zelle in die Königlich-bayrische Sonne hinaustreten. . . .

Dr. Wirth ist in Rom. Ein Teil der reaktionären Presse, die ihn als Gottseibeiuns oder als eine Art gemeingefährlichen Zauberer ansieht, denunziert ihn ihren Lesern mit der durchsichtigen Bemerkung: „Unwillkürlich wird man bei der Reise Dr. Wirths an die verderbliche Tätigkeit Erzbergers während seiner verschiedenen Reisen im Kriege erinnert, die nur dazu beigetragen haben, Deutschland ins Unglück zu stürzen." Jedesmal, wenn dann infolge solch einer Denunziation irgendein nervenschwacher Jüngling sich selbst und anderen durch einige Revolverschüsse Heldenmut beweisen will, wäscht die reaktionäre Presse ihre Hände in Unschuld. Man provoziert die verderbliche Wirkung und scheut die Verantwortung. Das ist dann Zivilcourage!

LEOPOLD ROTHSCHILD

WIE EIN DIKTATOR NOCH RETTEN KÖNNTE

Jeder, für den Tatsachen Beweiskraft besitzen, muß sich davon überzeugen, daß nur durch Ausführung der nachstehenden drei Maßnahmen für uns und die Welt wieder ein Aufstieg erreicht werden kann.

Denken wir uns einen Diktator, der am 1. August sein Amt anträte und seine erste Tat ungefähr — wie folgt — ankündigte: „Am 15. und 16. August wird die deutsche Reichsbank sämtliche im In- und Auslande umlaufenden Banknoten einziehen und gegen Goldmarknoten umtauschen. Die Konversion erfolgt in einem Verhältnis von 10 000 : 1, sodaß z. B. für 100 000 Papiermark eine Goldmarknote im Betrage von 10 Mark ausgegeben wird. Der Geschäftsverkehr hat während dieser Zeit genau so zu ruhen wie an Sonntagen." Diese Maßnahme hat den Zweck, die Goldwährung wieder herzustellen, und zwar in der leicht veränderten Form einer Goldkernwährung, die den Goldabfluß verhindert und seit dem Kriege auch in den Vereinigten Staaten besteht. Dieses Ziel wird dadurch erreicht, daß die Summe sämtlicher Banknoten und Darlehenskassenscheine einschließlich der schwebenden Schulden, die bei dem angenommenen Konversionsverhältnis 40 000 Milliarden Papiermark beträgt, auf 4 Milliarden Goldmark, die Umlaufsumme der Vorkriegszeit, konvertiert wird. Nach dem zur Stunde noch unbelasteten Goldbestande der Reichsbank würde die Golddeckung ca. 20 % betragen, aber in Wirklichkeit wäre sie erheblich größer, da infolge unserer Verarmung der Goldbedarf stark abgenommen hat. (Die holländischen Banknoten sind auch nur mit 20 % Gold gedeckt.) Das genannte Konversionsverhältnis beruht nicht auf der Wertdifferenz zwischen Dollar und Papiermark, sondern entspricht deren unvergleichlich höherem inneren Goldwert. Hierdurch wird die Kaufkraft des neuen Geldes unverhältnismäßig erhöht, womit alle Inhaber von Papiermark gewissermaßen ein Geschenk erhalten. Das ist berechtigt, weil das Reich keinerlei Interesse daran hat, sich weit über das Maß seiner gesamten Schulden hinaus (es bleibt dann so gut wie nichts) zu reinigen und seine Gläubiger auch noch um die Kursdifferenz zu schädigen, die durch die Angstkäufe und das Hamstern von Devisen entstanden ist. Während also der Dollar heute einen Kurs von ca. 180 000 aufweist, erfolgt die Konversion auf Grund eines Kurses von nur 40 000.

Zwischen dieser Währungsform und einer Stabilisierung besteht ein fundamentaler Unterschied. Während bei einer Stabilisierung (die — nebenbei bemerkt — überhaupt undurchführbar ist), eine starke Deflation mit ihren verheerenden Folgen sich nicht vermeiden läßt, handelt es sich bei der Währungsreform lediglich um eine Umrechnung der Papiermark in Gold, wie sie in der gesamten Wirtschaft schon lange vieltausendfach erfolgt, nur mit dem Unter-

schied, daß dann diese Umrechnung auf der ganzen Linie zwangsweise auf Grund eines vorgeschriebenen Satzes geschieht, und nicht nur de facto, sondern auch der Form nach, indem der Nennwert der Banknoten dem Gold- oder Kaufwert gleichgesetzt wird. Die Regelung der alten Markforderungen kann nur nach den in meiner Broschüre „Das Geld und die Welt unter Zwangskurs" aufgestellten Grundsätzen erfolgen. In der kurzen Frist von der Bekanntmachung bis zum Umwechseltermin schaltet sich das gesamte Börsengeschäft von selbst aus, und zwar aus folgenden Gründen: Jeder Besitzer von Effekten, der diese vorher veräußert, würde empfindlichen Schaden erleiden, weil deren Kurs zumeist noch tief unter dem Goldwert steht. Weiter würde jeder Kauf von Devisen verlustbringend sein, der zu einem höheren als dem festgesetzten Devalvationskurse abgeschlossen würde, während andererseits jedem Besitzer von Devisen, der diese unter dem genannten Kurse eingekauft hat, ein Gewinn zufällt, sofern er sie nicht vor dem Umtauschtermin verkauft. So sorgt bei genügender Aufklärung des Publikums der Charakter der Währungsreform selbst dafür, daß keine Panik und Beunruhigung entsteht, die absolut unbegründet wäre.

Da es sich vom Wechseltermin ab ganz von selbst versteht, daß alle Preise, Gehälter und Löhne in Goldmark zu zahlen sind, so wäre mit der Durchführung der Reform ohne weiteres die reine Linie des Weltmarktes vollkommen erreicht. Die Hauptsache aber ist, diese Linie auch dauernd zu *behaupten* und ein- für allemal zu verhüten, daß das tod- und verderbenbringende, durch Staatsnotwendigkeiten nicht im mindesten bedingte und durch nichts entschuldbare Spiel der Ausgabe ungedeckten Papiergeldes von neuem beginnt. Zu diesem Zweck ist eine zweite Tat erforderlich. Papiergeld ist Kreditgeld, und Kredit heißt Vertrauen. Vertrauen kann aber einzig und allein durch die persönlichen Eigenschaften des Geldverwesers garantiert werden. Deshalb wäre die *erste Präsidentenstelle der Reichsbank einem amerikanischen Staatsbürger*, der selbstverständlich ein renommierter Bankfachmann sein müßte, zu übertragen. Nirgends ist der Begriff des Schutzes von Privateigentum so stark ausgeprägt wie in den Vereinigten Staaten, und ein solcher, von jeglichem Subordinationsgeist freier Mann würde es zweifellos verhindern, daß irgend eine Regierung, sei es die inländische oder eine feindliche, mit langen Fingern in die Privatkasse des deutschen Volkes zu greifen, sich anmaßte. Er würde nicht im Traum daran denken, sich des groben Mißbrauchs seiner Machtbefugnisse schuldig zu machen, das Gold der Reichsbank an die Regierung für deren Verpflichtungen zu verschenken, es für zwecklose Markstützungsaktionen zum Fenster hinauszuwerfen oder Banknoten auszugeben bzw. Kredite zu gewähren, ohne dagegen vollwertige, jederzeit einlösbare Pfänder zu erhalten. Wenn die Regierung

nicht auf diese Weise gezwungen wird, durch Steuern oder Notsteuern ihren Geldbedarf zu decken, wird sie kaum jemals die bequeme und zur höchsten Leistungsfähigkeit entwickelte Falschgeldindustrie aufgeben. Erst nach einer solchen Maßnahme, die noch durch die gesetzliche Bestimmung zu verstärken wäre, daß das Geldwesen ein- für allemal von den Staatsfinanzen zu trennen ist, kann das Vertrauen zum Zentralnoteninstitut zurückkehren, was zur Folge haben muß, daß die ungeheure Menge der gehamsterten Devisen wieder dem Verkehr zugeführt wird.

Als dritte Tat wäre durch einige Federstriche an der Verfassung eine wirkliche Volksherrschaft aufzurichten. Damit die Begriffe von Freiheit und Recht ihren wirklichen Sinn wiedererhalten und jeder seine wichtigsten Lebensinteressen selbst wahrnehmen kann, muß folgendes bestimmt werden: Die Machtbefugnisse der Volksvertreter werden scharf begrenzt, wie sich das sonst bei allen Vertretern von selbst versteht. Nur, soweit es sich um laufende Geschäfte handelt, wie Erledigung von regulären kameralischen, juristischen oder finanziellen Fragen, darf der Volksvertreter selbständig handeln. Sonst haben die Volksboten erst beim Volke in Form eines Plebiszits Rückfrage zu halten. Unsere Volksboten gerieren sich heute fast so, als ob sie ihre Sitze in Erbpacht hätten, indem sie geltend machen, daß durch Neuwahlen am Stimmenverhältnis nichts oder kaum etwas geändert würde. An sich ist dies richtig, denn wie könnte es bei der Wahlmache anders heißen als: Vox populi, vox Rindvieh! Eine ganz andere Sache aber ist es, wenn das Volk auf Ja oder Nein gefragt wird, ob es z. B. mit einem Angriffskrieg einverstanden ist, ob es sich für einen Krieg, an dem es absolut unschuldig ist, das Fell über die Ohren ziehen lassen oder ob es sich zugunsten einer kleinen Interessentengruppe die Lebenshaltung bis zur Existenzvernichtung verteuern lassen will. Für dieses System würde das Wort gelten: Vox populi, vox dei. Da das „sich selbst regierende" Volk ausschließlich die rein formale, aber nicht die geringste Spur einer tatsächlichen Verantwortung für alles politische und wirtschaftspolitische Geschehen hat, weshalb es selbstverständlich politisch auch nicht versiert und interessiert sein kann, ist unsere Demokratie, wie bis jetzt alle Demokratien auf dem Erdenrund, nichts anderes als ein grandioser Volksbetrug.

Der Kern des Übels liegt im Regierungssystem. (Mit der Staatsform hat dies nichts zu tun, denn was ist die Form?) Es kennzeichnet sich wie alle Regierungssysteme, zu denen sich unsere hochentwickelte Kultur bis jetzt emporgerungen hat, dadurch, daß die Schuldigen ihre eigenen Richter und die Hauptinteressenten ihre eigenen Gesetzgeber sind. Unsere Regierer walten, selbst wenn sie ihren Unfähigkeitsnachweis

in noch so eklatanter Weise erbracht haben, mit vollem Selbstbewußtsein weiter ihres Amtes. Das Mittel, um sich ständig oben zu halten, besteht darin, daß sie, kaum daß ihnen eine Illusion grausam zerstört worden ist, schon wieder einer anderen nachjagen, und ihre dialektischen Künste gestatten ihnen, gegenüber der urteilslosen Menge ihre Selbsttäuschungs- und Täuschungspolitik unentwegt fortzusetzen.

Ungleich schwerer lastet die Schuld auf dem Direktorium der Reichsbank, dessen Politik von Anbeginn unserer finanziellen Schwierigkeiten man als einen einzigen Skandal bezeichnen muß. Um dies im Einzelnen zu beweisen, müßte man Bände schreiben, und es sei deshalb hier nur ein gravierendes Moment erwähnt. Da in der Reichsbank alle Fäden des Wirtschaftslebens zusammenlaufen und die erfahrensten Volkswirtschaftler ihr angehören, haben ihre Leiter einen vollen Überblick über das Ganze wie niemand sonst, weshalb sie auch die Unsinnigkeit der wirtschaftspolitischen Regierungsmaßnahmen und deren Konsequenzen von Anfang an klar erkannt und vorausgesehen haben. Aber obwohl sich Dr. Havenstein anfänglich mit Händen und Füßen gegen die Aufhebung der Devisenzentrale, der Zwangswirtschaft und gegen die Annahme des Londoner Ultimatums gesträubt hatte, fiel er immer wieder um und zeigte sich als gehorsamster Vollstrecker des Regierungswillens. Das deutsche Volk dürfte ihm kaum Dank dafür wissen, daß er seine bessere Überzeugung seiner Position geopfert hat, ganz abgesehen davon, daß diese bestimmt nicht erschüttert, sondern im Gegenteil gefestigt worden wäre, wenn er sich als treuer Hüter der Währung, dieses Fundaments der Wirtschaft, erwiesen hätte.

Nicht viel weniger haben die führenden Zeitungspolitiker an unserem Ruin mitgearbeitet. Für sie ist Politik gesunder Menschenverstand, aber wenn A. der entgegengesetzten Ansicht ist wie B., wer entscheidet darüber, welcher von beiden den gesünderen Verstand hat? Die Antwort für sie ist sehr einfach, immer ist es der andere, der Unrecht hat. Besonders unser einflußreichster Zeitungspolitiker, der sich selbst für den größten hält, obwohl er während seiner ganzen Laufbahn von einem kläglichen Fiasko zum anderen geschritten ist, kann nicht genug predigen „Das sind die Weisen, die vom Irrtum zur Wahrheit reisen“, während er selbst lieber das Schafott bestiege, als auch nur indirekt einen Irrtum einzugestehen. Wenn doch ein einziger von ihnen so viel Charakterstärke aufzubringen vermöchte, um zu begreifen, daß der Publizist wie jeder andere sich selbst gar keine größere Ehrung erweisen kann, als wenn er keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit erhebt, die ihm doch niemand glaubt! Leider ist es nur eine von den großen Gelehrten der exakten Wissenschaften geübte Tugend, der Objektivität zuliebe keine persönlichen Rücksichten zu kennen.

Die Politiker, soweit es sich um Fachleute auf irgendeinem Gebiet der Staatswissenschaften handelt, haben überhaupt keine Existenzberechtigung, denn das, was man heutzutage Politik nennt, ist nichts als Wirtschaftspolitik. Es nenne jemand irgendeine politische Frage von allgemeinem Interesse, die sich nicht um das Mein oder Dein drehte

Aber nicht nur das, die Verwahrlosung unserer Zeit wird am schärfsten dadurch beleuchtet, daß diametral entgegengesetzte Begriffe selbst von der Regierung identifiziert werden. Die hervorragendsten Privatwirtschaftler, d. h. diejenigen Persönlichkeiten, die ihren eigenen Vorteil am besten wahrzunehmen verstehen und verstanden haben, und zwar auf Kosten der Allgemeinheit, gelten gleichzeitig als Volkswirtschaftler. Als Sachverständige unbedingt maßgebend, wobei ihre Behauptungen beweislos hingenommen werden, haben diese legalisierten Großräuber ihre Hand fest am Hebel der Staatsmaschinerie, und sie müßten keine Menschen sein, wenn sie diese nicht ausschließlich unter dem Gesichtswinkel ihrer unmittelbaren persönlichen Interessen regulieren würden. Hugo Stinnes, der schon vom Vater her ein Handelsprivilegium ererbt hat, wäre zweifellos nur Einer von Vielen. wenn er sich seine Billionen im scharfen Winde des freien Weltwettbewerbs hätte erarbeiten sollen. Alle diejenigen, deren Vermögen oder Einkommen nach dem Goldwert seit der Inflationswirtschaft zugenommen hat, heben lediglich auf, was ihnen durch diese vor die Füße gekehrt wird, sie leben ausschließlich von den Verlusten der Anderen, und zwar in erster Linie von den Vermögen und geschmälerten Einkommen der wirtschaftlich Schwachen und Hilflosen. So sind ihnen, um nur eine Zahl zu nennen, die weit über 50 Goldmilliarden betragenden Sachwerte, die immobilen Pfandobjekte der Besitzer festverzinslicher Effekten, vorwiegend die Vermögen der Mündel, Witwen und Rentner, mühelos zugefallen. Die Repräsentanten dieser so reich, und mächtig gewordenen Interessentengruppe haben freilich auch den Wunsch, den allgemeinen Zersetzungsprozeß der deutschen Wirtschaft aufzuhalten, aber ihre bisherige Politik und erst recht die weiter von ihnen geforderten Maßnahmen haben nur den Zweck, daß der Marksturz ins Burleskenhafte beschleunigt und dadurch schließlich der Kampf Aller gegen Alle entfesselt werden muß. In seiner Rede zur Teuerungsinterpellation am 7. Juni d. J. gab Reichswirtschaftsminister Becker gar die Laien-Halluzination zum Besten, daß wir gegen die Geldentwertung nichts anderes tun könnten, als den Einfuhrüberschuß durch stärkere Produktion zu beseitigen, wobei er gleichzeitig die schon so oft gehörte Regierungsweisheit wiederholte, daß der Umschichtungs- und Akkumulationsprozeß eine unvermeidliche Folge des Krieges, ein unentrinnbares Kismet sei. Unkenntnis oder Absicht? Der Krieg läßt sich nicht unge-

schehen machen, wohl aber läßt sich die Währung reformieren. Die Steigerung der Produktion, die Balancierung des Reichshaushalts, die Aktivierung unserer Zahlungsbilanz, die Lösung des Reparationsproblems sind genau so unmöglich, wie die Aufhebung des Gravitationsgesetzes, sofern nicht vorher, wozu wir aus uns selbst heute noch in der Lage sind, Geld (Devisen) als Spekulationsobjekt radikal ausgeschaltet und seine dreifache Funktion als internationales Tauschmittel, stabiler Wertmesser und vollwertiges Kapital wiederhergestellt wird. Die Zahl unwiderleglicher Argumente hierfür ist Legion, während sich Dr. Becker nicht nur selbst mit bloßen Betrachtungen begnügt, sondern auch das „hohe Haus" damit zum Schweigen bringt, obwohl es dem Fachmann ein leichtes wäre, sein ausgesprochenes Stinnes-Rezept in Atome zu zerfetzen. In meinem vierjährigen Kampf für eine Sanierung des Geldwesens habe ich aber die Erfahrung machen müssen, daß unsere Regierung, die vorige wie die jetzige, grundsätzlich keine Zeit hat, sich mit einem sachkundigen Politiker, der sich nicht auf äußere Machtmittel stützen kann, auf Erörterungen einzulassen. Offenbar nimmt die Arbeit, das deutsche Volk in sausendem Galopp in den Abgrund zu führen, alle Zeit in Anspruch.

Aus alledem erhellt, daß ein Regierungssystem unhaltbar ist, bei dem diejenigen Kreise einen ausschlaggebenden Einfluß auf die Gesetzgebung ausüben, die ein unmittelbares Interesse an immer höheren Preisen haben. Fiele der starke Schutz des Valutadamms durch Wiederherstellung der Goldwährung, so würden sie ohne Zweifel nach alter Gewohnheit für Schutzzölle sorgen, obwohl dieser schändliche Mißbrauch der Staatsgewalt die Hauptursache alles Weltunglücks ist. Allein für den nicht produzierenden praktischen Kaufmann, gleichviel ob er Binnengeschäft, Import oder Export betreibt, ist die Verdienstquote an sich von minimaler Bedeutung. Für ihn ist der Umsatz alles, den er fast unbegrenzt ausdehnen kann. Das ist aber nur denkbar, wenn nach Beseitigung der Inflation alle Handels- und Kreditverkehrsbeschränkungen fallen und sich so die Preise entsprechend der zunehmenden Leistungsfähigkeit von Produktions- und Verkehrsmitteln allgemein verbilligen können, wodurch allein der Konsum permanent gesteigert und ein vollständiger Austausch der gesamten Weltproduktion erzielt wird. Das bedeutet die Sicherung und Mehrung sämtlicher Einkommen, den allerdings nur mittelbaren, aber wahren und wohlverstandenen Vorteil auch für die Produzenten. Soll daher die wirtschaftliche Entwicklung sich aufwärts bewegen, dann muß die Macht in den Händen derjenigen Kreise liegen, die ein unmittelbares, vitales Interesse an der allgemeinen Verbilligung der Weltmarktpreise haben. Das trifft nicht nur für die praktischen Kaufleute zu, sondern auch für die Angehörigen aller freien Berufe, die Beamten, Angestellten, Arbeiter, Rentner und Rentenempfänger, die

zusammen die erdrückende Mehrheit des Volkes bilden. Das stolze Wort von der Volksregierung ist demnach nichts als eine Fiktion. Man hat lediglich das Firmenschild umgepinselt und die Futterkrippe verlängert. Oder will jemand bestreiten, daß nicht die Form, sondern der Inhalt, nicht der Buchstabe, sondern der Sinn des Gesetzes, nicht die überkommene Doktrin, sondern die Tatsachen das Wesentliche sind?

Da es sich für uns heute in erster Linie darum handelt, uns von dem Pfahl im Fleische zu befreien und der grenzenlosen Not zu steuern, wäre unsere Regierung auch aus sich selbst in der Lage, den einzig möglichen Rettungsweg zu betreten, wenn sie vernünftigen Rat annehmen und von der Plattform des wirklichen Rechts aus handeln wollte. Reichskanzler Dr. Cuno will dies entweder nicht, oder er versteht es nicht, denn wenn er in seiner Münsterer Rede sagte, die Lösung des Reparationsproblems um jeden mit der deutschen Staatsfreiheit und der deutschen Wirtschaftskraft zu vereinbarenden Preis sei das Ziel und die Aussprache in offenen und gleichberechtigten Verhandlungen der Weg, so beweist er damit, daß er lediglich ein bürokratischer und theoretischer Kaufmann, ein richtiggehender Geheimrat ist, der nichts von dem beweglichen Geist, dem klaren Blick und dem Wirklichkeitssinn des praktischen Kaufmanns besitzt. Wäre nicht die fluchwürdige Notenpressenpolitik betrieben und damit die alle Welt aufreizende Scheinblüte und Dumping-Konkurrenz gezüchtet worden, sodaß die chronische Passivität der deutschen Wirtschaft in sämtlichen Schichten der Bevölkerung zum Ausdruck hätte kommen müssen, dann hätte Poincaré den übrigen Alliierten gegenüber keinen Vorwand zu seinem Raubzuge gehabt. Diese unverantwortliche Politik, die zu vertuschen zweck- und sinnlos ist, muß schnellstens nach Möglichkeit wieder gut gemacht, und mit dem Schlagwort des guten Willens muß aufgeräumt werden. Käme es allein auf den guten Willen an und nicht vielmehr auf das Können, das Vollbringen, dann müßten gerechterweise alle Gefängnisse und Zuchthäuser geöffnet werden. Die Erfassung der Sachwerte ist ohne Wiederherstellung der Goldwährung nur durch endloses Anwachsen der Inflation möglich, und keine Macht der Welt kann eine Regierung zwingen oder von ihr verlangen, durch die Notenpresse zu bezahlen, ganz abgesehen davon, daß die Reparationskommission selbst hiergegen fortgesetzt energisch protestiert hat. Also ist es an uns, die unerläßlichen Voraussetzungen für volkswirtschaftliche Kredite zu schaffen, ohne die wir weder Reparationen zahlen noch überhaupt wieder hochkommen können, und dafür gibt es kein anderes Mittel, als die zertrümmerten Grundpfeiler von Vernunft, Recht und Gesetz wieder aufzurichten. Sagte nicht sogar Hugenberg auf der Nationalversammlung in Weimar: „Wir müssen wieder ehrlich werden?"

FRIEDRICH STERNTHAL

EINSTEIN UND CLAUDEL IN JAPAN

I.

Aus der Fülle seiner japanischen Erlebnisse erzählt Professor Einstein:

„Der Weltkrieg hat die Bewunderung des japanischen Volkes für die Leistungen der deutschen Wissenschaft nicht erschüttern können. Es gibt Beweise für die rührende Anhänglichkeit der Japaner, die in Deutschland studiert haben. So hat z. B. ein Schüler von Robert Koch seinem Meister einen Gedenktempel errichtet, wie ihn die Japaner sonst nur für die Ahnen erbauen. Die Vorliebe für Deutschland, die Sehnsucht nach geistiger Verbindung mit den Deutschen ist nicht nur auf den — in Japan wie in jedem anderen Lande — verhältnismäßig kleinen Kreis von Gelehrten, Künstlern, Technikern beschränkt. Es scheint vielmehr, als hätte sich durch Vermittlung der Personen, die in Deutschland ausgebildet sind, eine Welle der Zuneigung durch das g a n z e japanische Volk ergossen. Höchstens könnte man die obersten Schichten der Politiker, Militärs, Diplomaten ausnehmen, die alle durch ihr Amt zu einer gewissen Zurückhaltung gezwungen sind. Aber die breite Masse des japanischen Volkes fühlt sich nicht an irgendwelche diplomatischen Rücksichten gebunden, sondern bekundet offen ihre Sympathie mit den Deutschen. Es ist der japanischen Öffentlichkeit wohl bekannt, welche Leiden das deutsche Volk seit mehreren Jahren durchzumachen hat. Von einem Übermut der Sieger, zu denen doch schließlich auch das Reich der aufgehenden Sonne gehörte, ist dort nichts zu spüren. Solche Empfindungen scheinen den Japanern fremd zu sein."

Man muß übrigens erwähnen, daß auch das offiziöse und offizielle Japan dem Professor Einstein mit allem gebührenden Feingefühl entgegengekommen ist —, wie er überhaupt in Japan jede nur denkbare Erleichterung seiner wissenschaftlichen Arbeit gefunden hat, nicht zuletzt dank der unermüdlichen Tätigkeit des deutschen Botschafters Dr. Solf.

II.

Gleichzeitig mit Albert Einstein hielt sich Paul Claudel in Japan auf. Es ist alte französische Überlieferung, erlesene Dichter auf hervorragende diplomatische Posten zu stellen; man denke an Chateaubriand, Joseph de Maistre, Gobineau. So ist auch Claudel nach Tokio gekommen, — er der von seinem Anfangsposten in China aus zur „Erkenntnis des Ostens" vorgedrungen war. Nun ist also Claudel auf der Höhe seines Lebens über Prag, Frankfurt, Hamburg, Kopenhagen, Rio de Janeiro nach dem Osten als Botschafter der französischen Republik zurückgekehrt. Claudel bekam von der Presse seines Landes, das in ihm mehr den Diplomaten als den Dichter schätzt, freundliche Redensarten mit auf den Weg. Der kaum verhüllte Kehrreim war: durch das Medium des geistigen Zaubers, wie er einem Dichter vom Range Claudels anhaftet, hofft Frankreich

desto sicherer zu einer engen politischen Verbindung mit Japan zu kommen. Tatsächlich erfahren wir jetzt aus französischen und anderen Quellen, daß Frankreich geheime Abmachungen mit Japan getroffen hat, und seitdem ist die Sprache zwischen Washington und Tokio äußerst zugespitzt.

III.

Seit dem Aussterben des großen Historikergeschlechts haben unsere europäischen Geschichtschreiber — mit einziger Ausnahme von Guglielmo Ferrero — das sonderbare Talent, die wichtigsten Begebenheiten der Weltgeschichte zu übersehen; und wichtig sind schließlich nur die symbolischen Höhepunkte.

Claudel und Einstein sind im Herbst 1922 bei einer offiziellen Feier in Tokio zusammengetroffen. Es versteht sich, daß der Franzose dem Genius des großen Deutschen huldigte —, über alle politischen Klüfte hinweg. Bei dieser Tokioter Zusammenkunft kommt es, wie in allen solchen Fällen, nicht so sehr darauf an, was die beiden Persönlichkeiten wirklich *sind*, als vielmehr darauf, was sie *bedeuten*, d. h. also auf ihre Symbolik.

IV.

Einstein ist nach Japan hinausgegangen, um das Ergebnis seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit vor den Weisheitsbeflissenen eines fremden Volkes vorzutragen. Er ist hinausgegangen mit all der Bescheidenheit und all dem Selbstbewußtsein, wie es sich so artig nur in einem deutschen Gelehrten zusammenfindet. Vielleicht ist ihm die symbolische Bedeutung seiner Reise garnicht ins Bewußtsein gedrungen. Denn er verhält sich zur Politik ungläubig wie ein Kind, d. h. er steht zugleich unter und über ihr. Darunter, weil er ihre furchtbare Realität unterschätzt und als Gelehrter unterschätzen darf; darüber, weil unter *seinem* Gesichtswinkel die Politik das schlechthin Vergängliche, also (wenigstens unter *seinem* Gesichtswinkel) das Ungöttliche ist.

Claudel, der Dichter weltentrückter Katholizität, hatte eine handgreifliche Aufgabe in Japan zu erfüllen. Man soll sich nicht darüber entrüsten. („Entrüstung ist kein politischer Begriff", hat Bismarck einmal an Bernhard von Bülow geschrieben.) Denn das Unvergängliche zu predigen und das Vergängliche zu lieben, d. h. zu gestalten, ist Auszeichnung und Qual des handelnden Menschen. Glücklicher ist der Betrachtende.

Es ist eine großartige geschichtliche Ironie, die bei der Tokioter Zusammenkunft die beiden Botschafter europäischen Geistes, Einstein und Claudel, einander gegenüberstellte: Einstein, noch aus jener alten Überlieferung gekommen, nach der die Arbeit des Gelehrten ein Wirken für das Göttliche auf Erden ist, und Claudel, der in allen seinen Dichtungen den Gottesfrieden verkündet und der als Diplomat mit Geheimverträgen, Kriegszurüstungen und sämtlichen andern Requisiten einer pfiffigen, geschmeidigen Staatskunst das Reich des Satans ausbreiten hilft.

Das Rätsel der Hypnose ist identisch mit dem Rätsel des Willens, des Bewußtseins, des Ichs. Alle diese Erscheinungen (oder Begriffe, oder Tatsachen — wie soll man „es“ nennen?) muß man auf einen gemeinsamen Nenner bringen, auf eine gemeinsame Grundtatsache, damit dieses Rätsel, wo nicht gelöst, so doch geklärt werde. In fünfhundert Jahren etwa — schätze ich — wird der Mechanismus der Willensmaschine so weit erforscht sein, daß man mit Hilfe der Erziehung (die eine Vorstufe der Hypnose ist), der Hypnose und anderer jetzt unbekannter Kräfte in den jungen Menschen künstliche, dem Welt- und Gesellschaftsall glücklich angepaßte Willensmaschinen einbauen wird. Bis dahin ist alle Theorie, Philosophie, Metaphysik, Intuition und wie alle die schönen, großen Worte heißen mögen, Gerede und Scholastik, eitel und voreilig. Bis dahin sollte nur der Forscher und Experimentator das Wort haben.

Wenn ich mich dazu entschließe, die Versuche, die ich in den letzten neun Jahren in aller Stille angestellt habe, hier zu veröffentlichen, so bestimmt mich hierzu vor allem ihre eminent praktische Bedeutung für den Einzelmenschen und für die Gesellschaft. Ich hoffe, daß ihre Wichtigkeit und Tragweite rasch erfaßt, ihr Ergebnis Wohltat werden möge.

In Kürze den Gedankengang, der mich bei diesen Versuchen geleitet hat:

A. Mag man die Wirkung der Hypnose auf eine gewisse Partie der Ganglien des Gehirns beschränken, mag man das ganze Gehirn und auch noch das Rückenmark als beeinflußt annehmen, fest steht jedenfalls, daß das, was wir den Willen eines Individuums nennen, unbedingt in der Gewalt des Hypnotiseurs steht.

B. Es steht fest, daß die Grenzen des Willens durch die Hypnose erweitert werden. In der Hypnose werden gleichsam die einzelnen Plänkler des Willens, die in wachem Zustande auseinanderstreben und einander hindern, durch die Gewalt des Hypnotiseurs zu einem Stoßtrupp gesammelt und mit mächtig erhöhter, gemeinsamer Kraft in die gewünschte Richtung getrieben. Die meistens korrumpierte, uneinige Demokratie des Gehirnstaates kommt unter die Tyrannis des Hypnotiseurs und wird zur Arbeit gepeitscht.

C. In der Hypnose zeigt es sich also, daß nicht bloß die „willkürlich“ bewegbaren Teile des Körpers unter der Herrschaft des Willens stehen, sondern auch alle jene Teile, denen man sonst ein vom Willen unabhängiges, souveränes Eigengetriebe zuschreibt. Magen, Darm, Herz, Leber folgen in der Hypnose dem Willen, die Muskeln nehmen auf Befehl eine sonst ungekannte Starre an (künstliche Katalepsie), ja selbst das Leben der Zellen, der Blutkörperchen der Lymphe steht unter der Kommandogewalt des Willens. (Blasenbildung auf Befehl.)

Auf Grund dieser Tatsachen, nach denen kein Teil des Körpers, keine Zelle, kein Stoffwechsel — und sonstiger Lebensvorgang unbeeinflußt vom Willen bleibt, stellte ich an meine Versuche zwei Fragen:

1. Sind die menschlichen Samentierchen selbständige Lebewesen oder sind sie, solange sie sich noch im Organismus des Mannes befinden, ein Teil dieses Organismus?

2. Falls sie ein Teil des männlichen Organismus sind, sind auch sie durch die Hypnose beeinflußbar? In welchem Grade?

3. Falls die Spermatozoen im väterlichen Körper durch die Hypnose beeinflußbar sind, ist es dann möglich, einen hypnotischen Befehl auf die später geborene Nachkommenschaft zu übertragen?, ihre körperliche und geistige Entwicklung dadurch zu beeinflussen?, den später lebenden Sohn schon im Vater zu hypnotisieren?

Diese Fragen werden vielen auf den ersten Blick phantastisch erscheinen, aber wenn man bedenkt, in welcher oft lächerlich-pedantischen Weise Eigenschaften des Vaters auf die Kinder vererbt werden, wenn man bedenkt, daß auch der „starke" oder „schwache" Wille des Vaters vererbbar ist, daß es für diese Vererbung keinen anderen Weg gibt, als den durch das mikroskopisch kleine Spermatozoon, daß dieses also eine millionenfach verkleinerte Kopie des väterlichen Wesens ist, ein genaues, mit jedem Tage erweitertes Archiv der väterlichen Erfahrungen und Eigenschaften — dann wird das Kopfschütteln über meine Gedankengänge aufhören. Und hier handelt es sich überdies noch um „angelsächsische" Wissenschaft, d. h. um eine Wissenschaft, die nicht bloß Stillung des Forschungstriebes, sondern auch Werkzeug des praktischen Lebens sein will. Zwei ungeheuer wichtige Probleme der Menschheit fänden hier Bausteine der Lösung: das Problem der Unfruchtbarkeit und das Problem der Rasseveredelung.

Die Frage 1) soll uns hier nicht weiter beschäftigen. Wird die Frage 2) positiv beantwortet, so ist es wahrscheinlich, daß das Sperma einen Teil des männlichen Organismus bildet.

Die Frage 2) führte mich direkt zum Problem der männlichen Zeugungsunfähigkeit. Die Samentierchen zeugungsschwacher Männer besitzen nicht die Energie bis zum weiblichen Ei vorzudringen. Man könnte diese Erscheinung mit „Willenschwäche des Spermatozoon" bezeichnen. (Es handelt sich hier natürlich nur um eine bestimmte Art der männlichen Zeugungsunfähigkeit.) Hier war das gegebene Versuchsobjekt für meine Frage. Wenn es mir gelingt, durch hypnotischen Befehl die Energie dieser Spermatozoen zu vermehren, ihnen durch das Medium des Vaters die Befruchtung zu kommandieren — ist meine Frage mit ja beantwortet. Ich will gleich vorwegnehmen, daß dies auch tatsächlich der Fall ist. Es ist mir gelungen, die männliche Sterilität in einer ganzen Reihe einwandfreier Fälle zu beheben. Es wäre natürlich eine große Täuschung, wenn man annehmen wollte, daß nun jeder Hypnotiseur

den gleichen Erfolg erzielen könnte. Erst nach jahrelangen Versuchen habe ich eine brauchbare, keineswegs einfache Methode der Hypnose für diesen speziellen Fall gefunden. Sobald mein großes Material geordnet sein wird, soll es in einer wissenschaftlichen Zeitschrift bekannt gegeben werden. Ich will nur bemerken, daß eine genaue mikroskopische Untersuchung des Spermas unter Vornahme ganz bestimmter Erkennungsreaktionen der Hypnose vorangehen muß. Die Versuchsperson wird vor dem Zeugungsakte hypnotisiert und mit einer elementaren, mächtigen Begierde zur Zeugung erfüllt. Während des Aktes wird ihr suggeriert, daß sie ein Spermatozoon sei und unter rasenden Bewegungen auf das Ei zustrebe. „Du mußt das Ei erreichen!" Die Hypnose wird erst sechs Stunden nach dem Akte unterbrochen. Hier einige Fälle aus meinem Versuchsprotokoll:

Herr O. L., 35 Jahre alt, Dr. jur., Beamter, 10 Jahre verheiratet, kinderlos. Gattin hat aus erster Ehe zwei Kinder. Typischer Neurastheniker, zerfahren, willensschwach. Vor der Ehe ausschweifende Lebensweise. Die Spermatozoen bewegen sich unter dem Mikroskop träge. Die Bewegungsgeschwindigkeit wird nach einem von mir erfundenen Verfahren gemessen. Normale Größe: 100. Bei O. L.: 15. Zwei Monate hindurch alle acht Tage Hypnose. Nach dieser Zeit tritt Befruchtung ein. Kind normal.

Graf B. R.: Nachkomme alten Geschlechts, letzter Sprößling. Alle Zeichen alter, degenerierter Familie. 38 Jahre alt, ohne besonderen Beruf, seit 7 Jahren verheiratet, kinderlos. Bewegungsgröße der Spermatozoen: 8. Vier Monate hindurch alle 14 Tage Hypnose. Nach dieser Zeit tritt Befruchtung ein. Kind normal.

Herr O. F., Förster. Dies der seltsamste Fall. Dieser Herr heiratete nach viermaliger Ehe zum fünftenmale im Alter von 79 Jahren eine Frau von 40 Jahren. Aus den ersten Ehen stammen 14 Kinder, das letzte vor 15 Jahren geboren. Im 81. Lebensjahre willigt Herr O. F. ein, sich meinen Versuchen zur Verfügung zu stellen. Spermatozoen unter dem Mikroskop noch vorhanden, aber fast bewegungslos. Sechs Monate hindurch alle vier Wochen eine Hypnose. Die Bewegungsgröße nimmt zu und erreicht nach dieser Zeit die Zahl 40. Nach weiteren zwei Monaten tritt Befruchtung ein! Im zweiten Monat der Schwangerschaft Abortus. Die Untersuchung der Frucht ergibt, daß Zehnlinge vorliegen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß bei diesem Versuche auch die Frau, die sehr leicht beeinflußbar war, mit in Hypnose verfiel. Die Versuche werden fortgesetzt.

Diese wenigen Fälle aus der langen Reihe meiner Befruchtungsversuche mögen hier genügen. Die Tragweite dieser Entdeckung ergibt sich aus der Tatsache, daß es im Deutschen Reiche nicht weniger als 800 000 kinderlose Ehepaare gibt.

Was nun die Frage 3) betrifft, so beansprucht ihre Beantwortung in allen ihren Konsequenzen mehr als die Kraft eines ein-

zelnen Forschers. Bei den hypnotischen Befehlen an den ungeborenen Nachkommen kommen zwei Möglichkeiten in Betracht: Entweder wird der Befehl dem zeugenden Vater erteilt oder aber der tragenden Mutter. Ich will jedoch die Ergebnisse der Embryonalhypnose hier ausschalten (vgl. „Das Versehen der Mütter"). Bei dem Befehl an das Spermatozoon wiederum kann es sich um einen „körperlichen" oder „geistigen" Befehl handeln. Im ersteren Falle wird das Wachstum des späteren Kindes beeinflußt, die Formbildung des Körpers; im letzteren seine Willens- und Charaktereigenschaften. Schließlich habe ich noch Versuche gemacht, ganz genau determinierte Handlungsbefehle zu erteilen, sogenannte posthypnotische Befehle, wie sie Hypnotisierten aufgetragen und von ihnen dann in wachem Zustande nach ein oder zwei Jahren auch pünktlich ausgeführt werden. Der Raum, der mir hier gewährt wird, ist jedoch zu knapp, um die schwankenden Ergebnisse der beiden letzten Möglichkeiten in ihren ungeheuren Konsequenzen zu behandeln. Ich will nur ein einziges Beispiel anführen: Als ich einem zeugenden Manne in seinem Sperma befahl, genau zur Zeit des 27. Vollmondes nach dem Zeugungstage (auch dieser stand im Zeichen des Vollmondes) ins Wasser zu gehen, wurde dieser Befehl auch tatsächlich ausgeführt. Sowohl Vater als auch Kind verlangten an diesem Tage zu ungewohnter Zeit heftig nach einem Bade und fanden nicht eher Ruhe, als bis sie ins Wasser getaucht waren.

Nur einige Versuche über Wachstum und Formgebung will ich hier noch wiedergeben.

Herr A. K., Kaufmann, 33 Jahre alt, Vater zweier Kinder. Sowohl Herr A. K. als auch dessen Frau, beider Eltern und die bereits geborenen zwei Kinder sind außerordentlich klein. Herr A. K. 155 Zentimeter groß, Frau A. K. 150 Zentimeter groß. Während der Zeugung wird Herrn K. in der Hypnose der Befehl erteilt: „Du mußt wachsen, groß werden, sehr groß werden!" Befruchtung tritt in der zweiten Sitzung ein. Es wird ein 5 Kilogramm schweres Kind geboren. Nach vier Jahren ist das Kind um 6 Zentimeter größer als seine vier- und fünf Jahre älteren Geschwister.

Herr S. B., Musiker, 29 Jahre alt, bucklig, alle Geschwister bucklig, ein Kind gleichfalls bucklig. Zeugung in der Hypnose unter entsprechendem Befehl. Kind normal.

Herrn N. D., Kaufmann, 38 Jahre alt; in seiner und seiner Frau Familie ungeheuer große, gebogene Nasen. Ein Kind bereits geboren, gleichfalls große, gebogene Nase. Hypnotischer Befehl, Kind normale Nase.

Welchen Einfluß diese Entdeckungen, abgesehen von ihrem soziologischen Schwergewicht, auf unsere Anschauung über Ontogenese, Artbildung, Erblichkeit im allgemeinen, auf Biologie und Philosophie haben werden, wage ich hier nicht einmal anzudeuten.

„Ach welch eine Lüge ist das Leben! Wie bitter der bloße Gedanke daran! Man sieht die Blätter an, und schon welken sie; man berührt eine Frucht, und sie fällt; man verfolgt etwas, und es löst sich in Schatten und Phantasie; es verraucht und hinterläßt weniger als nichts, die Erinnerung, die Sehnsucht nach einem Traum." Der junge Flaubert schrieb so, der romantische Flaubert, der Flaubert, der den traurigschönen Roman von den zwei jungen Menschen im Rachen des Lebens dichtete „Jules und Henry" und den er dann unveröffentlicht liegen ließ als Vorstudie zur „Education sentimentale". (Jetzt erschien er in der trefflichen Übertragung H. W. Fischers im Propyläenverlag, Berlin.) Mag auch später die Künstlerschaft Flauberts an seiner unerbittlichen Strenge gegen sich selber ins sinnbildlich Große gereift sein, (was in „Jules und Henry" erst keimhaft, aber mit dem Duft aufbrechender Blüten ist), dieser Roman ist wertvollster Kunstbesitz, nicht nur um seiner schmerzlichen Süße, um seines von uns allen erlebten Ephebentums, sondern weil er schon ein ganzer Flaubert ist, so sehr ein Flaubert, daß in diesem Roman sein einziges Selbstporträt enthalten ist.

„Er ergab sich in sein Schicksal und lebte ruhiger in der Hoffnung auf einen baldigen Tod. Als er entschlossen war, ein Ende zu machen, erschien ihm das Leben wieder schöner; er lächelte ihm traurig zu, wie nach einer langen Krankheit. Er dachte über seinen Selbstmord nach; das beschäftigte ihn sechs Monate; dann sann er auf eine neue Art zu sterben, und damit ging das Jahr hin. Nach Verlauf dieser Zeit hatte er sich so an die Langeweile gewöhnt, daß er nicht mehr an den Tod dachte." Das ist Flaubert, wie er auch in seinen Tagebüchern und Briefen lebt. Keiner hat so die Langeweile des Lebens gefühlt, keinem war sie so der Grund aller Dinge. Die einzige Entschuldigung für das Ertragen der Langeweile war ihm die Kunst, aber in einem so wenig ästhetischen, vielmehr so religiösem Sinn, daß, wäre er in einem anderen Jahrhundert mit anderer Einstellung — etwa im 14. — geboren worden, er statt eines Künstlers ein Heiliger geworden wäre. Im 19. Jahrhundert blieb ihm nichts als die Kunst. „Seine größten Freuden sind ein Sonnenuntergang, ein Sturm im Forst, ein Lerchengesang beim Morgentau; ein schöngebauter Satz, ein klangvoller Reim, ein geneigtes Profil, eine alte Statue, die Falten eines Gewandes können ihn in langanhaltende Verzückung versetzen." So waren die Freuden des jungen Flaubert in diesem Selbstporträt, das er Jules nannte; sie blieben auch die Freuden des reifen Flaubert. „Da er sein Vaterland durchaus nicht liebte, hatte er Verständnis für die Menschheit; da er weder Christ noch Philosoph war, hatte er Sympathie für alle Religionen; da er die „Jour de Nesle" nicht mehr bewunderte und sich vom Rhetorischen abgewandt hatte, empfand er in allen Lite-

raturen. . . . Wie ein König, der am Tage der Krönung abdankt, hatte er freiwillig und für immer auf alles verzichtet, was diese Welt an Begehrenswertem und Erreichbarem liefert, auf Vergnügungen, Ehren, Geld, Liebesfreuden und Triumphe des Ehrgeizes. Er hieß sein Herz die Stürme zum Schweigen bringen und sein Fleisch seine Stacheln abtöten. An sich wie an anderen studierte er den komplizierten Organismus der Leidenschaften und Gedanken. Er durchforschte sich erbarmungslos, sezierte sich wie einen Leichnam und fand manchmal bei sich wie bei anderen, daß Handlungen, die getadelt werden, löblichen Motiven entsprangen und daß auf dem Grunde der Tugend eine niedrige Gesinnung lag. Er nahm sich vor, nichts mehr zu schonen. Mit aller Kraft strebte er danach, allen Dingen auf den Grund zu kommen. Er untersuchte die Kehrseite der edlen Regungen bis in ihre verborgensten Falten und ließ die Worte in ihrer Hohlheit erklingen. Er spähte in den Zügen der Gesichter nach geheimen Leidenschaften, lichtete alle Masken, riß die Schleier ab, entkleidete alle Frauen, drang in die Schlafgemächer, legte die Sonde an alle Wunden, zerfaserte alle Freuden." Blickt nicht aus diesem Selbstporträt mehr als ein einzelner? Der Werther des 19. Jahrhunderts ist es (wie der Goethes durchaus dem 18. Jahrhundert gehörte). So sah er sich, und wieder ist es der Werther nach der Revolution, nach dem Kaiserreich: „Erfüllt von verstehendem Mitgefühl für das Leid, von Nachsicht in der Beurteilung der Leidenschaften und von einem Skeptizismus, der auf den Grund der Tatsachen zu dringen sucht, betrachtet Jules das Leben ruhigen Blicks, um seinen Sinn zu ergründen, vergegenwärtigt er sich die Vergangenheit mit all ihrer Unruhe, die Menschheit mit all ihrem Streben, die Gottheit mit all ihren Geheimnissen, die Seele mit all ihren Träumen. Die Welt leistet dem Anruf Folge; er aber sitzt abseits auf einsamem Baumstamm wie ein tributempfangender König und tröstet sich in seiner Traurigkeit, indem er den Blick auf den silbergestickten Baldachin über seinem Kopfe richtet oder sich an den Späßen der sich drängenden und stoßenden Menge ergötzt und an der Ironie, die über dem Ganzen liegt."

In der Nacht des 7. Januars 1845, ein Uhr morgens, beendete er den Roman. Die Nacht seiner Werther-Jugend tagte, ihm kam vom Tag seiner Kunst unsterbliche Helle: Madame Bovary, der „Education sentimentale" und „Ein schlichtes Herz". Zu ihnen gehört schon dieser Jules, aber auch sein Freund Henry, der gleichfalls durch die Nacht der Jugend ging, aber seine Jugend verriet an das ordinäre Leben, an das kleine Glück des Spießers, an den Einfluß, an die gute Partie, an die Abgeordnetenchancen, an die Karriere — dennoch auch er ein Mensch, auch er einer, den man lieben muß: weil ein Dichter ihn ansah, weil er von ihm Glanzes die Fülle bekam.

IV.

Süddeutschland II.

Man kann es den Intendanten von Wiesbaden, Stuttgart und Karlsruhe nicht verdenken, wenn sie die plötzlichen Umwälzungen und Säuberungen scheuen und lieber versuchen, Spielplan und Personal ohne Reibungen zu bessern. Der Widerstand der Provinz gegen jede Neuerung ist stärker, als man denkt. In geschlossener Phalanx marschieren Publikum, Theaterkommission, Presse und — die Schauspieler. Die Letzteren sind gefährlicher als das Publikum selbst. Nein, es ahnt der außenstehende Beurteiler wirklich nicht, mit welcher zähen Vehemenz solche aufeinander abgestimmten Ensembles, die mit jovialer Bequemlichkeit seit Jahrzehnten einander ihre Stichwörter ansagen, jedem jungen Geist sich entgegenstemmen. Bei ihnen setzt der Widerstand zuerst ein. Auf unterirdischen Wegen pflanzt er sich in die Stadt fort. Ein Provinzregisseur, der seit einer Generation jedes Stück — ob klassisch, ob expressionistisch — nach einem einzigen Schema erledigt (also ohne Vorarbeit und zeitraubende Vertiefung) — ein Provinzheld, dem der Erfolg umso sicherer ist, je bekannter den Backfischen seine alte Leier klingt, — sie fühlen sich als Märtyrer der Kunst all jenen „Dilettanten oder Literaten" gegenüber, die den Versuch zu einem Ungewohnten wagen. Der Widerstand, — im besten Falle als passive Resistenz auftretend — findet rasch Gefolgschaft.

Der Weg der Diplomatie ist sicherer als der der Revolutionen. Er ist freilich auch langsamer. Kann man die steril gewordenen Mimen nicht auf die Straße setzen, so muß man durch allmählichen Zutritt junger Kräfte das alte Gefüge zu zersetzen versuchen, in der Hoffnung, in absehbarer Zeit den Platz gewonnen zu haben.

Immerhin: erfreulich zu sehen, wie ein Theater nach dem andern in der Erkenntnis, daß es mit den alten Dunkelmännern und Rhetorikern nicht weitergeht, reift. Noch vor kurzem hätte man für das Stuttgarter Landestheater nur vollends hoffnungslos sein müssen. Es herrschte der Geist seines früheren Intendanten, der Exzellenz von Puttkammer: treuherzig und ehrlich und nobel, aber keineswegs von lebendiger Gegenwart erfüllt. Die stets großsprachige Saturiertheit der Gründerjahre gab den Stil an. Und Wilhelm von Scholz, sein letzter Dramaturg und Spielleiter, hat diese klassizistisch-romantische Theaterspielerei, zwischen Wagner und Max Halbe, nicht allzu stark reformiert. Seine einseitige Einstellung auf Hebbel und auf die blutlosen Prinzipien der Paul Ernst-Epoche versetzte den Aufführungen einen Schuß von Psychologie, — von Problemliteratur — aber die Kunst des Schauspielers lief nur umso leerer. Denn für ein Theater, das zumindest schon vom Geiste Gerhard Hauptmanns erfaßt werden müßte (an die letzten Evolutionen wagte man gar nicht zu denken), ist es unwesentlich, ob man anstatt Geibel Hebbel aufstellt. Die Standarte des quieta non movere wurde nicht angetastet.

Daß der neue Intendant den Oberspielleiter Gustav Holl aus Düsseldorf engagierte, bedeutete keine revolutionäre, doch eine kluge Tat. Holl kommt aus den Prinzipien des Dumont-Theaters: unbedingter Wille zum Ensemble, zur absoluten Disziplin, zur sukzessiven Reformierung des Bühnenbildes. Was die Dumont in Düsseldorf erzwungen —: die Steigerung der Theaterspielerei zu einer festlichen Angelegenheit großen Stiles, von Schauspieler

und Zuhörer in seltener Vereinigung gleicherweise empfunden — das wird gewiß sobald ein zweiter Mensch nicht wieder erreichen. Es genügt aber, daß Holl diese besten Prinzipien in die neue Wirkungsstätte übertrug, binnen drei Jahren das vollends verlotterte Schauspiel renovierte und Aufführungen von einer Einheitlichkeit (vor allem auch im Bühnenbild) zustande brachte, wie sie in Stuttgart vorher nicht geahnt waren. Dazu ein Repertoire, das mit der Gegenwart in lebhafterer Beziehung steht, das — endlich — auch Dichter der neuen Generation wagt. Das letzte Jahr brachte an Uraufführungen Werfels „Schweiger", „Das gelbe Zelt" von Max Mohr, „Geschlagen!" von Hans Franck (die zwei letzten von dem sehr tüchtigen Herbert Maisch, dem zweiten Regisseur, inszeniert). Dazu wären die Erstaufführungen von Mohrs „Improvisationen", Lauckners „Wahnschaffe", Aischylos „Orestie", Strindbergs „Traumspiel", Eichendorffs „Freier", und Neueinstudierungen von „Don Carlos", „Wilhelm Tell" und „Marquis von Keith" zu nennen.

Vielleicht zeigt Karlsruhe am besten, wie vorsichtig und schrittweise gearbeitet werden muß, wenn man jeden Anstoß vermeiden und dennoch eine Qualitätsverbesserung erreichen will. Der Intendant Richard Volkner ist alles eher denn ein Umstürzler. Dazu kommt: er sitzt in der gefährlichsten Stadt Süddeutschlands. Da ist die Reaktion in schönster Blüte. Die Kämpfe, die seit Jahren um den dortigen, auf geistige Hebung gesinnten Galeriedirektor Wilhelm Storck toben, haben die Atmosphäre von Schilda. Daß hier eine Galerie geschaffen wurde, die man überall sonst (nur nicht in Karlsruhe) als vorbildlich erachtet, die beinahe schulbildend gewirkt hat, — daß gewagt wurde, die Schätzung der Kunst nicht mit dem Jahre 1850 abzuschließen, — das sind Verbrechen so schwerster Art, daß Stürme im Landtag, in Künstlergenossenschaftssitzungen, ja selbst im Gerichtssaal zur Tagesordnung bald gehören. Die groteskeste Phantasie eines satirisch gerichteten Romanciers könnte diese Atmosphäre und diese Provinzler nicht erfinden. In dieser Stadt lebt jener Publizist — sein Name sei genannt: der in der Presse die Bewaffnung aller Männer über fünfundvierzig mit Gummiknütteln forderte, damit sie auf die Jugend — (Jugend ganz allgemein gefaßt) — losschlägen könnten. Will man hier neues Theater machen, so gibt es nur zwei Wege: radikalste Konsequenz oder eine Diplomatie, die eine Erreichung des Zieles gar nicht absieht. Immerhin: eine Niveauhebung ist auch in Karlsruhe zu konstatieren. Man macht zwar keine „Experimente", aber man reformiert das schon Erprobte und kultiviert es mit einer anerkennenswerten Ernsthaftigkeit. Ein Regisseur wie Felix Baumbach, nicht mehr den Jüngsten angehörend, muß mit Nachdruck genannt sein. Die eigene Note ist nicht prägnant. Dafür stellt sich Geschmack und Theaterkenntnis ein, — und vor allem der Wille, nicht zu altern. Er kommt aus einer anderen Schule, — aber er hat nicht aufgehört zu lernen. Der neue Geist der Exaktheit folgert hier weniger aus der Literatur denn aus einer Selbsterziehung, die ansonsten noch Rarität ist.

V.

München.

Andere Städte, noch vor wenigen Jahren Sammelpunkte des theatralischen Lebens, sind zurückgetreten. Sie halten sich in der Schätzung durch ihre Tradition oder durch die Höhe ihrer Einwohnerzahl, die ein gewisses Niveau des Theaters bedingt.

Man kann nicht sagen, daß man heute in München schlechtere Stücke oder daß man mit schlechteren Schauspielern spiele als vor zehn Jahren. Im Gegenteil! Die Anforderungen des Publikums sind sicherlich gestiegen. Und Hand in Hand damit auch die durchschnittliche Qualität der Aufführungen. Als vor ungefähr fünfzehn Jahren Robert seine Kammerspiele eröffnete, war der Begriff des Ensembles bestenfalls dem Hoftheater bekannt. Er spielte mit Anfängern, — Novizen der Bretter, — obgleich mit hochbegabten, — aber dennoch solchen, die erst zum primitivsten Können zu erziehen waren, — und man nahm es als Vollendung. Heute hat München mindestens zwei „Großstadt-Theater". Leistungen, die noch vor fünf Jahren bewundert wurden, wären heute unmöglich. Aber gerade an diesem Fall München erkennt man: wie wenig es allein auf die Güte der Vorstellungen ankommt! Die besseren Kräfte bedingen noch nicht einen besseren Geist. Und das größere Können bindet sich leicht an kleinere Inhalte.

Der Einsatz, den München im allgemeinen Kampf deutscher Theaterkunst leistet, ist ein bescheidenerer geworden. Einst vorangehend, ist es jetzt mitgehend. Man begnügt sich damit, Aufführungen zu leisten, die allgemein erwartet werden. Das Gewagte, das Ungewöhnliche, das Neue, das Fortschreitende —: mit einem Wort: das Geistige — (denn ungeistig ist alles, was sich selbst genügt) ist selten geworden. Nicht die weltanschauliche Spannung, sondern das philiströse Vergnügen beherrscht Spielplan und Rollenbesetzung. Worauf das Theater den letzten Anspruch, als moralische Anstalt gewertet zu werden, verliert. Eine vorwärtsstoßende Aufführung der „Puppenfee" kann Aufschluß einer Welt bedeuten — eine mit sich selbst verharrende des „Faust" bloß unnütze Zeitvergeudung.

Der Fall ist umso betrüblicher, als München ein ausgezeichnetes Publikum besitzt. Nirgends wird Geladenheit und Harmonie einer Ensembledarstellung so leicht begriffen und so schnell gewertet wie hier. Die Serienaufführungen von „Gespenstersonate" oder des „Schwierigen" — anderswo halbe Erfolge — bezeugen es. Es spielt der Star eine kleine Bedeutung: das Gastspiel Moissi oder Ida Roland wird übertrumpft von der Geschlossenheit einer üblichen Truppe. So liegt die Ursache des Verfalles in den Theatern selbst, — oder in den Instanzen, die sie beherrschen.

Da ist das Nationaltheater. Zeiß, ein so ausgezeichneter Theatermann in Dresden und Frankfurt, wird als Intendant in München von allen Seiten bevormundet, von rechts und links bedroht und gefesselt. Die höheren Schauspielerbeamten — seit Jahrzehnten Pächter der bedeutenden klassischen Rollen, — Künstler- und Betriebsräte, — Ministerien und Finanzämter, — und die Führer der politischen Parteien, — und die Mehrheit der Zeitungen —: sie alle wissen es besser. Und so wurden die Leistungen des Intendanten — in den ersten beiden Jahren unverkennbar — im dritten Jahr durch rückschlägige „Wünsche von oben" parallelisiert. Selbst diese verheißungsvoll begonnene Erneuerung des Ensembles — mit den Engagements von Faber und Warnicke, Kellerhals und anderer, vor allem aber mit der Berufung des immer mutigen und immer interessanten Regisseurs Engel begonnen, — selbst diese hat ausgesetzt. Noch immer fehlen für die älteren Fächer halbwegs erträgliche Vertreter, noch immer fehlen ebenso die charmanten wie die interessanten Frauen. Ein Stück, das eine weittragende Darstellerin verlangt, — ob man nun in die Richtung Durieux oder Dorsch denkt — kann auf der ersten Bühne Süddeutschlands nicht

gespielt werden. Und es entstehen bei Werken klassischer Literatur Besetzungen, die eben noch einer mittleren Provinzstadt genügen dürften. Das Prinzip, mit Umsicht, Langsamkeit, Geduld, Vorsicht und Diplomatie die Widerstände allmählich zu lockern (von Zeiß früher mit so viel Erfolg erprobt) — hätte dem Zuschauer von Jahr zu Jahr eine sich im Tempo beschleunigende Kurve bieten müssen. Anstatt dessen: das Tempo hat sich verlangsamt. Scheinbar ermüdet in diesem Hydra-Betrieb auch die beste Energie.

Komplizierter liegt der Fall bei den Münchener Kammerspielen. Einst gehörten sie zu den Vorkämpfern neuer Theaterkunst, heute haben sie sich dem allgemeinen Niveau angepaßt. Komplizierter deshalb, weil hier die ausgezeichnete, weit das Gewohnte übersteigende Regiekraft Falckenbergs in einem Gegensatz zu seinen direktorialen Unternehmungen steht, — ein Gegensatz, der noch immer ein beliebtes Fünfuhrteegespräch abgibt. Da man sich von Falckenberg bei seinem Antritt ein Außerordentliches erwartet hatte, — übertreibt man nun die Enttäuschungen abermals in ein Außerordentliches und wird so ungerecht gegen immerhin vorliegende Leistungen, die schon deshalb nicht zu übersehen sind, weil sie mit allen Schwierigkeiten des kleinen Privattheaters gemacht wurden. Das Theater hat nicht ganz sechshundert Plätze, die Preise liegen zwischen fünftausend und zwanzigtausend Mark (also zwischen Schinkensemmel und Mittagessen). Und das Personal darf wegen des auch klassischen Repertoires nicht zu klein sein.

Und dennoch: diesen Umständen zu Trotz wurde in den ersten Jahren ein Positivum nach dem andern geschaffen. Da war die Entdeckung des späten Strindberg (der damalige Oberregisseur Falckenberg hat sowohl die Uraufführung der „Gespenstersonate“ als des „Advent“ als der „Brandstätte“ gebracht). Da war die Entdeckung von Georg Kaiser (zeitgeschichtlich immerhin eine Tat). Da war jener Zyklus, der Johst, Goering, Essig, Crommelynck und andere vereinigte. Hand in Hand damit ging die Heranziehung einer Gruppe von jungen Akteuren, die eben erst flügge geworden, ihre Vereinheitlichung zu einem höchst geschlossenen Ensemble.

Es kann nicht geleugnet werden, daß diese erste Epoche historischen Charakter bekommen hat. In neuerer Zeit bleibt literarisch die einzige Tat (freilich von weitester Bedeutung): die Uraufführung von Brechts „Trommeln“. Und die Liebe zum Schauspieler? An Stelle der jugendlichen Schar, mit der eine Welt zu erobern war, ist eine Serie schon erprobter Mimen meist mittlerer Bedeutung getreten, mit denen nicht einmal mehr Schwabing zu erobern ist. Die jungen Dichter und die zukunftsvollen Schauspieler sind in einer Minorität, die an dieser Stätte trauriger wirkt als anderswo.

Niemand beklagt diese Einstellung mehr als derjenige, der an den Regisseur Falckenberg glaubt. Da er jedes Werk aus dem vorliegenden Text heraus inszeniert, aus den Gesetzen seines inneren und äußeren Daseins, und nicht aus modischen oder spitzfindig experimentellen Prinzipien, — ist er nicht so eklatant „modern“ wie gewisse Zeitgrößen. Aber umso vorbildlicher besteht er. In den ersten Jahren vom Wort allein ausgehend, hat er nun die tiefere Beziehung zwischen Wort, Gebärde und Raum gefunden, hat sie aus chaotischem Gefühltsein zu bewußtem Können übergeleitet. Er ist Meister geworden. Und er ist nachgerade verpflichtet, endlich Versprechen einzulösen, die er seit Jahren abgegeben.

GEORG BRITTING

PASSAU UND DER ALTE UND DER JUNGE LAUTENSACK

Ich sage es frei heraus, daß ich Passau für die schönste deutsche Stadt halte. Es gibt Stiche von einem alten und treuherzigen und klaräugigen Künstler, von dem großen Kleinmeister Lautensack, der vor dreihundert, vor vierhundert Jahren lebte. Auf seinen vergilbten und bräunlichen Blättern sind die Konturen von Städtebildern klar in den Himmel gezogen. Ein Netz von Linien, ein Geflecht und Gespinst von Kurven, ein Kreuz und Quer von Dächerkanten, von turmgeraden, von schrägen und schiefen Mauerleisten schwankt elastisch und tänzerisch über dem Flußtal. So ist auch Passau anzusehen, die Stadt, von der ich nicht weiß, ob der alte Stecher Lautensack sie jemals vor seine Augen bekam: Ein hüpfender Ball über Ebenen und Wäldern.

Drei Flüsse fließen ihr zu Füßen zusammen: Die Donau, der Inn und die Ilz. Spiegelndes Wasser glänzt auf unvermutet hinter jedem Häuserblock, und es sind so viele Brücken, daß man über sieben an jedem Tag gehen kann, und man kennt sie noch längst nicht alle, und auf jeder schaut der böhmische Beichtvater Nepomuk hinunter zu silbernen Fischen.

Die Straßen steigen hurtig auf und nieder, verwandeln sich in Treppen mit moosbewachsenen, feuchten Stufen und stürzen jäh und glitschrig ab — und immer steht man dann an einem Fluß. Grün und geringelt, wie Wasserschlangen, die ihr Element suchen, patschen diese Treppenstraßen ins Strömende. Drei Tage ist man dort, dann unterscheidet man an der Farbe des Wassers, ob es die Donau ist, der Inn oder die Ilz. Die Donau rollt breit und schwer, der Inn rasch und schäumend. Und breit und schwer und rasch und schäumend fließen sie vorbei an den Kirchen. Es sind viele Kirchen, barocke Kirchen, mit runden und stumpfen und spitzen Türmen, mit katholischen Glocken und sie läuten am Morgen, am Mittag, am Abend. Passau ist die glockengeschwätzigste Stadt.

Drüben beginnt Österreich, Adalbert Stifters Land.

Die Festung Oberhaus steht über der Stadt und war einmal Militärzuchthaus. Wer den Offizier mit der blanken Waffe anging, den jungen Leutnant oder den breitschultrigen Hauptmann, der mußte hier Karren schieben, Soldat zweiter Klasse, schielend hinunter auf die goldenen Dächer.

In einer kleinen Schänke, die Mönchen gehört, gibt es einen würzigen Wein. Der wächst über der Grenze auf einem Weinacker, den die Braunkuttenträger betreuen. Ein grauer Scheitel bedient. Man schenkt in der Schenke nur diesen einen Wein und

nichts sonst und sonst garnichts. Du trittst an den Tisch, an den butterweiß gefegten Tisch, und schon steht das funkelnde Glas vor dir. Brot mußt du selbst mitbringen. In der Schenke gibt dir die Greisin nur den gelben mönchischen Wein.

Mit gemauerten Seitenwänden stößt eine Insel hinaus in das viele Wasser. Mit wippender Gerte steht an der vordersten Spitze ein Angler. Der Himmel wölbt sich herab. Das viele Wasser ist wie ein See, und Himmel und See verrinnen in eins und der Angler angelt nach Fischen und Sternen.

Ich sage es frei heraus, daß ich Passau für die schönste deutsche Stadt halte. Ob der alte Stecher Lautensack sie je vor seine leiblichen Augen bekam, ich weiß es nicht. Sein Nachfahre Heinrich Lautensack, der Dichter der „Pfarrhauskomödie“, lebte in dieser Stadt. Er lebte in dieser Stadt auch während er in Berlin Filmdramaturgie trieb und auf dem Brettl grimassierte. Er hat sie nie verlassen. Seine Gedichte sind starrk und würzig und funkelnd und ein wenig mönchisch wie der Schoppenwein in der kleinen Schenke.

Von grünem, kurzem, hellgrünem Stoppelgras beflaumt steigt eine Anhöhe sanft hinauf. Da liegt Heinrich Lautensacks Haupt. Schmerzlich grinst sein leicht geöffneter Mund, eine bräunliche Kiesgrube. Bäume, buschig, blätterwuschlig, stehen im Halbbogen wie Augenbrauen. Abgetrennt liegt sein Kopf vom Rumpf, wächst zusammen mit der Landschaft, und wie eine freche, stechende, stachlige Nase mit nach oben stehenden Nasenlöchern erhebt sich ein Grasbuckel in der Mitte des Hangs. So sieht um die Abendröte weinrot des Dichters Kopf über die bayrische Stadt.

Ein hoher Baum, eine kahle Föhre, sonnt sich am Erdbeerhügel. Eidechsen rascheln unten, die nackte Föhre wiegt sich im Juliblau. Es ist nur ein schwarzer Abdruck von der braunen Kupferplatte, aber das Juliblau, das über der Föhre auf dem Stadthügel bläut, das tiefe, tönende, wankende Blau ist unverkennlich. Hinter dem Hügel beginnen die Wälder, die böhmischen Wälder, die schattenden, dunklen böhmischen Wälder. Nur die froschnackte Föhre ist auf die braune Platte gesprungen, voreilig, zu früh, und brät nun allein in der hitzigen Einsamkeit ihres Vorpostens. Denn nach Passau darf sie doch nicht hinein. Dieser Stadt, schwankend und tänzerisch über dem Dreiflüssetal, wie sie der Donaumeister Lautensack stach. Und aus den Versen des anderen Lautensack, des jungen Lautensack, strömt die Essenz dieser Landschaft zu mir her und den funkelnden Schoppen halt ich hinauf, empor zu Oberhaus, hinüber ins Adalbertstifterland, schwenk ihn und schütt ihn hinab zu Donau und Inn und Ilz.

GEORG BRITTING

ATELIERSZENE

Das gute Mädchen schmilzt, entdeckerarmumsegelt;
Hin auf der taubengrauen Ottomane.
Sie spricht von Reinhard, Kerr und von Kahane,
Und wie sie kennerhaft den Wurf der Röcke regelt,
Ist sie sehr waldkeusch, andere Diane.

Im roten Lehnstuhl, lächelnd hingeflegelt,
Das Negerhaar sehr schwarz emporgekegelt,
Träumt Lily süß. (O; Leda mit dem Schwane!)

Das blonde Mädchen geht, verletzt
Von Lilys Brunst; denn sie ist sehr veredelt
Und fühlt sich hier wie Demutwild gehetzt.

Doch Lily lacht, von Lockenpracht umwedelt.
Wie sie im Tigersprung nun auf den Diwan setzt,
Spreizt sie die Beine, kreischt: Nun hat sichs ausästhetelt!

MYNONA

PRODUKTIVITÄT

Wer überhaupt weise werden kann, wird es erst im hohen Alter; aber bereits vorher kann er den Grund erfahren, weswegen es ihm bis dahin so sehr erschwert ist, vernünftig zu sein: zwischen seinen besten Willen und dessen Ziele schiebt sich eine hemmende Verdrängung ein, die, wegen ihres ungemein Verführerischen, nicht nur wohlgelitten, sondern geradezu begehrt wird; die Sexualität mit ihren unsinnigen Akten und Pakten. Es ist nämlich garnicht wahr, (was schlechte Seelenkenner so gern und freudig behaupten), daß die Sexualität nur verdrängt und nicht noch überaus mehr verdrängend ist — ah, sie verdrängt gerade das Allergeistigste, die geistige Zeugekraft und Fruchtbarkeit nur allzu leicht! — —

Privatdozent Gregor Jalokin, ein starkhirniger Mann, hatte (zu seinem und seiner Freunde innigem Bedauern) auch übermäßig kräftige Lenden mit auf die Welt gebracht. Schon die deutschen Romantiker haben den unheimlichen Antagonismus zwischen Gehirn und Genitalien zu den sonderbarsten Spielereien verwertet. Jalokin wollte gewiß gern herrliche Bücher schreiben; er hatte irgendwo Genie, und ihm schwebte seitenlang ein Werk über die furchtbaren Schädigungen der Kultur durch allzu lange Friedenszeiten vor. Kants Schriftlein Zum Ewigen Frieden erregte seinen laut lachenden Unwillen — denken Sie mal! Immer jedoch, wenn er sich hinsetzte, um seine genialen Bellizismen — ktema es aei — feurig aufs Papier zu spritzen, begannen seine Lenden brünstig zu brodeln und depotenzierten seinen schwangeren Geist. Wie peinlich ihm das war, läßt sich nicht beschreiben; er nahm Gegenmittel, versuchte es mit Lupulin und Kampfer — umsonst, c'était plus fort que lui; d. h.

also, die Geschlechtlichkeit, die rein leibliche Schöpferkraft verdrängte seine echte Spontaneität. Und weit entfernt, sich träge der wollüstigen Schwere zu überlassen, nahm sein starkgeistiges Gehirn wacker den Kampf mit dem auf, was er treuherzig die Mächte der Hölle nannte, obgleich er genügend aufgeklärt war, um diese blöde Bezeichnung als vulgären Truismus zu erkennen.

Gewiß gehört, unter allen Umständen, der stärkste Geschlechtstrieb, die prächtigste Potenz zur conditio sine qua non des Genies. Das Genie, ohne feurig animalische Triebe, ist wie ein wunderschönes Dampfschiff ohne motorische Kraft. Gleichwie aber diese wohlgebändigt und streng reguliert in starkem Kessel eingefangen werden muß, um, über künstlich ersonnene Einschaltungen hinweg, das Fahrzeug wirklich vorwärts zu treiben; so müssen auch die Triebe, sollen sie das Genie wirklich fördern und nicht etwa hintanhalten, nicht unmittelbar, sondern vermittelst eines ökonomischen Retardationssystems auf das Gehirn einwirken; so explodiert das Genie, anstatt sich z. B. wie bei W. oder O. himmlisch sanft zu äußern; während es (bei Mynona beispielsweise) nur noch Zoten verbricht.

Gregor Jalokin hatte nun aber zwischen Gehirn und Genitalien nichts interkaliert als allenfalls seine Ambitionen, seine weltlichen Eitelkeiten, die Karriere, die zu erringende ordentliche Professur u. dgl. törichten Unfug, den das rechte Genie nur notgedrungen mitmacht; nichtwahr? Folglich wurde sein Genie zum Sklaven seiner Leidenschaft; er entartete zum baren Pazifisten, aber ohne diesen Pazifismus gleich Kant in wirklich genialer Weise zu beweisen; sein Buch wurde weniger gut als gutmütig und bewährte Zeile für Zeile die Geistesabwesenheit des Genius. Das zahlreiche Chor der Lendenlahmen applaudierte, bis, wie zum Trotz, irgendein Weltkrieg es als Kanonenfutter verzehrte, und der vertrottelte Jalokin ein Flugzeug zur Flucht ins Neutralien benutzte.

Ja, Gregor hatte sein ursprüngliches Genie auf den geilen Hund der Genitalien gebracht. Er schrieb überhaupt keine Bücher mehr, sondern ließ sich von Irgendwem heiraten und erzeugte nicht nur ein Kind nach dem anderen, sondern jezuweilen sogar mehrere zugleich. Es rächte und bewahrheitete sich an ihm der alte Fluch: aut liberi aut libri!

Mit höchster Wahrscheinlichkeit stehen Psychoanalytiker, welche auch dieses Beispiel als Beleg dafür heranziehen möchten, daß des Menschen Äußerungen aus verdrängter Sexualität hervorgehen, mit ihren Gehirnen schon selber unter dem unregulierten Druck, Zug und Anstoß ihrer Genitalien. Verdrängt sind Genie und Vernunft, und zwar durch die ungebändigt geile Brunst, welche, statt nur zur Anfeuerung des Genius zu dienen, ihn in ihrer Schwüle verbrennt. Wie denn wäre jemals die Sexualität, verdrängt oder nicht, etwas Besseres als Heizmaterial? Immer wieder nur proletarische Psychoanalytiker, wie Gregor Jalokin einer wurde.

Wenn ich Nebukadnezar Knallhorn hieße,
würd ich mich eventuell entleiben.
Da ich Reimann heiße, laß ich's bleiben
und begebe mich fidelen Sinns auf eine Wiese,
wo die Herbstzeitlosen violetten schimmern.

Wenn ich traurig wäre, tät ich wimmern,
tät ich klagen und verzagen,
tät ich meine Erdenbürde stöhnend tragen
und mir beide Wangen blaßbleich schminken
oder grämlich in die Grube sinken.
Da ich aber guter Laune bin und munter pfeife,
speis' ich mit Vergnügen Kaloderma-Seife,
wiege mich elastisch in den Hüften,
bis des Todes Sicheln mich zerklüften.

Wenn ich heut ein Kalbskotlett zu Mittag hätte
(zart geschmort im eignen Leibesfette),
dazu Birnen oder alten Käse
oder Hummern inklusive Mayonnaise:
würde ich wahrscheinlich keinen Hunger spüren.
Da ich aber Hunger habe, großer Gott,
muß ich (mich ergreift ein Rühren!)
dichten trotz dem leiblichen Bankrott.
Es ist bitter.

Wenn ich Räuber wäre oder Ritter,
würde ich im Mittelalter leben,
hätte eine Burg und tausend Knechte.
Da ich aber mit den heutigen Epheben
durch die Tage schwitze und die Nächte,
bleibt mir nur das stumme Resignieren.
Denn wir gleichen ausrangierten Tieren.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Juliwoche

Anfrage: „In der letzten Nr. des T.-B. befaßten Sie sich kritisch mit der Bilanz der Darmstädter und Nationalbank und machen dabei auf Dinge aufmerksam, die von anderen Berliner Blättern nur andeutungsweise berührt worden sind. Gibt es eine Erklärung dafür, warum die große Presse, besonders angebliche Fachorgane wie zum Beispiel der Börsen-Courier, so völlig jeder Kritik den großen Instituten gegenüber ermangeln, während es doch zweifellos ist, daß auch den Instituten selbst durch freimütige Meinungsäußerung unter einem höheren Gesichtswinkel viel mehr genützt wird als durch den Byzantinismus, der heute allgemein geworden scheint?" Die Antwort, verehrter Briefschreiber, liegt großenteils schon in der Frage, — das Wort Byzantismus ist treffend gewählt. Es kennzeichnet einen Zustand, in dem an die Stelle von zwanzig gottbegnadeten Souveränen zwanzig tatsächlich ebenso souveräne Kapitalsmächte getreten sind, die von einem widerlichen Hofstaat ebenso umschmeichelt und ebenso — verdorben werden wie vordem die dynastischen Gewalten. Seien Sie versichert, daß den Klügeren unserer Bankherren ein freies, würdiges, nicht a priori gehässiges Wort in Wahrheit sogar bedeutend lieber ist als das servile Geschwatze, mit dem Börsen-Couriere und Börsenkommis jede ihrer Handlungen zurzeit umgackern. Doch gibt es Naturen, die selbst so subaltern sind, daß sie sich garnicht vorstellen können, wie ein anderer nicht subaltern sein könne. Und überdies ist Kritik nicht nur eine Sache des Muts, sondern auch der geistigen Qualifikation, und es ist eine Tatsache, daß zum Beispiel der Handelsteil gerade eines Blattes wie des Börsen-Couriers von einem Herrn geleitet wird, der sich selbst lange Zeit gegen die Übernahme dieses Amtes sträubte, mit der durchaus einsichtigen Begründung, er halte sich für nicht ausreichend befähigt dazu. Sicher war es gerade diese mangelnde Befähigung, die somit jede ernsthafte Kritik von selbst ausschloß und alles Geschreibe auf nichtsagende Banalitäten beschränkte, — sicher war gerade sie es, die einem kalkigen Verlag den Herrn besonders empfehlenswert machte. Vom geschäftlichen Standpunkt aus gesehen, hat er bisher wohl auch recht gehabt, — noch immer wird das Blatt von der großen Masse der Kleinspekulanten (während die Gebildeteren schon längst die Achseln zucken) gekauft, noch immer werden seine Plattitüden von dem geistig Minderbemittelten als vollwertige Münze angesehen. Aber wie es eine Zeit gab, da für das Publikum kein höherer Kunstbegriff bestand, als der der Gartenlaube, wie es eine Zeit gab, da jeder Millionär edelmütig sein mußte, jeder herrschende Gesell-

schaftsbegriff immanente Moral, jeder herrschende Sozialzustand ehernes Gesetz, — wie es diese Zeit gab und wie sie dennoch vorbeiging, so wird man hoffentlich bald auch die Entdeckung machen, daß ein Blatt sich Börsen-Courier nennen kann, ohne doch mehr als nur eben eine Börsen-Gartenlaube zu sein.

Die neue Unterstützungsaktion der Reichsbank unterscheidet sich von der früheren unter anderem auch dadurch, daß sie nur am innerdeutschen Markt, nicht auch an den ausländischen ausgeübt wird. Man argumentierte, daß vom Ausland erworbene Markdevise unter heutigen Verhältnissen doch sofort wieder nach Deutschland zurückströmt, um sich in Auslandsvaluta oder auch in Sachwerte zurück zu verwandeln, — daß sie also binnen kurzem doch der deutschen Kursdiktatur unterliegen wird und daß sich dieser Zusammenhang sehr rasch in einer Anpassung des ausländischen an den inländischen Kurs äußern müsse. Man argumentierte ferner, wenn der Markkurs im Ausland für eine Weile schließlich auch schlechter sei als in Deutschland, würden so viele Besitzer von Auslandsguthaben ihren Markbedarf zu relativ billigem Kurs im Ausland eindecken, daß daraus eine große Marknachfrage im Ausland, somit also eine Hebung des ausländischen Markkurses zu gewärtigen sei. Aber die Entwicklung der letzten Jahre, die uns Auslandsparitäten von 280 000 zur selben Zeit brachte, in der die deutsche Parität auf 180 000 fixiert war, hat beide Annahmen als falsch erwiesen, — und zwar beide aus dem gleichen Grund: weil die einseitige Marktregulierung nur dann Erfolg haben kann, wenn dem ausgleichenden Arbitragegeschäft freier Lauf gelassen wird; nur dann können sich die ausländischen Markbestände wirklich in Deutschland in Devisen rückverwandeln, nur dann kann andererseits der Markeinkauf im Ausland ungestört vor sich gehen. Will man dagegen, wie man es bei uns aus gutem Grunde tut, das Arbitragegeschäft eindämmen und dem Devisenkauf des Auslands in Deutschland Schranken entgegensetzen, so muß man die Intervention auch auf die Auslandsmärkte ausdehnen. Es gibt keinen Ausweg aus dieser Alternative, — der jetzige Zustand führt praktisch zu noch rascherer Aufzehrung der Interventionsmittel als unter dem Druck der politischen Zustände und einer vollkommen unsinnigen Reichsfinanzgebarung ohnehin schon unausbleiblich wäre.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGEBUCH.

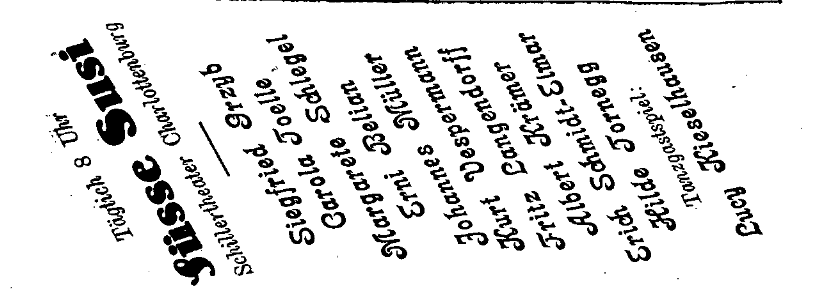
Schrenck-Notzings Experimente

Sehr geehrter Herr Großmann!

Mit großem Interesse verfolge ich die seit längerem in Ihrem „Tagebuch" erscheinenden Aufsätze über okkulte Themen, insbesondere über die Schrenck-Notzingschen Phänomene.

Ähnliche Beobachtungen wie in dem Heft vom 30. Juni sind anderwärts bereits wiederholt mitgeteilt worden. Obwohl ich durchaus der Ansicht bin, daß man einer von der offiziellen Psychiatrie vorläufig noch skeptisch beurteilten Angelegenheit sehr wohl durch Veröffentlichung in der Nicht-Fachpresse zu schnellerer Entwicklung verhelfen kann, so fürchte ich doch, daß die in Ihrem letzten Aufsatz gewählte Form der Darstellung nur geeignet sein wird, gerade Fachleute vor den Kopf zu stoßen. Es scheint mir außerdem ungeeignet, wenn man Erscheinungen, die in letzter Zeit verschiedentlich in medizinischen Fachzeitschriften sehr kritisch besprochen worden sind, dadurch zu größerer Geltung verhelfen will, daß man sie so mystisch und geheimnisvoll darstellt, wie es Herr Müller in seinem „Geheimnis" der Welt tut. Die ä l t e r e n Schrenck-Notzingschen Versuche sind, vor allem auch durch die vorzüglichen Hinweise von Sommer (Psychiatrische Klinik Gießen) als bedeutungslos erkannt worden, unter anderem z. B. dadurch, daß auf den eigenen Photographien Schrenck-Notzings die Fäden gefunden wurden, mit denen die Medien ihre „Materialisationen" bewegt haben. (Münch. Med.Wochenschrift.) Das Raffinement, mit dem die Medien die Untersucher so oft getäuscht haben, erscheint auch nach den Schilderungen Müllers in den im „Tagebuch" mitgeteilten Untersuchungen nicht ausgeschlossen. Die Kautelen, unter denen sie angestellt wurden, entsprechen eben nicht im geringsten den Kontrollforderungen, die z. B. von Sommer aufgestellt wurden. Selbstverständlich gebe ich gerne zu, daß die n e u e r e n Schrenck-Notzingschen Versuche (es handelt sich um dasselbe Medium, von dem auch Herr Müller berichtet) bis jetzt noch nicht als irrig nachgewiesen sind, obschon der Appetit zur Beschäftigung mit ihnen in den Fachkreisen nach dem ersten Fiasko des Herrn Schrenck-Notzing naturgemäß erheblich nachgelassen hat. *Dr. med. Richard Prigge,*

Assistent am Staatl. Institut für experimentelle Therapie zu Frankfurt a. M.



DER DADDELDUALISMUS

Es geschah in der seit Heinrich Heine ob ihres Schellfischseelenduftes gar übel beleumundeten Krämerstadt Hamburg, daß ich plötzlich vor einem Buchladen in der Bergstraße gebannt stehen blieb. Ich traute meinen garantiert guten Augen schier nicht mehr. Hier war echter Dadaismus Tat und Ereignis geworden. In vielen Exemplaren lag der (eben bei Kurt Wolff in München erschienene) „Kuttel Daddeldu" von Joachim Ringelnatz einher und herum. Die leicht hingeworfenen Illustrationen von Karl Arnold prangten frisch und frech, indem etliche Bücher offen standen und grinsend ihr Inneres zeigten. Kognakflaschen empfahlen sich als des ehrlichen Seemanns Daddeldu breakfast oder lunch. Lustige Plakate riefen den Namen Ringelnatz in die Gegend hinaus und trugen Texte wie

„Sind's die Augen, geh zu Ruh,
träum von Kuttel Daddeldu,
weltumschiffendem Matrosen
mit ohnmaßen weiten Hosen,
tätowiert an Brust und Bauch
und an seiner Seele auch!"

Es zeugt von der ungemeinen Aktualität der von Joachim Ringelnatz verkörperten Weltanschauung, daß ein Hamburger (!) Buchhändler den Mut zu einer solchen großzügigen und eindringlichen Ovation gefunden hat, und es lohnt sich, dieser Weltanschauung mit kritischen Händen gründlich an den Hintern sowie an den avant-propos zu fassen, auf daß sie uns ihren tieferen und eigentlichen Sinn enthülle. Die Ladenfenster-Ausstellung mit ihren Pullen und unzähligen Zetteln war praktisch angewendeter Dadaismus, aber der Daddeldu ist ungleich mehr. Dadaismus ist Dadamonismus, indem er einer einseitigen und gemütlosen Verrücktheit huldigt. Ihm fehlt, ohne daß er deshalb nichtig oder nichtswürdig sei, die Seele. Er hängt, ein abstraktes Monstrum, in der leeren Luft. Aber unser Daddelduner Ringelnatz ist ein tellurischer Kauz und König. Man lasse sich durch das herausfordernd ruppige Aushängeschild, das nach Hafenschenken in Sankt-Liederlich schmeckt, nicht ins Bockshorn jagen. Dieser torkelnde und unflätige Flüche lallende Seemann ist ein Kind und ein Dichter und ein Philosoph. Wenn er auf einer Grogreise im Binnenland mit Überzeugung brüllt: „The whole life is vive la merde!", so hört man einen galgenhumoristischen Unterton und spürt unmittelbar, daß

dieser polternde Säufer eher ein Faust als ein Mephisto ist. In der Tat empfinde ich den Joachim Ringelnatz irgendwie als einen Nachkommen Goethes und Daddeldus Braut, obschon sie bei einer Abortfrau in der Lehre ist, etwa als ein alkoholisch deformiertes Gretchen. Der ganze Ringelnatz wirkt wie deformierte Klassik, wie betrunkene Klassik, der es auf genialische Art gelingt, mangelnde Glätte (um nicht zu sagen: Harmonie) durch irrationale Beleuchtungseffekte zu ersetzen. Der Kuttel Daddeldu, Ringelnatzens (nicht einmal idealisiertes) Ebenbild, ist kein Witzbold, sondern ein Metaphysiker mit tragikomischen Gebärden. Er besitzt innere Komik, weil er ein tragischer Erkenntnistheoretiker ist. Daher kommt es, daß er das Wort Arschloch aussprechen kann, ohne daß man den Eindruck von Pornographie empfängt und sich mit Grausen abwendet. Weltschmerz ist in ihm und tönt aus ihm.

Joachim Ringelnatz bewältigt ganz das Diesseits, aber er findet es fragwürdig. Er steht mit einem Wasserstiefel schon im Jenseits, und seine Hand hebt das niemals leere Glas den himmlischen Zonen entgegen. Er rülpst höchst irdisch und riecht nach Branntwein, aber er buhlt mit den Gestirnen. Seine Weltanschauung ist ein beseelter und wundervoll vertiefter Dadaismus. Wenn er, der vor Sehnsucht immer Taumelnde, vor dem Wilberforcemonument einer Geschminkten mitteilt, daß er etwas schief ins Leben gebaut sei, so fühlen wir uns seltsam erschüttert. Das innerste Wesen des Daddeldualismus wird uns offenbar, und mit einer Rührung ohnegleichen lesen wir das Bekenntnis:

„Ich bin auch nicht richtig froh.
Ich habe auch kein richtiges Herz.
Ich bin nur ein kleiner, unanständiger [Schalk.
Mein richtiges Herz,
das ist anderwärts,
irgendwo im Muschelkalk."

Hans Harbeck.

FILM

Griffith-Film.

Die Ufa zeigt nun zum ersten Mal in Deutschland einen Film jenes Griffith, der oft als der beste Filmregisseur der Welt bezeichnet wird. Warum aber muß das ein so alter Film sein, warum gerade ein Film, der erst durch Lubitschs „Dubarry" angeregt wurde? Nach diesen „Zwei Waisen im Sturm der Zeit" kann daher nicht endgültig über Griffith geurteilt, kann Griffith nicht einmal charakterisiert werden; denn es entstand hier zu viel aus Konkurrenzbestreben zu Lubitsch, zu viel Europäisches würde versuchsweise der amerikanischen Methode assimiliert. Drum ist zu fordern, daß man wirkliche Griffith-Filme vorführt — und zwar, glaube ich, werden die gegenwartszeitlichen wichtiger als die historischen sein.

Nicht nur der Filmmann, auch das Publikum empfand diesen Film als antiquiert und überholt, wertvoll mehr als Vergleichs- und Studienobjekt. Das Manuskript von den zwei verwaisten Mädchen, die in die Stürme der französischen Revolution geschleudert werden, das Manuskript, nach einem alten englischen Roman,

ist, trotz aller Kitschigkeit, glänzend gearbeitet; wie da alles Geschehen vorbereitet, ineinander verzahnt, in Handlung gewandelt und zu großen Effekten gesteigert wird, das ist ein filmdramaturgisches Musterbeispiel. Freilich ist für uns die eigentliche Erzählung, die in das Zeitgemälde gewoben ist, ranzig ungenießbar; sind die Einleitungsakte zu langwierig, die Schlußszenen zu gewaltsam (und dennoch für amerikanischen Geschmack noch nicht versöhnlich und süß genug, denn für die amerikanische Provinz mußte Griffith einen zweiten Schluß von lachhafter Unmöglichkeit drehen). Die oft verhöhnte amerikanische Süßlichkeit ist aber durchaus nicht immer zu spüren; es gibt da manche Szenen von fast übertrieben grausigem Naturalismus. Grade diese Szenen jedoch sind durchaus traditionell, im Stil einer großväterlichen Historien- und Genremalerei gearbeitet. Überhaupt ist im ganzen Film noch zu sehr die Einwirkung gemalter Bilder und der Bühnenoptik zu spüren. Der größte Teil der Bilder ist jedoch in der Einstellung außerordentlich geglückt und abwechslungsreich; die Hauptszenen der Revolution werden durch das Medium und den Rahmen eines Fensters distanziert und zusammengefaßt.

Die Massenszenen und Prunkbilder wirken keineswegs überladen oder geschmacklos — nur manchmal komisch, etwa wenn der Freiheitsrausch der französischen Revolution sich in einem Shimmy schönbeiniger, seidenstrümpfiger Nutten und Groteskclowns kundgibt, oder wenn Danton an der Spitze einer Eskadron durch die engen Straßen von Alt-Paris einen Cowboy-Ritt zum Richtplatz uns vorgaloppiert. In solchen Szenen bricht der typisch amerikanische Geschmack durch, und trotzdem muß man sagen, daß sie regiemäßig, in der Entfaltung der Bewegung grandios gemacht sind. Griffith hat einen sicheren, festen Griff; er kennt die Wichtigkeit der sich fortpflanzenden Bewegung im Film. Man sehe sich etwa an, wie eine Trommel langsam ins Bild rückt und die Volksmassen allmählich in Aufruhr setzt; oder man studiere die virtuos und mit erregender Exaktheit abrollenden Schlußszenen des ersten Teils: wenn oben im Zimmer die eine Waise mit der gerade die Zusammenhänge erkennenden Mutter der anderen Waise im Gespräch hört, wie diese verlorene und lange gesuchte Erblindete unten auf der Straße singt, und wie im letzten Augenblick doch das allgemeine Wiederfinden vereitelt wird, weil oben die Soldaten eintreten, um Henriette zu verhaften, während unten Luise von der Bettelhexe fortgeschleppt wird. In diesen Szenen rollen sich rapid alle Fäden der vielfältigen Handlung auf engstem Raum zusammen . . . und es ist sehr beachtlich, wie hier viele rasch wech-

---

selnde Bilder lückenlos und ineinandergreifend geschnitten worden sind, sodaß man das Gefühl der Gleichzeitigkeit und raschen Aufeinanderfolge hat.

Im Aufbau der großen Szenen, im Reichtum der Einfälle wetteifert Griffith mit Lubitsch; doch ist die Hand des Amerikaners robuster in der Herausarbeitung des szenischen Effekts, der Stimmungswirkung. Er scheut, um die Wirkung zu verstärken, selbst vor tollen Regieschnitzern nicht zurück; so wird die eine Waise auf dem Fest der Aristokraten in schönen Sommertagen und zeitlich sofort anschließend die andere Waise blind und bettelnd in Schneegestöber und Kälte vor der Kirche gezeigt, — nur um den Kontrast zwischen schwelgendem Luxus und rührendem Elend fühlbarer zu machen.

Über Griffith' Auffassung von der französischen Revolution und ihrer Führer kann man sich leicht lustig machen, — aber der Film kommt nur als Regieleistung in Betracht. Daß hier hohe Qualität, absolutes Filmgefühl vorhanden sind, kann nicht bestritten werden. Daß dennoch der Film auf uns nicht mitreißend wirkt, ist in den Sonderlichkeiten des amerikanischen Geschmacks, in seiner Uneinheitlichkeit und Bejahrtheit begründet. Die vorzügliche Photographie wird durch die Abgebrauchtheit der gezeigten Kopie beeinträchtigt. Die pastellartig wirkende sehr häufig angewandte Chiffon-Technik der Großaufnahmen erweicht zwar die Härten der Photographie, unterstützt aber zugleich die Liebe der Amerikaner für süßlich-puppenhafte Mädchenköpfe. Die Schwestern Gish, Darstellerinnen der blinden Waisen, sind allerdings sehr süß, aber sie sind mehr: sie sind lieblich und, trotz traditionellen Spiels und gewisser zu oft sich wiederholender Gesten (Finger am Mund), von natürlicher Mädchenhaftigkeit. Lilian Gish wirkt nicht nur durch ihre rührende Zuckrigkeit, sondern weil Freud und Schmerz hier suggestiv von innen und außen schwellen.

Nochmals sei es gesagt: wir wollen nun endlich die jüngste Produktion der Amerikaner sehen, außer Griffiths Gegenwartsfilmen auch Filme von Stroheim, Rex Ingram, Mac Senett. — Dann wird Deutschland wieder mal Hamlet sein: es schwankt zwischen amerikanischem und schwedischem Film. Der schwedische wirkt auf uns verwandter, innerlicher, künstlerischer — der amerikanische verblüffender, fremdartiger, erregender. Aber die Nachahmung des einen wird uns ebensowenig helfen wie die des anderen. Es wird darauf ankommen, daß auch wir einen eigenen Stil finden, zu dem bereits manche deutschen Regisseure auf dem Wege sind. Dieser Weg ist auch zugleich der einzige Weg zum wirklichen Auslandserfolg.

Kurt Pinthus.

TISCH MIT BÜCHERN

Heinrich Schaffer: Schlechter Wandel. Roman. (E. P. Tal & Co. Verlag, Wien.) Ich bezweifle, daß die Ankündigung des Verlages zutrifft, das Buch habe die Kraft, das „Buch der Generation" zu werden. Es ist der Ausdruck eines physischen und geistigen Defaitismus; und, in fast traumsicherer Niederschrift, gibt es den Zustand der zitternden und begierigen, ebenso verantwortungslosen wie von nur ganz allgemeinen Leidenschaften durchrollten Jünglinge, die vielleicht einen Augenblick heute an der Spitze marschieren, niemals aber die eigentliche Substanz repräsentieren können. Man verstehe recht: ich sage damit nichts gegen das Buch, das mit einer triebhaften Hellsichtigkeit das vage Drängen in vielen jungen Männern aufzeichnet, die immerzu suchen und sich in den Eros stürzen, weil sie die Lebensrätsel dort gelöst glauben, und die sich verrennen und atemlos im Nichts stehen bleiben. Das ist zwanglos und ganz im Rhythmus dieser Menschen gegeben; mancher hier angeschlagene Ton sitzt außerordentlich sicher. Aber es ist nur der eine Teil, die Generation dokumentiert sich immerhin noch durch andere, durchaus aktive Naturen.

K.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 27):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Přikopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis pro Juli bis September: in Deutschland 25 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN

Commerz- und Privat-Bank

Aktien-Gesellschaft

Bilanz für das 53. Geschäftsjahr, abgeschlossen am 31. Dezember 1922

Aktiva.		M.
Kasse und Bankguthaben		18 752 809 215,13
Wechsel, unverzinsliche Schatzanweisungen und Devisen		42 012 956 396,04
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere		6 074 455 556,34
Vorschüsse gegen Waren		1 864 413 364,42
Eigene Wertpapiere		209 347 301,86
Konsortialbeteiligungen		155 453 314,28
Dauernde Beteiligungen b. anderen Banken u. Bankfirmen		29 398 561,10
Debitoren		37 379 028 216,64
Verrechnungsposten mit Niederlassungen und Filialen .		6 408 305 613,75
Bankgebäude und Inventar		37 640 755,20
Sonstige Immobilien		2 637 644,01
		112 926 445 938,77
Passiva.		**M.**
Aktienkapital:		
Stamm-Aktien	700 000 000,—	
Vorzugs-Aktien	100 000 000,—	
Reservefonds	2 399 679 639,—	
Zuweisung aus 1922	800 320 361,—	4 000 000 000,—
Beamten-Pensions- und Unterstützungsfonds . . .		6 037 717,49
Kreditoren		105 570 750 379,62
Akzepte		767 464 756,06
Noch nicht eingelöste Schecks		1 927 460 289,10
Dividenden-Rückstände		2 073 666,50
Reingewinn	1 452 979 491,—	
Zuweisung an den Reservefonds . (siehe oben)	800 320 361,—	652 659 130,—
		112 926 445 938,77

Gewinn- und Verlust-Rechnung

für das 53. Geschäftsjahr, abgeschlossen am 31. Dezember 1922

Ausgabe.	M.
Unkosten	6 554 047 246,74
Steuern	458 598 418,04
Reingewinn	1 452 979 491,—
	8 465 625 155,78
Einnahme.	**M.**
Gewinnvortrag von 1921	4 355 700,—
Gewinn an Zinsen, Devisen und Sorten	5 591 477 072,08
Provision	2 869 792 383,70
	8 465 625 155,78

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Juliwoche

Der Klügste der Überklugen, Karl Radek, hat den Versuch gemacht, von den deutschen Kommunisten eine Brücke zu den deutschen Nationalisten zu schlagen. Ein Versuch, der theoretisch durchaus verständlich ist. An dem Tage, an dem die deutsche Frage halb und halb beantwortet sein wird, mit Reparationslieferungen und Krediten, an diesem Tage wird die russische Frage von England, Frankreich und Amerika auf die Tagesordnung gestellt werden. Die Zeit der Abschließung Sowjetrußlands von Europa, ja von der ganzen Welt kann nicht ewig dauern, der große russische Markt muß erschlossen werden. Und wenn Denikin und Peltjura noch so gründlich gescheitert sind, das kapitalistische Europa und Amerika hat seinen Appetit auf Rußland behalten. Kommt es nicht zur friedlichen Durchdringung des Ostens, nun, so wird es zur kriegerischen Öffnung des Sowjetreiches kommen. Wer aber wäre der einzige Bundesgenosse gegen den Heißhunger des Imperialismus? Das zerstückelte, angekettete Deutschland. Und wer in aller Welt könnte für den Befreiungskampf der deutschen Nation in Betracht kommen . . .? Man braucht nur an das herausgerissene Schlesien und Danzig zu denken, um die Antwort zu finden. Rußland hat Bewegungsmöglichkeiten, Entwicklungsmöglichkeiten, Versteckmöglichkeiten, die dem überwachten, kontrollierten, unter Kuratel gesetzten Deutschland verwahrt sind. Zwanzig Jahre stiller, geräuschloser, zielbewußter deutsch-russischer Allianz und die Landkarte Europas könnte wieder zur Vernunft gebracht werden. Deshalb wäre Karl Radeks Überlegung gewissenhaftester Prüfung wert — gerade bei den nationalsten Deutschen. Und nun betrachte man die Aufnahme, die Radeks Anregungen in Deutschland gefunden haben. Daß die liberale Presse kein Verständnis, sondern nur Zähneklappern bei dem Gedanken an eine Liaison mit Radek

empfand, versteht sich von selbst. Sie treibt Comptoir-Politik mit Geldschranksorgen. Aber auch die deutschnationale Presse hat die Bedeutung der Radekschen Gedankengänge nicht erfaßt. Man hätte meinen können, daß wenigstens ein letztes Echo Bismarckscher Tradition ihnen hätte sagen müssen: Legt das russische Eisen wieder ins Feuer. Die deutsche Tragödie begann, als Wilhelm II. den Kontakt und Kontrakt mit Rußland verlor. Aber Bismarck ist von keinem weniger begriffen worden als von seinen Verehrern. Wollte man die deutsche Antwort auf Radeks Gedanken hören, so mußte man zur „Deutschen Zeitung" greifen, in der nicht Maurenbrecher, sondern ein unsagbarer Dummkopf bloß das Wort Sobelsohn stammelte und was an agitatorischem Geschwätz dazu gehört. Ähnliches wurde im Münchener Organ des Herrn Hitler gestammelt. Diese Deutsch-Völkischen sind eben noch garnicht politik-fähig. Wie niedrige Tierarten sich nur triebartig bewegen und noch nicht imstande sind, ihre Bewegungen vom Gehirn aus zu leiten, so treiben diese Instinkt-Agitatoren Politik, nur aus dumpfem Gefühl, ohne Beteiligung des ordnenden, führenden Bewußtseins. So blieb Karl Radek eigentlich ohne Antwort. Freilich muß dazu gesagt werden, daß die deutschen Kommunisten den Nationaldeutschen die Antwort erschweren. Wenn Moskau es ohne Rüge zuläßt, daß Frau Klara Zetkin gerade in kritischen Tagen im Ruhrgebiet Aufsätze mit der schreienden Aufschrift „Der Proletarier hat kein Vaterland" veröffentlicht, so gestattet Moskau damit der alten Frau Zetkin eine den Franzosen höchst erwünschte Propaganda. Und man vergleiche die persönlichen Herabsetzungen, die Schlageter in der kommunistischen Presse erfuhr, mit seiner Würdigung durch Radek. Um Radeks Politik in Deutschland durchzusetzen, brauchte die kommunistische Partei Deutschlands ein paar Radeks, will sagen: ein paar Köpfe. Oder wenigstens einen Radek. Will sagen: einen einzigen Kopf!

Zum ersten Male hat Deutschland begründete Aussicht, Mitglied des Völkerbundes zu werden. Die Aufnahme Deutschlands entspricht einem englischen Wunsch. Wahrscheinlich werden mehrere kleine Neutrale die Patenschaft für Deutschlands Antrag übernehmen. Deutschland im Völkerbund! Das bedeutet: Deutschland sitzt zum ersten Mal seit 1918 als gleichberechtigte Macht unter Gleichberechtigten; es kann im Völkerbund den Kampf gegen den Versailler Ver-

trag führen, einige besonders demütigende Vertragsbestimmungen werden ohne weiteres fallen. In diesem, just in diesem Augenblicke stellt (im Berliner „8-Uhr-Abendblatt“) ein anonymer, aber nicht unbestimmter „Generalstabsoffizier der alten Armee“ „Betrachtungen und Erwägungen“ über den „kommenden Krieg und Deutschland“ an. Das Fazit des Aufsatzes: in einigen Jahren wird der französisch-englische Gegensatz zum Kriege führen, Deutschland muß sich dann auf französische Seite gegen England stellen! Es ist der ewig gleiche Jammer: Jedesmal, wenn der seltene Fall eintritt, daß eine deutsche Regierung einen gesunden politischen Gedanken hat, ist auch gleich der Elefant da, der das Porzellan zertrampelt. Und es ist die ewig gleiche Psychologie: Manche Leute können einfach nicht begreifen, daß es für uns augenblicklich überhaupt nur ein Ziel geben kann: möglichst nirgendwo Gegner zu haben; sie sehen bei jeder Freundschaft als notwendiges Korrelat auch irgendeine Feindschaft; sie sind vom Gruppierungswahnsinn besessen.

Nach der Rückkehr aus Amerika sagte Herr v. Faulhaber, der Kardinal-Erzbischof von München, in einer Rede über seine amekanischen Eindrücke:

> „Die Liebe zum eigenen Volk muß nicht als Kern den Haß und die Verkleinerungssucht gegenüber anderen Völkern haben. . . . Wenn wir aller Welt gegenübertreten mit dem Bewußtsein des auserwählten Volkes, das keine Fehler machen kann, so werden wir uns niemals die Herzen aufschließen und nie die Wege der Völkerversöhnung finden. Es gilt auch im Völkerleben — wer sagt, er sei ohne Sünde, der ist ein Lügner.“

Diese Worte, die von der gesamten reaktionären Presse verschwiegen werden, beweisen eine Sinneswandlung des Kardinals. 1917 — vor den deutschen Internierten in St.-Gallen — predigte er noch die offizielle Kriegsphraseologie der deutschen Generalkommandos. 1922 — auf dem Münchner Katholikentag — nannte Herr von Faulhaber die deutsche Revolution „Wortbruch und Meineid“. Wenn jetzt die Amerikareise so heilsam war, dann sollte man allen deutschen Nationalisten die Fahrt über den Ozean auf Staatskosten verschaffen. Ob sie dann auch „geheilt“ zurückkämen? Oder muß man erst „Kronprinz“ der römischen Kirche sein, wenn man den Mut haben will, öffentlich einen Irrtum einzugestehen?

DIE STINNESIERUNG DER JOURNALISTEN

Ein Berliner Kollege schreibt dem „Tage-Buch“:

Darf ich Sie einmal zu einem Rundgang durch die Redaktion der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ auffordern? Erst dann werden Sie einen Begriff von der Verelendung des deutschen Journalisten bekommen. Ich werde Sie den einzelnen Herren vorstellen, die sich, gewiß nicht leichten Herzens, entschlossen haben, zum Stinnesentum überzutreten. Aber was wollen Sie? Der Markt des deutschen Zeitungsschreibers ist klein und immer kleiner, die Entlohnungen der vielfach verarmenden Zeitungen sind dürftig und immer dürftiger geworden. Nicht aus Egoismus, sondern aus Lebensangst und Lebensnot sind diese Herren untergekrochen, Leute, die aus ganz anderen Lagern stammen, und die, wenn sie nicht mit den als Redakteure verkleideten See-Offizieren des Herrn Stinnes sprechen, sondern sich unbewacht fühlen, offen gestehen: „Was will man tun? Man hat Familie.“

Herrn Dr. Lensch brauche ich Ihnen nicht vorzustellen. Er war von jeher marxistischer Dialektiker. Wenn Sie mit ihm allein sind, wird er Ihnen ganz logisch beweisen, daß er ungemein konsequent handelt, indem er Stinnes dient. Die kapitalistische Entwicklung muß ihren Höhepunkt erreichen, dann erst kann sie von der sozialistischen abgelöst werden. Also hilft Lensch zum Höhepunkt. Vom Dialektiker zum Rabulisten war immer nur ein Schritt. Überdies gibt es ein Mannesalter, in dem man sich aristokratisieren will. Lensch hat lange genug, glaubt er, den demokratischen Schlapphut getragen, er nähert sich jetzt dem Zeitalter des Zylinders. Er läßt sich regelmäßig rasieren. Er wird feudal.

Nachdenklicher stimmt die Begegnung mit Dr. Erich Everth. Der war jahrelang Chefredakteur des gut demokratischen „Leipziger Tageblattes“. Hat bei Diederichs ein ausgezeichnetes Buch zur deutschen Kriegspsychologie herausgegeben, wurde dann Kultur-Leitartikler der „Vossischen Zeitung“, ein gebildeter, gediegener Journalist, kein Charlatan, kein Lyriker. Ein Mensch, der verwachsen schien mit dem, was er schrieb. Sein Übergang zu Stinnes ist — aus der Entfernung — ganz unbegreiflich. Wollen Sie ihn nicht einmal auffordern, im Tage-Buch seine jähe Wandlung, hoffentlich gibt es nicht nur einen Übergang, sondern auch eine Wandlung, zu erklären? Man möchte doch einmal ins Innere eines Zeitungsmenschen sehen, der gestern in dem stinnesfeindlichsten Blatt saß und heute selber Stinnese ist. Aber ich fürchte, Everth würde aus seinem Herzen eine Mördergrube machen. Es gibt Entwicklungen, die man nicht erläutern kann.

Der Nächste, den ich Ihnen vorstelle, ist Dr. Franz S i l b e r s t e i n. Ein Volkswirt, von dem keiner, der seine Arbeit verfolgt, je geahnt hätte, daß er sich ins Stinnes-Bett legen werde. Ein Mann, der auf Rathenaus und Moellendorffs Seite gestanden hat, vor kurzem noch Pinners Kamerad im „Berliner Tageblatt". In der Mappe seiner früheren Veröffentlichungen muß sich manche antistinnesische Betrachtung finden. Wie konnte er den Übergang finden? Oder war es auch nur ein Übersprung? Eine Sache innerster Resignation? Also eine höchst melancholische Sache? Eine vollendete Kapitulation? Dann möchte man als Zuschauer schwermütig werden.

Ich stelle Sie noch einigen kleineren Leuten vor. Da steht Herr Arthur Z i c k l e r, Proletarierdichter von geringen Fähigkeiten, aber sein Pegasus war jahrelang gut sozialdemokratisch einexerziert. Er hat (im „Vorwärts", wenn ich nicht irre) ein etwas hysterisches Büchlein über seine Kriegserlebnisse herausgegeben, er schien eine unversöhnlich pazifistische Seele. In den sozialistischen Zeitungen sind sicher Stinnes-Satiren von ihm erschienen. Der Lyriker hat wenigstens eine klare Entschuldigung: Dalles. Es ist anzunehmen, daß er im geheimen auch heute noch (und vielleicht heute noch lieber) antistinnesische Satiren veröffentlichen möchte.

Schließlich stelle ich Ihnen den Feuilleton-Redakteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vor: Herrn Dr. A. H. K o b e r. Auch er war früher bei der „Vossischen Zeitung", die er aus triftigen Gründen verlassen hat, um dann ein Buch über Sowjet-Rußland zu schreiben, das bei Eugen Diederichs erschienen ist. Es wäre zu viel gesagt, wenn man Kober einen überzeugten Bolschewik nennen wollte, er ist keines von beidem, weder überzeugt, noch Bolschewist. Aber immerhin waren seine russischen Schilderungen sehr bolschewistenfreundlich und sein Buch den freisinnigen Zeitungen viel zu radikal. Er hat auch eine Schrift über den Journalismus geschrieben. Darin steht ein ergreifendes Kapitel über das Bewußtsein innerster Unabhängigkeit des passionierten Zeitungsschreibers!

„Das Wahre muß man immer wiederholen, weil auch der Irrtum um uns her immer wieder gepredigt wird. In Zeitungen und Enzyklopädien, auf Schulen und Universitäten: überall ist der Irrtum obenauf, und es ihm wohl und behaglich im Gefühle der Majorität, die auf seiner Seite ist." (Goethe.)

Die inhaltreiche und interessante „Revue Européenne" veröffentlicht auszugsweise bisher ungedruckte Briefe, die Graf Gobineau während seiner Gesandtenzeit in Athen (1864—1868) an den Grafen Prokesch-Osten, österreichischen Botschafter in Konstantinopel, richtete.

Wir bringen einige dieser unbekannten, gerade jetzt wieder aktuellen Briefe.

6. Dezember 1864.*)

Wenn man dieses Land betrachtet, so scheint es einem, als hätte es nur eine ganz äußerliche, eine Hautkrankheit. Aber Europa hat ihm keine großen Ärzte geliefert!

25. Februar 1865.

Ich finde das, was Sie über Griechenland sagen, vollkommen richtig und begründet. Dieses unglückliche Land hat keine Männer, und es beweist, daß man nicht einen neuen Staat auf einem Stück Papier gründen kann, was man überhaupt nur in unserer Zeit erst zu beweisen nötig hat. Wenn man es so organisiert hätte, wie Metternich es gewünscht hatte, so hätte es jetzt Zeit, seinen Herrn und Meister abzuwarten. Das war nicht der Fall. Das Unglück mit allen seinen Folgen ist da, und wir können nur ernten, was wir gesät haben.

17. Dezember 1865.

Wir leben hier von einem Tag auf den anderen, was die Politik anbelangt. Kleine Leidenschaften, kleine Interessen, kleine Intrigen.

20. Juni 1866.

Jetzt beweist Europa, was es mit der Zivilisation des 19. Jahrhunderts auf sich hat. Wir stehen ungefähr wieder beim siebenjährigen Krieg in Deutschland, wiederum steht Schlesien auf dem Spiel, wie wenn seit damals nichts Neues vorgefallen wäre.

Hier verlangen wir nichts anderes als die Türken aufzufressen, Epirus zu erobern, dann Thessalien und Mazedonien nachfolgen zu lassen. In Erwartung dieser Ereignisse finden wir einstweilen kein Ministerium. Man intrigiert hier viel, es ist ein Netz von Intrigen.

9. April 1867.

Ich denke ebenso wie Sie über die Schritte, die Rußland hier unternimmt. Nur glaube ich nicht, daß es eine Lösung dieser Frage gibt. Das orientalische Element ist durchaus zurückhaltend. Alles widerstrebt einer Verschmelzung. Unser Irrtum ist: anzunehmen,

---

*) 1863 war — nach der Vertreibung des wittelsbachischen Königs Otto — Prinz Wilhelm von Dänemark unter dem Namen Georg I. König von Griechenland geworden. Er regierte 1863—1913 und war der Vater König Konstantins.

daß in der Orientfrage eine moderne Zeit anbricht. Die Orientfrage ist älter als Alexander der Große. Die einzig mögliche Lösung ist die, die jeder für die Dauer eines Menschenalters findet. Daher scheint es mir, daß die Türken, über die ich mir keine Illusionen mache, doch die einzigen sind, die die Sache noch in der Hand behalten können. Trotzdem glaube ich, daß das nicht immer dauern wird. Dann wird der Balkan wieder zerbröckeln und in seine ewigen Kämpfe zurückfallen. Wenn Rußland einen Teil dieses Kuchens aufißt, wird es sich daran vergiften. Was neue, definitive Staatsgründungen zu unserer Zeit anbelangt, so glaube ich nicht an die Lebensfähigkeit dieser Staaten.

25. März 1868.

Unsere Wahlen gehen besser als man geglaubt hätte. Aber dieses Volk ist im Grunde sehr milde, sehr geduldig und klüger als die, die es lenken.

31. August 1868.

Ich verlasse Griechenland in der größten und vollkommensten Anarchie, die sich denken läßt. Ohne eine Partei, die imstande wäre zu regieren. Meiner innersten Überzeugung nach haben die europäischen Großmächte alles verfehlt; sie haben ein orientalisches Volk vorgefunden und wollten es von heute auf morgen in einen Zustand kompliziertester Einrichtungen bringen, in eine Lage, wo die Völker, wenn sie sich einmal daran gewöhnt haben, auch ihre Individualität verloren haben.

Man hat diesen Hirten und Landarbeitern beigebracht, daß sie die Söhne von Miltiades seien, was sie bis dahin nicht wußten, und daß sie Konstantinopel haben müßten, das übrigens ihre wirklichen Vorfahren nie besessen haben. Man hat ihnen mit dieser Idee die Köpfe verdreht. Man hat ihnen eingeredet, daß man bereit sei, alles für sie zu tun, und daß die Schatzkammern Europas ihnen offen stünden.

Abgesehen davon und außerhalb der Politik sind sie liebenswürdig, arbeitsam, geduldig, zuvorkommend, begeisterungsfähig und anhänglich. Alles, was mit ihnen geschieht und was aus ihnen werden soll, ist sehr traurig.

14. April 1874.

Es scheint mir, daß Athen immer noch derselbe Hexenkessel ist, wie wir gekannt haben; aber es scheint mir (ich weiß nicht, ob ich voreingenommen bin), daß die Narrheiten dieses Landes eine Anmut haben, die unser Westen nicht hat. Es ist der gleiche Unterschied, wie zwischen den Lumpen eines Bettelkindes von Murillo und denen eines Hamburger Verbrechers.

Willy Haas läßt einen Band Prosaschriften erscheinen: „Das Spiel mit dem Feuer.“ (Verlag Die Schmiede, Berlin.) An diesem Buch ist vieles ungewöhnlich — wenigstens für deutsche Begriffe: Wahl des Themas ebenso die Problemstellung und Stil. Die Essays über Hofmannsthal („Der Dichter des Ahasverischen Problemkreises“) und Borchardt („Zur Morphologie des dichterischen Selbsthasses“) leuchten mit Röntgenstrahlen durch psychologisch-vermauerte Wände. Über alle anderen Aufsätze des Buches ragt der über Deutschland—Frankreich hervor. („Zur Biographie der Koexistenzidee“). Wir bringen hier die Geschichte, der der ganze Band seinen Namen verdankt.

Qui mange du pape, en meurt! (Altes Sprichwort.)

Wenige Jahre vor Kriegsbeginn war ich in einer Verlagsangelegenheit in Paris. Ich hatte dort mit Herrn M** zu konferieren. Herr M**, einer der ausgezeichnetesten Theoretiker der „Action française“, jener denkwürdigen Bewegung innerhalb der französischen Literatur, der es bestimmt war, durch geistige Konsolidation der nationalen Instinkte und Energien gewissermaßen die moralische Grundlage zu schaffen für jene ungeheuere soziale Konsolidation des Jahres 1914, die den Ansturm des preußischen Militarismus zurückschlagen sollte — dieser Herr M**, ein Freund von Barrès, Bourget und Léon Daudet, heute eine führende Persönlichkeit der Patriotenliga, war damals ein ziemlich kleiner Beamter der Nationalbibliothek — etwa das, was man hierzulande Amanuensis nennt.

Wir saßen im Café „François I.“ und sprachen über Bibliotheksdinge. Herr M** bedauerte das geringe Interesse der französischen Gelehrtenwelt, insbesondere der offiziellen Sorbonnegelehrten, an den Monumenten der nationalen Vergangenheit.

„Haben wir doch nicht einmal eine einwandfreie, komplette Ausgabe unseres allergroßartigsten Memoirenwerkes, der Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon! Und im Archiv der Bibliothek liegen die Dokumente des 17. und 18. Jahrhunderts zu Bergen aufgestapelt, Memoiren, Briefe, Flugschriften, unberührt . . . ah, mein Herr, bei Ihnen in Deutschland würden sich ein paar hundert Privatdozenten daran zu Professoren hinaufgearbeitet haben! . . . Frankreich denkt nur an die Chimäre der Weltbeglückung, dabei vergißt es sich selbst . . .“

Am nächsten Vormittag führte er mich im Archiv umher. Es waren wirklich ungehobene Schätze. Ich durfte einiges abschreiben.

Hier möchte ich etwas aus den Briefen des Herrn v. Guibert veröffentlichen. Dieser Herr v. Guibert war im allgemeinen ein ziemlich unbedeutender Mensch. Er dilettierte in strategischen und taktischen Fragen, schrieb ein paar Reisebücher — übrigens eines über Deutschland — aber das einzige, was ihn unter tausend anderen Schriftstellern hervorhebt, scheint mir die rührende Tatsache, daß er vielleicht mehr geliebt worden ist als irgend ein an-

derer Sterblicher auf dieser Welt, Herrn v. Chamilly, den Liebhaber der Marianne Alcoforado, natürlich ausgenommen, und zwar von eben jenem Fräulein v. Lespinasse, deren anmutige Liebesbriefe in der Hand jedermanns sind, besonders aber in den Händen aller Liebenden, ein unerschöpflicher Schatz an Zärtlichkeit, Sanftheit, Hingabe und Geist.

Ich will hier ein paar Briefstellen an Fräulein v. Lespinasse wiedergeben. Sie sind bisher unveröffentlicht. Man hält diese Antworten auf die glühendsten Liebesbriefe, die je geschrieben worden sind, allgemein für völlig verschollen.

Die Darstellungsgabe des Herrn v. Guibert läßt sich keineswegs mit jener messen, die etwa die Briefe des Abbé Galiani oder der Frau v. Sévigné zu einem klassischen Besitz der Weltliteratur macht. Doch rechtfertigt das Stoffliche allein, wie mir scheint, eine Publikation.

Die hier übersetzten Briefstellen handeln nämlich von dem bekannten Brand im Komödiensaale des Schlosses von Ferney im Jahre 1769, der dem Schloßbesitzer, Herrn v. Voltaire, so viel Geld und obendrein beinahe sein Leben gekostet hat.

Ferney, am 19. November 1769.

Meine liebe Julie!

Heute habe ich Dir nicht viel Neues zu berichten. Der gestrige Abend war sehr angeregt. Man erwartet Frau v. Warens aus Paris. Sie soll jetzt die Freundin des Herrn Rousseau sein. Der romantische junge Boufflers ist furchtbar aufgeregt. Er korrespondiert seit mehreren Jahren mit ihr, hat sie aber noch nie gesehen. Ich glaube, er liebt sie, bevor er sie noch erblickt hat. Wenigstens gestern glühte er den ganzen Abend und fiel aus einer Befangenheit in die andere.

„Was haben Sie denn einander so viel mitzuteilen? Worüber korrespondieren Sie?“ fragte der Hausherr ironisch. „Ah, Herr Voltaire, worüber denn anders als über die Schönheit der Tugend und der Freundschaft ...“ antwortete Boufflers. Er war durch den ironischen Ton Voltaires tief verletzt. Plötzlich brach er in Tränen aus. Alles schwieg betreten.

„Wir müssen zu ihrer Ankunft ein Pantomime im Komödiensaal spielen,“ meckerte Herr Voltaire in die Stille hinein. „Wir werden Ihnen die Schönheit der Tugend und der Freundschaft pantomimisch vorführen: ich und Fräulein Clairon ... wenn es Ihnen recht ist, Josefine?“ (Ich habe Ihnen doch schon berichtet, daß die kleine Clairon von der Comédie hier ist?) „Gern,“ antwortete sie, „aber wie denken Sie sich das?“ „Ach, ganz einfach, liebe Clairon ... ein Bett genügt ... aber auch ohne Bett ...“ Alles lachte, nur Frau v. Châtelet schaute etwas ärgerlich drein. Sie möchte das Wenige, was ihr der Alte zu bieten hat — die Bücher über Newton und Hume abgerechnet — nicht gerne auch noch mit einer Anderen teilen.

Alles in allem aber war die peinliche Stimmung doch behoben. Wir plauderten noch lange über die Idee der Freundschaft und der Tugend. Herr Dunois, der Enzyklopädist, erklärte, die Zeiten des naiven und zarten Glückes seien vorüber. Ein einfaches Hirtenvolk, sanft beherrscht, vielmehr freiwillig sich unterwerfend dem höheren Alter und der weiseren Lebenserfahrung einiger greisen Patriarchen, bald da an einem Bache unter Dattelpalmen lagernd, bald dort eine anmutige Trift für das Vieh aufsuchend: nun, das sei die wahre Verkörperung von Tugend und Glück eines Volkes. Aber die Zeiten Abrahams, Jakobs, Mosis seien dahin, unwiederbringlich . . . Der junge Boufflers, der sich inzwischen ein wenig erholt hatte, wollte das nicht zugeben. Das patriarchalische Hirtenleben habe wohl ein Beispiel von Tugend, Weisheit und Glück gegeben, ihre Regierung war die vollkommenste, die Gesetzgebung Mosis das feinste Produkt einer jahrhundertelangen Herrschaft der natürlichen Ordnung. Aber dieser Zustand könne immer wieder erreicht werden, wenn die Vernunft das Vorurteil, die Wissenschaft den Aberglauben besiege. „Ich sehe mit Rousseau eine neue Zeit der Patriarchen vor mir" — hier glänzten seine Augen — „in welcher alle Menschen durch die zarten und feinen Bande der Freundschaft, des Enthusiasmus und der Vernunft aneinander gekettet . . ."

Hier unterbrach ihn der Schloßherr ungeduldig: „Nun, wir werden euch beides vorspielen, die Vergangenheit und die Zukunft. Gute Nacht!" Damit entfernte er sich, eine Laterne in der Hand, und auch wir gingen bald zur Ruhe . . .

Ferney, 25. November.

— — — Boufflers ist Frau v. Warens bis an die Grenze entgegengefahren. Voltaire beharrt auf seiner Pantomime. Er probt hartnäckig und höchst geheimnisvoll. Nur Fräulein Clairon und Vater Adam, der Jesuit, dürfen dabei sein. Er hat sich allerlei geheimnisvolles Gesindel aus Genf und Montreux kommen lassen, dann Taglöhner aus seiner hiesigen Tonbrennerei, verdächtige Gestalten, die man jetzt Tag und Nacht im Schloß und im Park umherschleichen sieht. Zur Zeit der Proben hört man wütendes Gebrüll aus dem Komödiensaal. Ich halte es für unsinnig, sich solche zweideutige Bagage noch quasi ins Haus zu laden — — —

Ferney, 3. Dezember.

— — — Frau v. Warens ist angekommen. Boufflers ist verklärt. Voltaire lud sie grinsend für den Abend ein: „zu einer Apotheose sämtlicher Hohepriester, Päpste und sonstiger Unfehlbaren von Erschaffung der Welt bis Rousseau." — —

5. Dezember.

Nun, da haben wir's ja. Es ist doch ein Wahnsinn, was dieser Voltaire treibt. Man sollte nicht denken, was solch alter Kerl in seinem Übermut noch zustandebringt.

Um kurz zu sein: der linke Flügel des Schlosses mit dem Komödiensaal ist bis auf die vier Grundmauern abgebrannt; Herr Vol-

taire liegt im Bett und ächzt wie ein kleines Kind; es ist aber wohl mehr der Schreck als eine wirkliche Verletzung. Zwei Lakaien sind tot, ein Schustergeselle aus Genf hat beide Beine gebrochen. Die übrigen sind mit knapper Not davongekommen.

Wie kam das? Nun also: nach dem Abendessen, vorgestern, lud er uns in den Komödiensaal ein. Alles war sehr gespannt. Der Vorhang ging auf.

Die Szene stellte eine Art sanften Bergabhanges, von Palmen bewachsen, dar, darauf sich augenscheinlich ein bunter Jahrmarkt etabliert hatte: eine Unmasse Buden, grell bemalt und mit allerhand rohen farbigen Holzpuppen verziert. Im Vordergrund standen, links und rechts, zwei besonders prächtige und bunte Zelte von der Art, wie sie die Kasperltheater und Panoptiken auf dem Marsfeld errichten: vorn das Podium des Ausrufers, dahinter ein roter Vorhang als Entree; genau wie auf dem Marsfeld. Um jede der beiden Buden drängte sich eine Menge Volkes herum, das heißt jenes Gesindel aus Genf und aus der Tonbrennerei, von dem ich Ihnen schon erzählt habe, übrigens in der ganzen Glorie ihrer Lumpen, vollkommen unkostümiert. Umso prächtiger waren die Kostüme der Artisten auf den Podien. Der Ausrufer rechts — offenbar der Besitzer, ein älterer dicker Herrr — war als König in einen roten Mantel gehüllt, hatte eine vergoldete Papierkrone auf dem Kopf, auf Nase und Wangen drei große rote Kleckse. Neben ihm stand eine beleibte kleine Dame, augenscheinlich seine Frau, und sechs Burschen, vielleicht die Söhne, alle angezogen wie unsere Jahrmarktskomödianten, die Frau in Flittertaille und giftgrünem Samt, die Jungen mit kurzen bunten Pluderhosen. Dahinter standen ein paar junge Mädchen, stark geschminkt, hoch auffrisiert, in kurzen farbigen Hemdchen, weißen Strümpfen und Stöckelschuhen. Sie glichen, mit Verlaub gesagt, jenen Nymphen, die man an Vormittagen, von der Gasse her, noch ein wenig verkatert über die Korridore in der ersten Etage des Palais royal schlüpfen sieht. Vor dem Zelt waren ein paar farbige Lampen und mehrere große Pechfackeln. Das andere Zelt, zur linken Seite, war ganz ähnlich ausstaffiert, dieselben Mädchen, dieselbe Frau, doch nur ein junger Mensch, offenbar ein angestellter Ausrufer — denn die Frau schien ihm zu kommandieren. Der Budenbesitzer selbst war nicht zu erblicken.

Nun, so weit wär's ja halbwegs plausibel. Aber das Übrige? Vor jedem der beiden großen Zelte standen nämlich noch allerlei unverständliche Skulpturen; vor allem rechts ein kleines vergoldetes Kalb, vielleicht eine Art Automat, denn das herumstehende Publikum warf ihm hie und da eine kleine Münze ins Maul, worauf aus dem Hintern ein Zettel fiel; — ein Vorgang, der jedesmal mit ungeheurem Beifall quittiert wurde. Dagegen war vor der linken Bude eine Kupferschlange zu sehen, um einen Stab gewunden, den Kopf nach unten, der Schwanz oben am Stabe befestigt. Das Ganze war

auf einer runden Scheibe drehbar, die ringsherum mit unverständlichen Zeichen bemalt war.

Die Leute zahlten auch dort eine Münze in eine Büchse ein, und der Bursch drehte die Schlange. Nach einer Weile blieb sie wieder stehen, die weit herausgestreckte, doppelgespaltene Zunge zeigte auf eines der mystischen Zeichen, das dann von dem Ausrufer offenbar abgelesen und sehr pathetisch verkündet, von der Volksgruppe aber wiederum mit Jubel aufgenommen wurde.

Übrigens schien das automatische Kalb mehr zu interessieren, denn die rechte Gruppe war viel stärker, auch lösten sich von der linken bald da, bald dort ein paar ab und gingen nach rechts hinüber. Dann brüllte der Ausrufer links noch stärker. Sie heulten nämlich beide, der König ebenso wie der Kerl links, ganz abscheulich, und zwar in einer Art unverständlichen Sprechgesanges, aus welchem man auf beiden Seiten immer nur das eine Wort „Jehova" heraushörte. Dabei bewegten sie ihre ausgestreckten Arme beschwörend hin und her, akkompagniert von den Frauen und den kurzgekleideten Mädchen, die ihre Hüften im Rhythmus des ganz chaotischen Gesanges wiegten und dazu Zimbeln und Kastagnetten schlugen.

Plötzlich sah man jemand den Bergabhang herab zwischen den Zelten näher kommen. Es war Herr v. Voltaire, aber wie war der Gute kostümiert! Er hatte einen langen Kaftan in drei Farben, gelb, grün und blau, wie ein Harlekinkostüm, allenthalben mit kleinen Glöckchen behangen. Auf Brust und Rücken trug er eine Art kleinen Panzers, mit bunten Glasstücken besetzt, auf dem Kopfe eine vergoldete Nachtmütze mit zwei Stierhörnern. Das Gesicht war in allen Regenbogenfarben gräßlich bemalt, am Kinn war ein ellenlanger Bart aus Wolle angeklebt, in der Hand trug er zwei ziemlich schwere Schiefertafeln.

Er stieg auf das linke Ausruferpodium. Es scheint, daß er den Besitzer mimte, denn er stellte vorerst seine Frau und den jungen Ausrufer wütend zur Rede, wahrscheinlich, weil die Gruppe um ihre Bude um so viel kleiner sei, als um die rechte.

Er redete sich sozusagen immer mehr in die Wut hinein und hieb schließlich dem jungen Ausrufer eine furchtbare Maulschelle herunter. Dann quiekte er, ganz fassungslos — sie kennen ja die affenartigen Laute Voltaires, wenn er erregt ist — in die Menge hinein: „Wie? Was? Wer kann besser wahrsagen, mein Jehova oder der dort? Was? Wer hat vor dem Pharao eine Schlange in einen kupfernen Jehova verzaubert, he? Ich oder er?" Er hielt einen Augenblick inne, auf den Effekt wartend, aber es kam nur ein ironischer Zuruf aus dem Publikum: „Na, und der dort hat eben ein Kalb in einen goldenen verwandelt, das ist noch mehr wert!" „Das ist nicht wahr," krächzte Voltaire, immer rasender, „das ist nicht wahr, das hat er gar nicht verzaubert, das redet er euch nur ein! Das ist überhaupt kein Jehova! Das ist ganz einfach ein ge-

gossenes Kalb mit einer Maschine im Innern! Und wer hat euch aus Ägypten geführt, he? Das Kalb oder die Schlange, wie?" Einige fingen an, aufmerksam zu werden. „Und wißt ihr, was ich hier habe?" keuchte er geheimnisvoll und mit der Geste eines Komödianten, der seine stärkste Pointe ausspielt, indem er zugleich seine beiden Schiefertafeln hochhob, „wißt ihr das?" . . . lispelte er, „wißt ihr? Das sind neue Prophezeiungen, die sind mir gerade direkt vom Himmel in den Schoß gefallen, unter Donner und Blitz, und wenn ihr nicht an meine Schlange glaubt, dann zerbreche ich sie und mache euch überhaupt keinen andern Jehova mehr, und du, Schurke!!! . . ." brüllte er plötzlich den Ausrufer drüben in furchtbarer Ekstase an, und warf ihm, mit bemerkenswerter Geschicklichkeit, die beiden Steintafeln quer über die ganze Bühne gerade an den Kopf, sodaß unser Theaterkönig mit Stöhnen zusammensank und die Tafeln auf dem Boden zerklirrten.

Aber diese plötzliche Affekthandlung schien in der Gruppe der Herumstehenden eine ungeheure Rauflust ausgelöst zu haben. Sie zogen Messer und Äxte aus den Gürteln, rissen die Kienfackeln von den Zelten aus den Ständern, schwangen Knüttel und Stöcke, und stürzten sich mit dem Schrei „Jehova! Jehova!" auf die Rechtsstehenden. Diese, so unversehens angefallen, wurden, obgleich in der Überzahl, furchtbar zusammengehauen und viele von ihnen blieben tot auf dem Boden liegen. Damit fiel der Vorhang.

Alle waren etwas verblüfft. Jedenfalls warteten wir mit Spannung, wie die Sache weitergehen sollte. Und wirklich hob sich auch bald wieder der Vorhang.

Die Szene war dieselbe. Noch immer stand vor der rechten Bude das Kalb, aber es hatte eine Tafel um den Hals gehängt mit der Inschrift: „Zurück zur Natur!"; dagegen war vor der linken die Schlange um den Stab ganz unverändert. Wieder drängten sich rechts und links Leute heran, um das alte Spiel zu spielen. Zu Füßen des goldenen Kalbes lagen sogar noch ein paar Leichen, offenbar von der Balgerei vorher. Aber man nahm ziemlich wenig Notiz von ihnen. Einige traten sogar ganz ungeniert auf ihren Körpern herum. Die Kälberbude selbst trug jetzt eine große Firmatafel mit der Aufschrift „zum Gesellschaftsvertrag", die Kokotten von vorhin hatten lange weiße, geschlitzte Kleider — sahen aber, mit ihren hohen Frisuren und gemalten Gesichtern, darum nicht anständiger aus — und schienen eben damit beschäftigt, eine Rousseaubüste in ihrer Mitte, unmittelbar vor der Mitte des Budeneingangs, mit Blumen zu schmücken.

Die Übrigen von der Komödiantenfamilie waren verschwunden, nur der Theaterkönig stand noch da; aber er hatte sich in einen ganz normalen Herrn in Gehrock und Perücke verwandelt.

Auch die linke Seite, die Schlangenbude, hatte sich etwas verändert. Zwar der Bursch, der die Schlange um den Stab in Drehung

versetzte und dann in der Büchse das Geld einsammelte, war noch immer da. Aber auf dem Podium stand — kein anderer, als der gute Vater Adam in Person, wie er leibt und lebt, mit Bäffchen und mit seinem breiten Jesuitenhut. Wie die Mädchen auf dieser Seite verkleidet waren, wage ich in diesem Brief, der die französische Grenzzensur passieren wird, nicht aufzuschreiben. Über dem Eingang prangte eine große Tafel: „Zur Erbsünde".

Jeder der beiden Budenbesitzer hatte ein offenes Buch in der Hand, daraus plärrten sie den Leuten was vor — Beide durcheinander — und zwar schien es, als ob sie diesmal nur das eine Wort „Tugend" unzählige Male ununterbrochen herunterleierten. Aber allmählich sah es aus, als ob sie sich nicht mehr an das Volk wendeten, sondern einander gegenseitig mit diesem fortwährenden „Tugend, Tugend, Tugend, Tugend . . ." ankeiften. Dabei schrien sie sich wieder immer mehr in Hitze, und schließlich warf wieder einmal Einer dem Andern, und zwar diesmal zur Abwechslung der Rechte dem Linken, nämlich der Kälberne dem guten Vater Adam, Buch, Laternen und schließlich sogar die Rousseaubüste über die ganze Bühne weg krachend an den Kopf, worauf sich wieder der Pöbel von rechts mit Äxten, Messern und Pechfackeln und mit furchtbarem „Tugend"-Gebrüll auf die Linken stürzte.

Was dann kam, weiß ich nicht. Es scheint, daß einer von den Kerlen mit der Pechfackel unvorsichtig umgegangen ist, denn plötzlich sahen wir die hellen Flammen aus den Zeltbuden schlagen, alles rannte wild durcheinander, man hörte das ohrenzerreißende Gekreisch des Herrn v. Voltaire und wir drängten schleunigst zum Ausgang.

Heute ist der ganze Palastflügel eine Ruine.

— — — — — — — — — —

— — — Was Herr v. Voltaire mit der so tragisch unterbrochenen Pantomime ausdrücken wollte, wie überhaupt die Fortsetzung gedacht war, wissen wir natürlich nicht; und mit ihm selbst, der im Bette jammernd und weinend liegt — er scheint doch ein paar blaue Flecke abbekommen zu haben, und dann der Geiz! — ist jetzt kein vernünftiges Wort zu reden.

Ich umarme Sie usw.

Genf, 12. Dezember.

— — — Die Kerle von der Komparserie scheinen kein schlechtes Geschäft gemacht zu haben. Sie haben geplündert wie die Raben. In allen Trödlereien von Genf und Montreux sieht man Fauteuils, Tapisserie, Spiegel und andere wohlbekannte Dinge aus dem Komödiensaal. Heute begegnete ich hier in Genf einem Kaminfeger, der den Purpurmantel des armen Theaterkönigs um die Schultern geschlagen hatte. Ich wagte nicht, ihn zur Rede zu stellen, denn es war in einer engen Handwerkergasse und weit und breit niemand von der Stadtwache zu sehen.

Wenn etwas meinen Geist noch stärkt und spornt, so ist es der Gram. Der Gram verknüpft mich mit der Welt. Der Gram gibt mir das Recht, zu sein.

Meine Gäste sind Not und Unglück. Und meine Augen sind Tränen so gewohnt, wie meine Ohren Stöhnen. Und mein Herz atmet Qual.

Und ich weiß, ein Siegesbewußter, ein Zufriedener wird nie an meine Türe klopfen. Ich weiß, zu mir kommt man nur unglückbeladen.

Und ich selbst kehre stets erschüttert von da draußen heim, mit verborgenem Weh über alles, was mir begegnet.

*

Man sagt immer, Petersburg sei neblig und faulig-feucht, nein, in Petersburg gibt es blendend helle Tage.

Und an solchen Tagen, wenn alles so strahlend hell und licht, an solchen Tagen ist meiner Seele besonders weh.

Am Fastnachtssonntag, dem Versöhnungstag, ging ich zur Zeit der Messe über den alten Newskij-Prospekt.

Es war so glitzernd hell — ein leichter Frühfrost, ein schneidend scharfer Wind und stechend grelle Sonne. Ich hatte einen weiten Weg. Ich ging ans andere Ende. All mein Sinnen — ich kann mich auch in meiner Gefangenschaft nicht davon lossagen — meine Gedanken über menschliche Dinge, über unser armseliges Leben, über das verfluchte Schicksal und über den Menschen, der noch nicht Mensch geworden, meine freischweifenden Gedanken verflochten sich eng ineinander, und schneidender als der Wind, schmerzhafter als die stechend-grelle Sonne fuhren sie mir durch die Seele.

Meine Augen waren bis zu Tränen angestrengt, durch die Sonne wie auch durch das angespannte Schauen —. Kein Gesicht gab es, dessen Schatten nicht auf mich gefallen wäre, alle sah ich sie und unterschied sie alle. Und viele Laute hörte ich, und von all den Lauten im lärmenden Gewirr drang einer schneidend in mich ein —

tla—da—da—da—da—

Ich ging auf der Sonnenseite — Wer war das? Woher kam der Laut? — Ich schritt hinüber auf die andere Seite —

tla—da—da—da—da—

An der Ecke der Poltawskaja-Straße im Schatten stand ein Chinese: krampfhaftes Zucken lief durch seine Beine, seine Füße hämmerten auf den gefrorenen Boden. Sein Kopf war nackt und bloß — ein mit Haut überspannter Schädel, seine eingesunkenen Augen waren geschlossen, blind — ein blinder Chinese. Blind, krümmte er sich ganz zusammen, die Hand umkrampfte die zerrissene Mütze —

tla—da—da—da—da—

Der Chinese war es, der den Ruf ausstieß, um Hilfe bat, blind und erfroren.

Und der Laut seines Hilferufs — das war ein einziger hungriger Laut — eine hungrige Weise, die aus dem Schatten dort zur grellen Sonne, dem schneidendscharfen Wind entgegen klang —

tla—da—da—da—da—

Und als ich ihm ein Almosen gab, da schämte ich mich so tief vor ihm — besser, ich hätte nichts gesehen und nichts gehört! —, ich fühlte in ihm den Bruder, dem ich, wie auch mir selbst, nicht helfen konnte.

In breitem Strome schwamm die Menge vorüber, die dicken Fratzen grinsten, die Backen glänzten, von Pferdefleisch gesättigt, genährt mit fetten Pfannkuchen und allem möglichen eklen Zeug, das aufgebessert war durch widerwärtige amerikanische Vaseline.

Und ein einziger hungriger Laut — schneidender als der Wind — die hungrige Weise —

tla—da—da—da—da—

*

Bruder, Du mein hungriger Bruder aus dem Reich der Mitte, das viele Jahrhunderte gesehen, die selbst dem ältesten Europa unbekannt — Du bist hier niemandem nutz.

Bruder, Du mein erfrorener Bruder, begreifst Du, was das Wort bedeutet? Von der Wiege an hat man Dich gelehrt, das Wort zu ehren und das Buch zu ehren. Das Wort ist hier gleich Dir, Du Hungriger, niemandem nutz.

Bruder, Du mein geduldiger Bruder, das letzte Fenster werden sie — es währt nicht lange mehr — bei uns zuschlagen. In Gottes Namen denn, mögen sie es zuschlagen — ist es etwa jemandem nutz? Wem? Wem? —

tla—da—da—da—da—

In breitem Strome floß, selbstzufrieden, die rüsselnasige, schweinische Menge vorüber — — — — —

— Verstehst Du, selbstzufriedene und siegesbewußte Menge, auch das geringste nur von meinem Leben, meinem Wollen, kannst Du, in Deinem blöden Schädel, einen entfernten Begriff nur, nur eine Ahnung wecken von meiner mühevollen Arbeit, die Dir ebenso nutz, wie der hungrige Chinese, wie das Wort, das Buch Dir nutz ist und unser letztes Fenster? Weißt Du auch nur das Geringste von jenem Weh, das mich brennt, von jener Unrast, jener Qual, in der mein ganzes Leben im Wachen wie auch im Traum dahinfließt? Hast Du meine Träume geträumt, und hat Dein Herz gehüpft vor Freude, vor jener Freude, die meine Seele überflutet, die die ganze Welt erhellt, jener Freude, durch welche Steine Atem, Spielsachen Leben bekommen, und Sterne einen anblicken und reden? Und ist

Dein Herz vor Gram zersprungen, vor Gram und jener verzehrenden sehnsüchtigen Schwermut, die allen Glanz und alles Licht in ausgebrannte Kohle wandelt? Nein, Du schläfst, schläfst dumpf und stumpf, und keine Träume träumst Du, nein, Du leidest nicht, Du brüllst nur vor Hunger und kreischst vor Sinnenlust. Und keine Sterne gibt es über Dir. Wie wagst Du es, armselige Bettlerin im Geiste, meine Freiheit anzutasten und über meine Arbeit zu verfügen, die eine einzige lebendigbrennende Qual ist? Und weiter sage ich Dir noch: begreifst Du, daß ich der elendeste Bettler bin, daß ich mit hungriger Zunge lalle, daß mein Leib entkräftet, meine Seele zermürbt, zerrieben ist, daß die Haut ihr abgeschunden — Du begreifst nicht? — begreifst Du, daß Du unterm Schein der Wohltat vor aller Augen nicht lange Finger in meine Tasche machst, welche leer ist, aber mir auf den Nacken kriechst, auf mein Kreuz kriechst, das schwerer ist als Gold und glühendheißer als Feuer —

tla—da—da—da—da—

Bruder, Du mein hungriger Bruder, da stehst Du im Schatten, blind, erfroren, und ich gehe — noch kann ich gehen! — und niemandem nutz gehe ich dem schneidend scharfen Wind entgegen, entgegen der stechendgrellen Sonne —

tla—da—da—da—da—

(Berechtigte Übertragung aus dem Russischen von Käthe Rosenberg.)

ALFRED POLGAR

BERICHT ÜBER EINE REISE

Ich stecke meine Reiseziele nicht weit. Am häufigsten fahre ich nach Wien. Reise zu Hause! Denke dich daheim in der Fremde! Eben bin ich angekommen in der Stadt, die ich eben, nach langem Aufenthalt, verlassen habe. Wie ist sie? Entspricht sie dem Bild, das ich von ihr in der Seele trage? Empfangensfroh sieht das Auge zum erstenmal ihm längst gleichgültig Gewordenes, und lüstern weidet Neugier auf Wohlbekanntem, bis zum Überdruß Vertrautem.

Also Wien hätte ich mir ganz anders vorgestellt. Noch winkliger, schummriger, noch tiefer durchschattet von Vergangenheit, das Neue dem Gewesenen weicher verschmolzen. Aber der Stefansdom ist eine Herrlichkeit sondergleichen. Ich bin wirklich froh, ihn erlebt zu haben. Und die alten, sanft gekrümmten Straßen der inneren Stadt, wie überm Feuer gebogen, lohnen den Spaziergang durch sie. Die Frauen sind reizend, die Polizisten höflich, das Essen teuer und schmackhaft, die Kirchturmuhren des Nachts nicht beleuchtet. Aber die Wiener scheinen nicht neugierig zu sein, wie spät es ist. Armut und Überfluß fließen ineinander, und das geistige Klima ist ein durchaus gemäßigtes. Ich, Fremder, habe den Eindruck, daß es der Stadt ganz gut schlecht geht und daß ihre Bewohner ein behagliches Hundeleben führen. Aber vielleicht stimmt

das nicht. Wenn man zum erstenmal wo ist, sieht man natürlich nur oberflächlich und beiläufig.

Solche Fahrt mit dem Ausgangspunkt zum Ziel kann ich jedermann empfehlen. Ob Fernes nahe rückt, wie bei einer richtigen Reise, oder Nahes ferne wird, wie bei meiner Methode, kommt schließlich, für den über-sachlichen Erlebnis-Effekt, auf eins heraus.

*

Jetzt war ich aber in Prag.

Die Sensation des Reisens — nie stumpft sie sich ab — beginnt mit dem Koffer. Er zwingt zum Extrakt. Das über den Wohnraum ausgestreckte Leben löst sich ab von ihm, zieht die Glieder ein, schrumpft zusammen und schlüpft in eine kleine lederne Tasche. Wunderlicher Vorgang, der sein Beklemmendes hat und sein Befreiendes. Dann kommt der letzte Blick ins Zimmer, beladen mit aller Bangigkeit und aller Gespensterfurcht und aller mörderischen, selbstmörderischen Freude eines rechten Abschieds. Auf der morgenroten Straße gehen die Menschen ihren Weg, den sie alle Tage gehen, Körperchen im leben-tragenden, leben-wirkenden Kreislauf. Er macht's auch ohne mich: das ist ein kränkendes Hochgefühl.

Im Eisenbahnwagen sitzen zwei alte Herren, wie sich aus ihrem Reden ergibt, Herr Rappaport und Herr Schwarz. „Meine Frau," sagt Herr Schwarz, „ist jetzt vom Lido zurückgekommen, ganz braun. Was sage ich, braun? Schwarz!"

„Also . . .: Frau Schwarz!", sagt Herr Rappaport mit dem Ton der witzigsten Galanterie. Sein ganzes Gesicht ist eingefettet von Behagen am guten Spaß, von Lust des Charmierens und von Zufriedenheit und Schwerenöter-Laune. Beim Anblick des Gewitters legte Werther seine Hand auf Lottes Hand, sagte nur das eine Wort: Klopstock! Hier hätte er gesagt: Glinger!

Es ist noch ein junger Holländer im Coupé, Geschäftsreisender, der behauptet, die Qualität holländischen Ochsenfleisches sei von keinem Ochsen anderer Nation erreichbar. „Das kommt von der Nahrung," sagt Schwarz. „Sehen Sie, bei uns zum Beispiel ist das Gänseschmalz weiß. Warum? Weil wir die Gänse mit Mehlnudeln stopfen. In Ungarn ist es aber gelb. Warum? Weil die ungarischen Gänse mit Mais gefüttert werden."

Hier biegt das Gespräch ab zum Problem der ehelichen Treue, und der alte Rappaport vertritt das Recht des Mannes auf kleine Abenteuer. Aber sie müßten eben kleine Abenteuer bleiben. „Man findet am Weg ein Blümchen, man rupft es ab, man riecht dazu . . . und man wirft es wieder weg!"

Beide Herren zünden Virginiazigarren an und blicken sinnend in die Landschaft. Der junge Holländer, zwei gewaltige, rote, gutmütige Pratzen, die Finger ineinandergeschränkt, auf dem Bauch, ist eingeschlafen. Er hat den Mund offen und die dicke Zunge kriecht

zwischen den Zähnen hervor, wie ein Wurm aus seiner Höhle. Sie bewegt sich leise, als wäre sie wach, indes alles andere schläft.

Schlafen heißt Ausschaltung jedes Widerstandes gegen die Schwerkraft. Der Kopf sinkt auf die Brust, die Augendeckel klappen zu, das Kinn fällt herab. Wie viel leistet der wache Mensch schon dadurch, daß er wach ist! Wie viel Arbeit, die auch ohne Nebenbeschäftigung reichlichen Anspruch auf Ruhe geben sollte. Das Leben verdient sich den Tod.

Rappaport duselt nur so vor sich hin. Er ist dreiundsechzig Jahre alt, wie er bei der Debatte über eheliche Treue, nicht ohne ein pfiffiges „. . . und dennoch!“ in den gefältelten Augenwinkeln, erwähnt hat. Seine Virginia schläft auch, dem Erdmittelpunkt zugewandt, eine kleine Aschenhaube als Schlafhaube übergestülpt, in der ihr Feuerköpfchen schließlich ganz verschwindet. Noch schmeckt dem rüstigen Alten Essen und Rauchen. Aber eines Tages — wie lange noch? — mag er über Schwäche klagen und Übelkeit, und dann wird man der gut verheirateten Tochter telegraphieren. Sie kommt und bringt den kleinen Rudi mit, den der Großvater immer so verzärtelt, daß es eine rührende Schande ist. Das aufgeweckte Kind kann den Blick nicht wenden vom Sauerstoffapparat, an dessen Schlauch-Ende Großpapa sich Leben saugt, wie das Kind an der Mutterbrust. Auf dem Friedhof aber wird Herr Schwarz die Witwe am Arm führen und ihr sagen: „Sie dürfen sich Ihrem Schmerz nicht so hingeben. Sie müssen gesund bleiben für ihre braven Kinder.“

So vergeht die Zeit bis Prag.

Oh Bruder Rappaport! . . . der du hinfährst durch die böhmische Landschaft, eingehüllt in Wolken der Verdauung und des Schlafs! Du lebst, und du wirst sterben. Du bist da, und du mußt fort. Beides fühl ich mit aller Stärke heftigsten Gefühls. Und daneben ist alles andere gleichgültig. Von keiner Reise, führte sie noch so weit, wäre Wertvolleres heimzubringen, als solche Gewißheit.

*

Wenn ich in der fremden Stadt auch gar kein Erlebnis habe, so habe ich doch das Erlebnis, in der Fremde zu sein. Es wird vermittelt nicht durch die unbekannten Straßen, Häuser, Trachten, Fuhrwerke, Speisen, sondern durch die selbstverständliche Beziehung der zwischen diesen Dingen heimischer Menschen zu ihnen; und durch mein Ausgeschaltet-Sein vor solcher Beziehung. Wie seltsam, daß Hunderttausenden gewohnt und gewöhnlich ist, was mich labyrintisch lockt und verwirrt, daß Menschen und Dinge da in e i n e m Ton zusammentönen, indes die gleichen Dinge und ich einen Zweiklang geben, daß ich also gewissermaßen in einer musikalischen Spannung mit dem Ort verbunden bin, die für alle andern gänzlich gelöst scheint!

*

Prag ist Sommer und Winter geöffnet.

Während meiner Anwesenheit gab es einen Zirkus. Draußen in der Vorstadt hatte er seine Zelte aufgeschlagen, richtige Zelte. Es roch nach Lohe, tierischem Exkrement, Lederzeug. Im Stall brüllte der Löwe. Er ritt dann später auf einem dicken Schimmel und zitterte vor Angst am ganzen Leibe, indes die Zuschauer um den Schimmel zitterten.

Das Publikum sah genau so aus wie gemaltes Zirkuspublikum. Täuschend unwirklich.

Die Clowns konnten nicht tschechisch. So torkelten sie nur, in Schlotterhosen, das Gesicht weiß-rot verschmiert, ein wenig in der Manege herum, schrieen Hollah!, fielen um und standen wieder auf. Einer ging in seinem Übermut so weit, daß er die Barrière zum Zuschauerraum überkletterte und dort mit einem als Publikum verkleideten Kollegen Streit markierte. Der Polizist schien sich nicht recht auszukennen: Spaß oder Ernst? Sein Lächeln war unentschlossen, ob es zur Amtsmiene schrumpfen oder zu Lachen aufblühen solle.

Eine Akrobatentruppe zeigte billige Künste. Nach der mißglückten Übung drohte das Kind dem krummbeinigen Capo mit dem Zeigefinger. Es erledigte diese eingelernte Schalkhaftigkeit so mechanisch, ernst, eilig.

Ob als Zirkuskind, als Soldat, als Hysterien-bedenkender zärtlicher Liebhaber verkleidet; das traurigste vom Traurigen ist der dressierte Mensch.

Zur nächsten Nummer erschienen die Akrobaten in Stalldienerlivrée und halfen in der Manège. Welches ist ihre höhere Lebensform? Sind sie zu Stalldienern degradiert oder avanciert?

Dem Direktor, scharlachrot, gehorchen zwölf feurige edle Pferde. Ein Zungenschnalzen lenkt sie. Wenn der Gebieter aber einen Schritt vorwärts tut, ein starkes: „Ho!“ ruft und mit der Peitschenschnur knallende Arabesken wie Beschwörungszeichen in die Luft wirbelt, stellen alle Pferde sich auf die Hinterbeine, zitternd und den Kopf zur Seite gewandt, als schämten sie sich ihrer unerklärlichen Demut. Und sind doch zwölf gegen einen. Aber nicht organisiert.

Der riesige Elefant setzt sich, ungern, auf eine Trommel und dreht mit dem Rüssel die Drehorgel. Sie gibt einen ganz dünnen, fernen, armen Ton, wunderlich kontrastierend zur Wucht und Massigkeit und Gewalt des Spielers.

Dennoch ist es wunderschön im Zirkus, weil ein Zirkus eben was Wunderschönes ist, Romantik, Gefahr und Nicht-Achtung der Gefahr, Tempo, Unbürgerlichkeit, Exotik, Spaß, Herrentum, Narretei, Tiermärchen, Feerie und lärmendes Kunterbunt. Ein Zaubertrichter. In ihm lebt Kindheitsglück.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Juliwoche

In diesen Wochen vollzieht sich in der deutschen Wirtschaft ein Vorgang, über dessen Unausbleiblichkeit man sich schon lange keiner Täuschung mehr hingeben durfte, der aber nun mit einer nach den Erfahrungen der letzten Jahre fast wunderbaren Explosivität vonstatten geht: der Übergang zur Gold-Rechenwährung. Was bedeutet die Durchsetzung der Gold-Rechenwährung? Sie bedeutet eine Auseinandertrennung und Verselbständigung zweier Funktionen, die dem normalen Geld normalerweise gemeinsam innewohnen: der Funktion des Wertmaßes und der Funktion des Tauschmittels. Als Tauschmittel ist die Papiermark vorerst unersetzlich, da es zunächst unmöglich ist (oder da es unseren Verantwortlichen mindestens unmöglich erscheint), ein hochwertigeres Ersatztauschmittel in den notwendigen Summen dem deutschen Verkehr einzupumpen. Als Wertmaß aber, zu dem die Papiermark tatsächlich schon lange nicht die geringste Qualifikation mehr besitzt, muß schließlich überhaupt kein substanzielles Medium vorhanden sein, notfalls genügen dazu ebenso abstrakte Begriffe, wie sie etwa die Wärmewirtschaft anwendet, wenn sie in Kalorien rechnet. In dem Augenblick, in dem zu dieser begrifflichen Rechnungsweise (— eine Rechnung „Als ob" —) übergegangen wird, gibt es zwar immer noch ein Umlaufsproblem, — das Bewertungsproblem aber, das den wirtschaftlichen und sozialen Organismus vor allem tangiert, ist bis auf die relativ kleinen Wertverschiebungen normaler Zeiten beseitigt, und die Basis ist bereitet, auf der sich eventuell auch einmal der rein technische Neubau einer neuen Realwährung erheben mag. Es hat lange gedauert, ehe man in Deutschland zu dieser Erkenntnis kam, es mußte erst jede Hoffnung darauf zerstört werden, daß man durch Palliativmittel aller Art eine Wertstabilisation der Mark dennoch erzwingen könne. Aber während der letzte dieser verzweifelten Versuche in Form der neuen Reichsbankaktion noch im Gange ist, während also auf der einen Seite noch einmal stöhnend an dem Experiment gearbeitet wird, den Wertmaßcharakter der Mark zu erhalten, schickt der Reichswirtschaftsrat bereits ein Programm in die Welt, das detailliert den vollständigen Übergang zur Goldmarkrechnung auf allen Gebieten der staatlichen Wirtschaft und Finanzen empfiehlt; und noch ehe dieses Programm systematisch behandelt worden ist, beginnt das Reich auf allen möglichen Gebietene die Papiermarkrechnung abzuschaffen und, wenn noch nicht zur Goldmark, — so mindestens zur Indexmarkrechnung überzugehen. Beispiele dafür sind drei Verordnungen von einem einzigen Tage (14. Juli) über die Eichgebühren, die Musterungsgebühren bei den Seeämtern und die Schiffsvermessungsgebühren, für die anstelle des alten Fixmarktarifs ein Gleittarif auf Grund des

Reichsindex normiert wird. Man kann sicher sein, daß dieser Weg, auf dem auch noch andere Schritte geschehen sind, in den nächsten Wochen mit großer Rapidität weiter gegangen werden und daß nur noch eine ganz kurze Ermutigungsfrist uns von der Indizierung oder Valorisierung sämtlicher öffentlichen Gebühren, Steuern und Tarife trennt, während sich gleichzeitig auch die private Wirtschaft mit indizierten oder valorisierten Löhnen, Hypotheken, Mieten, Zinsen und Preisen den Zielen nähern wird, die, weil sie wichtiger sind als jedes Markprestige, unbedingt erreicht werden müssen: dem Ziele der Budgetbalanzierung und dem Ziele der Ausschaltung jener verderblichen Faktoren, die Jahre lang unausgesetzt zu einer revolutionären Umschichtung der Vermögen, des Einkommens und des Lebensstandards führten.

Die Fälle mehren sich, in denen angesehene Firmen kategorisch erklären, die Repartierungspolitik der Reichsbank macht es ihnen unmöglich, fällige ausländische Schulden zu zahlen, fälligen Auslandsverpflichtungen nachzukommen. In der letzten Zeit sind nur 2 bis 5 % der täglich angeforderten Devisen zugeteilt worden, und wenn sich manche Firmen damit halfen, daß sie unmäßig übertriebene Bedarfssummen anmeldeten, in der Hoffnung, dadurch wenigstens auf ihr Quantum zu kommen, so ist auch diese Taktik jetzt unmöglich gemacht worden, erstens durch die Bestimmung, daß die Banken die Namen der Auftraggeber listenmäßig einzureichen haben, und zweitens dadurch, daß nur noch solche Aufträge ausgeführt werden, für die schon bei Auftragserteilung genügende Deckung vorliegt. Wie wird es aber mit künftigen Privatkrediten für deutsche Einfuhrfirmen stehen, wie soll der ganze internationale Verkehr vonstatten gehen, und welchen Ruf wird sich Deutschland draußen erringen, wenn die eigene Regierung den deutschen Kaufmann zwingt, vertragsbrüchig zu werden und seinen Pflichten nicht nachzukommen? Die Untauglichkeit einer Politik, die es mit Schematismus machen zu können glaubt, die es nicht versteht, zwischen wirklich notwendigem und vermeidbarem Bedarf zu differenzieren, die das Korn ebenso behandelt wie das Unkraut, kann nicht abschreckender illustriert werden als durch solche Erscheinungen.

Die Handelshochschule Leipzig hat ein Preisausschreiben über den Einfluß der Geldentwertung auf die Kalkulation erlassen. Mehrere Arbeiten, von denen erklärt wird, sie seien hervorragend, sind eingereicht worden. Dennoch wurde als erster Preis nicht mehr als 50 000 Mark ausbezahlt, also ungefähr die Kosten eines Beefsteaks. Auf die Kalkulation der Leipziger Handelshochschule scheint die Geldentwertung nach wie vor gottseidank keinen Einfluß auszuüben.

Eine Statistik des Magistrats der Stadt Dresden teilte kürzlich mit, daß dort seit 1918 rund 3% des Grundbesitzes in die Hände von Ausländern übergegangen sei. Das ist ein außerordentlich niedriger Prozentsatz, — sicherlich viel niedriger als Ängstliche annehmen, die sich so große Sorgen um die Überfremdung unseres Immobiliarbesitzes machen. Dresden ist dabei keineswegs eine abgelegene Stadt, sie liegt im bevorzugten Aktionsbereich unserer tschechoslowakischen Nachbarn, und es ist bekannt genug, daß man auch in Prag, Reichenberg und Brünn den Wertverfall der deutschen Mark nach Kräften auszunutzen bestrebt war. Indessen war es seit langem eine interessante Frage, wie sich denn ein Staat, der eine so energische Finanzpolitik, wie eben der tschechoslowakische, betreibt, seinerseits zu solchen Investitionen seiner Bürger im Ausland stellt. Für diejenigen unter uns, die nicht alle werden, ist es natürlich eine ausgemachte Sache, daß die Prager Regierung sich über diese Ausplünderung Deutschlands ins Fäustchen lacht, ebenso wie eine für normale Zeiten sicher zutreffende Theorie als unerschütterlich wahr gilt: daß nämlich die Vermehrung ihres ausländischen Besitzes für jede Volkswirtschaft erstrebenswert sei. In dieser wie in jener Hinsicht wird also eine Nachricht überraschend wirken, aus der hervorgeht, daß die Prager Regierung eine umfangreiche Untersuchung über die Hauskäufe tschechoslowakischer Staatsbürger in Deutschland angeordnet und das Strafgericht in Reichenberg, also eine Kriminalinstanz, mit der Bearbeitung des einlaufenden Materials beauftragt hat. Wie denn das? Sollte die tschechische Regierung nicht erfreut sein, wenn ihre Bürger so billig Eigentum erwerben, und stärkt dieser Auslandsbesitz nicht die Kraft der tschechischen Wirtschaft? Sämtliche Stinnes-Blätter haben es so dargestellt, wenn wieder einmal ihr Meister irgendwo im Ausland Güter oder Unternehmungen ankaufte, sämtliche Stinnes-Publizisten predigten, wie dankbar Deutschland solche Transaktionen begrüßen müsse. Die tschechische Regierung, die auf finanziellem und wirtschaftlichem Gebiet immerhin einige Erfolge nachweisen kann, steht offenbar auf einem anderen Standpunkt. Sie interessiert sich dafür, „auf welche Weise die Valuten zur Deckung jener Häuserkäufe beschafft und auf welche Weise sie nach Deutschland befördert wurden", — sie scheint also der Meinung, es sei für noch nicht vollständig sanierte Wirtschaftsorganismen wichtiger, daß die Kapitalien konzentriert in inländischem Dienst arbeiten, als daß sie mehr oder minder kontrolliert in Auslandsunternehmungen und Auslandsbesitz verzettelt und den dringenderen heimischen Notwendigkeiten entzogen werden. Das ist in der Tat eine richtige These. Es gibt Zeiten, in denen eine Wirtschaft stark genug, überall in der Welt Stecklinge zu pflanzen, und es gibt Zeiten, in denen sie haushalten muß. Was in einer Periode dezidiert nützlich ist, kann in einer anderen ebenso dezidiert schädlich sein, und es ist unmöglich, es ist eine Fälschung, das Rezept von gestern ohne weiteres auch als für heute gültig zu betrachten oder hinzustellen.

GLOSSEN

BRIEFWECHSEL

Frau Christine hatte eine Freundin in Amsterdam. Die beiden Frauen hatten sich seit ihrer Verheiratung nicht mehr gesehen. Dafür tauschten sie alljährlich eine Reihe von Briefen aus. Anfangs aus dem Bedürfnis einander nah zu bleiben und später aus Gewohnheit.

Kürzlich erhielt Christine wieder einmal einen Brief von der Amsterdamerin. Sie schrieb, wie sehr sie Christine beneide, daß sie an dem schönen Bodensee weilen könne. Wie herrlich müßte es sein, auf den See hinauszurudern bei Sonne und guter Laune! Sie selbst könne an dergleichen nicht denken, ihr Leben bestehe nur aus Pflichten. Es könne sich eben nicht jeder so ohne weiteres nach seinen Wünschen freimachen — aber natürlich, wenn man keine Kinder habe, da ginge das ja alles. Auf jeden Fall möge Christine die schönen Tage recht ausnützen und genießen, sie habe ja nichts zu versäumen . . .

Der Brief sank aus Christinens Hand. Sie sah verstimmt zum Fenster hinüber . . . Sonne? Wo war die Sonne? Es war eiskalt, und es goß in Strömen. Und war sie am Bodensee? Nein, sie war in der Stadt, mitten in Mauern eingeschlossen. — Was aber die gute Laune anbelangte, so war das wahrhaftig der reinste Hohn. Sie saß da und hatte eine geschwollene Backe. Mit einer geschwollenen Backe guter Laune sein — das war ein bißchen viel verlangt!

„Wie kann sie mich überhaupt bei diesem Wetter an den Bodensee erinnern!" Das ist doch lange hinter mir. Wirklich, nichts liegt mir augenblicklich ferner als die Lust zum Rudern. Vor sechs Wochen einmal, ja! Aber heute sich das nur vorstellen zu müssen, ist einfach schauderhaft. Bei diesem Regen, bei diesen Zahnschmerzen!

Geradezu empört war sie über den Brief der Freundin. Dann besann sie sich und wurde mild. „Sie hat es gewiß sehr nett gemeint — ich möchte die schönen Tage genießen — selbstverständlich hat sie es nett gemeint. Das ist doch klar! Wie kann ich nur . . .! Und außerdem tut sie mir so leid mit ihren vier Kindern, die alle vier die Masern haben. Da ist sie nicht zu beneiden! Sie mag ihre liebe Not haben! Gleich morgen werde ich ihr einen sehr netten Brief schreiben. —

Aber sie schrieb — wie das so geht — erst nach einer guten Weile zurück. Sie bedauerte sie, die ge-

plagte Mutter, der kranken Kinder, so recht aus vollem Herzen. —

Da kam die Antwort der Amsterdamerin . . . Sie habe sich über Christinens Brief sehr amüsiert, weil er so ganz und gar nicht mehr stimmte. Die Kinder wären längst gesund, sie hätten die Masern nur ganz leicht gehabt, Gottseidank. Die Mühe sei nicht groß gewesen und Sorgen in irgendeiner Art kenne sie nicht. Ihr Mann mache glänzende Geschäfte mit dem Ausland. Sie könne jetzt auch wieder über sehr viel freie Zeit verfügen und ihren Liebhabereien nachgehen, da sie eine so vorzügliche Wirtschafterin habe. — So reise sie zum Beispiel öfter nach Hamburg, um Einkäufe zu machen. Es koste sie ja bei ihrer Valuta alles fast nichts. Eine herrliche Zobeljacke habe sie noch geradezu lächerlich billig bekommen. — „Aber wie das mit euch Deutschen geht — das ist ja zu traurig! Ihr könnt euch doch rein gar nichts mehr anschaffen bei diesen Preisen und müßt womöglich in unmodernen Kleidern herumgehen. Schrecklicher Gedanke! Ja, der verlorene Krieg! — Übrigens, deine geschwollene Backe solltest du mit kalten Umschlägen behandeln . . . .

Weiter las Christine nicht. Entrüstet warf sie den Brief auf den Schreibtisch hin.

„Nein, diese Ausländerinnen! . . . Also eine Zobeljacke! Eine Valuta-Zobeljacke! Kein Wunder, wenn sie fabelhaft aussieht! Da würden andere auch fabelhaft aussehen. Aber, was mich betrifft, so möchte ich diese Jacke gar nicht. Wer weiß, ob sie so kleidsam ist. Zobel macht alt. Ich kann auch ohne Zobeljacke glücklich sein. Wozu schreibt sie mir überhaupt lang und breit von dieser Jacke, das kann mich doch gar nicht interessieren! — Und was will sie eigentlich mit der geschwollenen Backe? Sie könnte sich doch weiß Gott denken, daß ich sie inzwischen losgeworden bin! — Amüsiert hat sie sich zu all dem über meinen Brief! Gut, daß ich das weiß. Nie mehr werde ich ihr schreiben, nie mehr!"

Dann schrieb sie ihr am anderen Tag.

Und so schrieben sie einander noch viele Briefe hin und her.

Cläre Heuser.

DER ANGLER AM ZEITUNGSSTROM

Börsen- und Hotelberichterstatter

Der „Roland von Berlin" schrieb am 5. Juli, Seite 20:

„Was sagt man zu der . . . . Hausse? Kürzlich war sogar an der Börse das Gerücht verbreitet, es stehe eine Fusion . . . in Aussicht, jedoch hatte diese Version nur darin ihren Grund, daß die ausschlaggebenden Gesellschaften, nämlich Herr . . . . . . und Frau . . . . . in Kissingen bei Dapper Zimmer an Zimmer gewohnt hatten . . . ."

Herr Neckarsulmer, der Verfasser, stellt sich hier nicht nur als Börsen-,

sondern auch als Hotelberichterstatter vor. Der „Roland von Berlin" erscheint unter der Redaktion von Frau Doris Wittner, einer sehr ehrenwerten Schriftstellerin. Sie sollte als Frau und als verantwortlicher Redakteur gegen diese Schlüsselloch-Reportage Einspruch erheben. Sie sollte den Fall ihrem Verleger Herrn Dr. Eysler ungesäumt mitteilen. Es gibt Nachbarschaften, die sich eine saubere Schriftstellerin nicht gefallen lassen darf.

TISCH MIT BÜCHERN

Marie Diers: Franzosen im Land. (Leipzig, K. F. Köhler Verlag. 1923.)

Na also! Das durfte uns weißgott nicht erspart bleiben! Das Ruhr-Debacle romanreif! Der Verlag teilt mit, die Verfasserin sei erst kürzlich aus dem Ruhrrevier zurückgekehrt. Die Fixigkeit ist erstaunlich, sie erinnert an ein Epigramm Hebbels über die Dichter, deren allzukurzer Darm nichts bei sich behalten könne. Das deutsche Volk wird hoffentlich diese schwarzweiß-rote Epik, in der „das schwere Ringen" auf Sentimentalitäts-Flaschen gezogen wird, gleichfalls nicht bei sich behalten. Gleiches Recht für alle!

Oswald Brüll: Thomas Mann, Variationen über ein Thema. (Rikola-Verlag, Wien.)

Ich stelle mir vor, was Thomas Mann zu dieser Studie gemeint hat: er wird sie mit jener würdigen Bescheidenheit, die ihn auszeichnet, und mit freundlichem Lächeln hingenommen haben. Beim Blättern dann hat er sich wohl gewundert darüber, daß er eigentlich ein Wiener, oder wenigstens ein Österreicher sein soll. Es ist nicht leicht, nach der Mühsal einer politischen Entwicklung vom Monarchismus zum Republikanismus, die T. M. mit soviel bekennerischem Mut vollzogen hat, nun auch noch aus dritter Hand erfahren zu müssen, daß man eigentlich bisher seelisch und mental völlig falsch lociert wurde. Mir scheint, das Grabscheit des Forschers wurde doch etwas mutwillig angesetzt und die aufgeworfene Scholle künstlich geformt. Mit Plausch und Gemüt kommt man seiner Ernsthaftigkeit nicht nahe. Vor allem aber, man lasse den Lübecker in München wohnen und gönne ihm die deutsche Repräsentanz, schon das ist viel; man soll uns nicht auch sie noch nehmen.

Die Auslandspost. (Verlag Richard Pflaum, München.)

Sie war ein Jahr lang nicht erschienen. Das genügte, ihre Existenznotwendigkeit gründlich zu unterstreichen. Heute kann jeder Nicht-Bornierte die Stimme des Auslands wieder hören, wie sie wirklich ist, jeder kann die Zeitungen der Torys, der Bolschewiken, der Poincaristen, der Faszisten und Yankees in wortgetreuen Übersetzungen lesen — er kann sie ohne die Umnebelungen und Fälschungen der deutschen Parteipresse lesen. Wer den geographischen Ort unserer Weltgeltung und unserer Zukunft kennen lernen will, findet ihn jede Woche in der Auslandspost fixiert.

Guy de Maupassant: Romane und Novellen. (Kurt Wolff Verlag, München.)

Harmlosen Deutschen gilt Maupassant als Erfinder der französischen Unsittlichkeit. Der Rittmeister Ompteda bog ihn früher in beneidenswerter Ahnungslosigkeit für's traute Heim zurecht — eine Ausgabe, die jeder späteren Verdeutschung von vornherein als Plus angerechnet werden muß. Auch dieser neuen, deren Übersetzer es wahrlich

nicht nötig hätte, sich in schamhafte Anonymität zu hüllen. Er hat Grazie, Eleganz, Geschmeidigkeit im Wort-Nach-Spiel. Bisher sind Novellen erschienen und die beiden Romane „Unser Herz" und „Stark wie der Tod". Nationalistischen Schreihälsen sei gesagt, daß Maupassant mit der Ruhrbesetzung nichts zu tun hat, also ohne künstlichen Ekel gelesen werden darf.

BEILÄUFIGE ERKLÄRUNG

In Heft 20 des „T.-B." war eine Anekdote enthalten, in deren Mittelpunkt Herr K a r l K r a u s stand. Die kleine Geschichte wurde mir von einem sehr geschätzten Schriftsteller erzählt und später eingeschickt. Ich war damals mit den Vorbereitungen zum „Montag-Morgen" vollauf beschäftigt und hatte Wichtigeres zu tun als die Anekdote noch einmal durchzulesen. So erschien sie — leider. Nachdem ich sie gelesen, hätte ich sie am liebsten gleich von der Tafel gelöscht. Sie tut Karl Kraus unrecht und unrecht soll man nur den wertvollsten Menschen und Autoren tun, denn die können vergessen. Den andern dient das kleinste Unrecht (und hier handelte es sich vielleicht nicht einmal um kleinstes) zur ewigen Rechtfertigung ihrer selbst. Ich nehme keinen Anstand zu erklären, und zwar aus freien Stücken, daß ich die Veröffentlichung dieser Anekdote bedauere.

St. Gr.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

R e d a k t i o n des „T a g e - B u c h": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

F ü r u n v e r l a n g t e i n g e s a n d t e M a n u s k r i p t e übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

B e z u g s p r e i s pro Juli bis September: in Deutschland 25 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

I n s e r a t e n p r e i s e: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Juliwoche

Nichts Erschreckenderes als die sachliche Nüchternheit, mit der jetzt allenthalben die Möglichkeiten des Zerfalles des Reiches erörtert werden. Das Reichsschicksal ist zum Stammtisch-Thema, will sagen zum Parlamentsgespräch, geworden. Industrielle untereinander, so vaterländisch wie steuerfeindlich, besprechen die Chancen des Zerfalls im Hinblick auf Frankreich, das sich dann mit seinen Zahlungshoffnungen erst recht begraben lassen kann — aber ach, leider nicht allein. Separatistische Landes-Retter rechnen aus, wie groß der Goldschatz ihres Landesbänkchens mindestens sein müsse, und Eisenbahn-Fachleute entwerfen schon Landeseisenbahnnetze mit pfiffigen Tarifen. In die Zeitungen dringt freilich nur ein schwaches Echo dieser eifrigen Unterhaltungen, und in den Landtagen redet alles reichstreu bis zum letzten Atemzuge. Nur die Bayern sind so weit gegangen, eine Denkschrift für die Kgl. bayrische Eisenbahn zu veröffentlichen, und die Begründung dieses ungenierten Prospektes liest sich wie die Aufforderung und Rechtfertigung für ein selbständiges bayrisches Wirtschaftsgebiet. Bayern hat sich bis zur Wende des vorigen Jahrhunderts beinahe ohne Nahrungsmittelzuschüsse erhalten können; erst der verdammte (norddeutsche) Industrialismus habe dies Gleichgewicht verschoben. Aber wir nähern uns in Bayern, gottseigelobt, wieder den vergangenen Jahrhunderten, unter der sichtbaren Schrift der regierenden Bayrischen Volkspartei kann man die unsichtbare lesen: Sollen wir den Preußen und Sachsen das Fressen zahlen? Fehlt nur noch die öffentliche Empfehlung des bayrischen Guldens, für den am Hofe Rupprechts mancher Schwärmer wirkt . . . Die Gedankenlosen und die Hoffnungsvollen irren, wenn sie meinen, die Pest der Reichszerrüttung grassiere nur in Bayern. Wer wird es endlich wagen, offen die Veränderungen in Württemberg einzugestehen? In aller Stille wird dort für die düsteren Tage gerüstet, nicht bloß bei den stark gewachsenen, plötzlich geduldeten Formationen der Hitlerei; erschreckender ist es, daß die württembergischen Rechner und Finanzleute schon für kommende Zeiten der Zersetzung vorzusorgen trachten . . . Zu diesem fürchterlichen Fatalismus der Landesgewaltigen kommt noch der Ingrimm der

Fanatisierten, der in Bremen, Hamburg, Thüringen, Sachsen, Schlesien, Pommern gewissenhaft vorbereitete Bürgerkrieg. Die Reventlöwen, die von Graef-lichen Scharen, die Wulle-Haarigen, die Erhardtherzigen — sie haben im ganzen Reich die Parole ausgegeben: Erst mal an den inneren Feind heran, an die Novemberverbrecher und die Judendiener, dann kann den Franzosen das Genick gebrochen werden. Siege über den Kommerzienrat Frenkel sind leichter einzuheimsen als über den General Degoutte. Es ist ja charakteristisch, daß keiner dieser neuen Herren, keiner dieser Kleist-Helden bisher auch nur in die Nähe eines der menschenmordenden französischen Generäle gelangt ist, immer hat sich ihr nationaler Heldenmut an einem armseligen Kommerzienrat oder Zeitungsschreiber erschöpft. Kein listenreicher Odysseus der Organisation hat noch das Bedürfnis gehabt, seine vergifteten Pralinen Herrn Léon Daudet zuzuschicken, keiner der Verschwörer hat je versucht, sich bei einer der Kriegerdenkmalsenthüllungen des Herrn Poincaré unvermutet einzustellen. Es ist ein Heldenmut, der höchstens bis zum Kommerzienrat Frenkel oder zum Genossen Scheidemann reicht. Deshalb, weil das anschwellende Taten-Geschwätz sich doch nur im Inland zu verdichten wagt, deshalb wird ein klein wenig Bürgerkrieg allmählich unvermeidbar. An den Flammen des Bürgerkriegs wird nicht nur Rupprecht sein Wittelsbacher Süppchen kochen. Schon ist jeder Gemüsemarkt, jeder Fleischerladen wieder, wie 1918, eine politische Versammlung. Der Ingrimm der Mark-Sklaven ist kaum mehr zu zügeln. Die Selbstzerfleischung des Volkes beginnt . . . Unversehens kann Stammtischrede und Agitatorendrohung bitterste Wirklichkeit werden. Präsident und Kanzler des Reiches aber stehen in Standbild-Stellung da, nämlich mit verschränkten Armen, sie sehen der Entwicklung zu — der Entwicklung des Zerfalles!

Am 30. Juli werden 25 Jahre seit B i s m a r c k s Tod vergangen sein. Wie überlebt auch immer seine innere Politik uns heute dünken mag und wie fragwürdig und unvollendet seine Schöpfung uns erscheine: immer bleibt sie für die Nachwelt ein staatsmännisches und diplomatisches Wunderwerk. Es geschah in einer folgerichtigen Weiterbildung Bismarckischer Gedanken, daß man 1919 in Weimar die Vereinheitlichung des Reichs weiterführte. Solange die Einheit unversehrt ist, solange ist Deutschland noch nicht verloren. Wenn unsere Regierenden gegen die neue, schleichende Art der Reichszerstörung unnachgiebig in Wort und Tat vorgingen statt zu schweigen, so hätten sie das ganze edlere Deutschland hinter sich.

„Aber sie treiben's toll. Ich fürcht': es breche.
Nicht jeden Wochenschluß zahlt Gott die Zeche!"

Zu allen Kriegsgreueln, die Frankreich getroffen haben, wird es nun in jedem größeren Dorf mit einem Kriegerdenkmal verunstaltet. Die patriotische Monumentitis wird an jedem Sonntag noch durch eine neue Denkmalenthüllungsrede des Herrn Poincaré erschwert. Es ist die übelste Sorte von stupider und grausamer Selbstverherrlichung, die der größenwahnsinnige Advokat allsonntäglich verzapft. Aber gemessen an der stumpfen und stummen Sterilität deutscher Staatsmänner sind selbst die Kriegervereinsreden Poincarés noch Taten. Herr Poincaré kann wenigstens reden. Herr Cuno kann bloß stammeln (oder vom Blatt lesen). Poincaré versucht mit seinen pamphletischen Reden Politik zu treiben (z. B. in der letzten, die Engländer über die neue Adjustierung der französischen Industrie sanft zu beschwatzen). Herr Cuno ist auch als politischer Denker bloß ein Mann des ganz passiven Widerstandes. Eine „Botschaft an Amerika", die das Wolff-Büro kürzlich als Cuno-Tat mit hellen Trompeten verkündete, erwies sich bei näherer Besichtigung als ein vollkommen unbedeutender Schwatz, sodaß selbst das von Cuno bedachte Blatt „The Illustrated Weekly" bis nun gezögert hat, die nichtssagende „Botschaft" zu drucken. Wer die absoluten Trivialitäten dieser „Botschaft" nachliest — der „Montag-Morgen" hat sie abgedruckt — der fragt sich, woher ein gereifter Mann den Mut nimmt, einer amerikanischen Zeitschrift den Abdruck solcher Banalitäten zuzumuten? In diesem halben Jahr des Ruhrkriegs hat dieser Kanzler, der führen wollte, nicht ein einziges Wort zu sagen gewußt, das auch nur die geringste politische Wirkung getan hat. Nie hat es prätentiösere Gedankenarmut, nie vollendetere Ausdrucksunfähigkeit in der deutschen Politik gegeben. Poincaré gibt Kriegervereinsschlagworte zum besten, Herrn Cuno und seinem Gefolge ist bis heute noch nicht einmal ein rundes Schlagwort eingefallen!

Wer hält eigentlich Cuno? Der Reichspräsident hat ihn zwar erfunden, er hat ihn dieser Tage in Hamburg besucht, aber es ist anzunehmen, daß außer Herrn Ebert kein Mann in der sozialdemokratischen Partei über die zehrende Cuno-Katastrophe im Zweifel ist. Die deutschen Industriellen, bis hinauf zur Stinneshöhe, genießen ohne Freude die Früchte des Devisenbaumes. Jeder fühlt, daß dieser letzte Bankerott Helfferichs der schwerste sein wird. Im Kabinett selbst kriselt es. Der einzige Republikaner, Herr Oeser, möchte bei der nächstbesten Gelegenheit aus dem Reichsministerium des Innern verschwinden. Über die demonstrative Schlageterbegeisterung Cunos war selbst Herr von Rosenberg verzweifelt, und der bedeutendste Kopf des Kabinetts, Herr Brauns, schloß sich ihm an. Wenn sie erst wüßten, was Herr von Graefe, Wulle und Roßbach fortwährend bedrohlich andeuten! Ehrhardts

Flucht, so plaudert der taktlose Wulle immer wieder in seinem sonst so blödsinnigen Tageblättchen, kam „gewissen Staatsmännern“ sehr gelegen. Mit einer Anmaßung, die den aufhorchenden Cuno in gelinde Verzweiflung treiben muß, fordern die Wullhaarigen Roßbachs schleunige Entlassung oder, was ja dasselbe ist, Flucht. Wann endlich, rufen sie höhnisch, wird General von Seeckt in Leipzig vernommen? In Herrn Wulles Stimme liegt Befehlston, wenn er diese Frage an Cuno richtet. Man braucht kein Prophet zu sein, um Roßbachs freien Auszug aus dem Leipziger Gefängnis anzukündigen. Wer also hält eigentlich Herrn Cuno? Es ist Herrn Wulles Gnade, von der das Ministerium Cuno—Seeckt—Helfferich lebt!

Wenn wenigstens ein Zeitungsschreiber von oratorischer oder aphoristischer Begebung in Cunos Gefolge liefe. Aber die Geheimräte fühlen sich noch als Verächter des Journalismus, der ihnen mindestens in der Kunst der Schlagfertigkeit über ist. Man möchte diesen dünkelhaften Bürokraten die Betrachtungen unter die Nase halten, die Konrad Burdach aus Anlaß des 60. Geburtstages von Hermann Bahr soeben in den „Preußischen Jahrbüchern“ publiziert hat. Professor Burdach tritt nicht im Ornat der Akademie der Wissenschaften auf; ohne Feierlichkeit, aber mit heiterem Freimut sagt er, was er den Zeitungsschreibern zu danken, freilich auch, was er von ihnen zu fordern hat: „Der Journalist lugt Jahr für Jahr von hohem Turm in die Weite wie der Wächter der mittelalterlichen Burg: er kündet den Anbruch des Tages, er weckt die Schläfer, er meldet das Nahen von Freunden und Gästen, von festlichem Besuch oder auch Feuersbrunst und heranrückende Feinde. Schnell entschlossen muß er seine Signale geben, stark und vernehmlich muß er rufen. Längeres Überlegen, allmähliches Reifen der Gedanken, Abwarten wird ihm nicht gewährt . . . Er, der täglich, fast stündlich ein Bekenner, im wahrsten und ursprünglichsten Sinne des verblaßten Wortes ein professor sein muß, er soll, sofern er sein Ziel erreichen will, auch ein Bildner sein des Gedankens und des Worts. So ist der Journalist, wenn er seinem Ideal nachkommt, zugleich Professor und Künstler.“ Nicht viele ersteigen täglich oder auch nur wöchentlich den Turm, zu dem Burdach blickt. Aber in der Statistenschar der Abgeordneten, Ministerialbeamten, Diplomaten und gar der lebendigen Justizautomaten gibt es noch viel weniger Turmsteiger. Der Journalist von angeborener Neigung hat zuweilen Lust, sich selbst zu negieren. Skepsis, die ins Innere gerichtet ist, erhält gerade den Kühnsten schwindelfrei. Aber nur verrenkte Seelen negieren sich selbst. Der Zeitungsmensch aus Passion, Beobachter des gelehrten wie des dilettierenden homme mediocre, darf Burdachs tapferen Zuspruch dankbar zur Kenntnis nehmen.

I.

Daß es niemals mehr möglich sein wird, die Vorkriegsverfassung der Reichsmark wieder herzustellen, ist seit langem klar. Selbst wenn es durch Unterbindung all der psychologischen Einflüsse, die am Markverfall jetzt beteiligt sind, zu einer rückläufigen Kursbewegung kommen könnte, fände die Bewegung doch rasch ihre Grenze dort, wo die realen Elemente des Disagios, die Vermehrung des Notenumlaufs und die Aufblähung der Giralkonten, beginnen. Ist diese Grenze erreicht, so bleibt zwar immer noch ein langsames Aufsaugen auch dieser (dann echten) „Inflation", — die zur Zeit vielleicht eine Parität von schätzungsweise 180 000 Mark für den Dollar rechtfertigen würde — durch eine energische und ausreichend fundierte Zentralinstanz denkbar. Aber der Prozeß, der von etappenweisen Devalvationen begleitet sein müßte, würde Jahre in Anspruch nehmen, und diese Jahre wären mit einer stets neu genährten Absatz- und Produktionskrise von so pausenloser Kontinuität und so mörderischer Gewalt gleichbedeutend, daß das Idealziel einer radikalen Mark-Aufwertung sich selbst dann als nicht anstrebbar erwiese, wenn irgendwelche Aussicht bestünde, es praktisch zu erreichen. Auch für Deutschland gilt die These, über die sich alle Theoretiker von Ruf seit langem einig sind: daß eine Rückkehr zur Vorkriegsparität für keine der entwerteten Kriegs-Valuten, mit alleiniger Ausnahme der englischen, in Betracht gezogen werden kann, auch Deutschland könnte selbst günstigstenfalls die Währungssanierung nicht weiter treiben als etwa die Tschechoslowakei —: es könnte auch für die Mark nur ein Kurs-Punkt erreicht und festgehalten werden, der zwar höher liegt als das am Tage vor der Sanierung erreichte Minimum, aber außerordentlich viel tiefer als die Friedensparität.

Nun gut, das ist die Theorie, — eine Theorie, die jede Gesundungsmanipulation mit der Mark von vornherein in relativ enge Grenzen verweist. Wie aber steht es mit der Praxis? Unterliegt die Mark praktisch nicht noch anderen Bedingungen als die übrigen europäischen Valuten, — Bedingungen, die sogar die begrenzte Sanierung, die in anderen Ländern durchführbar war, in Frage stellen? Ist es angesichts der objektiven Besonderheiten der Mark und ihrer Zusammenhänge, ist es angesichts der subjektiven Besonderheiten derer, die für sie verantwortlich sind, praktisch denkbar, daß wir in absehbarer Zeit auch nur zu einer Kurs-Fixierung gelangen?

Nach allem, was in den letzten Jahren, namentlich aber in den letzten Monaten erlebt wurde, scheint es an der Zeit, starke Zweifel zu bekennen, — Zweifel daran, ob diese Mark praktisch überhaupt noch ein Objekt ist, das gerettet werden kann, Zweifel daran, ob es nicht nützlicher und aussichtsreicher wäre, diese jetzige Mark überhaupt ihrem Schicksal zu überlassen und die Bemühungen lieber in

ganz neue Richtung zu lenken. Die Fragen klingen grausam, aber sie müssen gestellt werden.

II.

Die gegenwärtige deutsche Währung, über deren juristische Konstruktion hier nicht gesprochen werden soll, ist vorwiegend durch zwei noch immer fortbestehende Abhängigkeiten ruiniert worden: durch ihre Abhängigkeit vom Geldbedarf des Staates einerseits und durch ihre Abhängigkeit vom Gegenspiel des Angebots und der Nachfrage im Auslandsverkehr andererseits. Beide Abhängigkeiten existieren ungeschwächt; sie bewirken, daß die Währung erstens dem ganzen Druck der Finanzmißwirtschaft und der Finanzsorgen des Staats, einschließlich der Reparationen, ja, sogar der Beurteilung seiner politischen Zukunft unterliegt, daß sie zweitens aber auch noch das Minus tragen muß, das dadurch entsteht, daß die Wirtschaft es aus eben jenen vorgenannten Gründen möglichst vermeidet, fremde Zahlungsmittel in deutsche zurückzuverwandeln. Vorbedingung jeder wirklichen Sanierung, jeder wirklichen Fixierung wäre es also, daß die Währung für immer aus ihrer Verflechtung mit der Staatsfinanz, und bis zur Erreichung eines Zustands, in dem der Austausch zwischen Devisen und heimischer Währung wieder unter normalen psychologischen Voraussetzungen vor sich geht, auch aus ihrer Verflechtug mit dem Auslandsverkehr losgelöst würde.

Welche Aussichten aber bestehen darauf, daß auch nur eine dieser Voraussetzungen noch erfüllt werde oder sogar erfüllt werden könne? Man wird zugeben, daß sie minimal sind.

Trotzdem die Reichsbank autonomisiert worden ist, hat sie bisher noch niemals von ihrem Recht Gebrauch gemacht, Schatzwechsel des Reiches zurückzuweisen und dem Finanzministerium allein die Sorge für die Deckung des immer grotesker (auch in Gold) anwachsenden Reichsdefizits zu überlassen. Das geschah, wie anerkannt sei, aus Patriotismus —: die Reichsbankleitung brachte es einfach nicht über sich, das Reich in seinen Nöten ohne Hilfe zu lassen. Aber wie furchtbar diese in Deutschland leider nur allzu häufige Art Patriotismus ist, — dieses Patriotismus, der sich, mit dem Blick auf Nächstliegendes, immer zur Verfügung stellt, während er sich, mit dem Blick auf weitere Entwicklungen, gerade verweigern müßte, — wie furchtbar diese Art Patriotismus ist, wird an den Folgen auch hier evident. Die Folge war, daß vor der Öffentlichkeit aus Staatswirtschaft und Währung, aus Reparationen, Politik und Mark ein einziger, dicker Brei entstanden ist, aus dem die arme Mark, die garnichts mit ihm zu tun hat, nachträglich kaum noch loszulösen sein wird. Die Folge war ferner, daß die Staatswirtschaft sich in einem Grade an das Laster der Wechselemission gewöhnte, der es ebenso unmöglich macht, sie rasch und radikal wieder auf eigene Füße zu stellen, wie es unmöglich ist, einem Mor-

phinisten das Gift anders als in jahrelanger Kur wieder abzugewöhnen.

Nicht viel günstiger ist die Lage in bezug auf den Auslandsverkehr. Hätte man nach dem Krieg die Entwicklung vorausgesehen, so wäre es wahrscheinlich möglich gewesen, das Abströmen von Mark ins Ausland und in Auslandswerte prohibitiv einzuschnüren und die Wirtschaft dadurch zu zwingen, sich ihren Bedarf an Zahlungsdevisen wesentlich wirklich durch gegenseitigen Tausch von Empfangsdevisen zu beschaffen. Ein gewaltiges Element der Markentwertung wäre damit ausgeschaltet worden, es ist anzunehmen, daß Angebot und Nachfrage sich unter derzeitigen Verhältnissen bereits deckten. (Die Spitzen hätten durch Bargold, das jetzt in viel unfruchtbarerer Weise verausgabt wird, und durch die Aktien- und Sachwertverkäufe, die ebenfalls nicht verhindert worden sind, ausgeglichen werden können.) Aber nachdem nun einmal so große Markbeträge im Ausland schwimmen und nachdem die Wirtschaft sich nun einmal darauf eingestellt hat, Mark nicht zu behalten und Devisen nicht herzugeben, — welche Hoffnung besteht noch, den Devisenmarkt in bezug auf die Mark aus einem Investions- in einen Tauschmarkt zurückverwandeln und die Niederdruckstendenzen abbremsen zu können, die unter diesen pschologischen Voraussetzungen und diesen Gepflogenheiten vom Devisenmarkt her sogar auf eine pfleglicher als jetzt behandelte Währung einwirken müssen?

Aus eigener Kraft, ohne große Auslandsanleihe, scheint an Markstabilisation überhaupt kaum noch zu denken. Man kann, wie es zur Zeit bevorsteht, die Goldmarkrechnung einführen und dadurch erreichen, daß die einzelnen Insassen des großen Schiffes, als welches sich die Währungsgemeinschaft darstellt, wenigstens ihre relativen sozialen Kabinen nicht fortgesetzt wechseln müssen. Aber man kann auch durch die Goldmarkrechnung natürlich nicht verhindern, daß sich das Schiff selbst in immer morastigere Untiefen festfährt. Und wenn es, wie es den Anschein hat, zweifelhaft geworden ist, ob dieser jetzige Kahn überhaupt noch einmal flott gemacht werden kann, so ist es an der Zeit, die Frage zu erörtern: wäre es nicht möglich, mit Beschleunigung ein Ersatz-Fahrzeug zu zimmern? Wäre es nicht möglich, sich aus dieser unglückseligen Mark rechtzeitig in eine überhaupt neue Währung hinüberzuretten?

Das Problem ist akut. Man muß Stellung zu ihm nehmen.

III.

Jede Währung emaniert von einer Währungsbank. Indessen ist es nicht nötig, daß diese Bank in irgendwelchem anderen Verhältnis zur Staatswirtschaft steht als zur Wirtschaft irgendwelcher beliebigen Firma. Der Staat ist eine Firma, die von ihrer Kundschaft, dem Volk, mit gewissen Leistungen beauftragt ist und die sich für diese Leistungen ebenso Einnahmen schaffen muß wie etwa

ein Speditionsgeschäft für die Dienste, die es seiner Kundschaft leistet. Ebensowenig also wie das Speditionsgeschäft zu seinen Transaktionen eine eigene Währung braucht oder in der Lage ist, sich der Währung anders als auf dem Wege über eine normale Tarifpolitik zu bedienen, ebensowenig ist es notwendig, daß die Währung ein Instrument im Dienste der Staatswirtschaft sei. Eine private Währung ist denkbar, garantiert lediglich durch die Aktiva, auf Grund deren sie in den Verkehr gebracht wird, und mit dem Staate nicht anders verknüpft, als daß auch er, wenn er vollwertige Gegenwerte bietet, entsprechende Summen für seine Zahlungen erwerben kann.

Eine solche Währung, die den Vorteil hätte, mit keiner Politik und keinen Reparationen verkoppelt zu sein, müßte ausgehen von einer privaten Währungsbank. Diese Bank, die am besten die Aktienform hätte, müßte mit einem gewissen Kapital begründet werden, das in Devisen oder Bargold einzuzahlen wäre. Wer würde sich an der Finanzierung beteiligen? Unter ausreichenden Bürgschaften dafür, daß keinerlei Markgeschäfte betrieben werden, daß die Bank vielmehr lediglich der Emission der neuen, absolut gesunden Währung dienen wird, wahrscheinlich nicht nur inländisches, sondern auch ausländisches Kapital; denn das Währungsgeschäft, dessen Gewinn vorzugsweise im Wechseldiskont liegt, war zu allen Zeiten ebenso sicher wie rentabel. Nimmt man an, daß als Kapital etwa 900 Millionen Goldmark aufgebracht werden könnten, so würde das Verfahren so sein, daß mit der Zeit für 2,7 Milliarden Goldnotengeld gedruckt werden könnte, das gegen erstklassige, mehrfach girierte Goldwechsel in den Verkehr käme. Wechseldiskont und Kapitalsummen der Wechselrückzahlung müßten entweder in dem neuen Gelde selbst oder in Devisen oder in Gold entrichtet werden, es müßte der Bank streng verboten sein, Papiermark in irgendwelcher Form anzunehmen, Schatzwechsel auf irgendwelchem Umweg zu honorieren, sich überhaupt, sei es wie auch immer, in die fortbestehende Papierwährung oder in das staatliche Defizit hineinschleifen zu lassen.

Auf diese Weise würde im inneren Verkehr ein unzweifelhaft stabiles und dem Umlaufsbedarf durchaus genügendes Zahlungsmittel geschaffen werden, das von keinerlei staatlichem Wohl oder Wehe tangiert wäre. Damit die neue Währung aber vorderhand auch allen Differenzsalden im ausländischen Zahlungsverkehr entrückt sei, müßte für den Anfang nicht nur den Banken verboten sein, Überweisungen in dieser Währung nach dem Ausland vorzunehmen oder Auslandswechsel in dieser Währung zu honorieren, — die Währungsbank müßte auch ihrerseits ablehnen, in irgendwelchen Zahlungsverkehr mit dem Ausland zu treten oder Devisen gegen Einheiten der neuen Währung zu verkaufen. Bei dieser Maßnahme dürfte es sich allerdings nur um einen Zwischenzustand handeln,

der solange andauern müßte, bis der Kredit der neuen Währung derart gefestigt wäre, daß sie in der öffentlichen Meinung als vollwertiges Devisenäquivalent betrachtet würde, bis die Wirtschaft also ebenso gern neue Währung wie Devisen aufspeicherte, wodurch der Saldo im Auslandsverkehr sich wieder normal gestaltete, wie er nach Lage der Sache heute tatsächlich schon sein könnte. Bis die neue Währung diesen Kredit in der öffentlichen Meinung erlangte — und das wird geraume Zeit dauern, denn der Kredit jeglicher deutschen Währung ist durch die unglückseligen Erfahrungen mit der Mark auf ein Minimum reduziert, — wäre sie jenem Defizit in der Zahlungsbilanz, das heute allergrößtenteils nur aus allgemeiner Währungsflucht herrührt, so völlig entrückt, daß auch aus dieser Quelle keine Beeinträchtigung ihrer Stabilität mehr erwachsen könnte.

IV.

Wir hätten dann zunächst zwei Währungen nebeneinander: die Reichsmark und die neue Goldeinheit. Aber der Prozeß, der sich daraus entwickeln würde, wäre sicher ähnlich dem, durch den einst die Assignaten von der neuen französischen Goldwährung verdrängt wurden: die Mark stürbe binnen kurzer Frist vollkommen ab, und an ihre Stelle träte automatisch das neue Geld, das in demselben Maße an Raum gewänne, in dem das alte Geld verfiele.

Zweifellos würde der Staat in der lästerlichen Geldbeschaffungsmethode, die er sich jetzt angewöhnt hat, zunächst fortfahren, und die Reichsbank würde ihm Gefolgschaft leisten. Aber je geringer die Neigung würde, sein Papiergeld zu akzeptieren, um so zwingender würde die Notwendikeit für ihn, sein Finanzsystem endlich auf eine Basis zu stellen, auf der Einnahmen und Ausgaben einander decken. Insofern noch ein Manko in der Zahlungsbilanz besteht, namentlich dank etwaiger Reparationen, würde er freilich gezwungen sein, zunächst die positive Substanz anzugreifen. Aber jeder Unbefangene gibt zu, daß selbst dies viel weniger schädlich ist als das jetzige System; wahrscheinlich würde der Staat zu Balancezwecken aber sogar Auslandskredite mobilisieren können, die unter Bürgschaft einer währungsmäßig sichergestellten Real- und Sozialwirtschaft viel leichter als jetzt erhältlich sein werden; und schließlich würde gerade der äußerste Zwang, auch diese Bilanz beschleunigst zu saldieren, mit Notwendigkeit dazu führen, daß es auch gelänge. Daß es bisher nicht gelang, ist gerade eine Folge des Zustands, daß niemand den Zwang noch wirklich empfand.

In der Wirtschaft aber würde sich der Übergang zur neuen Währung mit spontaner Plötzlichkeit vollziehen, — schon deshalb, weil niemand, der einen Wechsel diskontieren lassen will und ihn auch bei der Reichsbank binnen kurzem nur noch auf Goldbasis wird unterbringen können, gewillt sein wird, unter gleichen Verpflichtungen das schlechte Markgeld statt des gesicherten neuen

Geldes entgegenzunehmen. Aller Kredit-, alles Rechnungs-, alles Lohnwesen wird sich binnen wenigen Wochen auf die neue Währung umstellen, ihre Inthronisation und die Entthronung der Mark wird sich nicht schrittweise, sondern stürmisch vollziehen.

Demgegenüber bleibt nur noch das Problem der Markschulden delikat. Hier beginnen Detailfragen, die in diesem Rahmen nicht erörtert werden können. Es sei nur vermerkt, daß das Vermögen der Rentenbesitzer nach einer Entwertung der Mark auf $^{1}/_{100\,000}$ ohnehin nicht mehr besteht und daß eine Valorisation der Markschulden in neue Währung sich durch private Abmachungen überall bewerkstelligen ließe.

Und schließlich: ohne Vorbild wird dies alles nicht geschehen. Die konzentrierteste aller Markfluchterscheinungen ist augenblicklich im Gange: die Stadt Danzig steht im Begriff, sich eine neue Währung zu schaffen, — eine private Währung, ganz ähnlich, wie hier geschildert. Aus ihren Erfahrungen wird man ebenso lernen können, wie man aus ihrer Entschließung lernen sollte.

IST DAS DEUTSCHE BUCH ZU TEUER?

Wir haben eine Umfrage an die deutschen Verleger gerichtet, um an ihren Antworten dem Leser zu zeigen, mit welchen Schwierigkeiten der deutsche Verlagsbuchhandel zu kämpfen hat. Die Frage kann freilich nicht nur vom Standpunkte der Buchverleger, sie muß, wie übrigens in der Antwort von Ernst Rowohlt angedeutet wird, auch vom Standpunkt der Verfasser und schließlich auch vom Standpunkt des Lesers und Buchkäufers angesehen werden.

ERNST ROWOHLT, Berlin

Es ist eine Tatsache, daß der Preis des deutschen Buches außerordentlich niedrig ist, nicht nur im Vergleich zu den Preisen auf dem Bücherweltmarkt. Diese auch zum Friedenspreis niedrigen Bücherpreise durchzuhalten, war dem Verleger möglich, weil er seit einigen Jahren größere Auflagen drucken, raschere Umsätze erzielen und sein teilweise als unverkäuflich angenommenes altes und bereits in seinen Bilanzen abgeschriebenes Lager wegen des schon seit einigen Jahren sich langsam ankündigenden Warenmangels absetzen konnte, vor allem aber auch, weil er bei den augenblicklichen Wirtschaftsverhältnissen an vielen seiner Produktionsmomente Zwischengewinne machen konnte, durch Ausnutzung seines Kredites nicht nur bei den Banken und Lieferanten, sondern auch bei den A u t o r e n. Es hat namentlich der Gewinn an Kredit zu großen Selbsttäuschungen geführt, und es wird wenig verlegerische Unternehmungen geben, die sich über die Entstehung der verhältnismäßig „günstigen Geschäftsresultate" im klaren sind. Ich glaube nun, daß wir in kürzester Frist gerade im Buchhandel eine Festmarkberechnung für das gesamte damit zusammenhängende Gewerbe erreichen werden. Dem Sortiment, d. h. dem Abnehmer

des Verlegers gegenüber ist diese Festmarkberechnung (Grundzahl, multipliziert mit der Schlüsselzahl des Buchhändler-Vereins, und zwar der am Tage der Zahlung geltenden Schlüsselzahl) bereits durchgeführt. Dem Buchhändler bleibt heute nichts anderes übrig als seinem Kunden, also dem Publikum gegenüber, ebenfalls diese Festmarkberechnung durchzuführen, und der Verlag seinerseits wird mit seinen Lieferanten und seinen A u t o r e n a u c h a u f F e s t m a r k b a s i s v e r r e c h n e n müssen. Das Ergebnis dieser an sich erstrebenswerten Entwicklung, der einzigen Möglichkeit zur Gesundung unseres Wirtschaftslebens, wird sein, daß die bisherigen Zwischengewinne rasch und automatisch aufhören. Der Verleger wird spüren, daß seine Liquidität und seine Gewinne nachlassen, er wird gezwungen sein, seine bisherige knappe Kalkulationsform aufzugeben und reichlicher zu kalkulieren, die Bücherpreise werden auch zum Goldwert steigen. Aber auch dann werden die Bücher billiger sein als im Frieden, denn ich bin optimistisch genug zu behaupten, daß dem Buch in den Kriegs- und Nachkriegsjahren neue Freunde gewonnen wurden und die Umsätze rascher als die der Friedensjahre bleiben werden, das wird aber für die Preisbildung ausschlaggebend sein. Es bleibt immer das Ideal eines jeden tüchtigen und wagemutigen Verlegers, das b i l l i g e Buch zu bringen, denn nur durch das billige Buch kann der Verleger kultur- und bildungsfördernd wirken, kaum durch die heute so beliebte und von jedem Laien ohne Fachkenntnis auszuübende fabrikmäßige Herstellung teurer Luxusdrucke.

Dr. VICTOR FLEISCHER, Direktor der Frankfurter Verlagsanstalt A.-G.

Dreifach — als Verleger, als Autor und nicht zum wenigsten auch als Bücherkäufer bin ich an der Frage interessiert, die Sie zur Diskussion stellen, und habe also allen Grund, das Problem nicht nur von e i n e r Seite anzuschauen. Ich nehme an, daß Sie gerade deswegen Wert darauf legten, meine Antwort zu hören.

Töricht wäre es, leugnen zu wollen, daß für viele Leute, und nicht die schlechtesten, der Preis eines neuen Romans, einer Klassiker-Ausgabe, eines wissenschaftlichen Werkes unerschwinglich geworden ist. Freilich findet auch mancher „das Buch" teuer, der ohne Bedenken 750 M. (also das 15 000fache des Vorkriegspreises) und mehr für eine Zigarette bezahlt, und viele, die sich keine Kino-„Freude" und kein anderes „Vergnügen" versagen, sind empört, wenn sie (zufällig) hören, daß ein Reclam-Bändchen (Grundzahl 0,10 × 15 000) 1500 M. kostet; gewiß gibt es Studenten, die den Preis der Lehrbücher „wucherisch" nennen — und dabei saufen wie im schönsten wilhelminischen Zeitalter. Doch neben allen diesen leben ernsthafte Menschen, für die das Buch wirklich s u b j e k t i v zu teuer geworden ist, so wie ihnen der neue Anzug, den sie brauchen würden, wie ihnen j e d e Neuanschaffung, wichtige Nahrungsmittel, vielleicht auch der Arzt zu teuer geworden sind. Eine unerhörte wirtschaftliche Umschichtung hat aus Laden-

schwengeln Börsenmagnaten, aus gutsituierten Gelehrten verschämte Arme, aus Rentnern Bettler gemacht, und es ist ebenso charakteristisch, daß in dieser gänzlich verwandelten Gesellschaft die einen auf nichts verzichten wollen, nur auf das „zu teuere" Buch, die andern alles leichter ertragen als die Verteuerung gerade dieses einen Gutes. Wenn dann von diesen, die längst ohne Murren oder auch in lauter Erbitterung gelernt haben, zu entbehren, geklagt wird, sie könnten nun auch Bücher nicht mehr kaufen, liegt es nahe, daß selbst Verständige aus dem Gedanken: „das dürfte nicht sein!" — die rasche Folgerung ziehen, die Bücher müßte man billiger machen. Aber das ist ein vollkommenes Verkennen des Problems. Ob und wie es möglich gewesen wäre, der Verelendung, der Proletarisierung des Mittelstandes entgegenzuwirken, darüber irgendetwas zu sagen, fühle ich mich nicht berufen. Indes scheint mir dies den Kernpunkt des Problems zu bilden: daß man nicht nur für den körperlich schwer arbeitenden Menschen, sondern auch für den geistigen Arbeiter und für den nicht mehr voll Arbeitsfähigen angemessene Lebensbedingungen schaffen müßte.

Daß wir immer mehr Ziffern, immer höhere Zahlen brauchen, um den Preis eines Buches auszudrücken, ist ja an sich nicht verwunderlich, wenn gleichzeitig alle anderen „Preise" scheinbar anwachsen, weil die Werteinheit immer weniger bedeutet. Ich darf wohl darauf verzichten, Ihnen im einzelnen vorzurechnen, wie die Komponenten, aus denen der Preis des fertigen Buches sich ergibt, sich verändert haben, wie die Kosten für das Papier und alle anderen Materialien, wie selbstverständlich mit den Löhnen und übrigen Spesen die Preise der Buchdruckereien und Buchbindereien zu phantastisch anmutenden Zahlen emporgeklettert sind. Die Antworten der anderen Verleger, die von Ihnen befragt wurden, werden gewiß alle diese Nachweise bringen und zeigen, daß das deutsche Buch objektiv nicht zu teuer ist, weil es eben einfach nicht billiger sein kann. Lange genug hat der deutsche Verlag gezögert, seine Preise der Geldentwertung anzupassen; er sagte sich, daß unter dem Zwang der Verhältnisse das Buch zu einem weniger lebensnötigen Bedarfsartikel degradiert sei, und war bereit, von seinen Gewinnmöglichkeiten einiges zu opfern, um die Konkurrenz der für die Mehrzahl lebenswichtigeren Bedürfnisse auszuhalten. Und überdies rechnete man falsch und ließ sich durch wachsende Umsatzziffern blenden: fast zu spät merkte man dann, daß das Papier, das in der Auflage eines Buches verarbeitet lag, unbedruckt „wertvoller" geblieben wäre, daß die Einnahmen aus dem Verkauf einer Auflage nicht ausreichten, die Kosten des Neudrucks zu tragen. Wenn bei dieser maßlosen Verschleuderung seines Vermögens der deutsche Verlagsbuchhandel doch nicht zugrunde gegangen ist, dankt er das in vielen Einzelfällen wohl jenen Reserven, die er in alten „abgeschriebenen" und kaum mehr beachteten Auflagen-Resten und Ladenhütern besaß und die nun in den Jahren der

„Hochkonjunktur" plötzlich wieder in Bewegung kamen. Man darf nicht vergessen, daß bei der wirtschaftlichen Umwälzung auch mancher, der schon früher gern Bücher gekauft hätte, in die Reihen derer vorrückte, die es tun konnten, und daß nicht jeder, der Versäumtes in Hast nachholend, sich eine ganze Bibliothek angeschafft hat, unbedingt ein Banause sein muß, daß vielmehr in dieser Zeit auch Bücher gekauft werden, die vordem unverkäuflich waren, weil die Interessenten kein Geld dafür hatten. Aber diese Reserven, die den Buchhandel über die Zeit des Ausverkaufs hinweggetragen hatten, fanden ihr Ende. Der Verlag mußte schließlich doch mit Werten statt mit Ziffern zu rechnen beginnen, und es ist die verspätete Revolution der Bücherpreise mit raschen Sprüngen, für den Bücherkäufer umso empfindlicher, vor sich gegangen. Noch heute aber wundert sich mancher Verleger über den Kollegen und versteht nicht, wie der andere seine viel zu niedrigen Preise errechnet. . . . Im allgemeinen haben die Bücher jetzt die Preise, die sich aus den Kosten der Produktion ergeben. Zu fordern, daß sie unter diesem Niveau gehalten würden, ist ebenso unsinnig wie unbillig. Vielleicht ließe sich bei einzelnen Buchgruppen, etwa bei Schulbüchern oder Klassiker-Ausgaben, die Verteuerung ersparen, die das Sortiment (wie jeder Zwischenhandel auf dem Wege vom Produzenten zum Konsumenten) mit sich bringt; ich kann mir wohl denken, daß der Staat oder große Konsumenten-Organisationen ihre Angehörigen mit solchen Büchern versorgen könnten. Was bisher an Versuchen dieser Art zu beobachten war, hat freilich auch keine glänzenden Ergebnisse aufzuweisen. Für jede Art von Verlagswerk aber, die ein Risiko in sich schließt und Initiative, spezifische Begabung und Arbeit eines Unternehmers voraussetzt, sind Verleger und Sortimenter gleicherweise nötig. Müßten sie nun, weil die Bücher „billig" sein sollen, ohne Nutzen, mit unzulänglichem Gewinn oder gar mit Verlust ihre Waren an die Käufer abgeben — dann würden von einer solchen Entwicklung die jetzt vom Bücherkaufen abgedrängten Kreise keinen erheblichen und gewiß keinen dauernden Vorteil, Wissenschaft und Dichtung aber nur Schaden haben. Der Verlag, dessen wirtschaftliche Grundlagen so unterhöhlt würden, könnte es nicht mehr wagen, Experimente zu machen, Werke von Unbekannten, von Anfängern herauszubringen oder Kapital in wissenschaftlichen Publikationen zu investieren. Idealismus und Kulturverpflichtungen in allen Ehren — aber schließlich ist der Buchhandel, so unkaufmännisch er sich in vielen seiner Unternehmungen geberdet und erweist, doch ein kaufmännischer Betrieb, keine Organisation von Maezenen, und er braucht, wie jeder andere Beruf, zu seiner Existenz die Möglichkeit angemessenen Lohnes für die geleistete Arbeit, eine Arbeit, die durchaus nicht immer weniger schwer, zeitverbrauchend und wertvoll ist als die andere, der sie dient.

[Antworten von S. Fischer, Eugen Diederichs, Gustav Kilpper folgen.]

In den Zeitungen steht: Professor Friedrich Lienhard in Weimar arbeite am Plan einer deutschen Akademie, und man erfährt auch schon dies und das über ihre Struktur. Solche Pläne sind seit hundert Jahren und länger immer wieder in Deutschland aufgestiegen, wie bunte hübsche Kinderballons, um rasch und selig im Nichts zu zerplatzen. Dem Lienhardschen Plan mangelt auch sonst die Originalität, es ist so ziemlich dasselbe Projekt, das im Krieg einige Münchener Persönlichkeiten ausarbeiteten, und Herr Lienhard kann in Thomas Manns „Rede und Antwort“ (Seite 291 bis 295) darüber nachlesen. Es steht höchstens zu befürchten, daß man aus der dichten Beziehung zu Bartels und dem panteutonischen Weimarer Kreis heraus den Hakenkreuzbauern ins Feld schicken wird; vielleicht wäre sogar zu untersuchen, inwieweit hier völkische Tendenzen die ihr bisher unbekannte Ebene des deutschen Geistes erobern möchten. Aber lassen wir den besagten Bauern einstweilen stehen, wo er steht, und besehen wir uns die „Deutsche Akademie“ schlechthin.

Es muß auffallen, daß die eifrigsten Verfechter solcher Pläne sich mitten in der Arbeit von ihrer Unausführbarkeit überzeugten. Natürlich wären die gewissen 101 geistigen Ehrenbürger zusammenzutrommeln gewesen, und auch heute würde man sie finden. Die Unmöglichkeit ist tiefer gegründet. Die politische und wirtschaftliche Saturierung von 1871—1914 hat alles getan, eine Banalisierung der geistigen und künstlerischen Elemente in Deutschland zu fördern, der kommerzielle Hochmut hätte einer Akademie, wenn sie ins Leben getreten wäre, allenfalls ein Winkeldasein in Potsdam gegönnt, und über eine dekorative Bedeutung wäre sie nicht hinausgekommen. Die Tafelrunde Wilhelms II. mit Lauff und Ganghofer deutet an, was von kaiserlicher Patronage zu erwarten gewesen wäre. Seitdem aber die mageren Jahre angebrochen sind, hat man nicht das Bedürfnis nach einer Ehrwürdigkeitsgarde; und wenn man schon an eine Akademie mit fortschrittlichen Impulsen denkt, so hat man wieder nicht die finanziell fähigen Kreise, ohne die nicht auszukommen wäre.

Für eine Akademie gibt es aber nur zwei Möglichkeiten: entweder man sammelt einen Senat aus den sogenannten erprobten Köpfen, aus den Trägern der Tradition; denn eine Akademie, nichtwahr, bedeutet doch Fundamentierung der geistigen Elemente, bedeutet in tieferem Betracht Zusammenfassung der Würde und Größe einer Nation, also Repräsentanz; und indem Lienhard wünscht, sein Projekt aus einer engeren Verflechtung der Goethegesellschaft und der klassischen Archive in Weimar zu schaffen, zeigt er an, daß er in dieser Bedeutung verstanden wissen will. Ich hätte mir eine Akademie für eine kurze Dauer im herzoglichen

Weimar, unter der Ägide der Anna Amalie, denken können. Damals bestand etwas, wie eine Konformität, wie ein Niveau, darauf sie sich hätte gründen lassen. Aber heute haben wir, weniger denn je, in Deutschland eine geistige Basis, die einen akademischen Zusammenhalt tragen könnte. Zudem ist das Hinübergreifen der technischen Zivilisierung, der kommerziellen Interessen, der sozialen Fragen in die Gebiete des Geistes schon so nachhaltig und entscheidend geworden, daß man, um deutschen Geist zu repräsentieren, die Funktionäre der Arbeiterbewegung ebenso hineinnehmen müßte wie die Träger eines zentralisierenden Kapitalismus, etwa Stinnes, also Persönlichkeiten, denen der Sinn für Akademisierung völlig abgeht. Denn diese Leute sind nüchtern genug zu sagen, daß es heute nicht auf Akademisierung, sondern auf Aktivierung, nicht auf Stabilisierung von Traditionen, sondern auf Neufindung und -formung unserer Kräfte ankommt. Es hat seinen praktischen Sinn, etwa die Lehre Kants durch eine Art Akademie auszubreiten oder durch eine ähnliche Gesellschaft sich für Bach, Marées, Nietzsche einzusetzen, ja gerade die Pflege Nietzschescher Anschauung durch einen Kreis Vertrauter muß bedeutsam genannt werden. Aber eine deutsche Akademie gemeinhin bedürfte eines ganz breiten und großen Lagerplatzes, der in der Umwertung dieses Jahrhunderts und wohl auch der nächsten kaum gefunden werden kann.

Die Propagatoren der neuen Akademie in Weimar werden einwenden; wir wollen — und so sagt man ja immer, wenn man unter der Flagge des Idealismus etwas gründen will — das Beste aus deutscher Vergangenheit durch Zusammenhalt und Pflege gewissermaßen als Veredelungszelle in das Chaos von heute setzen — wenigstens müssen sie das sagen, wenn ihr Ruf aus Weimar und von Lienhard ausgeht. Aber der Deutsche ist sein ganzes Schulleben lang mit diesem Besten so heftig gefüttert worden, er hat es in analysierenden Aufsätzen und als nationale Medizin tagtäglich filtriert bekommen, daß er davon Kongestionen (Rohrbach: der deutsche Gedanke in der Welt) erlitt, die zur Erblindung für Wachstum und Wandel des Auslands führten. Gewiß, wir bedürfen der Essenzen unserer deutschen Entwicklung, und wir würden die Gegenwart nicht überstehen, sondern wären der Kirchhof Europas schon heute, der wir vielleicht noch werden — wenn wir nicht aus Luther, Bach, Marx, Nietzsche die unablässige Restauration zögen, die uns ebenso problematisch wie jung und widerstandsfähig macht. Aber wir brauchen sie in der lebendigen Verquickung mit den Essenzen des internationalen geistigen Kapitals, wir müssen sie im unaufhörlichen Blick auf eine gesamteuropäische geistige Demokratie benützen, und nicht in der Einzel-Verankerung einer deutschen Akademie, die sie immer wieder nur nach nationalem Belang losschält und entkräftet.

Das ist die eine Möglichkeit mit ihrer Widerlegung. Man könnte aber eine Akademie auch aus den forderungskräftigen Persönlichkeiten jüngerer Geburt zusammensetzen; ich denke an Leute wie den Heidelberger Nationalökonomen Emil Lederer, ich denke an Coudenhove in Wien und an Leopold Ziegler, an Otto Flake und Fritz von Unruh, Robert Müller und die Brüder Mann, an den Komponisten Hindemith und an die Maler George Groß und Kokoschka, ich denke an Politiker wie Breitscheid und solche von der Rechten, an Wirtschaftsfunktionäre und Kommunisten, ich denke auch an Harden, an Einstein und, wenn je in Deutschland wieder dieser erlesene Typ Rathenau erscheinen würde, an ihn — man sieht: ich denke nicht an einen Areopag von Brillen und Bärten, die verharren in der Anerkennung, wie schön und groß doch vieles in Deutschland geraten sei, sondern an die Tat, an den Willen zu einem neuen Weg der eigenen Kräfte. Aber man würde zu dem Resultat kommen, daß sie samt und sonders ablehnen; sie würden nüchtern und natürlich fragen: wozu? Wir haben in Deutschland immerzu organisiert und Gesellschaften gegründet von Vogelzüchtern und Billardmeistern, Pfeifenrauchern und Debattern, wir haben das Dramenlesen vereinsmäßig betrieben und haben Ehrwürdigkeiten und Titel geschaffen, aber Volk und Land sind trotzdem in die Katastrophe geschlittert. Glaubt jemand, daß sie nun, wo sie drin liegen, durch eine Organisation der Würdigsten, durch Belehnung mit Palmen und Akademiefräcken — in Ermangelung fürstlicher Insignien — wieder auf die Beine kommen? Wir sind weder Sparta noch Rom, und die Wetterfahne hat sich gedreht; und die Bedingungen sind durch Zivilisierung und Technik andere geworden. Die neuen Gründer werden antworten: Wir wollen auch kein Insitut lediglich der Würde gründen, sondern die Erprobtesten heranziehen, damit die Ernsthaftigkeit ihres Namens und ihrer Kraft das deutsche „Geistesgut" wahrt und steigert. Nun: eben dafür danken diese Jüngeren; was die Früheren geleistet haben, braucht nicht gewahrt und gesteigert zu werden, es ist ausgegossen in die Keimzellen, so sehr, daß es von falscher Pietät geschoben am falschen Ort uns den Weiterweg versperrte. Und nun werden sie auf die Akademie in Paris weisen und glauben: dies sei ihr bester Trumpf.

Die französische Akademie war der vollgültige Ausdruck der französischen Gesellschaft. Ein Volk, nach innen und außen so sehr zur abgeschlossenen Gemeinschaft verwachsen, wie seit Ludwig XIV. eben das von Frankreich, das ganz in sich verharrt (und seine Stellung zur Welt verkennt); ein Volk, das darum weder von der größten Revolution noch von der Dreyfuskrise zerspalten werden konnte, das ist an einem Entwicklungsgrad angekommen, der ihm erlaubt, seine geistige Form in ihren Trägern repräsentativ vorzustellen. Das bedeutet durchaus nicht Stagnation, aber Ver-

festigung, Lokalisierung. Man weiß, wie aus einer Einheitlichkeit der Anschauung sich Kunst und alle Geistigkeit in Frankreich bildet, diese Einheitlichkeit war bisher nicht zu revolutionieren; sie diktierte vielmehr einen stetigen Entwicklungsweg, weil sie mit allen Elementen der Kultur in einem ganz tiefen, sozial begründeten Zusammenhang steht.

Währenddessen kämpft die deutsche Kunst in breiter Front, begehrt auf, flutet zurück, zersplittert sich und schüttet ihre vielfältige Problematik auf das gesamte öffentliche Leben aus. Wir wissen, wieso das kommt: wir haben im tiefsten Grunde keine nationale Kunst, keine aus Einheit der Auffassung und Gefühle quellende Literatur. Goethes Sehnsucht nach einer Nationalliteratur blieb unerfüllt, und das Reich der europäischen Mitte, offen allen Auseinandersetzungen des Westens und Ostens, wird sie auch nicht haben. Unsere geographische Lage verpflichtet uns auf eine Vermittlerrolle. Das schließt schon in sich, daß wir aus einer Zerklüftung heraus kein einheitliches Niveau unserer Leistungen und Anschauungen haben, sondern eine Folge von, oft genialen, Einzelerscheinungen.

Ein Vergleich der französischen Literatur von 1750—1900 mit der gleichzeitigen deutschen hebt hervor, wie stark die deutsche von Jahrzehnt zu Jahrzehnt durch Einzelköpfe beunruhigt wurde, während die französische Gebärde sich allenthalben gleichblieb und nichts ins unbedingt Problematische mehr hinaufschießen ließ. Die französische Akademie wurde möglich, weil sie einen Zustand vorfand, den sie sanktionierte und verewigte. Eine deutsche Akademie steht dem Chaos gewissermaßen gegenüber. Jene wurde ein Dokument, das auf dem soziologischen Ausdruck, auf der Fertigkeit der geistigen und künstlerischen Mittel beruht. Wir aber sind so weit nicht und werden vielleicht so weit nicht kommen. Das hat sein Gutes, denn wir werden nicht der Gefahr der Verfilzung verfallen.

Gerade heute, wo wir nach neuen Inseln segeln müssen, heißt es, nicht krampfhaft einer Tradition folgen. Es ist nicht wahr, daß ein ewiges Besinnen auf unsere Vergangenheit uns stark macht. Wir haben Aufgaben anzupacken von neuer Art und unermeßlicher Schwere. Wir müssen sozusagen in einem beschwingten Materialismus erst einmal die wirtschaftlichen Grundlagen schaffen, damit der fortzeugende Geist nicht verelendet. Wir müssen eine Gesellschaft haben, die den Staat, die Nation, Europa und die Welt mitträgt, ehe wir es nötig haben, die Repräsentanz einer Akademie zu stellen. Solange das, was sich heute die deutsche Gesellschaft nennt, nicht den Kampf gegen das Massensterben der Kinder, gegen Tuberkulose und gegen den tödlichen Haß der Parteien aufnimmt, bleibt eine deutsche Akademie eine Klubsessel-Angelegenheit.

ROBERT WALTER

DER GESANG DER PAPIERDRACHEN

Eine chinesische Geschichte

Eines Tages begegneten einige Offiziere aus dem kaiserlichen Heer dem großen Schreiber Liang Dsi, als er eben sein Buch über die „Unvergängliche Lotosblume des Friedens" veröffentlicht hatte. Sie schämten sich nicht, seinem dürftigen Kittel mit ihren prunkvollen Kleidern den Weg zu vertreten und begrüßten ihn mit herablassendem Gelächter.

„Ach, Untier des Pinsels," spöttelte der vornehmste von den dreien, „willst du mit diesem Mottenrock die Welt erobern?"

Der Schreiber grüßte lächelnd. „Ihr tut meinem Rock unrecht," sagte er dann. „Der taugt zum Bücherschreiben so wenig wie eure mit Waffen besteckten kostbaren Kleider."

Sie lachten belustigt. „Wenn dem Liang Dsi Waffen ins Auge stechen, so beißt er nach ihnen. Das ist sicher wie das Sterben."

„Natürlich," lächelte der Ausgelachte, „wir sind Gegner. Weshalb hättet ihr sonst nach meinem Buche vom Frieden gebissen?"

„Aber du weißt nicht, Alleswisser Liang Dsi," meinte der zweite, „daß die Waffen des Menschen Dörfer und Städte, ganze Länder, ja die Welt erobert haben."

„Hütet euch vor großen Worten," mahnte er gutmütig, „allerorts finden sich helle Ohren und plappernde Mäuler. Es könnte vielleicht den Schlachtern einfallen zu behaupten, daß sie mit ihren Messern die Schweine erobern, weil sie diese begehrenswerten Tiere schlachten."

„Wenn du keine neuen Fabeln weißt, friedlicher Schwertschlucker Liang Dsi," höhnte der dritte, „so erlaube uns wenigstens, dir nicht zu glauben."

„Eine Fabel ist wahr oder falsch, sonst nichts," belehrte er geduldig, „auch nicht alt oder neu. Die wahre Fabel bleibt auch im Uralter neu, die falsche selbst in blendender Neuheit nichts als falsch. Was falsch ist, will für recht gelten, aber das Wahre bleibt wahr, ob ihr nun glaubt oder nicht. Auf ihren Reichsbeschlüssen bestreiten übrigens die Maulwürfe und Regenwürmer von altersher die Wahrheit der Sonne. Das ist eine alte Fabel von augenblicklicher Neuheit, denn ihr beweist mir eben jetzt wieder ihre Wahrheit."

Den dreien begannen die Hirne zu wirbeln. „Du besitzt die Fähigkeit des nicht umgewandelten Antwortens," belobte ihn der erste überlegen. „Beantworte uns also einige Fragen. Wenn es teuflisch ist, wie du behauptest, daß wir die Erde auf das Schwert stecken, weshalb denn dulden die Götter die Ausbreitung der Reiche durch das Schwert?"

„Reiche breiten sich auf Kosten anderer Reiche aus," antwortete Liang Dsi. „Kriege werden nur von solchen Menschen geführt, die

vor dem Menschentöten nicht zurückschrecken. Wer nun Menschen tötet, der ist ein Totschläger, daran ändern auch eure prunkvollen Kleider nichts. Totschläger haben aber von altersher eine merkwürdige Vorstellung von den Göttern gehabt und begreifen nicht, daß es den Himmlischen nur angenehm sein kann, wenn Blutmenschen von andern Blutmenschen umgebracht werden."

„Ja," höhnte der dritte Kriegsmann, „diese vortrefflichen Gedanken würden uns längst überzeugt haben, wenn du sie bereits in deiner „Unvergänglichen Lotosblume" aufgezeichnet hättest."

„Ich liebe viele meiner Gedanken zu sehr," sagte Liang Dsi, „als daß ich sie in den Kalksärgen der Bücher mumifizieren könnte."

„Eine andere Frage," drängte der vornehme Offizier. „Laotse hat gesagt: Die Starken der Erde sind des Himmels Söhne. Das bedeutet doch: der Himmel hat die Starken zu Herrschern der Erde bestellt. Was aber ist stärker als wir Kämpfer? was mächtiger als das Schwert? was entscheidender als die Wirkungen des Krieges?"

„Ich bin ein Schreiber," antwortete Liang Dsi, „und kenne daher das Schicksal des Laotse, falsch verstanden zu werden. Wir verstehen unter Stärke den Geist in allen seinen Formen und Taten. Stärker aber als das Schwert sind Wind und Regen, Gewitter, Sonnenschein, Sturmflut und Orkane, stärker ist das Keimen, Blühen und Fruchten, stärker ist Wort, Wille, Gedanke, Gefühl, Unschuld, Treue, Ton und Musik, das Schaffen der Dichter, jede Minute der rinnenden Zeit und tausend andere Dinge, die ihr mit keinem Schwert töten könnt."

„Er behauptet am Ende," beschloß der zweite, „daß wir große Schwächlinge sind. Wir wollen gehen."

„Jeder ist stärker als ihr," sagte Liang Dsi, „der sich euch nicht widersetzt. Die unschuldigen Kinder sind stärker als ihr!"

Die Offiziere begannen zu lachen. „Aber deine Behauptungen, Mensch des Pinsels, sind schwach. Man kann sie mit einer Nähnadel aufspießen!"

„Ich kann euch an einem Beispiel beweisen," versetzte Liang Dsi eindringlich, „daß das unschuldige Herz eines Kindes mächtiger sein kann als ein schrecklich bewaffnetes, mordgieriges Heer!"

Die drei stutzten. „Das ist gut —!" lachte der erste. „Man konnte zwar bis heute nicht alles beweisen, aber du wirst uns das Kunststück schon vormachen."

„Ihr habt vom großen Kaiser Lan Pong, dem Begründer der Dynastie Hon, gehört, der ein Geistesmensch gewesen ist," begann Liang Dsi. „Und wenn ihr nicht bei der Wissenschaft der Schulbuben stehen geblieben seid, so kennt ihr auch den General Gun Hü, der eines Tages närrisch wurde — wie man erzählt, weil man die Zusammenhänge nicht weiß. Vielleicht habt ihr auch gelesen, daß im siebenten Jahre der Dynastie Hon die Rebellenaufstände des

Tsau Tsau ausbrachen, der ein Bluthund war und das Volk nur aus dem Grunde aufreizte, weil Lan Pong unter die Geistesmenschen zählte.

Als die Rebellen das Land verwüsteten, in welchem sie lebten — denn es gibt kein törichteres Tier als den Menschen — stellten sich ihnen die Getreuen des Kaisers aus der großen Notwehr künftigen Lebens entgegen und wurden von dem Menschenorkan verstreut. Sammelten sich dann nachts durch die Gebirge um Lan Pong, den Kaiser, und ihren General Gun Hü und verschanzten sich, hoch über dem blutlechzenden und todstarrenden Waffenheer der Bestie Tsau Tsau, in sternoffenen Schluchten und Felslöchern eines von der Welt verlassenen Berges.

Hier hockte Gun Hü neben dem Kaiser und blickte in den Himmel, das heißt, er sah in das schwarze Auge des Todes. Man muß die Nacht vor dem Sterben verstehen. Und wenn man von einem Berge, wie von einer riesigen Faust gegen die Götter emporgehoben wird, umarmt aus der Tiefe zur Höhe mit magischer Gewalt der Sterne, so fällt das alltägliche Sein von einem ab wie ein morscher Rock. „Wir haben die großen Gedanken des Daseins durchdacht und viele Rätsel an uns erfahren," sagte Gun Hü zum Kaiser Lan Pong. „Aber wir waren Sklaven unseres Leibes und sind an der Kette der Zufälle bis an das Tor unserer großen Verwandlung gelangt. Jetzt begreifen wir, daß uns die Weisheit auch nicht vor der Narrheit des klugen Lebens bewahrt hat. Denn vordem waren wir Kinder, von der daseinsweisen Torheit so gebannt, daß wir noch aus dem göttlichen Wesen unserer unschuldigen Herzen gelenkt wurden. Ja, wir waren, als Kinder aus dem unerforschten Kreis des Ewigen auf diese Erde gestoßen, noch taumelig vom göttlichen Sein. Und alles, was ich als Mann erlebt habe, versinkt vor dem zauberhaften Rausch, der mich als Knabe erfüllte, wenn ich meine ungetümen Papierdrachen mit den gespannten, klingenden Metallseiten, in die Einsamkeit des Himmels steigen ließ. Dann war ich ein singender Vogel im Blau, segelnd auf den rauschenden Strömen der Luft. Ich schwebte durch die Paläste der Götter, landete an den Lotosinseln der südlichen Paradiese und lebte selbst wunderhaft zwischen den Wundern der Unsterblichen."

Liang Dsi schwieg, belächelte die neugierigen Gesichter der Kriegsknechte und fuhr fort: „So sprach Gun Hü zum Kaiser Lan Pong. Und im Gespräch entzündete sich ihre Sehnsucht nach dem Zauber der Papierdrachen, denn sie waren um des Todes Heiterkeit wieder Kinder geworden. Und brannten darauf, ihre Herzen hoch über den Bergwipfeln unter den Sternen segeln zu lassen. Befahlen jetzt den Dienern, daß sie ihnen eilig zur Hand gingen. Und klebten aus bunten Papieren große Vögel, Schiffe, Blumenkörbe, riesige Schlangen, wie es die kleinen Knaben tun, spannten den Silberdraht in hölzerne Kästen und setzten diese klingenden Instrumente in die Papierdrachen dorthin, wo die guten Drachen

ihre Herzen tragen. Ließen dann die herrlichen Fabeltiere — begeistert wie Kinder sind und die albernen Waffen des lächerlichen Tsau Tsau vergessend — an seidenen Fäden summend, wunderbar tönend, geisterhaft musizierend in den strömenden Atem der Nacht steigen."

Liang Dsi lächelte wiederum. „Ihr macht mich glücklich, daß ihr noch die Augen von zuhörenden Kindern haben könnt. Aber ich erzähle euch hier keine Märchen. In dieser Nacht hörten die Wachen des Blutmenschen Tsau Tsau den Gesang der silbernen Drachenherzen: Fu Hon —! Fu Hon —! Hütet euch vor Hon! — Ihr kennt die gespenstischen Nächte im Feld vor dem Feind. Denkt euch, durch das leise Anschlagen der Waffen ringsum — noch träumend rühren Schwerter ihre Stimme — hörte man aus dem Himmel den Gesang der Geister, die schaurig im Wind hinklingende Mahnung vor der Dynastie Hon: Fu Hon — Fu Hon — —! Hütet euch vor Hon! Und das Entsetzen ergriff die Wachen und die Erwachenden. Das Entsetzen, sage ich euch, zerbrach in dieser Nacht die Waffenmacht des Viehmenschen Tsau Tsau.

Und das Kinderherz Gun Hüs, sage ich euch, jagte ein mörderisches Heer in die Flucht, trieb die Untertänigen des Schicksals an ihre Arbeit und hielt ein weises Gericht über Verruchte und Verwirrte.

Ihr wißt, daß Lan Pong die Länder seiner Herrschaft nach seinem Bilde prägte wie eine goldene Münze. Auch seine Nachfolger waren Geistesmenschen und bauten das Paradies der Erde. Aber dann kamen wieder die kümmerlichen Hirne auf. Man studierte die Wissenschaft des Massenmordens, zog strotzende Kleider an und schnitt dem Frieden den Hals ab."

„Hör auf," fuhr ihn der erste Offizier an, „das gehört nicht mehr zu deiner Geschichte. Aber wir danken dir, daß du uns über die Hantierung der Weisen unterrichtet hast, mit der sie sich ergötzen, wenn sie kindisch werden."

Die Offiziere lachten. „Ach, Liang Dsi, du unvergängliche Lotosblume, laß deine Drachen steigen, bis uns das Entsetzen übermannt!"

„Ihr habt noch immer nicht verstanden," lächelte er, „daß ein Atom vom Hauch des Geistes — mag es sich nun im Kinderherzschlag des Gun Hü oder in meinem Buch vom Frieden äußern — die rohe Gewalt der Waffen überwinden wird."

„Laß deine Drachen steigen, Liang Dsi!" riefen sie, „laß deine Drachen steigen, daß wir vor Papiergeistern die Flucht ergreifen!"

„Ja, ich will es tun," lächelte er gütig und grüßte zum Abschied, „denn es ist vielleicht besser um euch bestellt, wenn ihr auf den Papierdrachen der kleinen Knaben in die Paradiese der Unsterblichen gelangt, als wenn ihr von den Schwertern der Blutmenschen verstümmelt und ermordet werdet."

GLOSSEN

TISCH MIT BÜCHERN

Ch. W. Berghoeffer, Meyer Amschel Rothschild (Englert und Schlosser, Frankfurt a. M.). Der Name Rothschild ist mit der Geschichte des europäischen Bankwesens unlösbar verknüpft; noch heute umspielen ihn hundert Anekdoten und Legenden. Umsomehr überrascht es, daß erst jetzt eine wissenschaftliche Biographie des Dynastiebegründers Meyer Amschel Rothschild erschienen ist. Sie stammt von Christian Wilhelm Berghoeffer und ist im Verlag von Englert und Schlosser (in Frankfurt a. M.) erschienen, Lady Rothschild in London und Frau Baronin Therese von Rothschild in Paris zugeeignet.

Ein ungemein sachlich und nüchtern geschriebenes, gleichwohl aber höchst unterhaltsames Buch! Es gibt in schlichter Schilderung, gestützt auf zuverlässige Dokumente der Archive, Aufschluß über die Herkunft der Rothschilds und ihres Namens, Aufschluß über das arbeitsreiche Leben Mayer Amschels, ihres Ahnherrn.

Woher der Name? Von einer Hausbezeichnung der Frankfurter Judengasse. Dort waren nämlich die Häuser nach Schildern benannt, die wie Wirtshauszeichen in die Gasse hineinhingen. Der 1585 verstorbene Isak Elchanan nannte sein Haus in der Judengasse also „zum roten Schild" und erhielt so auch selbst den gleichen Beinamen. Sein Enkel Naftali Hirz zum roten Schild zog ins Haus „zur Hinterpfann", in dem die Familie, die sich jetzt Rothschild nannte, fünf Generationen hindurch domizilierte. Dort wurde am 23. Februar 1744 Mayer Amschel, der den Spitznamen „das Bäuerchen" erhielt, geboren. Er genoß eine betend-religiöse Erziehung, die in Fürth bei Nürnberg, in der rabbinischen Hochschule, zum Abschluß gebracht wurde. Später war er in einem Handlungshaus in Hannover angestellt. Nach Frankfurt zurückgekehrt, widmete er sich neben dem Wechslerberuf dem Münzhandel, für den er sich gute Kenntnisse angeeignet hatte.

Durch den Münzhandel kam Meyer Amschel auch mit dem Erbprinzen Wilhelm von Hessen-Nassau in Verbindung, die ihm, auf ausdrückliche Bewerbung, im Jahre 1769 den Titel eines Fürstlich Hessen-Nassauischen Hof-Faktors eintrug. In dem Gesuch um diese Auszeichnung beruft sich Meyer Amschel auf Lieferungen, die das Wohlgefallen des Fürsten gefunden hätten. Wie Berg-

hoeffer feststellt, handelte es sich dabei um die Besserung von Münzen für das fürstliche Kabinett. Daß Rothschild ein „findiger und geschickter Münzhändler“ war, belegt die Biographie ferner durch Hinweise auf seine Korrespondenz mit Friedrich Justin Bertuch, dem bekannten Geheimschreiber Karl Augusts von Weimar. Überhaupt war das Wechselgeschäft, das Rothschild neben seinem Münz-, Medaillen- und Antiquitätenhandel führte, zunächst weit weniger wichtig als dieser. Auch ging fürs erste noch ein Groß- und Kleinwarenhandel samt Speditions- und Kommissionsgeschäft nebenher.

All dieser Betriebsamkeit nun, insonderheit den ungezählten Finanzgeschäften, die Rothschild nach und nach mit vielen fürstlichen Höfen und Regierungen seiner Zeit in Beziehungen brachten, eignen deutlich alle Merkmale ehrlichster kaufmännischer Gesinnung, — die nicht in Gegensatz zu Klugheit und Wagemut steht. Bekanntlich ist immer wieder, mehr oder weniger anekdotenhaft ausgeschmückt, die Behauptung kolportiert worden, Meyer Amschel habe sich dadurch ungeheuer bereichert, daß er das ihm während der napoleonischen Kriege zur Aufbewahrung anvertraute Vermögen des Kurfürsten von Hessen-Kassel im eigenen Interesse ausnützte. Demgegenüber konstatiert Berghoeffer „mit guten Gründen“: „Der Kurfürst hat bei seiner Flucht Meyer Amschel Rothschild nicht sein Vermögen, auch nicht einen Teil desselben, zur Aufbewahrung übergeben, und das Haus Rothschild verdankt nicht einem derartigen Zufall, wie alle Welt bisher angenommen hat, seinen Reichtum und seine Macht; vielmehr ist dessen Wachstum wie auch seine Vertrauensstellung beim hessischen Fürstenhaus nur langsam und durch zähe Ausdauer gefördert worden.“

Und solches Bild eines gescheiten, unternehmenden, anständigen Geschäftsmannes wird abgerundet vom Bilde eines heiteren, ruhigen, gastfreien Menschen. Seine Wohltätigkeit rühmt unter anderen auch Börne: „Der alte Rothschild war ein braver Mann, die Frömmigkeit und Gutherzigkeit selbst . . . Beständig umgab ihn, wie ein Hofstaat, ein Haufen armer Leute, denen er Almosen erteilte oder mit gutem Rat zusprach; wenn man auf der Straße eine Reihe von Bettlern antraf mit getrösteten und vergnügten Mienen, so wußte man, daß hier eben der alte Rothschild seinen Durchzug gehalten. Als ich noch ein kleines Bübchen war und eines Freitags abend mit meinem Vater durch die Judengasse ging, begegneten wir dem alten Rothschild, welcher eben aus der Synagoge kam: ich erinnere mich, daß er, nachdem er mit meinem Vater gesprochen, auch mir einige liebreiche Worte sagte, und daß er endlich die Hand auf meinen Kopf legte, um mich zu segnen. Ich bin fest überzeugt, diesem Rothschildschen Segen verdanke ich es, das späterhin, obgleich ich ein deutscher Schriftsteller wurde, doch

niemals das bare Geld in meiner Tasche ausging".

Zwei Jahre vor seinem Tode schloß Meyer Amschel mit seinen Söhnen, den „fünf Frankfurtern", einen Vertrag, der sie zu Teilhabern seines Hauses machte. Das Geschäftsvermögen bestand damals aus rund 800 000 Gulden. Am 19. September 1812 ist er verschieden. Bezeichnenderweise hinterließ er kein Porträt von sich. Sein Biograph weiß zu berichten, er habe befürchtet, daß sein Bild später geringschätzig behandelt werden könnte! Eine Beschreibung seiner Person aber finden wir bei Börne: „Ein mildtätiges Gesicht mit einem spitzigen Bärtchen, auf dem Kopf ein dreieckig gehörnter Hut und die Kleidung mehr als bescheiden, fast ärmlich . . ." *Otto Ernst Sutter.*

Europäische Gespräche. Hamburger Monatshefte für Auswärtige Politik. Herausgegeben von Professor Dr. Albrecht Mendelssohn-Bartholdy. (Dt. Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin.) Der Herausgeber dieser neuen Monatsschrift hat Mut. Oder wäre es etwa nicht tapfer, inmitten des tobsüchtigen europäischen Nationalismus und Militarismus eine Zeitschrift zu gründen, die einen Weg zur „Aussprache öffnen will über das, was nottut?" Eine Zeitschrift noch dazu, die nach dem Wunsche ihres Herausgebers „alle Männer und Frauen guten Willens auffordert, diese Aussprache zu beginnen." Das erste Heft bringt bereits Beiträge aus Deutschland, Holland, Schweden, Finland, Frankreich und — last but not least — England, welch letzteres vertreten ist durch den trefflichen Charles Trevelyan, ehemaligen Minister im Kabinett Asquith und Gegner der englischen Kriegserklärung vom 4. August 1914. Ich mache noch aufmerksam auf die Artikel über Europäische Politik von Mendelssohn-Bartholdy und über den Rapallovertrag von einem vorzüglich unterrichteten Pseudonymus. Einen besonderen Hinweis verdienen die beigegebenen Dokumente, in diesem Hefte u. a. der Text des englisch-deutschen Bagdadabkommens vom 15. Juni 1914 und der Friedensenzyklika Papst Pius' XI. von Weihnachten 1922. Damit folgen die „Europäischen Gespräche" dem Beispiel mancher ausländischer Zeitschriften. Diese neue Einrichtung ist wichtig für Deutschland, wo man allzu gern internationale Dokumente beschwatzt, — ohne sie gründlich zu kennen. Jedem Deutschen, der sein Vaterland liebt und der es aus dem Pfuhl schmachvoller Parteiwirtschaft herausgeführt sehen möchte, seien die „Europäischen Gespräche" empfohlen. *F. S.*

Fritz von Unruh: Vaterland und Freiheit. Eine Ansprache an die deutsche Jugend. (Franz Schneider Verlag, Berlin.)

Unruh hat diese Rede vor der demokratischen Jugend in Mannheim gehalten. Was in dramatischer Formung bisher sein ganzes Werk ausmachte, dieser Ruf zur Besinnung, zum menschlichen Mut, zur Verantwortlichkeit, findet hier das unbedingt am stärksten zündende Mittel der Rede. Er ist der Politiker

über der Politik, der Mahner und Warner, der durch das Elend seiner Generation voll hindurchgeschritten ist, mit seiner Tradition brach, um ihre edelsten Werte bewußt und rein ans Allgemeine hinzugeben, der unablässig auf die reaktionären Gifte weist, die er besser kennt als der Parteifunktionär, und der mit heftigem Hammer immer wieder das Du zurechtschmiedet, aus dem allein die Kraft neuen Aufstiegs, die Freude, das weitere menschliche Vaterland und das gute Licht der Zukunft kommen kann. *K.*

Rösl-Klassiker. (Verlag Rösl & Cie., München.)

Es gehört in dieser Stunde mehr dazu als nur ein flüssiges Bankkonto, um eine Klassiker-Sammlung vom Umfang und der Weitschichtigkeit des Röslschen Unternehmens herauszubringen; es gehört der unbedingte Glaube an ihre kulturelle Wirkung, ein Optimismus von fast verzweifelter Hartnäckigkeit dazu. Der Plan umfaßt mehr, als bisher jemals darunter verstanden wurde: er bringt die deutschen Klassiker, sozusagen die Grundelemente einer derartigen Bibliothek, aber ohne den philologischen Beikram, den doch niemand liest; dafür wurde auf Sauberkeit und Gründlichkeit der Texte entscheidender Wert gelegt. Dann griff man ins Ausland, die Sammlung ist durchaus als „Klassiker der Weltliteratur" gedacht, man holt Rousseau, Maupassant, Dostojewski und die Stützen der neueren Zeit herein, d. h. man trägt den Begriff Weltliteratur bis an die Gegenwart heran. So entsteht etwas Monumentales, dem der Buchhandel heute nichts an die Seite zu stellen hat. Und wer auf Wertbeständigkeit ausgeht, findet hier sein Teil: die Materialien der Bände sind von reinster Qualität, der deutsche Bürger kann hier für Kinder und Kindeskinder Bildung auf Aktien erwerben, die keiner Baisse ausgeliefert sind. *K.*

DIE NATIONALITÄT

De Vlaminck (Paris).

Am liebsten: garnichts sein,
Nicht Preuße noch Franzose,
Engländer noch Amerikaner,
Rein garnichts.
Ganz einfach: Mensch.

Ich habe meinen Geburtsschein verloren
Und eine lange Fahrt getan,
Fort aus der Stadt,
Bei mir zu bleiben, nicht aus mir heraus zu gehn.
Als ich dort ankam (wer weiß wo),
Fragte mich ein Schutzmann nach meinen Papieren.

Ich habe meinen Geburtsschein wiedergefunden,
Und bin nach und nach dahintergekommen:
Wenn man ganz einfach Mensch sein will,
Bloß so . . .
Darf mans keinem sagen.

(Deutsch von Fiete Fischer.)

(De Vlaminck, Maler aus dem Kreise des Salon d'Automne, kennzeichnete kürzlich die Lächerlichkeit dieses Instituts, das deutsche Künstler ausschließt.)

ANEKDOTE

Der Held

Im Kriege bemühten sich die meisten Österreicher, zu „tachinieren". Dieses Wort, in Deutschland unbekannt, war das Lieblingswort der Wiener. Es bedeutete so viel wie: dem Felddienst mit allen Mitteln entwischen.

Einer der tüchtigsten Tachinierer war der Schauspieler Franz Höbling vom Burgtheater. Aber eines Tages wurde er doch gemustert und k. v. gefunden. Große Bestürzung unter den Comtessen des Burgtheaters. Der große, kräftige Mensch wird, dank hohen Einflüssen, noch einmal untersucht. Knirschend stellt der Militärarzt die neue Klassifikation aus.

„Was san S' denn?" fragt der Arzt mürrisch.

Höbling erwidert mit schönem Bariton: „Erster Held!"

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 29):

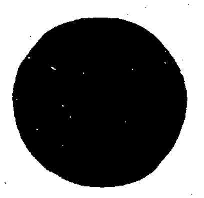
Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11 Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis pro Juli bis September: in Deutschland 25 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN



TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Augustwoche

Revolution? Vorläufig ist's unwahrscheinlich. Eine Partei, die ihren Anhängern mit einem Sittenpunkt im Mitgliedsbuch drohen muß — am Demonstrations-Sonntag hatten die Kommunisten einen Parteibefehl veröffentlicht, der die Nichtbeteiligung mit einer Eintragung im Mitgliedsbuch bestraft — eine solche Partei ist dem Blute nach gut deutsch, will sagen, Befehle erwartend und nach Befehlen handelnd. Die Revolution wird aber, selbst unter russischer Oberleitung, nie anbefohlen werden. Deshalb kann es zu Marktszenen, Lebensmittelraub, zu gelegentlichen Pöbelausschreitungen kommen, wie es die Ermordung des Frankfurter Staatsanwaltes war, zur handgreiflichen Revolution haben die Deutschen kein Talent. Viel wahrscheinlicher, daß alle diese Droh-Bewegungen der Proletarier das Mittel sind, die Geheimkräfte der alten Offiziersbewegung wach zu halten, aus der über kurz oder lang der deutsche Diktator kommen wird. Die Armee seiner Helfer wird schon überall einexerziert, unter vaterländischen Vorwänden wird erreicht, daß Onkel Geßler ein oder zwei Augen zudrückt, indes General Seeckt, Lüttwitzens würdiger Erbe, die Treppe des Diktators still vorbereitet . . . Tausende Teilnehmer dieser Ersatzformationen mögen heute glauben, es könne ein Kriegstag kommen, an dem es gegen die Mördergeneräle losgeht, eines Morgens wird die Parole nicht bloß in München ausgegeben werden, die der Stahlhelm-Führer, Oberst von Xylander, vor ein paar Tagen bei einer bayerischen Sturmtruppen-Parade ausgegeben hat: „Ehe es an den Erbfeind geht, müssen wir im Lande mit Blut und Eisen Ordnung schaffen". Sie nennen es Ordnung und meinen den Pogrom. Freilich, der große Diktator wird nicht auf dem Xylanderwege kommen. Die Xylander und Hitler und Graefe sind von zu kleinem Format, von zu niederer Stirn. Der Diktator, der heute schon nicht nur von Nationalen, sondern auch von braven Demokraten und ebenso braven Sozialdemokraten bejubelt würde, braucht eine rötliche Herkunft. Ein größerer Noske wird es sein! Ein Mann, den die Arbeiter nicht von vornherein als feindlichen Junker, sondern als Blut von ihrem Blut ansehen. Eine militärische Seele, die sozial denkt, ein Führer, dem an seinem Leben nichts liegt, der den ungebrochenen Willen zur Macht und Verantwortungsgefühl genug hat, nicht mehr Blut als unerläßlich zu vergießen — ein Befehlshaber, der seine Finanz- und Wirtschafts-Ämter im Gefolge führt — ja, wenn dieser junge Konsul schon lebt, die Treppe zur Macht ist ihm schon vorbereitet . . .

Der wichtigste Helfer des kommenden Diktators frißt sich unermüdlich durch alle Schichten der Nation, es ist die allgemeine Apathie. Nicht an revolutionären Wirren, so scheint es im Augenblick, wird Deutschland zugrundegehen, sondern an der allgemeinen Stumpfheit. Daß der deutsche Geist, die deutsche Energie sich vor 1914 vom öffentlichen Leben zurückhielt und die Politik Wilhelm und den Wilhelmsknechten überließ, war ein Verhängnis, doch immerhin ein durch den Industrie-Aufschwung verständliches. Aber daß heute, da Deutschlands Zukunft von seiner politischen Lebendigkeit abhängt, die gleiche Flucht aus dem öffentlichen Leben festzustellen ist, das ist niederschmetternd. Man sehe sich einmal den Theaterzettel der französischen oder englischen, ja auch nur der tschechischen Politik an. Überall ein Ensemble erster Kräfte. Wir Deutsche haben unser Schicksalsdrama mit armseligen Provinzkräften, ja mit Statisten unbedeutendster Art besetzt. Es mache einer das Experiment und frage in den Wandelgängen des Reichstags die Abgeordneten von Graefe bis zu Paul Levi nach Cunos innerer Autorität. Von seiner liebenswürdigen Unbedeutendheit sind heute alle überzeugt. Niemand, von Stresemann bis Breitscheid, von Roesicke bis Bell, von Hermann Müller bis Stinnes, glaubt mehr an diesen hoffnungslosen Kanzler. Und trotzdem besteht noch eine schwache Lebensmöglichkeit für ihn. Es ist die allgemeine Flucht vor der Verantwortung, der Cuno sein bißchen Existenz verdankt. Gewiß, die Rolle seines Nachfolgers ist eine undankbare. In dieses harte Bett will niemand sich legen. Aber wird die Erbschaft besser, wenn sie später angetreten wird? Wird der Knäuel nicht vielmehr noch unentwirrbarer? Glaubt irgend jemand, daß England in zwei Monaten sein höchst phlegmatisches Tempo aufgegeben haben wird? Beim Beginn eines kohlenarmen Winters, einer rohstoffarmen Industrie-Epoche, einer Gütererzeugung über den Weltmarktpreisen, einer fiebernden, gequälten Großstadtbevölkerung — glaubt irgendein Zurechnungsfähiger, daß es in diesem bangen Winter leichter sein werde, Cunos Erbschaft anzutreten? Und doch diese zynische, aus dem kläglichsten Partei-Egoismus stammende Flucht der Führer vor der Verantwortung. Die Stresemann, Petersen, Marx, Hermann Müller, überschätzen die Lebensfähigkeit des Reichstags. Noch ist der Strom des Geschehens in parlamentarische Kanäle gebettet. Aber der Überdruß, die Gleichgültigkeit, die Verachtung gegenüber diesem Reichstag wächst. Noch ein Vierteljahr Cuno mit allen Resultaten einer ideenlosen Zu-spät-Politik auf allen Gebieten und nicht nur Cuno, auch dieser cunoistische Reichstag hat sich selbst erledigt. Das Reich, vom Gifte der Zersetzung angefressen, verträgt die schleichende Politik der Apathie keine zwei Monate mehr.

Wäre Ehrhardt kein politischer Räuberhauptmann, lebte ein Funke napoleonischen Genies in ihm, der Mann mit dem Beile stünde hinter diesem Parlamente.

PAUL REBOUX (Paris)

DIE FRANZÖSISCH-DEUTSCHE VERSÖHNUNG

Was denkt man in Frankreich über eine französisch-deutsche Annäherung? Das ist eine Frage, die man unmöglich beantworten kann, wenn man die öffentliche Meinung Frankreichs mit dem gleichsetzt, was die großen Tageszeitungen schreiben.

I.

Die großen Tageszeitungen, in Frankreich wie in allen Ländern der Welt, sind nicht imstande, sich durch ihren Verkauf und die Reklame allein zu erhalten.

Eine kurze Aufstellung bestätigt uns das.

Man nehme eine Auflage von 500 000 Exemplaren an.

Das bedeutet ungefähr 400 000 verkaufte Exemplare zu 15 Centimes, nach Abzug des Wiederverkäuferrabatts, eine Summe von 30 000 Francs.

Zwei Seiten Reklame bringen am Tag etwa 10 000 Francs

Das macht im ganzen 40 000 Francs tägliche Einnahmen

Dagegen stehen die Ausgaben:

Druck von 500 000 Exemplaren erfordert mindestens etwa 25 000 Francs Papier.

Die Redaktion einer Nummer kostet mindestens 10 000 Francs.

Miete, Amortisation der Maschinen, Arbeitslöhne, Unterhaltung ausländischer Korrespondenten, eigene Propaganda, Versandkosten. Angestelltengehälter, all das macht ungefähr 5000 Francs am Tag.

Zusammenrechnung: Die Einnahmen sind gleich den Ausgaben.

Wie soll man da den Herausgeber, den Chefredakteur und den Vertriebsleiter entschädigen, die doch jeder mindestens 100 000 Francs im Jahr verdienen wollen? Wo soll man das Geld hernehmen, die Dividenden der Aktionäre zu zahlen, wo die Gelder für die Aufsichtsratsmitglieder?

Eine große Zeitung wird immer mit Defizit arbeiten.

Da setzen die Hilfskräfte der geheimen Beeinflussung der öffentlichen Meinung und die verborgenen Zuwendungen ein. Diese geheime Einflußnahme bezieht sich auf Finanzoperationen, Emissionen usw. und die Zeitung wird dafür im Verhältnis zu ihrem Einfluß bezahlt.

Die Zuwendungen belohnen die Zeitung und spornen sie dazu an, nur Günstiges über die Pläne der großen internationalen Finanziers zu veröffentlichen.

Denn man soll sich nicht durch den Anschein täuschen lassen und glauben, daß Frankreich nicht imstande wäre, seinen Franc zu heben, oder daß Amerika seinen Dollar nicht herabdrücken könnte. Wenn Franc und Dollar auf ihrem jetzigen Stande bleiben, so ist es deshalb, weil dieser Zustand gewissen Transaktionen, die sich weit entfernt vom bürgerlichen Publikum in himmlischen Höhen abspielen, günstig ist.

Was geht nun in Frankreich vor? Was in Deutschland?

In Deutschland beschimpft eine ganze Presse, die in einer bestimmten Richtung beeinflußt ist, Frankreich und bemüht sich täglich, im Namen des Patriotismus und der nationalen Rache, Haß in die Gemüter zu bringen.

In Frankreich wiederholt eine Presse, die anderen Interessen dienstbar ist, unermüdlich: „Die Deutschen müssen zahlen, wir werden das Ruhrgebiet nicht verlassen, bevor die Deutschen nicht zahlen. Erinnert euch daran, daß sie geraubt, geplündert, gemordet haben!“ Und andere solche Kehrreime, die gewisse Leute gedankenlos wie die Schafe wiederholen wie ein Lied, das gerade populär ist.

II.

Ist das wirklich die öffentliche Meinung der beiden Völker?

Nein.

Der Franzose ist nicht grausam und böse. Er will nicht den Tod einer Rasse. Er begreift, daß die Agonie des benachbarten Deutschlands für ihn eine große Ansteckungsgefahr bedeuten müßte.

Der Deutsche hat einen gesunden Menschenverstand. Nach dem schrecklichen und sinnlosen Hinmorden, das für den Sieger wie für den Besiegten gleich verderblich war, kann er nicht im Ernst an einen Revanchekrieg denken.

Die Verrückten und Aufgeregten, die in beiden Ländern noch von Haß und Gewalt sprechen, sind Kranken zu vergleichen, die ihre Arzneimittel, statt sie einzunehmen, einander an den Kopf werfen.

Unglücklicherweise sind es nicht allein diese Verrückten, die so sprechen. Zahlreich sind die unterwürfigen Geister, die es nicht wagen, sich von den offiziellen Behauptungen, von den Berichten der Zeitungen, von den umlaufenden Schlagworten und den festgelegten Begriffen zu entfernen.

Diese Leute wiederholen einander bis zum Überdruß, in Deutschland: „Ich habe in der Zeitung gelesen, daß die schwarzen Besatzungstruppen deutsche Mädchen mißhandeln.“

Oder sie wiederholten, in Frankreich: „Ich habe heute morgen in der Zeitung gelesen, daß die Deutschen Frankreich hassen, ihre Reichtümer verbergen und jeder Verhandlung aus dem Wege gehen.“

Und sowohl die einen als die andern, in diesen Ideen befangen, warten in festem Glauben darauf, daß von jenseits der Grenze ein Zeichen des guten Willens komme, und haben ihren Nachbarn im Verdacht der Zweideutigkeit, der Tücke, des Imperialismus; und all das ohne Beweise, aufs Hören-Sagen hin, weil sie diese Behauptungen täglich in Gestalt von sozusagen authentischen Berichten oder in Gestalt von Reden, die anerkannte Redner gehalten haben, in ihren Zeitungen gedruckt sehen.

III.

Genug davon! Zu lange ist es her, daß das unglückliche Europa an seinen besten Gliedern gelähmt ist. Zu lange ist es her, daß es das Opfer der Finanzleute und der Industrie geworden ist, die Interesse daran haben, daß sich die Dinge nicht regeln.

Deutschland muß den wirklichen Geisteszustand des französischen Volkes kennen lernen.

Und dieser Geisteszustand läßt sich nicht nach vagen und großartigen Erklärungen beurteilen, sondern auf Grund von unabänderlichen Bezeugungen!

Erstens nach der Art, wie mein Roman „Die Fahnen" hier nach seinem Erscheinen aufgenommen wurde.

Die Presse, die durch dieses Buch in ihrer Taktik behindert war, hütete sich, darüber zu berichten. Aber ich habe hunderte von Briefen aus allen Schichten der Bevölkerung bekommen, von Kaufleuten, Geistlichen, Ärzten, Handwerkern, Intellektuellen und sogar von Militärpersonen, die mir wiederholten: „Sie haben recht. Versöhnen wir uns mit Deutschland. Bleiben wir nicht in einer unfruchtbaren Feindseligkeit. Bitte, veranlassen Sie Ihren Verleger, mir fünf Exemplare, zehn Exemplare zu schicken, damit ich sie in meiner Umgebung verteilen kann. Bravo für Ihre Propaganda! Unvorstellbar groß ist die Zahl der Freunde, die Ihre Energie Ihnen zuführt!"

Diese Freunde, ich habe sie kennen gelernt, in Paris und in der Provinz, in Volksversammlungen, wo der Vorschlag zur Versöhnung mit Deutschland mit Aufrufen der Begeisterung aufgenommen wurde. Und nicht nur von Kommunisten und Internationalisten, sondern von kleinen Leuten, Handwerkern und gemäßigten Sozialisten, denen diese Lösung als die einzig mögliche erschien.

Eine Vortragsreise in Belgien hat den tröstlichsten und ermutigendsten Erfolg gehabt. In Dörfern, die durch den Krieg zerstört waren — sagen wir es heraus, von den Deutschen zerstört — verbargen die belgischen Bergarbeiter nicht den Wunsch, mit dieser endlosen Feindseligkeit ein Ende zu machen, in deren Namen die Völker gegeneinander gehetzt werden, um die Hungersnot bei dem Einen und den vollständigen Zusammenbruch bei dem Anderen zu verursachen.

In Paris selbst, in den intellektuellen und politischen Kreisen, merkte ich erst, daß meine Freunde und Kollegen sich etwas zurückhaltend verhielten und sich von mir entfernten, aber bald näherten sie sich mir wieder. Sie hatten gemerkt, daß ich, der ich als einer der ersten von einer französisch-deutschen Annäherung zu sprechen gewagt hatte, nicht vom Blitz getroffen wurde und daß diese ungewohnte Ansicht mir nicht weiter geschadet hatte. Nach und nach verstand ich, daß man mich als einen etwas ungelegen kommenden Propheten ansah, obwohl man das nahe Bevorstehen

des Tages ahnte, wo meine Voraussagungen anerkannte, notwendige, offizielle Wahrheiten werden würden.

Anfangs hatten nur die Unabhängigen und Kühnen ihre Sympathie zugegeben. Jetzt ist auch die Stunde für die Ängstlichen gekommen. Die Monate der Ruhrbesetzung haben zu den bekannten Ergebnissen geführt. Die Politik Poincarés und des „nationalen Blocks“ hat schlecht abgeschnitten. Die parlamentarische Linke wird wieder zur Macht gelangen. Wir sind jetzt nicht in der Periode der Gewalttaten und Drohungen, sondern in der Periode der Verhandlungen, bei denen man, ohne Einbildung gesagt, gemeinsam die Heilmittel für die tödliche Krankheit suchen wird, die uns getroffen hat. Und schon bedauert man die durch unnütze Strenge, verbrecherische Sabotage und brutale Repressalien verlorene Zeit.

Ein anderes Zeichen: es handelt sich nur um einen Fall, der aber sicher nicht der einzige, sondern der in allen sozialen Schichten Frankreichs festzustellen ist.

Ich kenne eine junge Französin, die an einen Kaufmann verheiratet ist, beide mittelmäßig klug und mit mittelmäßigem gutem Willen begabt.

Vor zwei Jahren, war dieser Haushalt stramm patriotisch. Der Mann sagt: „Die „Boches“ müssen alles zahlen, was man von ihnen fordert! Und das wird noch zu wenig sein!“ Jetzt sagt er, ohne sich dessen zu schämen, daß Frankreich von Deutschland mehr verlangt als ihm zusteht und mehr als die Deutschen zahlen können. Und er beschließt seine Ausführungen: „Hören wir mit diesem unlösbaren Herumhandeln auf.“ Die Frau dagegen, durch die billigen Preise nach Wiesbaden gelockt, kommt verändert zurück. Sie hat sie gesehen, diese „Barbaren“. Sie hat ihre Korrektheit, ihre Ehrlichkeit, ihre Dienstbeflissenheit, ihre Höflichkeit erkannt. Und jetzt? Sie macht in allen Häusern, wo sie verkehrt, eine warme Propaganda für Deutschland. Sie dementiert übelwollende Zeitungsmeldungen. Sie sagt, was sie denkt, und hat aufgehört, das zu wiederholen, was man sie gelehrt hat.

Ach, wenn wir uns nur kennen lernen könnten! Das fehlt uns. Ich erinnere mich an den Fall eines Berliner Freundes, der nach seiner Ankunft in Paris sofort zu mir kam. Er war ängstlich, verwirrt und fragte sich, ob er nicht in den Restaurants und auf den Boulevards belästigt werden würde. Nach dem Aufenthalt von einer Woche fuhr er fort, entzückt von der Liebenswürdigkeit, der er überall begegnet war, von der freundlichen Aufnahme. Man hatte ihn immer gefragt: „Ist es wahr, daß man uns dort so haßt?“ Und er, indem er das Gegenteil bestärkt, wundert sich: „Ist es denn wahr, daß die Pariser den Berlinern so wenig feindlich gesinnt sind?“

Und fragt man die Soldaten der Besatzungstruppen, wenn sie hierher auf Urlaub kommen, so bekommt man immer die

gleiche Antwort: „Wir vertragen uns garnicht schlecht! Die Leute sind sehr nett mit uns, und wir wünschen nur, ihnen angenehm zu sein.“ Und ich höre sogar Geständnisse über zarte Beziehungen zwischen Franzosen und deutschen Mädchen, die ohne Zweifel zu Ehen führen werden, nach der Räumung.

Noch besser. Im Rheinland und im Ruhrgebiet muß man nicht die hohen Würdenträger der Kommissionen fragen, die dazu da sind, die offizielle Version aufrechtzuerhalten, sondern die Untergeordneten, die in der Intimität frei von der Leber weg reden. Sie alle sprechen einstimmig mit großer Herzlichkeit von den deutschen Kreisen, zu denen sie in Beziehung stehen. Sie beurteilen die Zwangsmaßnahmen mit einem Achselzucken. Denn sie kennen Deutschland. Sie haben seine Kräfte, seine Hilfsquellen, seine Zukunft ermessen gelernt. Und sie sind betrübt, daß sie ein Volk sich zum Gegner ausbilden sehen, das sich so gut mit unserer Hilfe noch verbessern könnte, ebenso wie wir von ihm noch lernen können.

IV.

Wann wird denn endlich das Mißverständnis aufhören? Ich habe nicht viel Vertrauen in die Arbeit der Pazifisten, die nur schon Überzeugte um sich sammeln.

Aber wir müssen uns an die empfänglichen Seelen und an die logischen Geister wenden.

Ich sage den logischen Köpfen von Frankreich und von Deutschland: Unterredet euch. Sehet klar! Verlaßt euch auf euer eigenes Licht und nicht auf die trügerischen Leuchttürme, deren sich die Mächtigen dieser Welt bedienen, um einzelne Tatsachen grell zu beleuchten, andere im Dunkel zu lassen. Überlegt euch: Woran sind wir eigentlich? Welchen Fortschritt können wir in unserem Land seit dem 11. November feststellen? Was haben wir gewonnen, Deutschland mit seinem eigensinnigen Handeln, Frankreich mit seinen übertriebenen Forderungen? Welchen Vorteil haben wir davon gehabt, daß wir uns auf fremde Völker gestützt haben, um durch sie unsere Absagen und Forderungen zu bekräftigen? Betrogene und wieder Betrogene zu sein, das war unser Schicksal, und die Mark sowie der Frank rollen dem Abgrund zu. So weit sind wir jetzt. Wohin gehen wir? Zum endgültigen Zusammenbruch.

Ich sage denen, die verständnisvoll sind:

Warum dieser künstliche Zorn und Haß in einer Zeit, wo wir in Wirklichkeit weder Zorn noch Haß empfinden, in einer Zeit, wo die Unkenntnis eigentlich das einzige Übel ist, an dem wir leiden, in einer Zeit, wo sowohl hier wie in Deutschland so viel ehrliche Menschen beisammen sind, — bereit, so gut es geht, in unserem gemeinsamen Interesse eine Situation wieder in Ordnung zu bringen, in die wir mit verbunden Augen hineingeführt wurden, weil wir zu sehr auf unsere Führer und deren Beeinflusser vertrauten.

Und ich sage den einen wie den anderen:

Dieses französisch-deutsche Übereinkommen wird zustande kommen. Vielleicht nicht heute, vielleicht nicht morgen. Das ist aber kein Grund daran zu verzweifeln. Im Gegenteil. Bereiten wir es vor. Bereiten wir es durch die Macht und Unabhängigkeit einer nationalen Übereinstimmung vor. Arbeiten wir daran, in unserem Gewissen und unserem guten Willen, was immer man uns einflüstern und predigen mag. Bereiten wir es vor, hinweg über Gewalt und Interessenherrschaft, für den Tag, den wir alle erwarten, an dem die Weisheit triumphieren wird. In dieser Hinsicht ist jeder Skeptizismus sträflich! Am Guten zweifeln, das heißt: das Gute meuchlings morden. Der Tag der Eintracht wird kommen. Er wird kommen, jedem einzelnen zur Belohnung, der das gegenwärtige Übel und auch seinen Ernst und das einzige Heilmittel erkennt, wenn wir diesen Tag der Eintracht mit allen Kräften unserer Seele herbeirufen.

STEFAN GROSSMANN

ANTWORT AN REBOUX

Als Ihr mutiges Werk 1920 erschien, schrieb Walther Rathenau im Tage-Buch: „Wir dulden und werden dulden. Vielleicht werden andere, vollere Stimmen sich Herrn Reboux anschließen. Ich glaube es. Aber es wird zu spät sein.“ Das war lange v o r der Ruhrbesetzung, vor dem Scheitern des Wiesbadener Abkommens, vor der geplanten Verständigung Stinnes-Lubersac. Inzwischen sind Tausende Deutscher aus ihrer Heimat vertrieben worden; deutsche Schulen am Rhein und an der Ruhr wurden französische Kasernen, eine Menge Bordelle wurde eingerichtet (unsere alten waren ungenügend), Krupp, Thyssen, Bergwerksdirektoren wanderten ins Gefängnis, die besten deutschen Zeitungen — unchauvinistische wie der „Vorwärts“ und die „Frankfurter Zeitung“ — wurden in deutschen Gebieten von Franzosen verboten. Alte langweilige Theaterstücke von Friedrich Schiller durften in Ruhrstädten nicht gespielt werden. Der Hausrat von armen Teufeln von Eisenbahnern wurde in vielen Städten auf die Straße geworfen, Milliarden deutscher Banknoten wurden aus unseren Banken geholt und nach alledem, verehrtester guter Paul Reboux, haben Sie die schöne Beharrlichkeit, an die deutsch-französische Verständigung zu glauben. Nicht nur in Deutschland, sondern mit viel stärkerer Stimme in Frankreich. Aber ich fürchte, in Deutschland ist das psychische Ohr für Ihre Musik beinahe taub geworden. Die Schreie aus Essen, Bochum, Recklinghausen haben uns an schrillere Töne gewöhnt. Sie singen sehr leise, verehrter Herr Reboux, sehr sanft, aber unser Ohr ist an die Musik der milden alten Spieldosen nur mehr schwer zu gewöhnen.

Ich möchte Sie, um Gotteswillen, verehrter, mutiger, beharrlicher Freund der Verständigung, nicht schwächen oder gar zur Erlahmung Ihrer edlen Gesinnungen führen. Aber gerade dem Wohlwollenden ist man unbedingte Wahrheit schuldig und so muß ich Ihnen gestehen: Mit jedem Tage Poincaré wird die Chance deutsch-französischer Verständigung in Deutschland schwieriger. Es ist das zwanzigste Jahrhundert, das in diesen Monaten und Jahren vergiftet und zerstört wird. Deutschland und der Deutsche ist von Natur aus kosmopolitisch veranlagt. Poincaré züchtet mit eisernen Ruten einen deutschen Chauvinismus herauf, der uns eigentlich garnicht liegt.

Sie haben recht und tun gut, an die einfache französische Frau, an den gerade denkenden französischen Arbeiter zu erinnern. Ich habe selbst zu viele Jahre in Paris — und nicht im Paris der großen Boulevards, sondern draußen in Belleville — gelebt, um diese Ritterlichkeit des einfachen Mannes, die Natürlichkeit der jungen Französin nicht zu kennen. Ich bin überzeugt, daß ich auch heute meinen alten Freund in der avenue parmentier wiederfände und neue dazu. Ja, ich glaube, daß die Majorität der Franzosen reinen Herzens, friedfertiger Seele und gesunden Verstandes ist. Das Unglück ist nur dies, daß diese famosesten Menschen von der Politik sagen: Je m'en fiche und daß so das Terrain den nationalistischen Demagogen, den Spitzbuben des eigenen Vorteils, den Phrasendreschern und den Industrie-Gierigen überlassen bleibt. Überall ist der wertvolle, schaffende Bürger passiv, aber der niedrige politisierende Hallunke ist von erschreckender Aktivität. So nur können wir uns erklären, daß die fürchterlichen, menschenvernichtenden Urteilssprüche Eurer Kriegsgerichte keine Gesellschaft für Menschenrechte gefunden haben, die durch ganz Frankreich aufschrie. Ich rede nicht von den Dynamitattentaten der Saboteure, ich spreche jetzt von dem einfachen Lokomotivführer, der aus seinem Haus vertrieben wurde, weil er nicht unter Militärkommando arbeiten wollte und der schließlich seinen schlichten Mut im Zuchthaus büßen mußte. Wo war da Euer europäisches Gewissen? Wo sind Eure Voltaires? Wo Eure Zolas? Wo Eure Jaurès? Es ist unheimlich stille in Frankreich geblieben. Wir horchten zu Euch hinüber, wir, die täglich von irgendeinem nationalistischen Idioten als bestochen oder mindestens als bezaubert verleumdet werden. Ach, wie wir hinüberhorchten, seit General Degoutte als französischer Alba in deutschen Ländern wütet — und wir hörten kaum ein paar dünne, alte, zitterige Stimmen. Wo ist Eure kriegsfeindliche Jugend, wo? In Deutschland hatten wir am letzten Sonntag etwa fünfzig Riesenversammlungen: Nie wieder Krieg. Vermutlich haben doch ein paar Millionen Deutsche mitgetan. Wo sind Eure jungen Versöhnungsfanatiker? Man hört nur drei, vier zaghafte Stimmen herüber.

Sie sagen, Eure Zeitungen seien kein Maßstab. Die Zeitungen lügen für ihre Aushalter. Aber die letzten Aushalter aller Zeitungen sind ihre Leser. Ich glaube es nicht, daß die Zeitungen darauf erpicht sind, den Lesern Tag für Tag Speisen vorzusetzen, die ihnen widerstehen. Die vielgelesenen Zeitungen haben nur einen Beherrscher: Das Publikum. Ich rede nicht von den teutonischen Blättern ohne Auflage, ich rede von den Zeitungen der Masse. Glauben Sie denn, Stinnes könnte seine „Deutsche Allgemeine Zeitung" so schroff nationalistisch führen lassen, wenn nicht Poincaré unser Bürgertum in tollsten Nationalismus getrieben hätte? Übrigens will ich zugeben, daß Eure Zeitungsleute die größeren Spitzbuben sind. Unsere dafür — das ist viel schlimmer — sind die größeren Dummköpfe. Das ist ja überhaupt die furchtbarste Kriegsfolge in Deutschland: Die Talente sind wie weggeblasen. Es fehlt an Talenten in der Journalistik, in der Dichtung, in der Politik, vielleicht sind sie in den Fachwissenschaften, aber da fehlen ihnen wieder die wichtigsten Behelfe und Instrumente. Den Dummköpfen fehlt die entwirrende Vernunft, die gerade politische Probleme verlangen, der Dummkopf arbeitet am liebsten mit nationalistischen Münzen. Es ist die primitivste Form der Politik.

Ich traute meinen Augen nicht, als ich in Ihrem Aufsatz las: „Wir sind nicht in der Periode der Drohungen und Gewalttaten, sondern in der Periode der Verhandlungen." Wo in aller Welt leben Sie, edler Reboux? Nie ist mehr und roher gedroht, nie schneller Gewalttat geübt worden als jetzt. Es ist dem Poincarismus gelungen, Krupp und Thyssen dem Herzen des deutschen Arbeiters näher zu bringen. Ihr habt die Industriebarone mit Heiligenscheinen in der Kerkerzelle ausgestattet, Ihr habt biedere Gewerkschaftler zu heroischen Figuren gemacht — und Sie, teuerer Reboux, sehen weder Drohung noch Gewalttat? Acht lange, lange Wochen ruht die letzte deutsche Antwort am Quai d'Orsay, ohne daß bis heute ein Wort der Erwiderung gefallen wäre, und Sie finden, guter Reboux, daß wir im Zeitalter der Verhandlungen leben?

Sie fragen: „Wann hört das Mißverständnis auf?" Ich antworte Ihnen: „Es hat erst begonnen." Als wir den Krieg verloren hatten, gab es eine starke republikanische, antimilitärische Strömung in Deutschland. Poincaré hat die deutsche Republik mehr gefährdet als Ludendorff und Ehrhardt. Er erst hat den Krieg aus den Leibern in die Seelen gesenkt. Weil er sich an Wehrlosen vergangen hat, deshalb hat er den Krieg für ein Jahrhundert verewigt. Der Vater des deutschen Rachegedankens heißt: Poincaré.

Ich schreibe Ihnen das alles, obwohl nicht ein Funke von Haß oder Rache in meinem Herzen ist. Ich kann nicht hassen, selbst wenn ich es mir vornehme. Und diese Unfähigkeit zum Haß ist deutsche Natur. Aber die Zerstörung des schon verstümmelten

Deutschlands, die Grausamkeiten Eurer Kriegsgerichte reißen uns aus unseren eigenen Thesen, Ihr züchtet einen Paroxysmus, der gar nicht zu uns paßt. Kleist war ein Fiebererzeugnis, unsere Natur lebt in Goethe. Aber Ihr impft uns an jedem Tage der Rhein- und Ruhr-Vergewaltigung die Bazillen dieser Malaria ins Blut und ihre Anfälle werden nicht leicht heilbar sein. Als ich vor einigen Wochen im Ruhrgebiet war, habe ich nichts von den freundlichen, zarten Beziehungen gesehen, die zwischen Ihren Soldaten und den deutschen Mädchen bestehen, wie Sie schreiben. Im Gegenteil! Noch die kleinste Prostituierte hielt es für unter ihrer Standesehre, sich mit einem französischen Soldaten einzulassen.

Sie schreiben: „Das deutsch-französische Übereinkommen wird zustandekommen — vielleicht nicht heute, vielleicht nicht morgen.“ Auf diesen freundlichen, geduldig wartenden Optimismus muß ich Ihnen erwidern: Übermorgen wird es zu spät sein.

Sie finden heute schon in den Proletarierbezirken Berlins und noch mehr Sachsens, hunderttausend Kinder, die kein zweites Hemd besitzen. Die Tuberkulose-Statistik ist niederschmetternd. Die Wohnungsverhältnisse in den dreißig Großstädten Deutschlands sind grauenhaft. Deutschland, ehedem das Reich der Fruchtbarkeit, ist das Land der Abtreibung und der verhüteten Konzeption geworden. Unsere Kindererzeugung sank unter die französische. Unseren Laboratorien fehlen die wichtigsten Instrumente, unsere Studenten arbeiten tagsüber als Kellner, in den Bibliotheken fehlen die unerschwinglichen Bücher des Auslands. Kein Student, außer einer kleinen Kaste, der sich ein neues Buch anschaffen kann. Trotz Achtstundentag arbeitet der Deutsche jetzt vierzehn bis sechzehn Stunden, weil fast jedermann zwei Beschäftigungen hat.

Sie mögen in schönem Optimismus auf ein spätes „Morgen“ warten. Wir — nun, wir fühlen allmählich, daß es nur ein Morgen gibt, und dieses Morgen heißt: Rußland. Im Ruhrgebiet sagte mir ein Bergwerksdirektor: „Sollen wir von den französischen Soldaten von unserem Werk vertrieben werden, hört die bürgerliche Ordnung auf — wohlan, dann soll unsere Machtlosigkeit von Essen bis Wladiwostok reichen.“ Karl Radek witterte richtig, als er kürzlich an die deutschen Offiziere appellierte. Soweit sie denken können, wissen sie, daß auch ihre Zukunft Rußland heißt. Wir sind mitten drin in dem furchtbaren Zerbröckelungsprozeß der Sozialdemokratie. Es wächst die kommunistische Strömung mit jedem Tag. Auch der aufgeriebene Mittelstand beginnt nach dem Osten zu schauen.

Und vielleicht dämmert dort der Sinn der furchtbaren Zerstörung auf. Wahrscheinlich soll die Welt der französischen, englischen, deutschen Poincaristen in Stücke brechen, damit eine andere Ordnung, unter furchtbarsten Wehen, die Ordnung der slawisch-asiatischen Welt, sich durchsetze.

Ich fürchte und ich hoffe, Walther Rathenau hatte recht, als er Ihnen vor drei Jahren zurief: „Ihr werdet zu spät kommen“.

IST DAS DEUTSCHE BUCH ZU TEUER?

II.

S FISCHER

Ich bin seit Jahrzehnten bemüht gewesen, das gute Buch durch wohlfeile Serien populär zu machen; da hat es eine Weile gedauert, bis ich und mit mir einige gleichgesinnte Verleger den Ehrgeiz, das billige Buch zu propagieren, etwas zurückstellen mußten. Das deutsche Buch ist aber, nach Weltmarktparität gemessen, noch heute als billig zu bezeichnen. Vor allem deshalb, weil als Käuferkreis doch in der Hauptsache nur das inländische Publikum in Frage kommt, was den Verleger nötigt, unter Verzicht auf auskömmlichen Gewinn der gesunkenen Kaufkraft dieses Publikums Rechnung zu tragen.

Schon vor Einführung der Grundzahl trat dieses Moment stark in Erscheinung, und die dann von einzelnen Verlegern zaghaft angesetzten niedrigen Grundpreise blieben gewöhnlich in der Folge unverändert bestehen. Die Schlüsselzahl wurde am 13. September 1922 erstmalig eigeführt und betrug damals 60. Der Dollar notierte in diesen Tagen 1500. Die Entwertung der Mark betrug mithin, am Dollar gemessen, das 357fache (1 Dollar gleich 4,20 Friedensmark). Man hätte also das 6fache der Friedensbücherpreise als Grundzahl annehmen müssen, um bei Schlüsselzahl 60 den Friedenswert zu erreichen. In Wahrheit betrugen die damals eingeführten Grundzahlen und betragen noch heute oft nicht einmal soviel als der einfache Friedenspreis. Aber auch die Schlüsselzahl selbst, die von der Gesamtheit der Verleger und Buchhändler festgesetzt wird, folgt nicht immer dem Tempo der Geldentwertung, aus Rücksicht auf zu befürchtende Absatzstockungen im gesamten Buchhandel. So kommt es, daß der Verlag bei Herstellung neuer Bücher, wie bei Neuauflagen vergriffener Werke immer wieder gewahr wird, daß die von ihm festgesetzten Preise zur Wiederherstellung nicht ausreichen.

Daß allerdings auch schon bei der heute erreichten Preisstufe das Buch für viele Bücherfreunde in Deutschland zu teuer geworden, ist eine sehr bedauernswerte Tatsache.

G. KILPPER, Direktor der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart.

Wenn Sie mir versprechen können, daß auch nur einer Ihrer Leser in sich gehen und künftig wieder mehr Bücher kaufen wird, wenn ihm bewiesen wird, daß das deutsche Buch nicht zu teuer, sondern, an den Herstellungskosten gemessen, noch viel zu billig ist, will ich es mich um dieses einen Gerechten willen nicht verdrießen lassen, das schon 999mal Gesagte noch ein 1000. Mal zu wiederholen.

Der Grundstoff aller Bücher, ob sie nun auf holzhaltigem oder auf sogenanntem holzfreiem Papier gedruckt sein mögen, ist das

Papierholz, das zu mehr als 90 % des Bedarfs aus dem Ausland eingeführt werden muß und daher heute das 50—60 000fache des Friedenspreises kostet; Druckfarben, Buchbinderleinen, Einbandleder sind nur noch auf Dollarbasis zu kaufen; etwas billiger im Preis stehen zurzeit noch die aufzuwendenden Arbeitslöhne, noch niedriger die Autoren-Honorare. Dem Verleger aber bleibt schließlich nur noch übrig, die Kluft zwischen einer durchschnittlich 40—50 000fachen Verteuerung der Herstellungskosten und einer erst 15—20 000fachen Verteuerung seiner Bücher durch die ständige Hingabe älterer, scheinbar billiger, aber in höherwertigem Geld hergestellten Vorräte und durch gelegentlichen Mehrerlös aus Verkäufen ins Ausland zu schließen. So liegen die Dinge in Wirklichkeit, und es ist, wenigstens wirtschaftlich betrachtet, nur ein schwacher Trost, wenn mir vor einiger Zeit einer unserer ersten und vornehmsten deutschen Verleger auf mein Vorhalten entgegnete, er sehe den Fehler der verlegerischen Preisbildung wohl ein, es sei aber ein Fehler, über den er wohl Grund habe zu erblassen, aber nicht zu erröten.

Ist sich das Publikum dieser Tatsache bewußt? Ja und nein. Nur sind leider die Einsichtigen zum größten Teil unter denjenigen zu finden, deren Einkommen, auch mit der verhältnismäßig bescheidenen Erhöhung der Bücherpreise, nicht Schritt zu halten vermochte, während gerade die anderen, die sich auch heute noch jeden Luxus leisten können, am beweglichsten über die unerschwinglichen Bücherpreise klagen oder auch, je nach Temperament, am kräftigsten schimpfen, ohne sich zu überlegen, daß ein Buch, das früher 5 Goldmark gekostet hatte, heute mit etwa 80 000 Papiermark noch nicht einmal den dritten Teil des Friedenspreises kostet. Würden sich diese in geschäftlichen Dingen meist nicht ungeschickten Leute erst einmal darüber klar werden, daß die zurzeit noch herrschende Raubbauwirtschaft des deutschen Verlags nicht mehr lange fortgesetzt werden kann, daß es in der Tat, in Goldmark gerechnet, noch niemals so billige Bücher gegeben hat und wohl auch so bald nicht mehr geben wird, als heute, so würde vielleicht auch bei ihnen der Gedanke an Raum gewinnen, daß es im Augenblick kaum eine billiger zu erwerbende, ihren Besitzer nie enttäuschende wertbeständige Geldanlage geben kann als g u t e B ü c h e r.

EUGEN DIEDERICHS, Jena.

Die Frage: Ist das deutsche Buch zu teuer?, kann erst dann beantwortet werden, wenn die Voraussetzung geklärt ist, bei welchem Preise ein gutes Buch überhaupt teuer genannt werden kann. Zu Luthers Zeiten kostete seine Bibel mehr als ein Pferd und wurde trotzdem gekauft, denn das Buch wurde damals nicht

als materielle Ware, sondern als geistige Notwendigkeit gewertet. Wir haben 1922 etwa 30 000 Bücher gedruckt, von denen höchstens etwa 10 % lebensnotwendig waren. Vielleicht führt die Entwicklung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse ganz von selbst dazu, daß in der Zukunft hauptsächlich notwendige Bücher gedruckt werden, daß aller Nervenkitzel, alle Gefühlsschwelgereien, alles Programmgerede, alles unfruchtbare Spezialistentum mehr oder weniger unter den Tisch fallen und die Literatur nur noch aus nährendem Brot besteht. Ich weiß, dieser Gedanke ist eine Utopie. Aber Utopien haben den Vorzug, abstrakte Ideen und Ziele in ein plastisches Bild umzuwandeln. Keine Kritik scheidet überhaupt überflüssige Bücher von den nötigen, sondern der einzige Weg ist, daß der Mensch wieder seinen Instinkt frei für das Wesentliche bekommt, ebenso wie jede Kuh weiß, welche Kräuter sie zu fressen hat und welche nicht. Dann erst sind die Voraussetzungen für die Entscheidung gegeben, ob ein Buch zu teuer ist oder nicht.

Die deutschen Bücher waren vor dem Kriege zu billig, und das Publikum wurde dadurch geradezu in die falsche Richtung gedrängt, das Buch nur als Ware anzusehen. Es spielte eine entscheidende Rolle für die Verkäuflichkeit, ob ein Roman 3 oder 4 M. kostete. Eigentlich sollte sich heute jeder Käufer eines wertvollen Buches doppelt überlegen, wieviel persönliche Dankbarkeit er dem Verfasser schuldig ist und sich nicht nur mit dem gezahlten Buchpreis begnügen, sondern, wenn er ein Landwirt ist, ihm schnell ein Stückchen Butter extra schicken, oder, hat er einen Schuhladen, ihm eiligst seine Stiefel umsonst besohlen. Aber die Zeitungen müssen bei ihrem bekannten Stoffmangel leider immer Unglücksnachrichten bringen, weil so wenig Angenehmes, wie eben angedeutet, in der Welt passiert. Und wie gern läsen wir alle viel lieber von der Dankbarkeit der Menschen, die im allgemeinen ebenso selten ist, wie im speziellen Verhältnis der Autoren zu ihren Verlegern. Aber ich will nicht aus der Schule plaudern und endlich lieber das sagen, worauf es bei Stellung der Frage für den Veranstalter ankommt: Das heutige deutsche Buch ist nicht mehr so spottbillig wie vor Kriegszeiten und wird auch nie mehr im Verhältnis zu Lebensmitteln und Kleidung so billig werden, wie vor dem Kriege, dafür sorgen die Papierpreise. Mir scheint die Zeit garnicht fern zu sein, in der wir direkt zu einer Bücherknappheit kommen. Dann wird wohl das Antiquariat mehr blühen als heute das Sortiment. Noch nie sind so viele neue Sortimentsbuchhandlungen gegründet worden wie in den letzten drei Jahren. Aber ein Trost wird uns bleiben. Es geschieht eine Reinigung auf dem deutschen Büchermarkt, das deutsche Buch wird zwar im Durchschnitt teurer, aber inhaltlich wertvoller.

Zweifellos sind die Repräsentanten der deutschen Staatskunst felsenfest davon überzeugt, daß sie zu den besten Patrioten zählen und daß unsere verzweifelte Lage nur durch äußere Schwierigkeiten, aber nicht durch ihre eigene Schuld bedingt wird. Es illustriert die beispiellose allgemeine Verflachung unserer Sitten, daß selbst geistig hochstehende Persönlichkeiten sich auf ihre eigene felsenfeste Überzeugung in dem Wahn berufen, diese sei ein stichhaltiges Argument, das jeder zu respektieren habe. Auch Ludendorff erwiderte Rathenau, als dieser ihn durch eindringliche Vorstellungen und schlagende Argumente vom uneingeschränkten U-Boot-Krieg und der damit verbundenen Herausforderung Amerikas abzubringen versuchte: „Ich habe die Überzeugung, daß wir diese Aktion durchführen müssen und Sie können es mir nicht verdenken, wenn ich nach meinem Gefühl gehe." Könnte man doch allen Schicksalsmachern täglich in die Ohren trompeten, daß Gefühle, Ansichten und Überzeugungen nicht mehr Wert besitzen als ein ausgeblasenes Ei, wenn sie sich nicht auf unanfechtbare Tatsachen- oder Plausibilitätsbeweise stützen. Unsere leitenden Politiker verlangen seit dem Kriege fortgesetzt die Steigerung der Produktion und die Befreiung der gesamten Wirtschaft von all und jeglichem Zwange. Diese Forderungen sind zwar an sich durchaus berechtigt und entsprechen den dringendsten Lebensnotwendigkeiten. Ich selbst habe sie als einer der ersten aufgestellt, aber stets gleichzeitig nachdrücklichst betont und eingehend bewiesen, daß ihre Erfüllung, bevor nicht das Geldwesen saniert wird, dieselbe Wirkung haben muß, als wenn man dauernd Leistungen von einem Maschinengetriebe verlangt, ohne ihm einen Tropfen Öl zu geben. Wieviel Eigenliebe oder Kenntnislosigkeit bei dieser für das deutsche Volk so verhängnisvollen Einstellung seiner einflußreichsten Führer selbst Argumenten von durchschlagender Kraft gegenüber mitspricht, ist schwer vorstellbar.

Jedenfalls verlangt die Gerechtigkeit zu sagen, daß an dieser trostlosen Verfassung die schulmäßige Volkswirtschaft keinen geringen Anteil hat. In der ganzen Welt besitzt sie keinen Lehrstuhl für ihr wichtigstes Gebiet, nämlich für die Lebensbedingungen der modernen Wirtschaft, und es ist charakteristisch, daß die ersten Ordinarprofessoren unserer Lage gegenüber nichts anderes zu raten wissen als das unglaubliche Paradoxon: „Mehr arbeiten, mehr einschränken!" Auf gleicher Höhe steht ihre Lehre von den Wirtschafsformen. Sie unterscheiden lediglich zwischen Naturalwirtschaft und Geldwirtschaft, während tatsächlich drei scharf voneinander getrennte Ordnungen bestehen: 1. die Naturalwirtschaft, die der unzivilisierten Völker, 2. die Geldwirtschaft, die der halbzivilisierten Völker und 3. die Geld- und Kreditwirtschaft, die der

zivilisierten Völker. Bei den ersten beiden Formen ist das Kreditwesen noch völlig unausgebildet und das Geschäft vollzieht sich, sofern kein ausgesprochener Tauschhandel vorliegt, auf der Basis eines vollwertigen Tauschmittels (Edelmetall), wie z. B. heute noch in Mexiko und anderen exotischen Staaten. Die moderne Geld- und Kreditwirtschaft dagegen beruht vornehmlich auf dem internationalen Kredit-, Bank- und Girowesen, und Industrie, Handel, Verkehr wie die gesamte Kultur sind seit Jahrhunderten auf dieser Basis aufgebaut. Bei den ersten beiden Wirtschaftsformen kann soviel geraubt, geplündert und gemordet werden, wie nur will, nach ein oder zwei Jahren friedlicher Entwicklung ist die wirtschaftliche Ordnung der Dinge wiederhergestellt. Die Geld- und Kreditwirtschaft dagegen ist von mimosenhafter Empfindlichkeit und ihre Zerstörung, besonders in dem Ausmaße, wie wir sie erleben, löst in einem Lande, wie dem unseren, das infolge von Bodenbeschaffenheit, Bevölkerungsdichte und Industriecharakter von Hause aus eine passive Zahlungsbilanz hat, und als logische Folge auch in den übrigen Verkehrsstaaten, einen Zersetzungsprozeß aus, der absolut unaufhaltsam ist und über viele Millionen Existenzen und die Kultur hinweg wieder zu der Urform zurückführen muß. Deshalb ist unerläßliche Vorbedingung für einen Wiederaufbau die Wiederherstellung der Grundlage dieser Wirtschaftsordnung, was in unserem Falle nur durch einen gewaltsamen Eingriff möglich ist, da wir nicht wie England, das hauptpsächlich infolge seiner großen Auslandsrevenüen eine aktive Zahlungsbilanz besitzt, die Währung durch Anziehen der Steuerschraube wieder in Ordnung bringen können. Alles dreht sich um den einen Punkt, daß nur vollwertiges, durch Kapital oder Gold gedecktes Geld ausgegeben wird, wobei es für die Zurückgewinnung des unerläßlichen Vertrauens einerlei ist, ob diese beiden Energien in potentieller oder kinetischer Form wirken. Diese Tatsachen sind von mir und anderen Volkswirten wiederholt klar und einwandfrei bewiesen worden, aber sie werden von unseren Schicksalslenkern konsequent und hartnäckig ignoriert. Alle Thesen, die sie in der Öffentlichkeit aufgestellt haben, sind grundfalsch und zeugen von haltlosem Dilettantismus. Ihre Wirtschaftspolitik ist sachlich ausgesprochener Hochverrat, und die gesamte Regierung, vom Reichsrat über den Reichstag bis zum Reichswirtschaftsrat bildet sachlich eine einzige Verschwörung gegen das deutsche Volk. Sie wird durch eine schwere gemeinsame Schuld zusammengehalten, die bekanntlich der festeste Kitt ist. Soweit Unkenntnis in Frage kommt, kann diese auch hier nicht schützen, denn eine Persönlichkeit an verantwortlicher Stelle, die von der Allgemeinheit honoriert wird, hat keinesfalls das Recht, an ihrem Posten zu kleben, wenn sie der Situation gegenüber ohnmächtig ist und das Volk nur immer tiefer in Elend und Verderben zu führen vermag.

Hugo Stinnes kann nicht genug den Segen der Arbeit rühmen und sich der Welt als persönlich anspruchsloser und eifrigster Schwerarbeiter präsentieren, und sein Generaldirektor Minoux brüstet sich vor dem Untersuchungsausschuß über die Markstützungsaktion damit, daß er und seine Kollegen täglich 16 Stunden arbeiten. Der Teufel hole diese Sorte von Arbeit! Für Stinnes persönlich bedeutet sie unter der Ägide der Inflation allerdings, daß ihm als Besitzer von Bodenschätzen und als Preisdiktator ein immer gewaltigerer Teil des Nationalvermögens ganz automatisch zufällt, aber für die Mehrheit des Volkes (und letzten Endes auch für ihn und seinesgleichen) einen Fluch, denn sie bewirkt, daß, je länger, desto mehr Menschen immer weniger oder überhaupt nicht arbeiten können, daß sie zu Heloten werden oder ihre Arbeit im besten Falle der der Danaiden gleicht. Dr. Helfferich, von dem man bestimmt annehmen kann, daß er in wirtschaftlichen Fragen Ursache und Wirkung auseinanderzuhalten weiß, deckt seit dem Kanzlerwechsel aus nur zu durchsichtigen Gründen die Inflationswirtschaft der Regierung mit dem Mantel der Liebe zu, indem er den vagen Begriff der auswärtigen Politik dafür verantwortlich macht. Die Linksparteien sind als die eigentlichen Träger der Erfüllungspolitik so schwer belastet, daß sie es vorziehen, die Rolle des Vogels Strauß zu spielen. Nichtsdestoweniger arbeiten sie alle angestrengt mit vereinten Kräften, und unermeßlich ist die Vergeudung an Zeit und Geld für den vergeblichen Versuch, die unheilvolle Entwicklung aufzuhalten. Sie laufen sozusagen mit dem Damm hinter der Flut her, anstatt ihn an der Durchbruchsstelle gewaltsam einzurammen. Verordnungen und Gesetze jagen einander, von denen die eine noch unsinniger und ungerechter ist als die andere. Sie pfuschen ausschließlich an den alleräußersten Symptomen herum, und da sich infolgedessen das Übel offensichtlich immer furchtbarer auswirkt, müssen die erbärmlichsten Sophistereien herhalten, um diese Folgeerscheinungen als unvermeidlich und sich selbst als die Lämmlein weiß wie Schnee hinzustellen.

Ganz besonders beliebt ist für diesen Zweck das Operieren mit unserer Handels- und Zahlungsbilanz. Damit auch der Laie sieht, daß es sich hierbei lediglich um eine Spiegelfechterei handelt, sei auf diesen Punkt näher eingegangen. Die Zahlungsbilanz setzt sich aus folgenden Einzelbilanzen zusammen:

1. Ein- und Ausfuhr,
2. Transitverkehr,
3. Außenhandel,
4. Außenschiffahrt,
5. Außenleistungen,
6. Auslandsbesitz,
7. Effektenhandel,

8. Reiseverkehr,
9. Kredite an die Volkswirtschaft,
10. Erbschaften,
11. Dedikationen,
12. Schmuggel.

Auf diesen zwölf Kanälen fließt zwischen In- und Ausland Geld bzw. Kapital ständig ab und zu, und erst aus dem Gesamtresultat der zwölf Soll- und Habenseiten könnte sich ergeben, wieviel der Saldo der Zahlungsbilanz zu unseren Gunsten oder Ungunsten beträgt. Da aber von den zwölf Wegen als einziger nur der der Ein- und Ausfuhr statistisch erfaßt werden kann und diese Statistik höchst unzuverlässig ist, muß naturgemäß jede Ziffer über das Defizit unserer Zahlungsbilanz imaginär sein.

Wenn heute unsere Währung von allen guten Geistern verlassen ist, so liegt das nicht an der Zahlungsbilanz und noch viel weniger an der Passivität unserer Handelsbilanz, denn diese kann gar nicht passiv genug sein, wenn unsere Wirtschaft samt der Weltwirtschaft in Ordnung kommen, der Konsum, der allgemeine Verdienst und die Steuerkraft sich wieder heben soll, sondern der Grund ist vielmehr der, daß einerseits das Ausland uns wegen des enormen Valutarisikos keine volkswirtschaftlichen Kredite mehr gewähren kann, während andererseits im Inlande jeder, der nur irgend Gelegenheit hat, Devisen hamstert, wozu er, sei er auch sonst ein noch so guter Patriot, aus Selbsterhaltungstrieb gezwungen ist. Eine unerhörte Heuchelei ist es, wenn sich unsere Regierer und ihre Presse hierüber moralisch entrüsten, denn sie selbst waren und sind es, die das Fundament unseres Hauses durch die Inflationspolitik untergraben haben, und es ist nicht nur das gute Recht, sondern sogar die Pflicht jedes sorgenden Mannes, ein solches Gebäude zu verlassen, bevor er, wie es leider nur zu vielen schon ergangen ist, unter seinen Trümmern begraben wird. Der Einzelne ist gegenüber dieser verheerenden Entwicklung machtlos, und da von seinem Verlust dem Reich kein Pfennig zugute kommt, hat er nicht die geringste Veranlassung, sich aus „Patriotismus" zum Bettler machen zu lassen, wozu noch bemerkt werden muß, daß man kein Gewaltmittel, Börsen- und Täuschungsmanöver unversucht gelassen hat, um diesen Zweck „im nationalen Interesse" zu erreichen. Wenn es noch eines weiteren Arguments dafür bedarf, daß wir es hier mit dem Kern des Übels zu tun haben und an diesem Punkt der Hebel angesetzt werden muß, braucht man nur die Frage zu stellen: Wäre es irgend jemand auch nur im Traum eingefallen, zu diesem für die Allgemeinheit so katastrophalen Akt der Notwehr zu schreiten, wenn die Währung niemals angetastet, diese unverzeihliche Sünde wider den heiligen Geist der Wirtschaft nicht begangen worden wäre?

Im letzteren Falle wäre unsere Zahlungsbilanz entweder aktiv oder höchstens schwach passiv, was praktisch kaum in Erscheinung

treten würde, denn bei Voraussetzung einer glatten Abrechnung mit dem gesamten Ausland wäre sie auch vor dem Kriege fast immer passiv gewesen, was für den Kundigen kein Geheimnis war und nach dem Kriege durch das Clearing-Verfahren deutlich zutage getreten ist. Das alte Österreich hatte ewig eine sogar offenkundige passive Zahlungsbilanz, und wenn trotzdem seine wirtschaftlichen Zustände derart waren, daß wir uns glücklich schätzen würden, heute unter den gleichen Bedingungen leben zu können, so lag das ausschließlich daran, daß seine Währung intakt war. Man muß sich vergegenwärtigen, daß die unendliche Verschiedenheit der Bevölkerungsdichte, der Bodenbeschaffenheit und der Kultur eine paritätische Zahlungsbilanz aller Verkehrsstaaten ausschließt, und daß sie von Hause aus erst recht nicht alle eine aktive Zahlungsbilanz haben können, ist schon aus arithmetischen Gründen klar. Von welcher Seite wir das Problem auch anschneiden, es zeigt sich immer wieder, daß für die Stabilität der Währung das Vertrauen zum Zentralnoteninstitut von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Wohl erhalten unsere Industrie und unser Handel seitens ihrer ausländischen Geschäftsfreunde nach wie vor personelle Kredite, aber weil diese in fester, fremder Währung und in bestimmter Frist abgedeckt werden müssen, sind sie für unsere Volkswirtschaft nicht nur wertlos, sondern ruinös. Nur wenn ein Valutarisiko ausgeschlossen ist, so daß die Gegenwerte dauernd bei unseren Banken stehen bleiben und sich mehren können, wird die Zahlungsbilanz, und zwar schnell, aktiviert. Die Kapitalüberschußländer sind normalerweise genau so darauf angewiesen, solche Darlehen zu geben, wie wir, sie zu nehmen. Aber es sind alle Möglichkeiten erschöpft worden, um diesen einzigen und natürlichen Rettungsweg gründlich zu zerstören. Besonders der ungekrönte König von Deutschland erweist sich in dieser Beziehung als ein wahres Verhängnis für unser Volk. Zugleich privatwirtschaftliches Genie und volkswirtschaftlicher Ignorant, ist Hugo Stinnes ein erklärter Feind jeder Art von ausländischen Krediten, und noch viel weniger will er die unerläßlichen Voraussetzungen dafür durch eine Währungsreform und eine Reorganisation der Reichsbank schaffen. Um was für eine lächerliche Chimäre es sich handelt, wenn er und sein Stab mit gewandter Dialektik den Achtstundentag als den springenden Punkt hinstellen, ergibt sich auch aus folgender Darstellung: Es ist zwar völlig ausgeschlossen, die Macht der monopolistischen wirtschaftlichen Organisationen (auch die der Arbeitgeber) anders als durch die Wiederherstellung des freien Weltwettbewerbs zu brechen, die wiederum nur durch eine Sanierung des Geld- und Kreditwesens möglich ist, und ebenso kann jedes Kind mit Händen der vermehrten Ausfuhr eine entsprechende Mehreinfuhr an Rohgreifen, daß gerade infolge dieser Unterlassungs-Todsünde die Kaufkraft sowohl im In- wie im Auslande einem unaufhaltsamen Zer-

störungsprozeß überliefert worden ist, wodurch die rapid zunehmende Arbeitslosigkeit verursacht werden mußte; aber wir wollen einmal annehmen, die Industriearbeiter würden durch ein Wunder gezwungen, täglich neun oder zehn Stunden zu arbeiten, und wir könnten ohne weiteres durch Mehrproduktion den Export erheblich steigern, dann würde sich trotzdem an dem Resultat unserer Zahlungsbilanz nichts oder nichts Wesentliches ändern, da stoffen und Nahrungsmitteln gegenüberstehen würde. Um auf diesem Wege einen Ausgleich zu schaffen, müßten schon zwanzig Millionen Menschen auswandern, und das ist im nationalen Interesse weder zu wünschen, noch ist es überhaupt möglich. Deshalb, sowie aus dem weiteren Grunde, weil der weitaus größte Teil unseres mobilen Kapitals gänzlich entwertet worden ist, ist zwangsläufig ein Stand nach dem anderen dem Untergang oder der Versklavung preisgegeben. An dieser Entwicklung würde sich, bevor die gestellten Forderungen nicht erfüllt werden, auch nichts ändern, wenn das Ruhrrevier befreit würde und wir keine Reparationszahlungen zu leisten hätten, nur, daß sie dann langsamer vor sich ginge.

Aber es nützt nichts, daß die gleichen Forderungen vom wohl- wie vom übelgesinnten Ausland schon seit Jahr und Tag in schärfster Form erhoben werden: unsere Regierung stellt sich taub. Um sie zu nötigen, sich vom Boden des schändlichsten Verbrechens, das jemals am deutschen Volke verübt worden ist, auf den des elementaren Rechts und der Vernunft zu begeben, müßte man schon ein Gerichtsverfahren à la Helfferich-Erzberger provozieren. Jeder, der sich und seine Kinder vor einer grauenvollen Zukunft bewahren will, hat die Pflicht, einen solchen Kampf zu unterstützen.

HANS REIMANN

MONUMENTA GERMANIAE

4. George Grosz

Wenn George Grosz lächelt, öffnet er die Auspuffklappe und wird zur Mona Lisa, die er im übrigen nicht aestimiert, da er alle unaktuellen Fäden kühn zerschneidet und vehement ablehnt, was Attrappe geworden ist. Stundenlang hinter der Gardine verborgen, beobachtet er Pappi und Mammi im gegenüberliegenden Dachkämmerlein und nimmt teil an der Dramatik ihres banalen Lebens. Es ergreift ihn tief, zu sehen, wie der kleine Mann aus dem Volke, sein Bruder und Mitmensch in diesem sensationellen Jammertal, am Vertiko dösend steht und den Entschluß, die Zähne zu putzen, vergißt. Es ergreift ihn die Misere muffiger Verlobungsfeiern und qualvoll vergnügter Silberhochzeiten. Es ergreift ihn das von geflickten Hosen umhegte Untergestell eines Sparkassen-Diurnisten, der zwecks Heiligung des Feiertags selbstvergessen in der Nase puhlt. Es ergreift ihn das Adagio eines kalten Waschtisches. Es ergreift

ihn das Gähnen eines hungrigen Essenkehrers. Es ergreift ihn die Warze einer verschimmelten Toilettenfrau.

Alle seine Blätter haben Tendenz, die Tendenz des fanatischen Moralisten. Aus jeder Linie schreit es „Ecce homo!“ Rowlandson und Hogarth sind die Väter dieses ekelhaft découvrierenden Künstlers. Er durchroentgt Röcke und Kleider und veranstaltet Ausstellungen zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, und selbst, wenn er eine naturgetreu leuchtende Rose malen würde, müßte er nachträglich seinen Abscheu von Blattläusen hineininterpretieren. Hans Thoma ist sein Gegenteil. Keine Bügelfalte der Welt könnte ihn abhalten, die darunter etwa verborgenen Krampfadern zu ignorieren. Krebsgeschwüre ahnt er und Arterienverkalkung. Wimmerln und Pusteln reizen ihn mit magischer Gewalt. Dem eigenen Urgroßpapa sinnt er in der Theorie einen Tripper honoris causa an. Er hat das zerfressene und versoffene Gesicht der herrschenden Klasse bis in den letzten Winkel bloßgelegt, und keine Mimik und kein Monokel täuscht ihn.

George Grosz ist unromantisch, ist geschworener Anti-Bohémien, ist amerikanischer Bürger. Sein Atelier atmet Nüchternheit. An der Wand lächelt Chaplin, die Mona Lisa des George Grosz. In tausend Schubkästen, pedantisch geordnet und katalogosiert, die in zäher Arbeit errafften Studien.

Grosz rennt hinunter auf die Straße und fischt einen Menschen. Es ist der Invalide Paul Grunzke. Er schleift ihn hinauf ins Atelier und zeichnet ihn von vorn, hinterrücks, liegend, stehend.

Oft holt er Arbeitslose oder Chansonetten oder einen Lokomotivführer, oft hockt er sich in eine verräucherte Vorstadtkneipe und notiert heimlich in sein Skizzenbuch. Bei Versammlungen strichelt er unermüdlich, im Reichstag sucht er sich seine Objekte. Was Böcklin als Toteninsel-Fabrikant, was Zügel als Spezialist für Vierbeiner: das ist Grosz in der Menschenmalerei. „Nach der Natur aus dem Kopfe“ lautet seine Devise. Denn selten bedient er sich seiner Aufzeichnungen. Er wetzt die Rohrfeder auf Sandpapier und wienert los. Wo andere sorglich mit Bleistift vorarbeiten, stürzt sich Grosz in die Tusche. Seine Hand ist von erstaunlicher Sicherheit. Er hat in keiner Beziehung Lust, ein Dussel zu sein. Nach sechsstündigem Schuften packt er den Expander und stählt die Muskeln. Oder er zückt das Florett und erfrischt sich im Duell mit einer Puppe, die Herrn Lindström darstellt. Fußball, Hantel und Keule sind ihm gleichzeitig Kunstform und Erholung, dienen dem Körper und dem Geist.

Längst ist er dahinter gekommen, daß das Leben absoluter Quatsch ist. Daß der Auskultator Schleimbichler allmorgens gurgelt, ist dem Zeichner Grosz wichtiger als das Faktum, daß Richard der Dritte ein Königreich für ein Pferd hinzugeben sich anheischig macht. Musik besteht für ihn in Synkopen, und der Dichter aller

Dichter ist ihm Karl May. Der Geschmack des George Grosz ist der Geschmack eines primitiven Markthelfers. Daß er einer der bedeutendsten gegenwärtig lebenden Karl May-Forscher ist, sei nebenhin als charakteristisch erwähnt.

Über seine Kindheit schwebt mystisches Dunkel. Zigeuner sollen ihn geraubt haben. Eine Fahrt im Zwischendeck beeindruckte den Säugling. Unter Banjoklängen lag er in Diphtherie. Die Eltern fanden Unterkunft in einem Hause der Jägerstraße zu Berlin, heut einem Nachtlokal. Zwischen Thorn und Berlin lief die Spirale einer verzwickten Jugend. Die Mutter leitete lange Zeit ein Offizierskasino, und der kleine Grosz schlief Wand an Wand mit dem Militarismus. Einschneidende Erlebnisse wuchsen aus den Kasernen in seine Seele — so, wenn das „Zurück, marsch-marsch!" erbrauste oder die Ulanen-Generale mit ihren Sporen die Gemälde erlauchter Regenten beschädigten. Der früh aus Grosz hervorbrechende Drang zum Bildermalen fand hier sein erstes Betätigungsfeld, indem man dem Knaben manchen Großen Kurfürsten oder den Erbprinzen von Blutwurst-Duderstätt zur Reparatur übergab. Den Vater zog ein unzähmbarer Trieb nach Amerika, wo er ein Hotel eröffnete, das alsbald pleite ging. Grosz abonnierte August Scherls Emporlese-Bibliothek und fieberte nächtelang über „Pistole und Säbel". Mama siedelte sich in Stolp an und vermittelte auf sotane Weise die Bekanntschaft ihres Sohnes mit dem Regiment Fürst Blücher, dessen Inhaber der weiland König von England war. Denkmals-Enthüllungen, Fahnenweihen und Paraden bohrten sich tief in die Seele des Jünglings ein. „Rudolf Zimmermann, der kühne Räuber" oder „Wenzel Kummer, die Geheimnisse der Festung Kottbus" bildeten die Lektüre des auf wahre Volksliteratur allezeit erpichten George. Sein stärkstes Erlebnis freilich verdankt er dem Roman „Waldröschen" von Karl May. Was war August Strindberg dagegen und der neumodische Firlefanz?

Später griff er zu Przibyszewski, Meyrink und Ewers, denen er mancherlei Anregung verdankt. In Dresden oblag er den ersten systematischen Unterrichtsstunden. 1909 finden wir seine ersten Illustrationen in den „Lustigen Blättern". Sie rochen stark nach Julius Klinger und Bruno Paul und ließen nichts Außergewöhnliches ahnen. Im „Ulk" gastierte er und in den „Witzigen Blättern", zeichnete Buchumschläge und Diplome und frettete sich schlecht und recht durchs Leben durch. 1910 erleuchtete ihn der Geist, und Grosz versah die Konturen aller von ihm gezeichneten Personen mit drei Linien. Ein noch heute in seinem Atelier prangendes Plakat für den unerreichten Cydonia-Bartcreme ward Wegweiser in die Zukunft. Grosz erkannte, daß es auf Sachlichkeit ankommt. Mit ungeheuerem Fleiß sammelte er in seine Scheuern. Nebenbei ward er Entdecker des arrivierten Öldruckes. Auf Helgoland schuftete er Tag und Nacht. Die Jahre 1913 und 14 rasen dahin. Er diente von der

Pike auf, der George Grosz. Nulla dies sine linea. Ich habe in seinen Geheimfächern Berge von Waschtisch- und Rummelplatz-Studien gesehen und unzählbare Akte. 1914 begann er zu malen. Die meisten Herrschaften malen, ohne einen Schimmer vom Zeichnen zu haben. Bei Grosz war dies keineswegs der Fall. Er zeichnete mit unbändiger Treffsicherheit. 1915 verschaffte ihm Theodor Däubler ein Stipendium. Es gab monatlich einhundert Mark. Israel Ber Neumann wies dem damals um Anerkennung ringenden Künstler die Tür — mit der Versicherung, daß er bereits den Maler Bangerter habe. Däubler war der einzige, der sich Georges annahm und ihm bei einem Textil-Grossisten in Mannheim Unterschlupf verschaffte. Grosz hat hier seine kühnsten und amerikanischesten Bilder geschaffen. Im Jahre 1916 geriet er zu Goltz, der ihn mit spießigen Briefen gängelte. Wie ein besorgter Papa mahnte er den Künstler, die rückwärtigen Darstellungen von Ebenbildern Gottes bitte zu unterlassen. Hernachmals, als die Blätter gut gingen, erwarb er die Gesamtauflagen. „Daß ein Mensch von Ihrem Talent im parteipolitischen Sumpf versinkt, ist bedauerlich!": das mußte Grosz immer und immer wieder vernehmen. Und ist dennoch mit Bewußtsein versunken.

Die dadaistische Bewegung (Huelsenbeck, Arp, Jung, Heartfield, Herrmann-Neisse, Hausmann, Baader, Mehring) traf ihn gerüstet. Die Neue Jugend propagierte ihn. Wieland Herzfelde ward Kamerad. Däubler trat in den „Weißen Blättern" trompetend für Grosz ein, unermüdlich und voll Liebe. Grosz wurde sacht bekannt und setzte sich energisch durch. Daß ihm sein schlappes Benehmen vor Gericht („Gott mit uns!") in den Augen etlicher Europäer geschadet hat, weiß er und verhehlt es nicht. Zum zweitenmal wird er nicht umplumpsen.

Er plumpst lediglich vor der Maschine um. Diese ist's, die ihm imponiert. Und gar zum Ekstatiker, soweit ihm solches möglich, wird er vor Wolkenkratzern und Lavaströmen. Mit der Great-Eastern-Canadian-Pacific-Realway von Yokohama nach Frisco zu knattern, entlockt ihm Lächeln der Befriedigung. Er öffnet die Auspuffklappe und wird zur Mona Lisa. Sein Ideal: als Ingenieur leben. Darum wohnet seinen konstruktiven Arbeiten, die ohne Haß und ohne Liebe gemalt sind, Ewigkeitswert inne. Amen.

CARL ZUCKMAYER — DAS ESSEN

Ein Mensch beim Essen ist ein gut Gesicht,
wenn er nichts denkt und nur die Kiefer mahlen,
die Zähne malmen und die Blicke strahlen
von einem sonderbaren Urweltlicht.

Vorspeisen sind wie Segel über Buchten,
schlank und zum Hafen schnellend in erregter Fahrt,
indes die schweren Fleischgerichte wuchten
gewaltig über Wiesen von Gemüsen zart.

Welch ein entzücktes Spiel: zu hohen Festen
erlesner Bissen Liebreiz zu erflehn,
und welche Lust: sich mächtig vollzumästen,
satt und mit Saft gefüllt vom Hals bis zu den Zehn.

Fischfleisch ist weiß und heilig oder rosen
und manchmal rauchgeschärft und lauchgewürzt
und kleine Fische gibts in blanken Dosen,
die man wie Schnäpse jach hinunterstürzt.

Beefsteak Tartar ist fast so stark an Gnade
wie ein am Grill gebratnes Lendenstück,
und viele Götter leben im Salate
saftrot und samenkerngeschwellt das Weib Tomate,
und grünes Kraut im Frühling ist ein kühles Glück.

Wenn du Kartoffeln oder Spargel ißt,
schmeckst du den Sand der Felder und den Wurzelsegen,
des Himmels Hitze und den großen Regen,
die kühlen Wässer und den warmen Mist.

Laßt mich hier schweigen vom Besoffensein,
vom tiefsten tödlichsten Hinübergleiten,
vom Wachstum grellsten Indiewindereiten,
die Welt ist groß und unser Wort ist klein.

Laßt mich hier schweigen von dem Blutgericht
geheimster Liebe in verrauschten Zeiten,
laßt mich nur essen, dankbar und bescheiden.
Ein Mensch beim Essen ist ein gut Gesicht.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Augustwoche

Die Opposition gegen die Bilanzierungs- und Aufschütterungsmethoden unserer großen Aktienunternehmungen beginnt endlich weitere Kreise zu ziehen. In der Generalversammlung der Diskonto-Gesellschaft trat sogar ein Amerikaner mit Protesten gegen den Geschäftsabschluß auf; und da man sich in Deutschland zwar eine ungewöhnliche Gleichgültigkeit der heimischen Kritik gegenüber zugelegt hat, auf ausländische Stimmen aber noch immer, vielleicht sogar mehr als je achtet, darf wohl angenommen werden, daß man nun zu erkennen beginnt, es gehe auf die bisherige Weise wirklich nicht mehr weiter. Ein Unternehmen wie die Diskontogesellschaft zahlt auf die 1000-Mark-Aktie 2500 Papiermark Dividende, das heißt bei einer Ausschüttung im August, angesichts einer Markentwertung von mehr als dem 250 000fachen: weniger als 1 Friedenspfennig! Im letzten Friedensjahre entfielen auf dieselbe Aktie 100 Goldmark, die Dividende ist also um 999 999 % verwässert worden, während die Verwässerung des Kapitals im selben Zeitraum nur 64 % betrug und während die Rentabilität möglicherweise nicht einmal um diesen Prozentsatz beeinträchtigt war. Mit Recht fragte jener Amerikaner, wie die Verwaltung denn glaubhaft machen könne, daß der Gesamtertrag eines so ausgedehnten und beschäftigten Instituts geringfügiger gewesen sei als der Jahresgewinn eines amerikanischen Winkelbankiers. Es war dem Verwaltungsvertreter unmöglich, auf diese Frage anders als mit völlig unpräzisen Allgemeinwendungen zu antworten, und tatsächlich wäre eine zulängliche Begründung des gleichen Zustands keiner einzigen unserer Großbanken und nur sehr wenigen unsrer Aktienunternehmungen überhaupt möglich gewesen. Das ist aber eine Situation, die einfach zerstörend wirkt. Es handelt sich viel weniger um die Schädigung des Aktionärs, der sich ohnehin an die Dividendenlosigkeit gewöhnt zu haben scheint und Aktien überhaupt nicht mehr als Anlagewert, sondern nur noch als Spekulationsobjekt betrachtet: es handelt sich viel mehr um die wirtschaftspsychologische Seite der Angelegenheit. Sie ist dazu angetan, die unselige Reputation Deutschlands als eines Landes wirtschaftlicher Lügenhaftigkeit vor aller Welt (sogar vor der erwachenden eigenen Be-

völkerung) zu bekräftigen. Jeder staatsfinanziellen Darstellung, jedem Reparationsplädoyer wird man mit noch geringerem Vertrauen gegenüberstehen, wenn man nachweisen kann (und der Nachweis ist leicht), daß man sogar schon in der deutschen Privatwirtschaft wahrheitswidrig mit Zahlen jongliert. Der Mißkredit, in den Deutschland auf diese Weise verfahren wird, muß bei einigermaßen weitschauender Prüfung weit wichtiger genommen werden als jene zweifelhafte Rettung von Substanzwerten, mit der man die bisher geübte Praxis zu rechtfertigen pflegt.

Nachdem eine Regierung, deren Tun und Lassen einstmals auf den schwärzesten Seiten deutscher Geschichte verzeichnet werden wird, acht Monate lang allem wirtschaftlichen, namentlich aber allem finanziellen Geschehen in einem Maße die Zügel schießen ließ, daß die Verwirrung hart an den Rand einer neuen Revolution führte, hat sie sich nun unter dem Druck der Gefahren ganz plötzlich, sozusagen zwischen Mittag- und Abendbrot, zu einem dicken Bündel neuer Maßnahmen entschlossen, von denen sie erhofft, daß sie, was monatelang so sträflich verabsäumt wurde, wieder gutmachen möchten. Es ist schwer, diese Hoffnung mit ihr zu teilen. Jede Tat ist freilich besser als Nichtstun, und daß die neuen Operationen, die auf eine Erhöhung gewisser Steuerarten und auf Schaffung einer innerdeutschen Ersatz-Devise hinauslaufen, nicht ohne Einfluß bleiben können, ist klar. Aber es gibt Überlegungen, die ziemlich schlüssig zu dem Ergebnis führen, daß dieser Einfluß nicht sehr weit reichen wird. Die letzten Dekadenausweise des Finanzministeriums zeigten, daß die Ausgaben jetzt ständig etwa 25 mal höher sind als die Einnahmen; diese Differenz auf längere Zeit zu saldieren, wird unzweifelhaft auch den neuen Vorlagen nicht gelingen. Auf der anderen Seite übernimmt das Reich mit der Goldanleihe eine neue Last, deren Vorbedingung bekanntlich wäre, daß man ihr durch entsprechende Goldsteuern volle Deckung schüfe, ohne daß aber auch die neuen Vorlagen einen ernstlichen Versuch enthielten, dies Deckungsproblem ausreichend zu lösen. Nur unter dieser Voraussetzung aber kann die Goldanleihe den Zweck erfüllen, der ihr von ihren Befürwortern in nationalwirtschaftlicher Beziehung zugedacht war: den Devisenmarkt dadurch zu entlasten, daß die Devisenbesitzer ihre Bestände nach Erhalt dieser neuen Sicherung freigeben können. Das eben wird, wenn die Deckung allgemein als unge-

nügend empfunden werden wird, nicht geschehen, und übrig bleibt zwar eine hocherwünschte und in einem Zwischenstadium auch unentbehrliche Anlageofferte an die wertbeständigkeitssuchenden Mittelschichten, andererseits aber auch eine neue unfundierte Belastung der Staatsfinanz, deren Kredit mithin nicht gehoben, sondern eher noch geschwächt wird. Inzwischen aber hat sich der Mißkredit, in den die öffentliche Finanzgebarung, leider sehr berechtigterweise, geraten ist, als entscheidender Faktor der Markentwertung überhaupt entpuppt, und wer schon bisher zu der Meinung gelangt war, daß dieser außerordentliche Mißkredit die Sanierung der mit der Reichsfinanz unlösbar (auch nachträglich offenbar nicht mehr lösbar) verkoppelten Mark auf lange Zeit unmöglich mache, wird jetzt sicher noch weniger auf Stabilisierungsergebnisse hoffen können. In dieser Lage scheint noch weniger als früher ein anderer Ausweg offen als beschleunigte Inangriffnahme einer absolut neuen, vom Staate in jeder Hinsicht radikal getrennten privaten Währung, an deren Gewinnen der Staat vielleicht partizipieren könnte und die nach Ablauf einer gemessenen Frist zu übernehmen ihm vielleicht vorbehalten bleiben sollte, die aber im übrigen von keiner Liason mit diskreditierten Methoden und Männern, von keinem Kriegskosten-, Reparationen- oder Schuldendruck auch nur andeutungsweise belastet wäre. Der Plan solcher Währung ist in der vorigen Woche hier entwickelt worden. Er ist durch das neue Sanierungsprogramm der Reichsregierung nicht überflüssig, sondern eher noch aktueller gemacht worden.

Einige Fragen in bezug auf diese neue Währung bleiben zu beantworten. Ein Leser ist besorgt, was geschehen soll, wenn die Reichsmark im öffentlichen Verkehr bereits nicht mehr akzeptiert werden würde, das neue Zahlungsmittel aber noch nicht in genügender Menge im Umlauf wäre. Dies aber gerade ist nun kein Zustand, der zu besorgen, sondern der im Gegenteil zu wünschen ist. In der Tat würde der Umlauf, entsprechend der knappen Deckung, zunächst nicht ausreichen. Aber gerade dadurch träte ein, was einen weiteren, wichtigen Baustein der neuen Währung bilden muß: die Besitzer von Devisen, die Besitzer von Bargold und Pretiosen aller Art kämen, wenn sie sich fungible Zahlungsmittel auf andere Weise nicht beschaffen könnten, mit ihren Wertstücken zur Währungsbank, um sie dort gegen neue Geldeinheiten umzutauschen. Daß eine Fülle solcher Wertobjekte im Lande ist, kann nicht bezweifelt werden, ist doch allein

der aufgespeicherte Devisenvorrat auf 2—3 Milliarden Goldmark geschätzt worden. Von diesem jetzt toten Kapital ginge also ein beträchtlicher Teil in die Reserven der Währungsbank über, die auf Grund dieser zusätzlichen Mittel in der Lage wäre, den Umlauf so weit zu erhöhen, daß er auch dem stärksten Bedarf genügte, — während andererseits jenen, die ihre Wertstücke gegen neue Währung umtauschten, ein wirklich vollwertiges Gegenobjekt verabreicht worden wäre, kein Schrumpfwert, wie damals, als sie ihr Gold zur Reichsbank trugen.

Eine andere Frage ist, wie der Staat sich helfen soll, wenn er nach tatsächlicher Nullifizierung der Mark nicht mehr in der Lage sein wird, die notwendigen Summen neuer Währung zur Aufrechterhaltung seines Apparates flüssig zu machen. Hierauf ist erstens zu erwidern, daß der Staat natürlich sehr rasch gezwungen sein würde, auch seine Steuern in neuer Währung zu erheben, und daß er mit diesem festen Wertmaßstab in Händen wahrscheinlich viel größere Realsummen aufbringen könnte als jetzt. Trotzdem wird allerdings ein großes Manko in seiner Kasse entstehen. Aber dieses Manko, das aus übersteigerten personellen und unzeitgemäßen sachlichen Ausgaben stammt, wird früher oder später doch einmal als undeckbar in Erscheinung treten. Gerade daran, daß das Manko durch neuen Papiergelddruck stets verschleiert wird, krankt ja die ganze Reichsfinanz. Je früher die Differenz also bloßgelegt wird, um so besser. Es wird dann jene Verminderung der sachlichen Aufwendungen und jene Umschichtung des Beamtenbestandes eintreten, ohne die es eine Sanierung nicht gibt, — es wird sich dann tatsächlich ereignen, daß der Staat zu Zeiten die Gehälter nicht auszahlen kann, so wie es sich in allen armen Staaten ereignete, die trotz ihrer Armut ehrlich genug waren, nicht Falschmünzerei zu betreiben. In China zum Beispiel, dessen Währung uns beneidenswert scheint, ist es soeben erst wieder einmal vorgekommen, daß erst nach dreimonatlicher Karenz wieder einmal eine Abschlagszahlung an die Beamten erfolgte. Geschähe das in Deutschland, so würde sofort jene Abwanderung aus dem Staatsdienst einsetzen, die notwendig ist, wenn das Reichsbudget wieder in Balance gebracht werden soll. Diese Abwanderung ist ein unbedingtes Muß, und wo ihm, wie bei uns in vier Jahren, nicht freiwillig gehorcht wird, muß ein Druck eintreten, der Gehorsam erzwingt. Unter dem Regime einer neuen Währung würde es der Druck finanzieller Natur sein, — wählt man nicht diesen Weg, so wird er nach menschlichem Ermessen dem politischen Kommando eines ausländischen Finanzdiktators entwachsen.

GLOSSEN

ANREGUNGEN
aus Briefen Stendhals (um 1825)

. . . und doch sehen Sie sich eines schönen Tages der Frau gegenüber, vor der Ihnen Sicherheit und . . . . Technik verloren gehen. Sie finden die Worte nicht, die Ihnen sonst in den erdenklichsten Schattierungen zu Gebote standen. Dann, mein Lieber, nützt Ihnen alles nichts —: sich zurückziehen hieße der Leidenschaft nur neuen Brennstoff zuführen. Was Sie sonst entzückte, erscheint Ihnen fad und belanglos — Sie sind bis über die Ohren verliebt.

*

Das Lachen —: eine plötzliche Explosion des sacro egoismo, hervorgerufen durch die jähe Erkenntnis der eigenen Überlegenheit angesichts einer an anderen entdeckten Schwäche, die wir selbst bereits überwunden glauben. (Wir lachen über die Dummheiten, die wir im vergangenen Jahre begangen haben.)

*

Bajonette und Guillotinen vermögen eine neue Weltanschauung ebensowenig aufzuhalten wie ein Haufen Louisdors das Podagra.

*

Es gibt nur ein einziges Unglück: ein langweiliges Leben . . .

(Deutsch von Fieta Fischer.)

———

FILM

Schatten

Dieser Film ist fördernswert, weil hier mit Liebe und Sorgfalt zur Filmsache Steigerung des Niveaus erstrebt wird, weil eine Idee fanatisch mit allen Mitteln der Technik und Regie — titellos — zur Wirkung gebracht werden soll. Die Idee ist: die Schatten, sonst und bisher im Filmbild möglichst beseitigt, die Schatten spielen aktiv mit . . . teils bleiben sie nur stimmungsfördernde Spielerei, teils täuschen sie durch ihr Silhouettenspiel Geschehnisse vor, die garnicht geschehen, teils verraten sie Ehebruch und grausige Tat. Regisseur Robison, Ausstatter Grau, Photograph Wagner und die Schauspieler taten viel Gutes, — aber sie taten zu viel des Guten. Diese düstere Doppelung der Personen ist eine vortreffliche, fruchtbare Idee . . .

Jedoch: sie ward in einer ziemlich herkömmlichen Fabel durch Wiederholungen, Verschleppungen, Streckungen sehr geschädigt. Das nächtliche Spiel mit dem Schatten sowie die forcierten Bemühungen der Regie und der Schauspieler steigern schon zu Anfang die unheimliche Stimmung so, daß in dem eigentlichen, spukhaft - grauenhaften Ehebruchs- und Rachestück (welches die durch einen psychoanaly-

tischen Gaukler erweckte Halluzination der sechs Personen ist) keine Steigerung mehr möglich wird. Der Traum ist in nichts von der Wirklichkeit geschieden, sodaß statt Spannung und Steigerung alsbald Ermüdung und Starrheit erzeugt ist.

Zudem zeigt Ruth Weyher, daß schönes Antlitz und schöner Körper zwar viel, aber immer noch viel zu wenig für einen Filmstar bedeuten. Kortner war von grandioser Dämonie, die aber zu leicht mit forcierten und äußerlichen Mitteln erzielt ward. — Bei allem und allen merkte man überall zu sehr die Mühe, die tüftelnde Arbeit.

Und dennoch kann ich getrosten Herzens sagen, daß ein solcher Film, wenn auch Versuch geblieben, viel interessanter und sympathischer wirkt als ein historischer, ranziger Schinken oder das übliche Ausstattungslustspiel mit endloser Reise-Jagd, die viel länger und langweiliger ist als der berüchtigte long way to Tipperary.

Kurt Pinthus

TISCH MIT BÜCHERN

Frey und Perutz.

Zunächst Frey. A. M. Frey, der Autor von „Solneman, dem Unsichtbaren", einem hochgepriesenen, mir persönlich unsympathischen Buche. Thomas Mann hat es in den Himmel gehoben. Es sei. Ferner hat Frey ein Werk veröffentlicht, worinnen geschildert wird, wie ein Barbier einem Kunden die Kehle durchschneidet. Es sei. Aber ich kann mich seitdem eines gewissen Grauens bei Barbieren nicht erwehren. Vielleicht lag dies in Freys Absicht. Es sei. Jetzt hat er bei Kurt Wolff ein Büchlein publiziert: „Der Unheimliche Abend". Vier Skizzen. Ich warne. Die vierte von unerträglicher Blödheit. Die dritte (einen Löwen, der einen Affen, der einen Frosch, der eine Fliege verspeist, schildernd) von just erträglicher Blödheit. Die zweite von immerhin atemversetzender Phantastik; ein toller Einfall, unbarmherzig ausgewalkt und trocken gespannt; während einer Oper, deren Verlauf gefährdet ist, springen nacheinander ein Mümmelgreis, hierauf ein Großmütterchen (als Partnerin des Tenors), sodann sämtliche Zuhörer aktiv ein. Jedwede Realität wird zum Teufel gejagt. Die Einfälle laufen mit mathematischer Präzision ab. In der Titelnovelle wirkt die eiskalte Konstruktion dennoch ergötzlich. Man lese Tschechow. Dieser Frey ist 80 Grad minus.

Wie unausstehlich und schal und wie dünn die Errechnerei Freys ist, ermißt man (bitteschön, nicht vergessen: mein höchst subjektives Urteil!), wenn man den herrlichen, saftstrotzenden Perutz daneben hält, dessen Stoffe wahrlich nicht minder abenteuerlich sind denn die Vorwürfe Freys. Der Meister des jüngsten Tages, Messer Salimbeni, macht den Giovansimone Chigi zum

„Meister des jüngsten Tages", und Jahrhunderte später, vom 26. bis zum 30. September 1909, wiederholt sich der tragische Spuk an einem Schauspieler, einer Studentin der Pharmakologie, am Ingenieur Solgrub und beinahe am Freiherrn von Yosch, nachdem er sich bereits an einem jungen Seeoffizier und zuvor an dessen Bruder, einem recht talentierten Maler, wiederholt hatte. Freiherr von Yosch schrieb die grauenerregende Geschichte auf. Ist sie seine abenteuerliche Erfindung? Ich weiß es nicht. Perutz weiß es nicht. Er deckt ein Geheimnis mit dem andern zu. Er ist ein Meister des jüngsten Tages. Sein dusteres Epos vom „Marques de Bolibar" hat es bewiesen. Die Geschehnisse sind ineinandergekapselt und grausam aufgeschlitzt. Es ist ein „Roman", den man offenen Mundes durchrast und den man mit einem Donnerwetter der Erschütterung aus der Hand legt. Ein Buch voller Mysterien und Qualen und Phantasmagorien. Voll Erleuchtung und männlicher Kraft. Wir haben nicht viel solche Kerle wie Perutz.

Hans Reimann.

Alfons Goldschmidt: Argentinien. (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1923.)

Zu den wenigen Köpfen, die ein klares Bild der europäischen Zukunft in sich tragen, gehört der Professor Alfons Goldschmidt. Grund genug, daß er in Deutschland totgeschwiegen wird. Sein neues Buch über Argentinien macht aber selbst seinen blödesten Gegnern ein längeres Schweigen unmöglich. Denn dieses kleine Werk — das Ergebnis einer längeren Studienreise — ist nicht einmal so sehr dadurch wichtig, was es über die große Republik des Südens aussagt, obwohl es ein wahres Füllhorn von unbekannten Tatsachen über den Leser ausschüttet. Entscheidend ist vielmehr, daß sich von dem argentinischen Hintergrunde die Fratze unseres alten Europa in einer scharfen und grauenhaft deutlich profilierten Klarheit abhebt. Selten ist die ganze Verkommenheit unseres Erdteils so klar gezeichnet und gezeigt worden wie hier, und das alles einzig durch die starke Schraffierung des argentinischen Hintergrundes. Man lese, lausche, lerne.

F. S.

Gustav Frenssen: Briefe aus Amerika. (G. Grote Verlag, Berlin.)

Man erwartet etwas Behäbiges, Breites, vielleicht auch Manieriertes. Aber es fiel ganz anders aus. Er hat nie so einfach und offen geschrieben, er hat sich nie so sehr von Grund aus erschüttert und ehrlich gezeigt. Die Reise war für deutsche Kinder getan, sie war ganz unpolitisch, aber Frenssen scheute nicht, den Deutschen drüben seine Meinung zu sagen, er brachte ihnen seine Gedanken von den Vereinigten Staaten von Europa, er sagte ihnen, nun, da sie in Amerika und diesem Land verpflichtet wären, hätten sie die tiefere Aufgabe, wirkliche Amerikaner zu werden und in dieses größte und zukunftsträchtigste Volk jene guten Kräfte zu übertragen, die sie von Rhein und Elbe her mitgebracht hätten. Das ist tapfer und vernünftig. Er liegt nicht vor dem Amerika der Rekordideale auf dem Bauch, er bewundert ihre Energien, aber sein Herz gehört den heimlichen Schönheiten seines holsteinischen Landes. Im Brief gibt er sich kritisch, doch sagt er auch, was er den Deutschen nach amerikanischem Muster anempfehlen könne, und es ist viel Sicher-Gesehenes mit ein paar klugen Sätzen hingesetzt. Schöne Worte widmet er Rathenau, den er im reichsten Umfang seines Geistes erkannte. Ich schwärme nicht für Frenssens

Romane, aber die sympathische Haltung dieses Mannes, der sich um seine geistige Verantwortlichkeit sehr bekümmert, macht mir seine Reisebriefe mehr als nur liebenswert. *K.*

Ulrich Christoffel: Deutsche Kunst 1650—1800. 84 Bildtafeln mit Vorwort. (Hyperion-Verlag, München.)

Verspätet wird hier Rechenschaft abgelegt über die große Ausstellung deutscher Kunst 1914 in Darmstadt. Es war keine Entdeckung wie die kenner interessierender unbekannter berühmte Jahrhundertausstellung, aber immerhin wurde uns die Bekanntschaft mit Zisenis, Schenau, den Lisiewskis und ähnlichen Porträtisten vermittelt, die das anständige Niveau der Zeit repräsentierten. Dieses Bändchen ist eine Art ausführlicher Katalog mit eindringlicher und angenehm unaufdringlicher Skizzierung des Zeit befunds und seiner Persönlichkeiten. Dazu eine Fülle nicht nur den Kunst-Bilder in Kupfertiefdruck. *K.*

Baudelaire: Der Verworfene. Deutsche Umdichtungen aus den „fleurs du mal" von Hans Havemann. Mit 6 Urholzschnitten von Curt Stoermer. Einmalige Ausgabe in 1000 numerierten Exemplaren. (Paul Steegemann, Verlag. Hannover.)

In jenes niederträchtig platte, mittelmäßige Säkulum des beginnenden „Fortschritts", das mit dem Unglücksjahr 1789 einsetzte, hineingeboren zu sein, war ungefähr das Peinlichste, was einem Dandy wie Baudelaire begegnen konnte, mehr noch: seine Tragik. Bedenken wir, daß er dies Wort „dandy" mit einer starken Zärtlichkeit aussprach, in einer Zeit, die Originalität in Verruf brachte und die auf Abbruch jeder Eigenart, auf Bedürfnis, Wohlfahrt, Trivialität der Masse bedacht war! Kein Wunder, wenn man die Verse Baudelaires, diese sublime Kunst am Rande der Verwesung, aus Fäulnis, Absud und Leichen erblüht, mit Verfall, Verdammnis und Pesthauch gezeichnet, in der Tinte der Tugend ertränkte. In einer Nachrede, welche der Dichter der 1857 von der „police correctionnelle" beschlagnahmten Erstauflage folgen ließ, lesen wir: „ . . . . nicht für meine noch meines Nachbarn Frauen, Töchter oder Schwestern ist dieses Buch geschrieben worden. Und: da ich rein bin wie das Papier, nüchtern wie das Wasser, zur Andacht geneigt wie eine Kommuniantin, würde es mir nicht mißfallen, für einen Wüstling, einen Säufer, einen Gottlosen, ja für einen Mörder gehalten zu

werden. Ich besitze jenen glücklichen Charakter, der aus Haß Genüsse zu ziehen und in der Verachtung sich zu verherrlichen vermag . . .“ Die vorliegende Auswahl von Umdichtungen Havemann folgt, noch weiter gehend als die ausgezeichneten Nachdichtungen Georges, dem Schrankenlosen bis in die letzten Tiefen. Der Verleger hat dem Buch eine Form gegeben, die des Gegenstandes würdig ist und dem Literaturfreund eine seltene Freude.

Fiete Fischer.

ANEKDOTEN

(Erzählt von *Hans Reimann.*)

Paul Steegemann war vor Monaten in Braunschweig angeklagt wegen eines kleinen Plagiats an Oskar Wilde. Nach langem Hin und Her verdonnerte ihn der Richter zu 20 000 Mark Geldstrafe oder lebenslänglicher Haft.

Steegemann: „Nehmen Sie auch Akzepte?“

*

Herbert Eulenberg lag zu Füßen einer blonden Frau, die seit vier Tagen einen Pagenkopf trug, und lauschte den Erzählungen eines Schaumimen. Man befand sich nämlich in größerer Gesellschaft.

Der ironisch besaitete Gatte der blonden Frau, der sich bisher nebenan aufgehalten hatte, betrat das Zimmer und nahm eben noch wahr, wie Eulenburg sein Monokel in der Westentasche versenkte. Und grunzte:

„Bitte halten Sie ruhig bedeckt!“

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 30):

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis pro Juli bis September: in Deutschland 25 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN

Clara Landau
Bibliophile Bücherstube G. m. b. H.
Berlin W 30, Berchtesgadener Str. 35

Soeben erschien: Katalog I
Illustrierte Bücher des 18. u. 19. Jahrhunderts
darunter ein Stammbuch aus dem Weimarer Kreis mit 138 eigenhändigen Eintragungen von Goethe, Schiller, Charlotte v. Stein, Wieland, Herder, Schlegel, Jean Paul, Lichtenberg u. v. a.

Die **Aktions-Buchhandlung**
Kaiser-Allee 222
am Rankeplatz
Sozialistische Literatur
Wissenschaftliche Werke
Kunstbücher

Frei

HAPKE & SCHMIDT
Berlin W 8, Charlotten-, Ecke Französ. Str.
Das Geschenkbuch
Spezialität: Ostasien



„EWER"
BUCHHANDLUNG
für allgemeine u. jüdische Literatur
Knesebeckstr. 54-55
dicht am Kurfürstendamm
Tel.: Steinplatz 14748
JUDICA KUNST GRAPHIK
Filiale:
Flensburger Str. 30

BUCHHANDLUNG
AM ZOO
Joachimsthaler Str. 43-44
Das gute Buch

ילקוט
Spezialbuchhandlung
für **Hebraica**
und **Judaica**
Gute Auswahl
in deutscher und
russisch. Literatur
Jalkut G. m. b. H.
Bln. - Charlottenbg.
Kantstr. 46
Tel.: Steinplatz 10226

Brucks & Höynck
Charlottenburg
Kunst - Gute Bücher
Mommsenstr. 15 - Ecke Leibnizstraße
Steinplatz 13742

Ankauf
von guten Büchern,
ganzer Bibliotheken,
Erstausgb. Seltenheiten
G. Fuchs, Berlin-Friedenau
Stubenrauchstraße 5 (Rheingau 378)
Antiquariatslist. kostenl.

J. Ladyschnikow
Rankestraße 33
Bücher in russischer Sprache. Bücher über Rußland

SCHWEITZER & MOHR
Inhaber: WOLFGANG FALKENFELD
DEUTSCHE LITERATUR / ILLUSTRIERTE BÜCHER
VORZUGSAUSGABEN / GRAPHIK
BERLIN W 35, Potsdamer Str. 42, im Keller, Telephon: Lützow 9357

Reserviert für
MALIK-BUCHHANDLUNG
BERLIN W 9, KÖTHENER STRASSE 38
Eröffnung demnächst



Darmstädter und Nationalbank

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Bilanz per 31. Dezember 1922

Aktiva	M.	Pf.
Kasse, fremde Geldsorten, Kupons und Guthaben bei Noten- und Abrechnungs-(Clearing-)Banken . .	31 320 237 729	89
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen	51 202 078 515	15
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen	114 366 661 700	04
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere	4 201 684 816	06
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen	5 121 063 311	97
Eigene Wertpapiere	1	—
Konsortialbeteiligungen	1	—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen . . .	1	—
Debitoren in laufender Rechnung . .	56 366 280 591	24
Bankgebäude	1	—
Summa der Aktiva Mark	252 578 006 668	35

Passiva	M.	Pf.
Aktien-Kapital	600 000 000	—
Reserven . . . . 453 225 580,— diesj. Zuw. 1 546 774 420,— 2 000 000 000,—	453 225 580	—
Kreditoren	246 114 628 547	25
Akzepte	1 355 884 288	91
Sonstige Passiva	1 099 925 933	24
Gewinn-Saldo	2 954 342 318	95
Summa der Passiva Mark	252 578 006 668	35



Disconto-Gesellschaft Berlin

Bankmäßige Geschäfte aller Art

Zahlreiche Zweigniederlassungen in Deutschland

Bilanz am 31. Dezember 1922 *)

Aktiva.	M.	Pf.
Nicht eingezahltes Kommandit-Kapital	217 500 000	—
Kasse, fremde Geldsorten, Coupons und Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken	12 679 088 164	03
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen	41 254 333 676	81
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen	122 619 284 481	60
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere	141 063 765	80
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen	6 108 240 880	20
Eigene Wertpapiere	258 035 138	10
Konsortial-Beteiligungen	683 431 [illegible]86	40
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg	60 000 000	—
Beteiligung bei dem A Schaaffhausen'schen Bankverein A.-G.	100 000 000	—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	187 187 582	—
Schuldner in laufender Rechnung	101 542 820 420	03
Wertpapier-Bestände der Pensionskasse und der Stiftungen	5 283 841	70
Einrichtung	1	—
Bankgebäude	69 859 500	—
Sonstige Liegenschaften	5 516 540	—
	285 931 645 077	67

Passiva.	M.	Pf.
Kommandit-Kapital	900 000 000	—
Allgemeine (gesetzliche) Reserve	507 950 000	—
Besondere Reserve	2 120 000 000	—
Bau-Reserve	80 000 000	—
Gläubiger	278 736 613 854	47
Akzepte	787 877 343	10
Wohlfahrtseinrichtungen	7 695 840	70
Noch nicht abgehobene Gewinnanteile der früheren Jahre	2 144 057	40
250 % Gewinnanteil auf M. 610 000 000 Kommandit-Anteile	1 525 000 000	—
Gewinnbeteiligung des Aufsichtsrats	121 670 270	—
Gewinnbeteiligung der Geschäftsinhaber, Direktoren, Prokuristen und Angestellten	1 134 914 828	—
Übertrag auf neue Rechnung	7 778 884	—
	285 931 645 077	67

*) Die Bilanz enthält nicht den Vermögensstand unserer Londoner und Metzer Niederlassungen.

Gewinn- und Verlust-Rechnung 1922 **)

Soll.	M.	Pf.
Verwaltungskosten	6 218 040 184	38
Steuern	2 115 638 170	64
Zu verteilender Reingewinn	4 789 363 982	—
	13 123 042 337	02

Haben.	M.	Pf.
Vortrag aus 1921	7 224 179	51
Effekten	842 235 466	75
Provision	4 499 874 604	44
Wechsel und Zinsen	7 474 565 989	72
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg	120 000 000	—
Beteiligung bei dem A. Schaaffhausen'schen Bankverein A.-G.	150 000 000	—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	29 142 096	60
	13 123 042 337	02

**) Die Gewinn- und Verlust-Rechnung enthält nicht das Erträgnis unserer Londoner und Metzer Niederlassungen.

DEUTSCHE BANK

Abschluß am 31. Dezember 1922.

Besitz.

Kasse	M	33,321,603,000
Guthaben bei Banken	„	279,097,364,000
Wechsel u. unverzinsliche Schatzanweisungen	„	155,840,255,000
Report und Lombard	„	1,242,678,000
Vorschüsse auf Waren	„	25,246,713,000
Eigene Wertpapiere	„	435,671,000
	M	495,184,284,000
Beteiligung an Gemeinschafts-Untern.	„	538,753,000
Dauernde Beteiligung bei anderen Banken und Firmen	„	491,751,000
Schuldner in laufender Rechnung	„	121,593,173,000
Bankgebäude	„	40,000,000
Sonstiger Besitz	„	5,000
	M	617,847,966,000

Verbindlichkeiten.

Grundvermögen	M	800,000,000*)
Rücklagen	„	2,250,000,000*)
	M	3,050,000,000
Gläubiger in laufender Rechnung	„	607,143,273,000
Akzepte	„	1,403,484,000
Dr. Georg von Siemens-Fonds	„	16,634,000
Sonstige Verbindlichkeiten	„	270,439,000
Reingewinn	„	5,964,136,000
	M	617,847,966,000

*) Unter Berücksichtigung der vorgeschlagenen Zuweisung von M 3,000,000,000 stellen sich die Rücklagen am 31. Dezember 1922 auf M 5250 Millionen, so daß

das eigene Vermögen der Bank (Kapital und Rücklagen) insgesamt

M 6,050,000,000

betrug. Diese Ziffer erfährt durch die im März 1923 erfolgte Erhöhung des Kapitals von M 800 Millionen auf M 1500 Millionen einen weiteren Zuwachs von mehr als **50 Milliarden Mark.**

Dividenden-Einlösung.

Laut Beschluß der Generalversammlung vom 28. Juli 1923 wird die **Dividende für 1922** auf die Aktien der **Deutschen Bank** mit 300 % = M 1800 für jede Aktie zu nom. M 600, M 3600 für jede Aktie zu nom. M. 1200 und M 3000 für jede Aktie zu nom. M 1000 gezahlt.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite u. dritte Augustwoche

Die schicksalvollste Frage, die von dem neuen Kabinett Stresemann gelöst werden muß, ist natürlich das Ruhr- u. Reparationsproblem. In der Antrittsrede, die Herr Dr. Stresemann am Dienstag hielt, war verständlicherweise noch nichts von den Mitteln gesagt, mit denen die neue Regierung das Chaos, das ihre Vorgängerin angerichtet hat, wieder klären will. Daß es nicht ewig fortdauern kann, beweist schon ein Gedanke an die Landeswährung, die mit den neuen Steuer- und Wirtschaftsgesetzen zwar sicher für einen gewissen Zeitraum auf einer Parität von 2½ Millionen für den Dollar festgehalten werden kann, die auf die Dauer aber auch unter dem Regime der neuen Maßnahmen wieder ins Rutschen kommen muß, wenn die Importsteigerung und Exporthemmung infolge des Ruhrkrieges nicht aufhört. Nun gut, von den außenpolitischen Plänen seiner Kanzlerschaft verrät Dr. Stresemann vorerst noch wenig, aber sehr zutreffend erklärte er, daß jede außenpolitische Aktivität von gewissen Vorbedingungen im Innern abhängig sei. Welchen Vorbedingungen? Dr. Stresemann sprach von Einkommen und Nahrung, von Ordnung und Ruhe, von Pflicht und Recht. Aber wir wollen hoffen und glauben Anlaß zu der Hoffnung zu haben, daß er sich auch über eine fernere Notwendigkeit nicht im unklaren ist: über die Notwendigkeit zur Entkleisterung der Gehirne. Niemals ist das deutsche Gedanken- und Gemütsleben in einer jeder sinnvollen Außenpolitik tödlicheren Verfassung gewesen als am Ende einer Kanzlerschaft, die das Land mit hohlen Phrasen überschüttete und jeder noch so nebulosen Illusion, jeder noch so obskuren Deklamation treuverwandtschaftlichen Vorschub leistete. Unter dieser Kanzlerschaft ist die ohnehin schon sehr wenig verbreitete Kenntnis, daß Deutschland einen furchtbaren Krieg furchtbar verloren hat, völlig verloren gegangen, sind tertianerhafte Ideen über die Mittel, mit denen man Frankreich morgen schon siegreich schlagen könne, in die Massen gedrungen, ist aus Bluff, leeren Drohungen, Prahlereien und Substitution von Wünschen anstelle von Wirklichkeit ein Brei zusammengerührt worden, der die Köpfe so verschlammte, daß sie einer langen und scharfen Kur unterzogen werden müssen, um überhaupt erst wieder denkfähig zu werden. Da Herr Dr. Stresemann, seine Worte zeigen es, nicht im unklaren darüber ist, daß nur mit, nicht gegen die Öffentlichkeit Politik gemacht werden kann, wird er hoffentlich auch die Notwendigkeit einsehen, dieser Öffentlichkeit

zuvörderst erst einmal das Gefühl für die Tatsachen zurückzugeben, auch von Amts wegen mindestens ebenso sehr daran mitzuwirken, wie von seinem Vorgänger am Gegenteil mitgewirkt wurde.

Im Wirrwarr der letzten Tage konnte man eine seltsame Beobachtung machen: Diesmal ist nicht Herr Dr. Helfferich vor einer Situation geflüchtet, sondern die Situation floh vor ihm. Der Sturz Cunos war die schwerste Schlappe, die Helfferich jemals erlitten hat, und wir können nur hoffen, daß die Rolle des verhängnisvollen Mannes ausgespielt ist. Dieser Sprößling einer halbschwäbischen Judenfamilie, der auf dem Boden der eigensinnigen, rebellischen Pfalz aufwuchs, dieser Mann einer unerschöpflichen Phantasielosigkeit, dieser pedantische, schwunglose Choleriker hat — nach Michaelis — nun bereits zum zweiten Male einen deutschen Reichskanzler zugrunde gerichtet. Wie Helfferich noch niemals eine Situation richtig vorausberechnet hat, da es ihm an aller schöpferischen Vorstellungskraft fehlt, und wie er deshalb jedesmal sich aus der Situation flüchten mußte: als Universitätslehrer, als Kolonialbeamter, als Direktor der anatolischen Bahnen, als Direktor der Deutschen Bank, als Reichsschatzsekretär, als Vizekanzler, als Gesandter in Moskau, — so hat er auch diesmal Länge und Schwere des Ruhrkampfes und die Mittel, ihn durchzuführen und zu beendigen, durch und durch verkannt und mit seinen gefährlichen Einflüsterungen bei Dr. Cuno das deutsche Volk bis haarscharf an den Abgrund einer neuen Revolution geführt. Als am Freitag den 10. August, um zehn Uhr morgens, die Reichsbank ihre Zahlungen einstellte, war diese Tatsache das weithin sichtbare Sinnbild für den jämmerlichen Zusammenbruch der starblinden Helfferich- und Havensteinpolitik. Diesmal — zum ersten Male — hat sich Herr Dr. Helfferich nicht aus der Situation flüchten können, sondern die Zeit selbst stand gegen ihn auf und schob den — im wortwörtlichen Sinne — heillosen Politiker in die Ecke, wo er stehen bleibe bis zum jüngsten Tage.

Aus Stettin melden die Zeitungen:

> „Bei dem Besuch eines schwedischen Schulschiffs in Swinemünde hat sich leider wieder eine arge Ungeschicklichkeit auf deutscher Seite ereignet. Die schwedische Zeitung „Aftonbladet" — die sich durch ihre großen Sammlungen für die hungernden deutschen Kinder den Dank des ganzen deutschen Volkes verdiente — hatte ihren Berliner Vertreter entsandt, damit er über die Aufnahme seiner Landsleute berichte. Trotzdem er von dem schwedischen Konsul dem Oberregierungsrat vorgestellt war, der den Oberpräsidenten vertrat, kümmerte sich der deutsche Beamte nicht um den Vertreter der schwedischen Öffentlichkeit, sondern fuhr mit den Offizieren im Auto davon und ließ den Herrn stehen. Empört über dieses Betragen reiste der schwedische Journalist wieder ab und meldete den Vorfall seinem Blatte."

Laut und deutlich erheben wir hierdurch Einspruch gegen diese unwürdige Behandlung eines schwedischen Kollegen. Das hat uns gerade noch gefehlt, daß ein preußischer Bürokrat sich herausnimmt, die selbstverständlichen Pflichten der Höflichkeit, des Taktes, der Gastfreundschaft, der Dankbarkeit zu vergessen, und zwar gegen den Vertreter einer Nation, die sich vor allen anderen stets wohlwollend und freundschaftlich zu uns Deutschen gestellt hat. Wie soll uns Herr Dr. Stresemann eine günstige internationale Atmosphäre schaffen, wenn die „Boa constrictor der Bürokratie" (wie Bismarck das nannte) sogar unsere besten ausländischen Freunde wegbeißt? Es ist an Herrn Severing, dem seltsamen Oberregierungsrat schleunigst die Pflichten internationalen Verkehrs zu erläutern. Wir bezahlen unsere Bürokraten teuer genug. Wir wollen nicht auch noch die Fensterscheiben bezahlen, die sie immer wieder zerschmeißen.

AN UNSERE ABONNENTEN

Die rasende Geldentwertung der letzten Wochen hat jede Kalkulation über den Haufen geworfen, und gewiß die Kalkulation unseres Abonnementspreises für das laufende Vierteljahr, die dank überlebter postalischer Bestimmungen bereits anfangs Juni, bei einem Dollarstand von 60 000, erfolgen mußte. Wir haben uns aber damals, gleich allen anderen Zeitungen, die Erhebung einer Nachzahlung vorbehalten und machen nun von diesem Vorbehalt Gebrauch, indem wir unsere Abonnenten (auch diejenigen, die durch die Post beziehen) um Überweisung eines Entwertungszuschlages von

100 000 M.

mittels beiliegender Zahlkarte bitten.

Mit dieser Erhöhung, die zurzeit dem lächerlichen Betrage von 15 Goldpfennigen entspricht, hoffen wir, im laufenden Vierteljahr durchzukommen, können es angesichts der Unabsehbarkeit aller Verhältnisse aber auch nicht garantieren.

Das Einzelheft kostet von dieser Nummer ab 50 000 M.

Verlag des T.-B.



UNSERE SAMMLUNGEN
DIE ROTE ROMAN-SERIE
DIE WELTLITERATUR DER EMPÖRUNG
UNTEN UND OBEN
DIE MÄRCHEN DER ARMEN
KLEINE REVOLUTIONÄRE BIBLIOTHEK
SAMMLUNG REVOLUTIONÄRER BÜHNENWERKE
GESAMMELTE WERKE VON UPTON SINCLAIR
VERSCHIEDENE SCHRIFTEN
ZEITSCHRIFTEN
JAHRBÜCHER
GRAPHIK UND VORZUGSDRUCKE
UNSERE AUTOREN
MARTIN ANDERSEN-NEXÖ
HENRI BARBUSSE
ALEXANDER BLOCK
LEONHARD FRANK
OSKAR MARIA GRAF
GEORGE GROSZ
WIELAND HERZFELDE
FRANZ JUNG
ANNA MEYENBERG
HERMYNIA ZUR MÜHLEN
JOHN DOS PASSOS
PETER SCHNUR
UPTON SINCLAIR
KARL AUGUST WITTFOGEL
DER MALIK-VERLAG
BERLIN W 9

Die Realitäten des passiven Widerstands.

„1. Wird der Besatzungsmechanismus in der Lage sein, den Kohlenexport aus dem Ruhrrevier nach dem unbesetzten Deutschland zu sperren? Bisher sind auf dem Landweg noch keine ernstlichen Versuche dazu unternommen worden, während der Transport zu Wasser bekanntlich fast völlig lahmgelegt ist. Es fragt sich, ob mittels Zollgrenze und dergleichen zu Lande derselbe Erfolg wie zu Wasser erreicht werden kann.

2. Wenn die Kohlenblockade gelingt und die aufgespeicherten Vorräte nach längstens 4 Wochen verbraucht sein werden: wird es Deutschland möglich sein, sich seinen notwendigen Bedarf, rund vier Millionen Tonnen pro Monat, aus England, Tschechoslowakien und Amerika zu beschaffen? Der Kostenaufwand dafür würde sich monatlich auf rund 6 Millionen Pfund, gleich 600 Milliarden Papiermark, belaufen. Ohne fürchterliche Schädigung für die Währung — wenn überhaupt, — wären solche Zahlungen auf geraume Zeit nur bei Gewährung relativ langfristiger Auslandskredite durchführbar. Es frägt sich, ob die deutsche Regierung oder prominente Private wesentliche Zusicherungen erhalten haben.

3. Wenn die Kohlenversorgung von außen her gelingt, die passive Resistenz im Ruhrgebiet selbst, nach Anwendung verschärfter französischer Pressionen, aber nur mit umfangreichen Streiks weitergeführt werden kann: wird es möglich sein, von Deutschland aus die A r b e i t e r z u b e s o l d e n und vorm Hungerzwang zum Einlenken zu bewahren? Die Frage ist, ob die Absperrung an der Besatzungsgrenze nicht so dicht gemacht werden kann, daß die Überweisung ins Ruhrgebiet unmöglich wird.

4. Wenn die dauernde Sicherung der Streikenden von Deutschland her ebenso gelingt, wie die Versorgung Deutschlands von außen her: wird Frankreich das Brachliegen der Ruhrausbeute am eigenen Leibe als so verheerend empfinden, wird ihm ein lebendiger Ruhrorganismus mit Rücksicht auf eigene Bedürfnisse so notwendig sein, daß es sich in absehbarer Zeit entschließt, lieber nach Canossa zu gehen und seine Truppen wieder zurückzuziehen, als den Ausfall dieser Produkte noch länger zu ertragen? An Kohle ist Frankreichs Bedarf heute im eigenen Lande sichergestellt, die Reparationskohlen wurden zumeist ohnehin schon nach dem Ausland weiterverkauft. Es fragt sich, ob es den Ruhrkoks, der zur Verhütung seines Erzes notwendig ist, nicht anderswoher ersetzen kann, und ob es sich notfalls nicht dazu entschlösse, die Hüttenbetriebe Lothringens sogar stilliegen zu lassen und abzuwarten, wer es länger aushält.

Vier nüchterne, wissenschaftliche Probleme —: von ihrer Gestaltung hängt, abseits aller moralischen Redensarten, materiell und

unter derzeitigen Machtverhältnissen der Erfolg des passiven Widerstandes ab!" *Tagebuch d. Wirtschaft, 27. Januar.*

Gefahren durch die Berichterstattung.

„Darf man fragen, ob die Berichterstattung über den wirtschaftlichen Volkskrieg so nüchtern, so exakt, so illusionslos erfolgt, wie der Reichskanzler dies, verlangen muß? Der passive Widerstand der Eisenbahner, der öffentlichen Beamten und der Bergarbeiter hängt von seelischen Imponderabilien ab. Entrüstung läßt sich so wenig einpökeln wie Begeisterung. Gibt es Beobachter im Ruhrgebiet, die mit unbeirrbarem Auge sehen, nicht rosig und nicht schwarz, und mit ebensolcher Unbeirrbarkeit dem Kanzler berichten? Hat z. B. einer dieser Informatoren den Mut gehabt, Herrn Cuno zu sagen, daß die Umjubelung Thyssens bei der seit Jahrzehnten gegnerisch eingestellten Arbeiterschaft nur gedämpften Widerhall gefunden hat? Ein Postbeamter, der aus Heimat, Hausstand, Bett geworfen, den Kindern, der Frau entrissen, mit französischem Auto verschleppt wird, gäbe vielleicht wirksameres Material zum Märtyrer ab. Eine andere Frage: Wie wirkt die Zerstörung des Eisenbahnbetriebes auf die Eisenbahner selbst? Resolutionen der Berufsvereinigungen, Beschlüsse von Gewerkschaftskonferenzen sind wertvolle Belege. In diesem letzten Kriege, der Deutschland aufgezwungen wurde, darf es keine schönfärberischen Frontberichte geben. Es genügen nicht die offiziellen Meldungen der Regierungspräsidenten und Oberbürgermeister." *Tagebuch d. Zeit, 3. Februar.*

Der Stützungsfeldzug als markttechnische Illusion.

„Die Devisenpolitik der Reichsbank in diesen letzten Tagen gehört zu dem Unfaßbarsten, was seit langem erlebt wurde. Was geht vor? Die Reichsbank manipuliert den Markkurs gewaltsam hoch, sie wirft aus ihren Portefeuilles ständig so viel Devisen auf den Markt, daß das Angebot etwas größer ist als die Nachfrage. Rund 300 Millionen Goldmark sollen zu dieser Interventionsmanipulation bereitgestellt worden sein, also weit mehr als der ganze deutsche Notenumlauf, weit mehr als die ganze schwebende Reichsschuld beträgt. Welchen Erfolg verspricht man sich davon? Der Kanzler, der seine finanzpolitische Schulung als Kriegsgehilfe des Staatssekretärs Helfferich empfing und den Ratschlag des jetzigen Parteiführers noch immer gern in Anspruch nimmt, wird ein Argument anführen, das nicht unbeachtet bleiben kann . . . . : Rücksichtnahme auf die Stimmung der Bevölkerung, wie sie von Helfferich selbst zuweilen ebenfalls geübt wurde. Aber die Frage erhebt sich: wie lange glaubt man, diese Stimmung nötig zu haben, und wie lange wird andererseits der Interventionsfonds reichen? 500 000 Pfund, die durch Vermittlung der Firma Mendelssohn auf den Markt geworfen wurden, waren binnen 10 Minuten absorbiert: und wer etwa glaubt, das sei nur der erste Heißhunger gewesen, ist im Irrtum. Die Aufnahme-

bereitschaft des Marktes ist anscheinend unbegrenzt, insbesondere scheint sich mit den herausgeschleuderten Beständen sehr weitgehend die Industrie einzudecken, und von Abgabeneigung (aus Furcht vor noch weiteren Kurssenkungen) sind höchstens beim kleinen Publikum, nicht bei den entscheidenden Großen Anzeichen zu bemerken. Unter diesen Umständen wird der Interventionsfonds, auch wenn sich vermehrte Verkäufe infolge der Kreditkündigungen hinzugesellen, nach menschlichem Ermessen binnen kürzester Frist verbraucht sein. . . Es soll natürlich nicht behauptet werden, daß die Manipulation wirklich für jedermann teuer werden wird. Die Industrie zum Beispiel, die für vermehrte Kohlen- und Erzimporte jetzt viel größere Summen braucht als vor der Ruhrbesetzung, wird, wenn sie ihren Devisenbedarf gerade in den Interventionstagen eindeckt, die Ware späterhin aber zu Tageskursen berechnet, sogar nicht unerhebliche Gewinne erzielt haben. Aber es ist fraglich, ob gerade dies Resultat den Vorgang faßbarer machte."

Tagebuch d. Wirtschaft, 17. Februar.

Der Stützungsfeldzug als wirtschaftliche Illusion.

„Der Devisenmarkt inbezug auf Deutschland reguliert sich im wesentlichen aus dem Verhältnis, in dem der deutsche Devisen-Erwerb (für Exporte) und der deutsche Devisen-Verbrauch (für Importe) zueinander stehen. Und man kann sich nicht darüber hinwegtäuschen, daß dies Verhältnis unter der Ruhrbesetzung ungünstiger geworden ist als es früher war und im weiteren Verlauf noch ungünstiger zu werden droht. Auf der einen Seite enorme Exporthemmungen durch die Konfusion im Ruhrgebiet selbst, durch die Gütersperre, durch Betriebsstoffschwierigkeiten und durch die Wirkungen eben der Markbesserung. Auf der anderen Seite stark gesteigerte Kohlen- und Erzeinfuhr und Ausfall eines großen Konsumgebiets. Die natürliche Tendenz geht also auf Verknappung, nicht auf Vermehrung der Devisenbestände. In dieser Lage kann die Reichsbank ihre aufgesammelten Devisenbestände zwar ausräumen, aber sie schöpft offensichtlich in ein leeres Faß; und sie wird unglücklicherweise gerade dann jedes Bestandes entblößt sein, wenn sie ihn dringend nötig hätte, und wenn der Einsatz etwa überschüssigen Materials auch Dauernutzen stiften könnte. Es ist nur allzu bekannt, daß der Reichsbankpräsident bei seinem anfänglichen Widerstand immer wieder diesen Gedanken an den morgigen Tag als ausschlaggebendes Argument ins Treffen führte. Die Regierungsmänner und ihre Instignatoren fanden solche Gedanken offenbar unerheblich. Sie hielten es, bewährter Gepflogenheit treu, für richtig, nur ans Morgen zu denken." *Tagebuch d. Wirtschaft, 24. Februar.*

Die Entfesselung des Nationalismus.

„Was tun mit all der hell entfachten nationalen Energie irritierter Studenten, kriegsbedürftiger Offiziere, fanatisisierte Handelsgehilfen?

Beim Schluß des Ruhrstreites können die verhinderten Helden nur stören. Was also wird geschehen? Die nationale Energie, die sich nicht nach außen entladen kann, wird nach innen explodieren. Spüren wir's nicht alle, daß die Hitler, Gräfe, Dinter, Stadtler schon ungeduldig hinter den Kulissen der Einheitsfront auf und ab traben? So haben es wir Deutschen von je getrieben: der volle Ingrimm gehörte immer nur dem inneren Feind! Laßt das Ruhrstück zu Ende gehen, ein Rührstück der inneren Festigung und Zusammenschmiedung wird ihm nicht folgen. Vielmehr das erste, systematische Republikanerpogrom. Die aufgestaute nationale Erregung wird sich endlich entladen, ein Techow-Tillessen-Zeitalter bereitet sich vor und es wird eine Lust sein, zu leben und erschlagen zu werden."

Tagebuch d. Zeit, 3. März.

Die zerbrochenen Fundamente.

„Auf zwei Beinen sprang der Geheimrat Cuno in die politische Arena. Das eine hieß Amerika, das andere Industrie. Nur die guten Verbindungen in den Vereinigten Staaten und nur das Versprechen der Industrie, einem Manne ihres Vertrauens alle erdenkliche Hilfe angedeihen zu lassen, legitimierten den Neuling vor der Öffentlichkeit. Welchen Ertrag brachten die amerikanischen Verbindungen? Bis zur Stunde kein leisestes Anzeichen dafür, daß in absehbarer Zeit mehr daraus folgen könne. Und was ward aus der Unterstützung der Industrie? Der schauerliche Mißerfolg der Dollarschatzanleihe, der nur mit vollkommener Indifferenz der kapitalkräftigen industriellen Kreise erklärt werden kann, ist ein Anzeichen, das keiner Erklärung bedarf. Wären Kabinette Menschen, menschlichen Lebensbedingungen unterworfen, so müßte dies Kabinett Cuno, dem seine beiden Beine grausam gebrochen worden sind, wie ein schwer Kriegsbeschädigter in sich zusammenstürzen."

Tagebuch d. Zeit, 7. April.

Der leichtfertigste aller Finanzminister.

„Der deutsche Reichsfinanzminister Hermes hat, als er gegen Ende des Krieges einen untergeordneten Ministerialratsposten antrat, noch nicht gewußt, was eine Devise ist; August Müller hat sich damals bemüht, ihm die primitiveren Zusammenhänge des Begriffs beizubringen. Bei so jugendlicher Vertrautheit mit einem der kompliziertesten Gebiete internationaler Finanzbeziehungen bedarf es keiner dramatischeren Begründung für die Rolle, die Herr Hermes in der seit Februar betriebenen, deutschen Devisenpolitik gespielt hat, als diejenige, daß er den Tiefgang seines Sachverstandes, die Durchschlagskraft der von ihm mit vertretenen Reparationsdiplomatie, die Interventionspotenz der zur Verfügung stehenden Kapitalien, den Kredit und die kursmäßige Wirksamkeit deutscher Ministerreden, — daß er, kurzum, alles Wichtige in schönem Selbst- und Gottvertrauen ein bißchen überschätzte. Das Resultat wird für

den deutschen Steuerzahler freilich etwas drückend werden, — wie drückend: das wird sich erst zeigen, wenn es an's Begleichen der Rechnung geht. Aber es wäre doch gehässig, dem Finanzminister Hermes um solcher im Grunde doch nur finanzieller Nachteile willen allzusehr zu grollen. Man sollte stets auch das seelisch Erhebende an einem ganz gewiß ja auch zu seelischer Erhebung verpflichteten Minister anerkennen; in diesem Falle also nicht nur den Patriotismus, der Herrn Hermes die großartige Idee nahelegte, um Deutschlands willen Deutschland zu riskieren, sondern vor allem auch seine zähe, trotzige, unerschütterliche Beharrlichkeit. Herr Hermes hat im Februar erklärt, die Stützungsaktion werde unbedingt bis zum guten Ende fortgeführt werden; damals stand der Dollar auf 21 000. Herr Hermes hat dasselbe im April wiederholt; damals stand der Dollar auf 32 000. Herr Hermes wird dasselbe mit unveränderter Unbeugsamkeit noch aufrechterhalten, wenn der Dollar auf 60 000 stehen wird und nicht mehr nur 200, sondern 1000 Millionen Reichsbankgold in's Ausland verschifft und lombardiert sein werden."

Tagebuch d. Wirtschaft, 19. Mai.

Die Kostenrechnung.

„Im Handelsteil schlüpft der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" am Pfingstsonntag die defaitistische Offenheit durch, daß der Ruhrkampf „nach unverbindlichen Schätzungen der deutschen Wirtschaft bisher mindestens 5 Milliarden Goldmark gekostet hat". Wenn die Zahl richtig ist — und jeder Überschlag führt zu ähnlichen Ergebnissen — so sind diese vier Monate Ruhrkrieg also mindestens doppelt so teuer gewesen als alle bezahlten Reparationen zusammen. Und wenn der Kampf, was der Himmel verhüten möge, noch fernere acht Monate währen sollte, so würde er in diesem einen Jahr 15 Milliarden Goldmark gekostet haben, also ebensoviel wie die fixierte Zahlungspflicht von rund sechs Jahren ausmacht, oder rund die Hälfte dessen, was Cuno als Gesamtleistung von Jahrzehnten anbot. Man hat die Wahl, ob man aus der Ziffer der Deutschen Allgemeinen (die sie, wenn andere sie genannt hätten, wahrscheinlich landesverräterisch nennen würde) Rückschlüsse auf den Nutzwert des Ruhrkrieges, oder auf seine Tragbarkeit, oder auf Cunos Angebot oder auch auf die deutsche Leistungsfähigkeit ziehen will.

Tagebuch d. Wirtschaft, 26. Mai.

Untersuchungsausschuß mit falschem Thema.

„Einundeinenhalben Monat nach dem Zusammenbruch der sogenannten Markstützungsaktion, die niemals eine ernstzunehmende Aktion, sondern nur eine wüste Vergeudung und ein kopfloser Durchhaltebluff gewesen war, hat der Reichstag sich bewogen gefühlt, das Schauspiel der großen Rettungsaktion noch durch das Schauspiel einer kleineren Redeaktion zu krönen, — er hat einen Untersuchungsausschuß eingesetzt, der die Gründe des Zusammenbruchs

vor der Öffentlichkeit erforschen soll. Warum die Stützungsaktion zusammengebrochen ist? Mein Gott, die Arme konnte garnicht anders! Die richtige, die entscheidende Frage wäre gewesen: wieso die Aktion überhaupt begonnen werden konnte! Man kann sich mit Herrn Ludendorff vielleicht noch heute darüber streiten, ob das Massenopfer des Frühjahrs 1918 durch irgendwelche Erfolgaussichten gerechtfertigt war. Aber daß das Massenopfer des Frühjahrs 1923 von vornherein vergeblich sein mußte, daß es mit einem Blutverlust ohnegleichen zwecklos enden mußte, das ist zwar der Öffentlichkeit vorenthalten worden (das Tagebuch war das einzige nichtkommunistische Organ Berlins, das die Pflicht zur Wahrheit vom ersten Tag an höher einschätzte als die Pflicht zum Mitmachen), aber es war bis tief in die Reihen der Rechtsparteien hinein von allem Anfang an vollkommen klar. Wie konnte es dennoch zu dieser unglückseligen Unternehmung kommen? Der Untersuchungsausschuß hat die Frage nicht gestellt." *Tagebuch d. Wirtschaft, 2. Juni.*

Geheime Besuche.

„Herr Reichskanzler Cuno, zu dem gewöhnliche Sterbliche nicht leicht vordringen können, hat unlängst Zeit zu einer Begegnung mit Ludendorff gefunden. Als kürzlich ein Abgeordneter einen Minister des Kabinetts fragte, wie Cuno den tapferen Bandenführer Roßbach empfangen konnte, da erwiderte der Minister: „Er kannte ihn nicht, er hatte nie von ihm gehört", und als der Abgeordnete den Minister mit verwunderten Augen ansah, da erwiderte Cunos Kollege: „Ja, er beschäftigt sich noch nicht lange mit Politik." Da der Herr Reichskanzler ein lyrisches Gemüt ist, kann er in Unterredungen leicht umgestimmt werden. Darf man also die Frage vorbringen: Weiß Cuno wenigstens, wer Ludendorff ist? Cuno wird erwidern: Ludendorff ist der ruhmreiche Heerführer. Aber damit wäre die Frage nicht präzise beantwortet. Ludendorff ist, seit dem Zusammenbruch, der Dalailama der Verschwörer. Er ist nicht Vorsitzender der verschiedenen Nationalverbände verbitterter Offiziere, er ist auch nicht Präsident der Stahlhelmverbände und es ist anzunehmen, daß er auch nicht eingeschriebenes Mitglied der Organisation C. ist. Aber zufällig hatte er gerade in der Reichskanzlei zu tun, als der Kapp-Putsch ausbrach, zufällig war er in München am Siegestor, als Hitler zur Rache an den Franzosen schrie. Wenn man alle Besucher photographierte, die im Münchener Hause Ludendorffs verschwinden, wäre das geschlossene Material zu einem Verschwörer-Archiv gesammelt. Berufen sich nicht alle kurz denkenden Politiker, denen der passive Widerstand mongolisch, nur der aktive germanisch scheint, auf Seine Exzellenz? Es ist leider nicht anzunehmen, daß in der Unterredung Cuno auf Ludendorff abgefärbt hat, wahrscheinlich ist der Reichskanzler, sensibeler wie er ist, ein wenig verludendorfft worden. Der aufmerksame Hörer wird in der Cunorede, die in

Münster gehalten wurde, leise Ludendorff-Akkorde herausgehört haben. Ja, es wird Zeit zum aktiven Widerstand — im Reichstag!"

Tagebuch d. Zeit, 16. Juni.

Zum Kriegführen braucht man Geld . . .

„Wenn der Ruhrkrieg schon geführt werden muß, so kann und darf er nicht so geführt werden, daß die Aufbringung seiner Kosten auf spätere Zeiten verlegt wird, dann müssen, wie es in England während des Weltkrieges geschah, Mittel und Wege gefunden werden, die Kosten — die riesigen Kosten, von denen sich das Publikum gar keine Vorstellung macht! — sogleich und Schritt für Schritt auf dem Steuerwege wieder hereinzubringen. Geschieht das nicht, und noch ist nicht das leiseste Anzeichen dafür sichtbar, — so kann keine noch so rigorose Devisenverordnung der weiteren Markzerstörung Einhalt gebieten."

Tagebuch d. Wirtschaft, 30. Juni.

Der Lyriker.

„In voriger Woche hat Herr Reichskanzler Cuno in Königsberg, in Barmen, in Bremen und, während diese Zeilen in Druck gehen, wahrscheinlich auch in Hamburg Reden gehalten. Solcher Fleiß ehrt jeden. Alle Ansprachen Cunos kommen aus reinem Herzen. Er betont das gewöhnlich auch, aber man würde es dem Reichskanzler auch ohne diese Beteuerung glauben, daß seine Reden aus dem Gemüte sprießen. Bleibt nur die nüchterne Frage, ob diese Herzenserleichterungen, sittlichen Ermahnungen und vaterländischen Bekundungen auch von politischer Schlagkraft sind. Da muß man leider feststellen, daß die Reden des Reichskanzlers an Beachtung verlieren, je mehr Ansprachen er hält. Schon die Rede in Königsberg, die immerhin noch einen politischen, nicht bloß einen rein lyrischen Charakter hatte, ist in der ausländischen Presse fast ungehört verhallt. Die Reden in Barmen und Bremen, wackere Kundgebungen eines braven Mannes, hätte auch irgend ein Oberbürgermeister oder ein Ausstellungspräsident oder irgendein Dr. Boelitz, Minister und Gymnasialdirektor, halten können. Soll man sie qualifizieren, so kann man ihre sittliche Tendenz vorzüglich, ihre politische Bedeutung aber nur ganz ungenügend finden. Der Herr Reichskanzler übt sich im Rhetorischen. Er wird mit der Zeit ein ganz passabler, ja sogar ein freier, ohne Konzept sprechender Vereinsredner werden. Das ist tröstlich. In der Zwischenzeit freilich entscheidet sich Deutschlands Schicksal!"

Tagebuch d. Zeit, 7. Juli.

Die Hintermänner.

„Wer hält eigentlich Cuno? Der Reichspräsident hat ihn zwar erfunden, er hat ihn dieser Tage in Hamburg besucht, aber es ist anzunehmen, daß außer Herrn Ebert kein Mann in der sozialdemokratischen Partei über die zehrende Cuno-Katastrophe im Zweifel ist. Die deutschen Industriellen, bis hinauf zur Stinneshöhe, genießen ohne Freude die Früchte des Devisenbaumes. Jeder fühlt, daß dieser letzte Bankerott Helfferichs der schwerste sein wird. Im Kabinett

selbst kriselt es. Der einzige Republikaner, Herr Oeser, möchte bei der nächstbesten Gelegenheit aus dem Reichsministerium des Innern verschwinden. Über die demonstrative Schlageterbegeisterung Cunos war selbst Herr von Rosenberg verzweifelt, und der bedeutendste Kopf des Kabinetts, Herr Brauns, schloß sich ihm an. Wenn sie erst wüßten, was Herr von Graefe, Wulle und Roßbach fortwährend bedrohlich andeuten! Ehrhardts Flucht, so plaudert der taktlose Wulle immer wieder in seinem sonst so blödsinnigen Tageblättchen, kam „gewissen Staatsmännern" sehr gelegen. Mit einer Anmaßung, die den aufhorchenden Cuno in gelinde Verzweiflung treiben muß, fordern die Wullhaarigen Roßbachs schleunige Entlassung oder, was ja dasselbe ist, Flucht. Wann endlich, rufen sie höhnisch, wird General von Seeckt in Leipzig vernommen? In Herrn Wulles Stimme liegt Befehlston, wenn er diese Frage an Cuno richtet. Man braucht kein Prophet zu sein, um Roßbachs freien Auszug aus dem Leipziger Gefängnis anzukündigen.

Tagebuch d. Zeit, 28. Juli.

Der negative Erbfolgekrieg.

„Es mache einer das Experiment und frage in den Wandelgängen des Reichstags die Abgeordneten von Graefe bis zu Paul Levi nach Cunos innere Autorität. Von seiner liebenswürdigen Unbedeutendheit sind heute alle überzeugt. Niemand, von Stresemann bis Breitscheid, von Roesicke bis Bell, von Hermann Müller bis Stinnes, glaubt mehr an diesen hoffnungslosen Kanzler. Und trotzdem besteht noch eine schwache Lebensmöglichkeit für ihn. Es ist die allgemeine Flucht vor der Verantwortung, der Cuno sein bißchen Existenz verdankt. Gewiß, die Rolle seines Nachfolgers ist eine undankbare. In dieses harte Bett will niemand sich legen. Aber wird die Erbschaft besser, wenn sie später angetreten wird? Wird der Knäuel nicht vielmehr noch unentwirrbarer? Glaubt irgend jemand, daß England in zwei Monaten sein höchst phlegmatisches Tempo aufgegeben haben wird? Beim Beginn eines kohlenarmen Winters, einer rohstoffarmen Industrie-Epoche, einer Gütererzeugung über den Weltmarktpreisen, einer fiebernden, gequälten Großstadtbevölkerung — glaubt irgendein Zurechnungsfähiger, daß es in diesem bangen Winter leichter sein werde, Cunos Erbschaft anzutreten? Und doch diese zynische, aus dem kläglichsten Partei-Egoismus stammende Flucht der Führer vor der Verantwortung. Die Stresemann, Petersen, Marx, Hermann Müller, überschätzen die Lebensfähigkeit des Reichstags. Noch ist der Strom des Geschehens in parlamentarische Kanäle gebettet. Aber der Überdruß, die Gleichgültigkeit, die Verachtung gegenüber diesem Reichstag wächst. Noch ein Vierteljahr Cuno mit allen Resultaten einer ideenlosen Zu-spät-Politik auf allen Gebieten und nicht nur Cuno, auch dieser cunoistische Reichstag hat sich selbst erledigt. Das Reich, vom Gifte der Zersetzung angefressen, verträgt die schleichende Politik der Apathie keine zwei Monate mehr."

Tagebuch d. Zeit, 4. August.

GUGLIELMO FERRERO

AUF DER SUCHE NACH DEM DIKTATOR

Kurz bevor der bisher liberale Mailänder „Secolo" von der neuen fascistischen Redaktion übernommen wurde, veröffentlichte der große italienische Geschichtschreiber den Aufsatz, den wir hier in deutscher Übersetzung bringen. Die Meinung des größten lebenden Geschichtsforschers kennen zu lernen, ist auch für uns in Deutschland wichtig, da zurzeit auch bei uns das Thema „Diktatur" allenthalben erörtert wird.

Wie überhaupt der Krieg für die Freiheit dem europäischen — und vielleicht auch ein bischen dem amerikanischen — Erdteil die Krankheit der Diktatur hat aufpfropfen können, das wird den Geschichtschreibern der Zukunft ein schönes Kopfzerbrechen verursachen. Aber die Tatsache selbst ist offenbar. Die Diktatur ist heutzutage nicht einmal mehr eine politische Lehre, sie ist eine Art religiöser Glaube. Den Anfang mit seiner Verkündung machten die Sozialisten, und zwar nachdem die Russen von den Kreml-Terrassen aus die Diktatur des Proletariats ausgerufen hatten. Seit fünf Jahren träumen in der ganzen Welt Millionen und Abermillionen Proletarier von einem roten Diktator und harren seiner, daß er Gerechtigkeit und Frieden in der Welt wiedereinführe. Aber seit einigen Monaten haben nicht nur die Proletarier ihren Diktator. Nachdem Mussolini Rom mit Hilfe der Schwarzhemden erobert hatte, träumen nun auch die Reichen, die Bourgeois, die gebildeten Klassen in allen Zonen von einem weißen Diktator, der den unruhigen Völkern Ordnung und Gehorsam auferlegen soll.

Die antike Fabel erzählt, daß die Frösche eines Tages von Jupiter einen König erbaten. . . .

Das Schlimme ist, daß die Diktatur einen Diktator voraussetzt und daß unser Jahrhundert in einzigartiger Weise unfruchtbar an dieser Art Männern ist. Auch die Diktatoren sind eine verschwundene Rasse wie die Ichthyosaurier. Der Glaube ist fähig, nicht nur seine Götzen zu verwandeln, sondern geradezu: sie zu erschaffen. Es ist daher nicht seltsam, daß sich die Gläubigen der „Religion der Diktatur" Lenin und Mussolini als zwei Modelle denken und ihnen alle Eigenschaften zugeschrieben haben, die sich beim vollkommenen Diktator vorfinden —, so wie ihn sich das träumerischeste von allen Jahrhunderten, das neunzehnte, vorstellte: Energie, Genialität, Allwissenheit, Allgegenwart, Unfehlbarkeit. Aber die Ungläubigen, die sich voll „gotteslästerlichen" Zweifels den beiden Götzenbildern genähert haben, schütteln den Kopf, und irgendein noch Unfrommerer bekommt eine Anwandlung, geradezu zu lächeln.

Wir wissen jetzt zuverlässig: Lenin ist ein Diktator, dem der größte Teil Rußlands niemals gehorcht hat, — ein Diktator, der eine Unmenge von Verordnungen aller Art erlassen hat. Sie sind aber größtenteils toter Buchstabe geblieben. Wer könnte Lenins Reden zählen? Doch die Ereignisse sind immer ihren eigenen Weg ge-

gangen, ohne allzusehr auf die Voraussagen und Anweisungen des Diktators zu achten. Was sich in Rußland Diktatur des Proletariats nennt, das sind die Überbleibsel des alten zaristischen bürokratischen Despotismus, und den neuen erträgt das Volk, weil er schwächer ist als der alte. Von einem Diktaturzustand gibt es da nur die Kriegsgerichte, den Galgen, die vollstreckenden Truppenabteilungen und die Leichtigkeit, mit der die Gerichtshöfe massenhaft Todesurteile verhängen.

Lenins weißer abendländischer Kollege ähnelt von Monat zu Monat mehr den parlamentarischen Häuptern alten Stils, die heute allgemein verachtet sind und die der weiße Diktator hätte ersetzen müssen. Statt dessen: Verhandlung, Bruch, Wiederaufnahme, Feilschen, Sichfügen im Verkehr mit den Parteien, den Gruppen, den großen widerstreitenden Interessen. Der weiße Diktator lernt die Kunst, die dem alten Parlamentarismus so teuer war: es mit keiner Partei zu verderben. Der weiße Diktator ändert so viel wie nichts, aber er verbessert oder beseitigt oft sein eigenes Werk, sobald der Widerspruch dagegen etwas lebhafter wird, und verschiebt gern Schwierigkeiten auf morgen, wenn sie heute zu groß sind. Wer weiß, was heutzutage dem Haupt eines alten europäischen Staates möglich oder unmöglich ist, der wundert sich nicht hierüber. Aber wenn man in diesem Grade fortfährt, so werden wir in einigen Monaten in Italien weiter keine Diktatur mehr haben als die Prügelstöcke der Gefolgschaft des Diktators.

Nein: Europa hat noch nicht den Diktator gefunden, den viele als das höchste Heil herbeirufen. Er ist weder in Rußland noch in Italien gefunden. Und man findet ihn vielleicht auf dem Mond, falls es einer Expedition gelingen sollte, ihn zu betreten. Aber auch nur in e i n e m Winkel der fünf Erdteile? Nein.

Was ist die Diktatur? Ein Organ der Verwaltung, nicht der Ideenschöpfung. Die Diktatur ist nicht imstande, Gedanken zu erfinden, die nicht schon vorher erzeugt wären, oder Ideen aufzuhellen, die noch unklar sind — wohl aber: Vorschläge durchzuführen, die schon reif, bestimmt, scharf umrissen sind. Wenn in einem Staatswesen eine Personengruppe ein wohlbestimmtes Aktionsprogramm hat und es nicht ausführen kann (auch wenn die Notwendigkeit dies erfordert), weil die gesetzliche Ordnung dem im Wege steht, so kann diese Gruppe ihr Programm diktatorisch durchführen, falls es ihr gelingt, sich der Gewalt zu bemächtigen. Einige Male allerdings, an großen Wendepunkten der Geschichte, hat sich dies dennoch ereignet. Aber wenn kein solch klares und bestimmtes Programm da ist, was soll dann die Diktatur? Sie versucht zu handeln und gestikuliert im leeren Raume, und sie fällt denselben Widersprüchen zur Beute, durch die gewöhnlich auch die gesetzmäßigen Regierungen geschwächt werden.

Das Übel, an dem alle europäischen Staaten leiden, ist gerade dies: daß keiner genau weiß, was er will. In allen Parteien, allen Klassen, allen Schulen, allen Einrichtungen, allen Staaten — ich möchte beinahe sagen; in allen Gewissen (mit ganz wenigen Ausnahmen) — treten Lehren, Bestrebungen, Interessen einander entgegen. Was wollen wir? Es ist ein Geheimnis, das wir nicht in uns selbst klären können, weil wir immer das Gegenteil von dem wollen, was wir wollen. Wir wollen den Frieden und den Krieg, die Gewalt und die Gerechtigkeit, die Tyrannei und die Freiheit, die Sparsamkeit und die Verschwendung, das Gleichgewicht der Bilanz und die knauserige Mißwirtschaft des Fiskus, die Sicherheit und das Abenteuer. Nie war die Bevölkerung irgendeines Zeitalters widerspruchsvoller in sich selbst.

Unser Zeitalter lebt im Zorne gegen das parlamentarische System und die Demokratie, die wieder die Schwäche und die Untätigkeit der Regierung verursachen. Aber diese Schwäche und diese Lässigkeit entsteht aus den Widersprüchen und Verwirrungen des modernen Geistes, nicht aus den Mängeln dieser oder jener Regierung. Solange wir nicht klar wissen, was wir wollen, werden alle Regierungen schwach und schwankend sein, wie immer auch ihre Formen und Namen aussehen mögen.

Unter den heutigen Bedingungen bedeutet das Streben nach der Diktatur, das jetzt unter Gebildeten und Ungebildeten so verbreitet ist, eine romantische Form der Mutlosigkeit und nichts anderes. Viele suchen nach einem Diktator, weil sie hoffen, daß er wisse, was alle nicht wissen —, daß er finde, was alle vergeblich suchen: das Heilmittel zur Beendigung der Krankheiten, an denen die Welt leidet. Der rote oder weiße Diktator, wie ihn die Menschen erträumen, müßte ein geheimnisvoller Zauberer sein.

Daher können wir bestimmt annehmen, daß Europa und Amerika auf ihn noch ein Weilchen warten müssen. Wir werden da und dort jeweils nur falsche Diktatoren erscheinen sehen. Wenn Völker und Staaten auf ein Wunder hoffen, so werden sie sich vergeblich der Pflicht zu entziehen suchen, die im Wiederaufbau der von ihnen verursachten Trümmer besteht. Die Unordnung im heutigen Europa ist unser Werk, unser aller Werk, der Völker wie der Staaten. Es ist daher auch unser aller Pflicht und Schuldigkeit, die Ordnung in der Welt wiederherzustellen, und zwar dadurch, daß wir sie zunächst in unseren eigenen Köpfen wiederherstellen.

Wenn auch nicht Diktaturen, so können doch starke, einsichtige, aktive Regierungen Europa wieder zusammenfügen — allerdings nur dann, wenn sich in jedem Lande eine einige, entschlossene, zusammenhängende und mächtige Gruppe bildet, wie sie nötig ist, um sich selbst und anderen Opfer aufzuerlegen. Ohne solche Opfer ist jede Hoffnung vergeblich, daß etwa die Zerstörungen wieder

ausgeglichen werden könnten, die von so schweren Kriegen und Revolutionen angerichtet wurden. Aber die Völker werden noch viel leiden müssen, bis dieser Tag anbricht. Da er früher oder später einmal kommen muß, so darf man nicht dem intellektuellen Skeptizismus Raum geben — einem Skeptizismus, der die menschliche Vernunft ihrer Herrscherrechte berauben möchte, weil heutzutage die Welt närrisch ist und daher die Gemüter auf die kindlichen Erwartungen von einem Diktator vorbereitet sind, wie es ihn niemals gegeben hat noch jemals geben wird.

LEO MATTHIAS (Palermo)

DIE FASCISTISCHE EISENBAHN

1.

Der größte Stolz eines Fascisten ist die „Eisenbahn". Bereits in München machte mich ein Italiener darauf aufmerksam, daß seit der Regierung Mussolinis die italienischen Züge pünktlich abfahren und ankommen. Und tatsächlich: vom Brenner bis Syrakus erlebt man selten Verspätung. Nimmt man jedoch ein Kursbuch zur Hand, so stellt man fest, daß ein Zug, der durchschnittlich zehnmal halten soll, durchschnittlich zweiundzwanzigmal hält — abgesehen von allen Unterbrechungen auf der Strecke.

Berechtigte Frage: wie ist es möglich, daß der Zug dennoch auf die Minute ankommt?

Sehr einfach: man holt die verlorene Zeit ein durch rasendes Tempo. Oder weniger romantisch: durch rücksichtslosen Verbrauch des Materials; (denn die italienischen Wagen sind für ein derartiges Tempo viel zu leicht gebaut).

Man kommt daher schon nach kurzer Zeit zu dem Ergebnis, daß die Bewunderung für Mussolini ihren tiefsten Grund darin hat, daß die meisten Menschen in der Eisenbahn schlafen. Denn wer schläft stellt fest, daß er pünktlich abfährt und pünktlich ankommt, und dieser „Wirklichkeit" gegenüber ist alles, was dazwischen liegt, — ein Traum.

2. Die fascistische Ordnung.

Man hat vor der Zeit Mussolinis auf Eisenbahnen geschossen und ganze Züge auf offener Strecke stehen lassen, weil sich ein Soldat oder ein Priester unbemerkt eingeschlichen hatte. Soldaten und Priester wurden von guten Sozialisten nicht befördert. Verglichen mit diesen Zuständen herrscht jetzt in Italien „Ordnung". Aber „Ordnung" herrscht jetzt auch in Rußland (wie immer und überall, wo die Machtfrage entschieden ist), und ihre Sache scheint daher auch ohne Mussolini nicht verloren.

Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß die Ordnung der Fascisten eine Ordnung eigener Art ist. Man hat in Italien ein Problem gelöst, mit dem andere Völker heut noch ringen.

Denn — um bei der Eisenbahn zu bleiben — so ist es vorgekommen, daß ein Gesuch um Konzession zum Bau irgendeiner Strecke zurückgewiesen wurde, weil ein Formular nicht vorschriftsmäßig war; dann aber, nach Ausfüllung eines vorschriftsmäßigen Formulars, bewilligt wurde, um nach zwei Tagen auf — privaten Wunsch eines Ministers, wieder rückgängig gemacht zu werden.

Man hat also nicht nur die Unordnung, sondern auch das andere Extrem: die starre Ordnung durch gewisse Lockerungen überwunden.

3. Fascistische Gerechtigkeit.

Man darf die Fascisten nicht anklagen, weil sie Häuser verbrannten und Menschen töteten. Man dürfte es nur dann, wenn sie, im Besitz der Macht, fortfahren würden, gegen die Gerechtigkeit zu handeln.

Ich war daher erfreut, zu hören, daß allein schon der Versuch, Widerspenstigen die berühmte Flasche Rizinusöl zu geben, mit Gefängnis, nicht unter einem Monat, bestraft wird.

Aber es verhält sich mit dieser fascistischen Gerechtigkeit, wie mit der „Pünktlichkeit" der Eisenbahn: sie ist eine „Vorspiegelung wahrer Tatsachen". Denn ein Fascist ist tatsächlich verurteilt worden, weil er einem Priester eine Flasche Rizinusöl zu trinken gab — aber es war gerade zur Zeit der Annäherung zwischen dem Papst und Mussolini.

4. Fascistische Amnestie.

„Amnestie", griechisch: amnesteia, kommt von amnestos, „uneingedenk". „Amnestie" ist also nicht nur ein „Erlaß", sondern ein Erlassen, ein Vergeben, ein Verzeihen dem Gegner. Sie ist eine großmütige Handlung, die, auch bei revolutionären Regierungsantritten üblich ist —, aber nicht immer, wie das Beispiel der Bolschewiki lehrt. Die Bolschewiki wollten nicht großmütig sein.

Der Volksschullehrer Mussolini dagegen wollte es sein, und er erließ daher eine Amnestie, in der er allen Kämpfern Straffreiheit zusichert — die auf seiner Seite waren. (Der Fall ist in der Geschichte einzig!)

5. Fascistische Politik.

Es gibt für den italienischen Politiker nur ein außenpolitisches und ein innenpolitisches Problem. Das außenpolitische heißt „England" — denn man ist verloren, wenn England auf einen seiner Knöpfe drückt, z. B. auf Gibraltar, und das innenpolitische heißt „Übervölkerung".

Das außenpolitische blieb durch Mussolini ungelöst; den Knoten des innenpolitischen dagegen hat er auf eine geniale Art zerhauen. Denn da die Auswanderung unmöglich ist (wegen der Unmöglichkeit der Einwanderung in fremde Länder und der teuren Reise), so läßt man die Überzähligen verhungern.

Und dies mit solcher Grausamkeit, selbst Kriegsverletzten gegenüber, daß d'Annunzio, der gewiß keiner sentimentalen Anwandlung verdächtig ist, an Mussolini schrieb: „Vergiß nicht, daß Du in jedem Kriegsinvaliden den toten Soldaten vor Dir hast."

6. Der Fascist.

Was war es, was Generationen nach Italien trieb? Landschaft, Klima, Kunst — man zog vielleicht deswegen hin; jedoch wer wiederkam, tat es, weil er die Italiener liebte. Man konnte unter ihnen leben, ohne auf Schritt und Tritt Visagen und Manieren zu begegnen, die einen zwangen, mit den Händen in der Hosentasche rumzulaufen.

Man konnte unter ihnen leben. Man kann es heute nicht mehr; denn man kann es nicht vermeiden, an Schaltern, auf Magistraturen, in der Bahn, Beamten zu begegnen, und im Hotel, im Café, auf der Straße Schwarzbefetzten. Man kann es nicht vermeiden, Fascisten oder Fascistoiden zu begegnen — und in dieser ganzen Sippschaft herrscht nicht nur jener Typus, der früher völlig unbeachtet blieb (der kleine, manchmal große, aber immer plumpe — mit dem runden Schädel — Mussolini ist der Gegentypus zu dem König und d'Annunzio); sondern auch ein Geist, der preußischer ist, als Marke Fridericus Rex. Das Schnauzen wird in Italien (in Italien!) modern.

Dies als Erläuterung zu dem Satze Mussolinis: daß von nun ab „die Vielen für die Wenigen da sind".

(Die Richtigkeit einer These ist eben nicht absolut, sondern bedingt durch die, die sie benutzen.)

7. Mussolini und der Vatikan.

Man kann es von jedem zweiten Italiener hören, daß Mussolini das Land gerettet hat. „Wir standen vor einer Revolution," erzählt treuherzig der Bürger. Und tatsächlich: die fascistische Revolution hat das Land vor einer sozialistischen „gerettet". Aber die fascistische Revolution wäre niemals geglückt, ohne die Vorarbeit der Popolari. Denn die entscheidenden Streiks wurden nicht niedergeworfen durch fascistische Gewalt — gegen die man mit dem gleichen Mittel kämpfte; sondern durch klerikale Gewerkschaftssabotage — gegen die man machtlos war.

Aber was sind schließlich — geistige Waffen?

„Es war Mussolini, der auf Rom marschierte! Es war Mussolini, der den Rücktritt Don Sturzo's, des großen Popolare, erzwang!"

Und tatsächlich: Don Sturzo ist auf Wunsch des Papstes zurückgetreten — nachdem Mussolini die Verordnung erlassen hatte, daß sämtliche Examina nicht auf der Schule absolviert werden, die man verläßt, sondern auf der, die man in Zukunft besucht. Mit anderen Worten: es werden sämtliche Jesuitenschulen, die bisher nicht das Recht hatten, die Matura zu erteilen, den Staatsschulen gleichgestellt. Und da die Jesuitenschulen noch heute die besten der Welt sind und das Vermögen der Societas Jesu unermeßlich ist — so ist die Bestimmung gleichbedeutend mit einer vollkommenen Auslieferung der vielleicht entscheidensten Macht, über die ein Staat verfügt: der Macht der Erziehung, an die Kirche.

Aber was sind schließlich — „geistige Waffen"?

„Mussolini hat gesiegt!"

Und dies ist wirklich eine Tatsache von gleicher unbezweifelbarer Richtigkeit, wie die — daß unter Mussolini in Italien alle Züge pünktlich sind.

FÜNF UNGEDRUCKTE BRIEFE LASSALLES

Im Frühjahr 1855 hatte Ferdinand Lassalle, nach den zahlreichen Prozessen in Sachen der Gräfin Hatzfeldt und den eigenen Fährlichkeiten, deren Folge verschiedene Monate Freiheitsstrafe gewesen waren, die Erlaubnis zu einem mehrtägigen Aufenthalt in Berlin erwirkt. Er richtete bei diesem Besuch eine Eingabe an den Polizeipräsidenten von Hinckeldey mit dem Antrage, ihm die Niederlassung in Berlin zu gestatten, wo allein er das wissenschaftliche Rüstzeug zur Vollendung seines Werkes über Heraklit zur Verfügung habe. Er versicherte, daß ihm „zum Konspirateur und Karbonari Naturell und Talent, Lust und Charakter, alles gleichmäßig fehle", seine ganze geistige Auffassungsweise der Dinge vielmehr solchem in seinen Augen nur kindlichen Karbonarismus entschieden entgegenstehe und ihn geradezu bei ihm unmöglich mache. Das Gesuch wurde abgelehnt. Erst im April 1857 wurde Lassalle von Hinckeldeys Nachfolger „behufs Gebrauchs einer Augenkur und der Herausgabe des von ihm verfaßten Werkes über Heraklit" die Erlaubnis zu einem längstens sechsmonatlichen Aufenthalt in Berlin erteilt. Er führte in Berlin ein zurückgezogenes Leben, beschränkte seinen Verkehr, der von der Polizei überwacht war, hauptsächlich auf seinen Verleger Franz Duncker und erlangte nach Ablauf der sechsmonatlichen Frist ihre Verlängerung von vier zu vier Wochen.

Am 23. Oktober 1857 hatte der Prinz von Preußen die Stellvertretung für den geisteskranken König übernommen. Am 10. Februar 1858 schrieb Lassalle an Karl Marx: „Unsere Bourgeoisie hat wieder einmal den Himmel voller Geigen! Sie schwelgt in Jubel und Hoffnungsrausch. Die prinzliche Heirat (Prinz Friedrich Wilhelm verheiratete sich am 25. Januar 1858 in London mit der englischen Prinzessin Viktoria) ist ihr Bürgschaft von, ich weiß nicht was allem. Aber selbst die kleinbürgerliche Bierdemokratie stimmt in diesen Jubel ein." Er gab seinem Ärger Ausdruck, daß Demokraten wie Streckfuß die Berliner „Volkszeitung" Franz Dunckers aufforderten, für einen rauschenden Empfang des jungen Paares Stimmung zu

machen, „was aber zum Glück nicht geschah". Auch Rudolf Schramm, 1848 demokratisches Mitglied der preußischen Nationalversammlung, dann Flüchtling in London, habe einen bandwurmlangen Jubelartikel geschickt, worin er die Vermählung als das höchste feiere, was ein wahrhaft politischer Sinn, der von „abstrakten Theorien des Jahres 1848 zurückgekommen" sei, von Preußen fordern könne. Die „Volkszeitung" habe jedoch die Aufnahme verweigert.

Am 7. Oktober 1858 erfolgte die Übernahme der Regentschaft, statt der Stellvertretung, durch den Prinzen von Preußen kraft der Verfassung. Die Demokratie, die sich seit 1849, seit der Oktroyierung des Dreiklassenwahlrechts, der Teilnahme an den Wahlen enthalten hatte, gab unter Führung von Waldeck, Schulze-Delitzsch und Johann Jacoby den passiven Widerstand auf. Insbesondere erklärte Johann Jacoby: „Jetzt gibt es in unserem Lande in der ganzen demokratischen Partei nicht einen einzigen, der für Preußen, wie es ist, eine andere als monarchische Staatsform zu wollen, geschweige zu erstreben sich nur im Traume einfallen läßt." Die verfassungsmäßige Monarchie auf echt demokratischer Grundlage wolle er, „nicht mehr, aber auch nicht weniger". Anders Lassalle. Er war leidenschaftlicher Gegner der Wahlbeteiligung und wollte die Revolution. Am 31. Januar 1859 schrieb er abermals an Marx: „Die Leute schwärmen hier für die neue Ära und den gewissenhaften Prinzen und die gesetzestreue Verwaltung, die jetzt gekommen sei. . . . Die „Volkszeitung", das einzige halbwegs demokratische Blatt, das Berlin noch hatte, ist Hals über Kopf in das ministerielle Lager übergegangen und spielt eine Rolle, von deren Unwürdigkeit die Geschichte demokratischer Blätter kein Beispiel kennt." All sein persönlicher Einfluß auf Duncker habe dies nicht hindern können, um so weniger als nicht Duncker der Redakteur sei, sondern „ein gewisser Bernstein, ein wahrer Jammermensch". In einem andern Brief nennt er ihn einen „Erzreaktionär". In Wahrheit war A. Bernstein ein überzeugter Demokrat, Historiker, Dichter und naturwissenschaftlicher Schriftsteller. „Woher der Jubel," fährt Lassalle in seinem Schreiben vom 31. Januar 1859 fort, „die Gefühlsschwelgerei, die Vertrauensseligkeit in diesen sogenannten „Umschwung der Dinge"? Es ist, um auszuspeien vor den Leuten! Jetzt hat die Prinzeß Viktoria gekitzt. Und da kommt nun noch der Familienjubel hinzu. Die Bourgeoisie gebärdet sich, als wenn sie alle Geschwisterkinder von Viktorchen wären! Und wenn diese die Windeln des jungen Prinzen verauktionieren lassen wollte, könnte sie ein schönes Geld verdienen." Der junge Prinz, geboren am 27. Januar 1859, war der spätere Kaiser Wilhelm II.

Im Juli 1859 war der liberale Graf Schwerin in das Ministerium eingetreten. Ende Februar 1860 schrieb Lassalle an Engels, das dem Abgeordnetenhaus vorgelegte Militärgesetz sei schmachvoll. „Nie würde Manteuffel gewagt haben, so etwas vorzuschlagen. Nie hätte er es durchgesetzt. Wer jetzt in Berlin lebt und nicht am Liberalismus stirbt, der wird nie am Ärger sterben." Endlich, am 19. Januar 1861, schüttet er Marx sein Herz aus. Er habe einen Aufsatz über den nach der Thronbesteigerung Wilhelms I. ergangenen Amnestieerlaß an die „National-Zeitung" geschickt, die ihn nicht brachte, wohl aber plagiierte. Er habe dann den Artikel der „Volkszeitung" gesandt und einen zweiten dazu über das Plagiat. Aber auch bei der „Volkszeitung" habe er einen Korb bekommen. „Jedenfalls," so fährt er fort, „benutze ich diesen Anlaß, um mit Duncker gänzlich zu brechen; Umgang meine ich, denn anderes bestand überhaupt nicht. Ich benutze den Anlaß,

sage ich, denn es ist mir eine erwünschte Gelegenheit noch mehr als ein Grund. Es ist schon lange dahin gekommen mit ihm, daß ich diese Notwendigkeit einsah; es ist mit diesem mattherzigen Gesindel gar kein Verhältnis möglich, und so werde ich denn dies benutzen, um alle Beziehungen zu ihm, was ich ohne meine natürliche Gutmütigkeit schon lange getan, aufzuheben."

Lassallen hatte sehr freundschaftliche Beziehungen mit dem Hause Duncker verknüpft. Er hatte hier die meisten seiner späteren Verehrer von geistiger Höhe kennengelernt, gelegentlich allerdings auch einen Widersacher. So verkehrte dort ein Intendanturrat Fabriz, der Lassalle zum Duell forderte und am 27. Mai 1858 mit einer Reitpeitsche überfiel. Lassalle behauptet in einem Brief an Marx, die „Volkszeitung" habe darüber am 29. Mai und 1. Juni zutreffend berichtet. Die Darstellung sei, wie es auch in der zweiten Nummer heiße, nicht von ihm, sondern von der Redaktion ausgegangen. Übrigens sei der wirkliche Grund der Herausforderung kleinlicher Neid gewesen: „Fabriz war seit acht Jahren intimer Hausfreund bei Dunckers." Gustav Mayer sagt im dritten Band seines Lassalle-Nachlasses: „Lassalle stand damals in sehr intimen Beziehungen zu Frau Lina Duncker. . . . Später nach dem Bruch mit dem Dunckerschen Ehepaar wurden die gegenseitigen Briefe ausgetauscht." Der Verkehr war so freundschaftlich gewesen, daß Lassalle mit dem Dunckerschen Ehepaar sogar lange Reisen nach der Schweiz gemacht hatte. Zu der Mitteilung Lassalles an Marx' vom 19. Januar 1861, daß er mit Duncker brechen wolle, bemerkt Gustav Mayer: „Lasalles großer Absagebrief an Duncker wird im zweiten Bande der Nachlaßausgabe abgedruckt werden." Er ist noch nicht erschienen.

Im Jahre vor dem Bruch, am 11. März 1860, hatte Lassalle an Marx geschrieben: „Vor acht Tagen zirka ist ein Buch in Leipzig erschienen, das hier einen wahren Aufruhr erregt hat. Humboldts Briefe an Varnhagen, von dessen Nichte herausgegeben." Die Herausgeberin sei von sämtlichen Bourgeoisblättern — „aber mit Ausnahme der „Volkszeitung" — wie von einer Meute toller Hunde angefallen worden. Freilich blase das Buch auch mit vollen Backen in die Strömung der Revolution. Er verschweigt noch, daß er Ludmilla Assing, der Nichte Varnhagen von Enses, bei der Herausgabe tätigste Hilfe geleistet hatte.

Wie Lassalle vor dem Bruch und nach dem Bruch zu Franz Duncker stand, zeigen die folgenden bisher ungedruckten Briefe, die aus Dunckers Nachlaß stammen. Die ersten sind, wie so viele Briefe Lassalles, undatiert; sie sind sämtlich auf Papier mit seinem altmodischen Monogramm geschrieben. Wir lassen sie in der Reihenfolge, in der sie uns übergeben sind, auch wenn sie zeitlich nicht richtig erscheint. Unter dem zweiten Brief findet sich von Dunckers Hand die Bleistiftnotiz: 4/3 1860.

Die ursprüngliche Orthographie und Interpunktion nebst den Verkürzungen sind genau nach dem Original beibehalten.

Lieber Franz.

Da die Blätter schon gestern resp. vorgestern über den Bericht der Justiz-Commission in S. der Gräfin[1]) berichteten, müssen Sie denselben wohl bereits gedruckt haben, u. bitte daher ihn mir durch

Überbringer gefälligst zu überschicken. Sie können ihn wiederbekommen. Wenn die Zeitungsnotiz genau ist, so schmückt sich der Bericht gar sehr mit fremden Federn. Soll mir aber sehr einerlei sein, wenn er nur gut ist u. den Zweck erreicht.

Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie sehr Sie Sich über die zwei Art. Ihrer Zeitung von heut u. gestern geärgert haben müssen u. begreife ganz die mißliche Lage, in der Sie Sich dabei befinden, weiß aber selber keinen rechten Rath, der — vu les circonstances — frommen würde, sonst würde ich ihn schon ungefragt ertheilt haben. Aber Sie Selbst werden schon etwas aussinnen können u. müssen das auch thun. Ich ermuntere dazu gar nicht mit Rücksicht auf das Interesse unserer Partei oder das Weltenschicksal — denn Partei u. Welt haben dicke Beine u. helfen sich schon alleine — sondern l e d i g l i c h aus freundschaftlichem Anteil an Ihrem persönlichen allseitigen Interesse, von dem ich fürchte, daß es, wenn das so fort geht, Schaden erleiden muß. —

Von Ihnen zu den allgemeinen Angelegenheiten übergehend, frage ich übrigens weiter: was sagen Sie denn n u n zu der neuen Wirtschaft, dem liberalen Ministerium etc.?

Sie sind, lieber Franz, nie eigensinnig gewesen, u. ich halte darauf, Sie im Lauf der Zeit von der Richtigkeit meiner Prinzipien zu überzeugen, mit denen Sie bis zum Oktober 58 im ganzen einverstanden waren u. von denen Sie Sich erst bei Gelegenheit der Wahlfrage damals getrennt haben. Ganz für widerlegt werden Sie — das weiß ich — Sich noch nicht halten. Aber einen tüchtigen Ruck wird es Ihnen gegeben haben, u. die Zukunft wird das Fehlende noch ergänzen.

Was mich betrifft, so sehe ich, wenn ich Herrschels Riesentelescop anwende, in c o n s t i t u t i o n e l l e r Hinsicht nicht mehr den geringsten Unterschied zwischen dem Standpunkt des Ministeriums Manteuffel u. des Ministeriums Schwerin.

Auch kann ich mein begriffliches u. juristisches Ehrenwort verpfänden, daß es keinem anderen gelingen wird, einen solchen Unterschied aufzuzeigen.

Daß die Kammern zu den G e s e t z e n mitzuwirken haben, das hat auch das Minist. Manteuffel niemals in Abrede gestellt. Und das ist nach wie vor das Einzige was ihnen bleibt, wenn dieser gesetzgebende Körper nicht mehr das Recht haben soll, auf die Ausführung u. Auslegung der von ihnen erlassenen Gesetze zu halten. Die Kammern können dann immer Gesetze nach weiß erlassen u. die Administration sie in der Ausführung nach schwarz auslegen. Die Kammern sind dann einfach für die Katze. Übrigens ist der Minister fast zu entschuldigen einer solchen Kammer gegenüber, die nicht einmal wagte, den allein richtigen Standpunkt auf-

zustellen, daß das Ministerium zur unbedingten Nachachtung verpflichtet sei, sondern nur ein Recht des Fragens, ohne weitere Consequenzen, in Anspruch nahm. Es existiert kein Schriftsteller constitut. Staatsrechts weder in England noch Frankreich, der je dies Recht auf unbedingte Befolgung des Kammerbeschlusses zumal bei Fragen der Gesetzesinterpretation u. Gesetzesanwendung, bestritten hätte. Es bleibt dem Ministerium nur — wenn es nicht ausführen will — sich zurückzuziehen. Eben so wenig ist je in Frankreich oder England ein Fall vorgekommen, wo eine solche Nichtbefolgung praktisch versucht worden wäre, denn überall wäre die sofortige Folge des Mißtrauensvotums eingetreten, ja, wo es sich um Gesetzesauslegung handelt, die Anklage. Es ist das ganz specifisch neupreußischer Constitutionalismus, überall anderwärts unbekannt.

Wenn die Kammer selbst schon ihrem Rechte so viel vergab, warum sollte der Minister nicht noch weiter gehen u. selbst das Recht des Sichbekümmerns in Frage stellen?

Nun frage ich, war dies Resultat es werth zu wählen, den principiellen Standpunkt aufzugeben, Einwände, wie neulich den von Holdheim,[2]) von unsern eignen Meinungsfreunden zu veranlassen, eine große Masse demokratisch Gesinnter irre zu führen u. die Lüfte mit tollem Versöhnungsjubel anzufüllen u. das einzige Resultat so vieler Jahre — den Volksgrimm — systematisch selbst zu verpuffen! —

War dies das werth? War dies practisch?

Ehe das Jahr aus ist, werde ich noch manchen Anlaß zum Fragen haben. — So habe ich da Sie nicht kommen, wenigstens schriftlich etwas mit Ihnen geplaudert.

Ihr F. L.

[1]) Noch am 19. Januar 1861 schrieb Lassalle an Marx, er sende ihm eine Eingabe an die Kammer, die er für die Gräfin gemacht habe: „Du wirst finden, daß ich Patow (den Finanzminister) und das Ministerium überhaupt so zu Mus gemacht habe (Mus, das heißt Apfelmus, Pflaumenmus usw.), wie die Gelegenheit zuließ. Bin nun neugierig auf die Verlegenheit der Kammer. Die Beschwerde der Gräfin Hatzfeldt an das Abgeordnetenhaus über widerrechtliche Eigentumsverletzung ist vom 2. Januar 1861.

[2]) Holdheim war neben Bernstein Redakteur der „Volkszeitung".

Lieber Franz.

Hierdurch will ich Sie mit Ihrer Frau Gemahlin auf Dinstag Mittag, 4 Uhr zu Tisch en tout petit comité bestens eingeladen haben.

Ich muß Ihnen jedoch gleich sagen, daß ich Sie nicht nur mit Suppe u. Braten sondern auch mit einer — Vorlesung zu bewirthen gedenke! (Eheu!)

Es ist nehmlich mein alter November 58 geschriebener Leßing-Artikel,[3]) den ich Ihnen selbst aus 2 Gründen vorlesen muß. Erstens als Verleger, um zu wissen, ob der Plan, den ich habe und den ich Ihnen dann kurz exponiren werde, Ihnen convenirt.

Zweitens um Ihren Rath für mich selbst zu hören, ob Sie meinen, daß sich das Unternehmen hinreichend der Mühe lohnen würde.

Ich muß bemerken, daß ich Ihnen übrigens auch von diesen practischen Gründen abgesehen den Art. sehr gern aus einem theoretischen Grunde vorlese. Wahrhaftig nicht aus Eitelkeit, um Ihr Lob einzustreichen, falls er Ihnen etwa gut erscheinen sollte. Sondern aus folgendem Bedürfnis: Ich weiß sehr gut, welche Unbehülflichkeit sich gesprächsweise mitzutheilen — trotz aller meiner scheinbaren Zungenleichtigkeit — meinem Standpunkt innerlich u. nothwendig anklebt. Weil auf demselben jedes Einzelne wieder mit allem Andern systematisch vermittelt ist, läßt sich in der Regel in der bloßen Conversation auch über das Einzelne gar nichts Überzeugendes darlegen, man kann oberflächliche Außenargumente, aber nicht den Zusammenhang mit der gesamten Weltanschauung geben. Und ich habe mich oft in solchen Situationen, trotz alles Redeflusses, wie ein S t u m m e r gefühlt! — Ich benutze also sehr gern eine solche Gelegenheit, um grade I h n e n gegenüber ein Stück meiner gesamten Welt- u. Geschichtsanschauung herauszuringen u. eine Mittheilung meiner Auffassung der Dinge u. eine gegenseitige Selbstverständigung hervorzubringen, die nur auf diesem Wege wahrhaft u. gründlich zu erlangen ist, dann aber, einmal erlangt, auch für alles Besondere u. scheinbar Fernabliegende was conversationsweise zur Sprache kommt, die wirkliche Verständigungsgrundlage u. orientirende Boussole abgibt.

Ich lebe hier, lieber Franz, außer was Sie betrifft, in einer g e i s t i g e n Einsamkeit, welche auf meine G e f ü h l s s e i t e seit lange wahrhaft d r ü c k e n d einwirkt! Ich habe die k ö r p e r l i c h e Einsamkeit der Gefängnisse immer weit weniger hart gefunden!

Sie erinnern Sich, daß ich Ihnen wenige Monate nach unserer Bekanntschaft sagte, Sie seien die einzige r e v o l u t i o n ä r e Natur, die ich hier gefunden, der Einzige von dem ich fühle, daß bei ihm sympathische Identität seiner innersten Anschauungen mit den meinigen vorhanden sei. Und dies ist noch immer der Fall, daß Sie der Einzige sind. — Zwischen uns selbst war jedoch wieder, um ganz offen zu sprechen, im Oktober 1858, in Folge unserer Differenz über die politische Situation, eine Art geistiger Entfernung von

einander eingetreten. Das war eben so gut Ihrerseits wie meinerseits der Fall u. fühlte sich wenn auch als ein Unausgesprochenes heraus. Nun, es ist seitdem Manches eingetreten u. eben noch im Eintreten begriffen, was Ihnen zeigen mußte und gezeigt hat — ich spreche hier gewiß nicht in dürrer Rechthaberei — ob Sie mir damals Unrecht gethan. (In wie manchen Artikeln der letzten Tage u. Wochen — ich erinnere an den vorgestrigen oder gestrigen über die Militärvorlage — hat sogar Bernstein dasselbe gegen die liberale Kammer gesagt, was ich damals gegen die liberale Tactik überhaupt sagte!)

Andererseits habe ich wieder meinerseits in den letzten Tagen sehr lebhaft gefühlt, daß auch ich Ihnen Unrecht gethan u. daß jene innere Wesensidentität zwischen uns dennoch nach wie vor vorhanden u. für mich, soweit hier meine Bekanntschaft reicht, nur mit Ihnen vorhanden ist. Ich meine die Humboldt-Artikel u. besonders den Ersten über den „Tribun" u. das „Testament". Vielleicht lachen Sie darüber, daß ich darauf gar so großen Werth lege. Aber das wäre irrig.. Es ist durchaus nicht, daß Sie das Buch überhaupt vertheidigen was ich meine. Denn dies ließ sich auch von sehr moderirten Standpuncten aus vollkommen wohl thun, wie wir auch practisch an so Manchen gesehen haben. Nein, es ist vielmehr die Art der Vertheidigung, es ist die specifische Beschaffenheit der Anschauung in jenem „Tribun u. Testament"-Artikel, welche mir einen Beweis für die substanstielle Sympathie unseres geistigen Wesens bildet u. in welcher sie meiner innersten Empfindung in so kräftiger u. markiger Weise Ausdruck gaben wie sich dies eben nur bei innerster Wesensidentität findet.

(Ueberhaupt sind es nur sehr selten die politischen Fragen im engsten Sinne, bei welchen der wahrhafte universelle Einheitspunkt eines Menschen faßbar wird. Alles Ethische, von dem das Politische nur ein Ausfluß ist, steht diesem universellen Einheitspunct des Menschen schon viel näher u. aus ihm ist letzterer weit sicherer zu erkennen. Daher die Erkennung, daß so viele Menschen, die nur mit dem abstracten Verstande sich zu einer bestimmten politischen Richtung bekennen, sowie sich dieselbe weiter entwickelt u. ihre eigensten Folgerungen jetzt, von ihr zurücktreten, weil sie gar nicht mit ihrem innersten geistigen u. ethischen Wesen angehören, also nicht Revolutionäre oder Democraten sind, während sie es nach ihrem Verstande zu sein glaubten, oder sich umgekehrt (wie z. B. Humboldt u. Varnhagen) irrthümlich für blos Liberale halten während sie eigentlich etwas besseres sind nach ihrem wahren Wesen, u. sich, der Consequenz der Ereignisse gegenüber, zu den Consequenzen ihres Wesens entwickeln. Dies à part.)

Es ist mir daher grade im Momente dieser von neuem so stark in mir angeregten Empfindung um so homogener, auch wieder durch ein Stück geistiger Mittheilung meinerseits die gegenseitige Verständigung zwischen uns zu vermehren u. die ursprüngliche Sympathie, die in unserem Wesen u. auf dem Boden unserer Anschauungen vorhanden ist, zu einer im Verlauf der Zeit mehr und mehr entwickelten Identität zu bringen!

Jedenfalls ist diese gegenseitige totale innere Selbstverständigung das Strebenswertheste, was Männer mit einander unternehmen können, u. für mich in Bezug auf Sie ein wahres Gemüthbedürfnis. Denn Sie der Einzige, der diese Affinität für mich hat.

Wirklich, diese absolute geistige Einsamkeit, in der ich hier seit 3 Jahren lebe, allein in der Menschenwüste, lastet hin u. wieder sehr hart, nicht auf meinem Geist, aber ich möchte sagen: auf dem Herzensbedürfnis meines Geistes!

Nun, ich sehe, ich bin lyrisch geworden! Es passirt mir dies gar nicht so selten bei rein geistigen Dingen ins Lyrische zu gerathen. Aber jedes Mal scheue ich den Reflex auf den Andern, ich fürchte mich, dem Andern zu erscheinen wie ein Bär, der im Mondschein zu tanzen anfängt!

Inzwischen, man muß doch einmal seinen Empfindungen Luft machen!

Darum schreibe ich Ihnen lieber, als Sie heute, wo ich ja doch bei Ihnen esse mündlich einzuladen.

Sonntag. Salut Ihr F. Lassalle.

[3]) Der erst 1861 in den von Ludwig Walesrode herausgegebenen „Demokratischen Studien" erschien.

Lieber Franz.

So eben finde ich beil. Art. in der Neuen Preuß. Ztg., der das Verlogenste ist, was ich noch jemals gesehen habe.[4]) „Um Entstellungen vorzubeugen" wie sie sagt, bringt sie Entstellungen gegen die Fallstafs Lügen wie Maulwurfshügel erscheinen. Die Geschichte kennen Sie sowohl von andern als von Ihrer Frau, der ich sie erzählt. Ich schicke Ihnen den Art. der Ihnen vielleicht entgeht, um Ihnen zu überlassen, ob Sie es für angemessen erachten die Sache gehörig zu widerlegen.. Denn ich selbst kann natürlich, so fatal solche ungeheuerliche Lügen sind, darauf persönlich nicht antworten. Mit Gruß Ihr F. Lassalle.

[4]) Handelt anscheinend vom Bericht über den Fall Lassalle-Fabriz, über den die „Volkszeitung" Dunckers die zwei Berichte brachte.

Herrn Franz Duncker, hier.

Bei den Grobheiten, mit welchen mich Ihr Blatt, weil Hr. Bernstein nichts von der Sache versteht, täglich bedient, wäre es,

glaube ich, nach allen Seiten hin sehr in der Ordnung, wenn Sie den Beitrittsbrief des — unbezweifelt — ersten deutschen National-Oeconomen, Rodbertus,[5]) den ich Ihnen beiliegend überreiche, in extenso in Ihrem Blatte abdrucken lassen wollten.

An und für sich würde das schon um der Sache willen von Ihnen wie von andern Blättern von selbst geschehen — wie ja auch Buchers[6]) u. Prof. Wuttkes Brief fast überall abgedruckt wurden — wenn nicht der Brief von Rodbertus so lang wäre, daß er nicht ohne ein Geldopfer von den Zeitungen mitgetheilt werden kann.

Dieses Geldopfer von Ihnen zu reclamiren, halte ich mich nun, mit Rücksicht auf frühere Verhältnisse, ich weiß nicht ob mit Recht oder Unrecht für berechtigt, u. an Sie persönlich, nicht an Ihre Redaction, richte ich daher das Ersuchen, den beifolgenden Brief etwa als eine Beilage zu Ihrem Blatte erscheinen lassen zu wollen.

Berlin, 26/4 63. Hochachtungsvoll F. Lassalle.

[5]) Rodbertus-Jagetzow hat der Einladung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins zu einer Programmrede nicht entsprochen, wich auch in den beiden entscheidenden Punkten, 1) den Produktivassoziationen mit Staatshilfe und 2) der Forderung des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts, von Lassalle ab. Er schrieb seinen „Offenen Brief", den Lassalle in Druck beförderte unter eigenmächtiger Weglassung das Satzes: „Ich wiederhole, daß ich mir auch von den Produktivassoziationen nicht im geringsten einen Beitrag zu dem verspreche, was man die Lösung der sozialen Frage nennt." Rodbertus war über diese Weglassung sehr ungehalten. Daß er durchaus kein Gesinnungsgenosse Lassalles war, hat seine später herausgegebene Korrespondenz ergeben.

[6]) Lothar Bucher, der spätere Geheimrat Bismarcks, in der Streitschrift gegen Julian Schmitt Lassalles „Setzerweib", vermied es ebenfalls, in Leipzig vor den Arbeitern zu reden und zog sich bald einigermaßen von dem Revolutionär zurück, spielte auch in der Behandlung des Nachlasses eine nicht ganz einwandfreie Rolle.

Herrn Franz Duncker, hier.

Auf Ihr gestriges Schreiben sehe ich mich genöthigt zu erwidern, daß, abgesehen von anderem, worauf ich hier nicht eingehen will, Ihnen in demselben das Unglück passirt, in der Parallele, die Sie ziehen, Geldopfer und Prinzipienopfer auf eine Linie zu setzen.

Indem ich mich Ihnen hochachtungsvoll empfehle

Berlin, 28/4 63. F. Lassalle.

Schön war sie nicht. In den letzten Jahren war die kleine Frau etwas fett geworden. Sie hatte keinen schönen Gang, sie selbst erwähnt in ihren Briefen, daß sie watschelte. Ihr Blick — aus kleinen Augen — hatte etwas Abschätzendes. Ihr Mund war träge, die Lippen schlossen sich nicht stramm, sondern standen ein wenig offen. Sie kleidete sich geschmacklos, merkwürdigerweise hatte sie eine Vorliebe für Schleifen und Maschen. Das ganz Schlichte, das ihr Stil hätte sein müssen, verschmähte sie. Sie sah aus wie eine energische Geschäftsfrau aus Tarnow, noch dazu eine Frau mit sehr betonter Sexualität.

Ich schreibe dieses Bild aus der Erinnerung nieder, weil hier ein Anlaß gegeben ist, zu bekennen, wie das Physognomische irreführt. Wer Rosa Luxemburg nach ihrem Aussehen oder gar ihrer Photographie analysieren wollte, der ginge an allem vorbei, was an dieser nicht nur bedeutenden, sondern in ihrem ganzen Lebensstil kühnen Frau einzig ist. Die Offiziere aus dem Edenhotel, die einen stumpfsinnigen Cretin dingten, sie mit dem Gewehrkolben totzuschlagen, haben Rosa Luxemburg nicht einmal mit dem leiblichen Auge gesehen, geschweige denn mit einem geistigen, (das sie nicht besaßen). Hätte die deutsche Gerechtigkeit nicht dafür gesorgt, daß die Herren Mörder, sich ins Ausland begeben konnten — der Edelmann, der Frau Luxemburg zusammenhauen ließ, befindet sich in Holland — man müßte den Attentätern jetzt die Briefe in die Hand zwingen, die ihr Opfer bei Lebzeiten geschrieben hat. Von den Briefen an Sonja Liebknecht sprach ich hier vor einem Jahr. Sie gehören zu den unvergänglichen Kundgebungen einer dichterischen Seele. Diese Briefe aus dem Gefängnis sind von einer Kraft der Naturschilderung, von einer Zartheit der Menschenbehandlung, von einer Seligkeit des Weltgefühls, wie dergleichen in der europäischen Brief-Literatur kaum wiederzufinden ist. Möglich, daß eine der Luxemburg selbst unbewußte Schwärmerei die Schreiberin beflügelt hat. Aber dies psycho-analytische Herumstochern und Bohren sei frecheren Geistern überlassen.

Nun hat eine alte Freundin der Rosa Luxemburg, Frau Luise Kautsky, die Gattin Karls, einen Band Briefe (im Verlage der E. Laubschen Verlagsbuchhandlung, Berlin C 54) herausgegeben, der vom Jahre 1896 bis 1918 reicht, also über zwanzig Jahre. Diesem Briefwechsel liegt keine schnelle Schwärmerei zugrunde, sondern die feste Freundschaft zu einer mütterlichen Frau, die nie einseitig-intellektualistisch geworden, sondern stets instinktsicher geblieben ist. Frau Kautsky, Mutter von drei heranwachsenden Jungen, ist die Gattin jenes unbeirrbaren Mannes, der sich als Theoretiker und Kritiker ursprünglich luxemburgischer Sympathien erfreute, dann aber

Schritt für Schritt sich von ihr entfernen mußte. Das Gefühl, das die beiden Frauen für einander hatten, konnte durch diese prinzipielle Trennung der beiden Marxisten nicht zerrissen werden. Äußerlich zwar ist Luise Kautsky der Freundin in der allerletzten Phase ihres Lebens fern geblieben — innerlich blieb sie ihr nahe, und die Vorrede, in der Frau Kautsky dieses sich selbst auferlegte Fernsein von Rosa schildert, gehört zu den ergreifendsten Kapiteln dieses Buches, das erschütternder ist als alle Belletristik und aufschlußgebend für die Psyche des Revolutionärs. Beiläufig: Die Empfängerin der Briefe, Frau Kautsky, bleibt in dieser Publikation im Schatten, aber so unscharf ihr Bild im Hintergrund sich malt, so gewinnend ist doch das Profil dieser herzhaften wienerischen Frau.

Rosa Luxemburg begann ihr Verhältnis zu Kautskys, indem sie der Redaktion der „Neuen Zeit" einen Aufsatz über die nationalen Strömungen im polnischen Sozialismus einsandte. Aus diesem Mitarbeitertum entstand nach etwa drei Jahren eine Freundschaft zur Familie Kautsky, die es heute ermöglicht, in einem Augenblicke, da sich schon der Legendenkranz um das Haupt der erschlagenen Kämpferin schlingt, das geistige Wesen der bedeutenden Frau aus ihren Briefen zu erkennen. Am wenigsten sympathisch ist sie als Parteigenossin. Sie steht links von Kautsky, der damals selbst nicht nur der Lehrer der Partei, sondern, wie Victor Adler zu sagen pflegte, zuweilen auch ihr Schulmeister war. Sie geniert sich nicht, in ihren Briefen an Karl Kautsky diesen inneren Streit zu schüren, und wenn sie in einem Brief aus Finnland, 1906, schreibt: „Platzen sollen sie, die Heine, Hue und wie das Gesindel heißt", so spürt man nicht bloß ästhetisches Unbehagen, man ahnt, daß Rosas heftige Idiosynkrasien sie zu politischen Zügellosigkeiten verleiten mußten. Aber dieser erste Einwand gegen die Luxemburg verschwindet sogleich — gemessen an den Offenbarungen ihrer großen Seele.

Politik war ihr Schicksal. Sie hatte Zeiten, in denen sie ihrem Dämon entrinnen wollte: „Ich muß doch jemanden haben", schreibt sie 1915 aus dem Gefängnis, „der mir glaubt, daß ich nur aus Versehen im Strudel der Weltgeschichte herumkreisle, eigentlich aber zum Gänsehüten geboren bin." Sie hatte, wie man aus den Briefen an Sonja Liebknecht weiß, eine unbeschreibliche Liebe zu Pflanzen. Im Gefängnis sät sie Blumen vor ihr Fenster und ist selig, sie wachsen zu sehen. Dazu studiert sie mit leidenschaftlicher Beharrlichkeit Botanik. Sie zeichnet und malt, eine beigegebene Federzeichnung aus der Zelle beweist unzweifelhaft Talent. Sie hat ein musikalisches Ohr. Reminiszenzen an Hugo-Wolf-Lieder beleben ihr Gefängnis immer wieder, sie zitiert Gedichte reiner Lyrik und übersetzt Korolenko mit zartester Sorgfalt.

Sie ist es, die aus der Einsamkeit der Zelle die Betrübten draußen trösten kam. Aus dem sehr einfachen Grunde, weil sie im tiefsten Grunde Beobachterin war, Erforscherin, unsubjektive

Denkerin. So findet sie die Kraft, der Freundin, die über die Erbärmlichkeit der Genossen seufzt, zu sagen: „Begreifst Du denn nicht, daß der allgemeine Dalles viel zu groß ist, um über ihn zu stöhnen? Ich kann mich grämen, wenn mir die Mimi krank wird oder wenn Dir etwas fehlt. Aber wenn die ganze Welt aus den Fugen geht, da suche ich nur zu begreifen, was und weshalb es passiert ist, und hab ich meine Pflicht getan, dann bin ich wieder ruhig und guter Dinge. Ultra posse nemo obligatur. Und dann bleibt mir noch alles, was mich sonst erfreute: Musik und Malerei und Wolken und das Botanisieren im Frühling und gute Bücher und Du und Mimi und noch manches — kurz ich bin steinreich und gedenke es bis zum Schluß zu bleiben."

Sie stellte einen Kämpfertypus der höchsten Art dar. Mitten im Kriege, als alle ihre Genossen in Depression zusammensanken, schrieb sie aus der Zelle: „Dieses völlige Aufgehen im Kummer des Tages ist mir überhaupt unbegreiflich und unerträglich. Schau z. B. wie ein Goethe mit Kühle, Gelassenheit über den Dingen stand. Denk doch, was er erleben mußte: die große französische Revolution, die doch aus der Nähe gesehen sicher wie eine blutige und völlig zwecklose Farce sich ausnahm und dann von 1793 bis 1815 eine ununterbrochene Kette von Kriegen, wo die Welt wiederum wie ein losgelassenes Irrenhaus aussah. Und wie ruhig, mit welchem geistigen Gleichgewicht trieb er gleichzeitig seine Studien über die Metamorphose der Pflanzen, über Farbenlehre, über tausend Dinge. Ich verlange nicht, daß Du wie Goethe dichtest, aber seine Lebensauffassung — den Universalismus der Interessen, die innere Harmonie — kann sich jeder anschaffen oder wenigstens anstreben. Und wenn Du aber sagst: Goethe war eben kein politischer Kämpfer, so meine ich: ein Kämpfer muß erst recht über den Dingen zu stehen suchen, sonst versinkt er mit der Nase in jedem Quark."

Sie trug ein Ruhe-Zentrum in sich. Deshalb sah sie gelegentlich mit einem mitleidigen Blick auf die Neurastheniker der Politik, als deren typischen Repräsentanten sie, welche Fügung, 1917 ihren späteren Bundesgenossen, Karl Liebknecht mit allen klinischen Erkennungszeichen beschrieben hat: „Der arme Kerl lebt ja seit jeher ventre à terre, im Galopp, in ewiger Hast, eilend zu Rendevous' mit aller Welt, zu Sitzungen, Kommissionen, umgeben stündlich von Plakaten, Zeitungen, alle Taschen voll Notizblocks und Papierchen, springend vom Auto auf die Elektrische und aus der Elektrischen auf die Stadtbahn, Körper und Seele bedeckt von Straßenstaub."

Es ist selbst etwas von diesem Teufel der Unrast in sie gefahren, als sie 1918 das Gefängnis verließ. Zwar hat sie nie ein so pathologisches Bild wie Karl Liebknecht geboten, aber auch sie hatte von den Novembertagen an nur mehr ein öffentliches Leben, sie, deren Nerven durch einige Jahre Gefängniseinsamkeit doch ziemlich mitgenommen waren. Aus ihrer letzten Festungshaft hatte

sie der Freundin geschrieben: „Weißt Du welcher Gedanke mich verfolgt und ängstigt? Ich stelle mir vor, daß ich wieder in einen überfüllten Riesensaal muß, daß auf mich das grelle Licht, das Stimmengewirr der Menge eindringen und mich der übliche tosende Beifall empfängt und begleitet — ich habe das Gefühl, daß ich plötzlich ausreißen werde. Ich habe den horror pleni und mich drückt schon die Aussicht nieder, mit fünf bis sechs Freunden zusammensitzen und vielleicht lautes Lachen hören zu müssen . . . O Du hast keine Vorstellung, was das für eine Tortur war, als ich nach dem Jahr Barnimstraße am ersten Tage (nach der Entlassung) gleich 80 (buchstäblich gezählte 80) Personen empfangen und mit jeder einige Worte sprechen mußte!"

Nun, als sie 1918 die Zelle verließ, da warteten noch mehr als achtzig auf sie, und der tosende Beifall, das grelle Licht, das Stimmengewirr der Masse hat die Arme nicht einen Augenblick mehr verlassen. Der Weg von dieser Überreizung bis zum Tode ist kleiner als der Philister ahnt. Aber sie wollte ja ihr Leben führen als „eine Kerze,' die von beiden Seiten angezündet wurde". Sie kündigte an: „Ich werde doch mal auf meinem Posten sterben: in einer Straßenschlacht oder im Zuchthaus." Auch ihre Ermordung war letzten Endes vorgesehen und, wenn man will, indirekter Selbstmord. Freilich gab es auch eine starke Lebenskomponente in ihr. Insofern ist ihr gewaltsames Ende doch tragisch. Märtyrertod, das ist ja oft die Erfüllung eines Selbstmordvorsatzes, der innerlich längst widerrufen war.

SIL-VARA (London) **LONDONER THEATER**

In der diesjährigen Karikaturen-Ausstellung Max Beerbohms gibt es ein Blatt, das heißt: „Das britische Drama, der ewige Invalide". Man sieht das britische Drama, abgezehrt und schwach, im Bitte liegen und rings um den Kranken ein Dutzend Spezialisten, die je nach ihrer Art epigrammatisch eine Diagnose oder ein Heilmittel angeben. Da stehen Bernard Shaw und Arnold Bennett, die Kritiker William Archer und Walkley (von der „Times"), der Mäzen Lord Howard de Walden, Gordon Craig, der Bühnenreformator, die Dichter John Masefield und George Moore und schließlich Dr. Granville Barker, der dem Patienten den Puls fühlt und sagt: „Nun, wie geht es uns heute? — Das alte Leiden? Gehirnanämie, verschärft durch akute Cinematitis."

Das englische Drama, seit langem blutleer, kann sich vom Kriege nur schwer erholen. Es gibt manchmal Frühlingsmomente, mit Sonnenstrahl und Hoffnungsgrün, und dann siecht es wieder dahin, unfähig, aufrecht zu gehen. — Auch vor 1914 gab es ein paar junge Leute, die Hoffnungen schienen, sie sind untergetaucht, verschwunden, gestorben. Ich habe vor dem Kriege die englische

Bühne, wenn es immer nur anging, gegen die Verhöhnungen des Kontinents jahrelang in Wort und Schrift verteidigt, und ich konnte im letzten Decennium verfolgen. daß viele Requisiten dieses vielgeschmähten Theaters (das von ganz anderen Traditionen gespeist wird und einer ganz anderen Mentalität gegenübersteht) langsam aber sicher in den Fundus der kontinentalen, insbesondere der deutschen Bühnen übergegangen seien; das System der en-suite-Vorstellungen zum Beispiel, des Star-Wesens, des aufgelösten Ensembles, des Actor-Managers, und nicht zuletzt des Scheinwerfers, der dem Hauptdarsteller auf der Bühne mit seinem weißen Lichte nachläuft. Aber zwei Drittel dessen, was ich in den letzten zwei Monaten hier sah, ist nicht zu verteidigen. „Stücke über Erwachsene, geschrieben für kleine Kinder," sagte Max Beerbohm. — Die alten bekannten Namen sind wohl noch da, Shaw, Henry Arthur Jones, J. K. Jerome, Pinero, Galsworthy, Somerset Maugham, aber man hört nicht viel von ihnen oder nichts Neues. Von Galsworthy soll es in dieser Saison ein interessantes Stück gegeben haben, das „Loyalties" hieß, aber ich kam zu spät nach London, um es noch zu sehen; und Shaws letzte Bühnendichtung chinesischer Ausdehnung „Zurück zu Methusalem" wird erst im Oktober, und zwar im Birmingham Repertory Theatre an fünf aufeinanderfolgenden Abenden gespielt werden.

John Masefield hatte ein Fiasko zu verzeichnen; sein Geisterstück „Malloney Holtspur" brachte es nur auf fünf Aufführungen. Er hat vor Jahren „Nan" geschrieben, ein zartes Theaterstück eines robusten Poeten, alle seine weiteren dramatischen Versuche jedoch gingen fehl. Auch der Lyriker John Drinkwater, mit dem hier ein gewisser Kult getrieben wird, hatte mit einem ersten Drama „Abraham Lincoln" hier und in Amerika viel Erfolg; doch alle seine weiteren Bemühungen, geschichtliche Charaktere auf der Bühne zum Leben zu erwecken, scheiterten an seinem eigenen kraftlosen Odem. Mary Stuart, Oliver Cromwell, Robert E. Lee gingen solcherart unplastisch über die Bretter, achtungsvoll empfangen, jedoch ohne Wirkungen zu hinterlassen. Für den Herbst verspricht er uns den schottischen Barden Robbie Burns.

Zwei junge Mädchen, in solchen Dingen hier viel mutiger als die Männer, schrien, überschrien ihre ewigen Nöte von der Bühne herab; leider in ganz schlechten Stücken, ohne Kenntnis der Bühne, bei infantiler Behandlung der Themen, in einer zerrissenen Technik, die bei deutschen Expressionisten gewollt, hier Dilettantismus, Ahnungslosigkeit, Unvermögen ist. Das wird nicht leichtfertig ausgesprochen; aber wenn in einem schwankhaften Lustspiel die junge Hauptperson, eine groteske Unmöglichkeit überhaupt, plötzlich mit tiefstem Pathos, zitternder tränengetränkter Stimme den drohenden Verlust des geliebten Mannes beweint, so ist das glatter Unsinn und Ahnungslosigkeit. Und wenn sie in schwankhafter Übertreibung

noch komische Wirkungen erzielt, so wird sie, tragisch gewendet, unerträglich. Man fühlt sich in seinen Verstandes- und Gefühlszentren beleidigt und muß rasch aus dem Zuschauerraum, um in den Korridoren eine Zigarette zu rauchen. Zum Glück darf man hier in allen Nebenräumen der Theater rauchen.

Schon einige gebildete Engländer und Engländerinnen haben mir versichert, daß sie seit Jahren kein Theater betreten haben.

Wenn sie einmal nach dem Diner drei Stunden Erheiterung suchen, schauen sie sich eine der vielen Revuen an. Dort gibt es allerdings entzückende Dinge: schlanke menschliche Formen, Tänze, Dialoge, aktuell, scharf und witzig, Kostüme, Lichteffekte fabelhafter Phantasie, Mammutvorführungen strahlenden Geschmeides, Glanz und Pracht, erlesensten Geschmack in zartesten Nuancen, und Rhythmus und Farbensymphonien, dem Auge Seligkeiten.

Eine ganze Reihe künstlerischer Vereinigungen bemüht sich jahraus, jahrein, dem ernsten Drama auf die Beine zu helfen: die Stage Society, The English Drama League, das Everyman Theater, The Playbox, The Fellowship of Players, The Phönix (der allerdings wertvolle Ausgrabungen aus früheren Jahrhunderten vornimmt), The Forum Theatre, und wie sie alle heißen. Der Patient wird in das Krankenwägelchen gehoben und eine Strecke weit geführt: in Nachmittagsvorstellungen vor Subscriptions-Publikum (das man hier die „highbrows", die mit den hochgezogenen Augenbrauen, die Intelligenzprotzen, nennt), manchmal wird der Patient als geheilt entlassen und in das Abendrepertoire gesteckt. In neun von zehn Fällen stirbt er dort.

Auf einen jungen Staatsbeamten und Dramatiker namens C. K. Munro muß ich aufmerksam machen, von dem eben ein unausgegorenes Lustspiel „At Mrs. Beams" auf der Londoner Bühne läuft, das einer charakteristischen Figur halber sich eines Publikumserfolges erfreut. Diese Komödie wäre nicht besonders erwähnenswert, wohl aber die unvergleichlich höher stehende Arbeit „Das Gerücht", das ich im Manuskript las und das bisher noch keine Bühne finden konnte. Das Gerücht ist der giftige Humus, auf dem Kriege wachsen. Es wird weit entfernt vom Kriegsschauplatz in einem anderen Lande von einer Gruppe skrupelloser Kapitalisten übelster Sorte erfunden und von einer durch Interessengebundenheit beeinflußten Presse weitergegeben. Der Mann von der Straße, gedankenlos und geschwätzig wie ein Papagei, greift es auf. Das kleine giftige Gerücht wächst rapid. Es erschreckt, verwirrt und entzweit zwei Nationen verschiedener Temperamente und Lebensauffassungen, die bisher schlecht und recht nebeneinander gelebt haben. Sie werden eigentlich gegen ihren Willen, aber in geschickter Ausnützung latenter Verschiedenheiten in einen Konflikt gezogen, Schritt für Schritt, bis Blut fließt und endlich die Gewehre knattern und die Kanonen donnern, die jene Kapitalisten an den Mann bringen

wollten. — In 16 sehr realistischen und doch symbolischen Bildern rollt nun folgerichtig eine Vision dessen ab, „was immer sein könnte“, ein sprechender Film, dessen entsetzliche Wirklichkeit wir erlebt haben. Ganz sachlich wird in das Getriebe, in die Zwangsläufigkeit der Politik, der Diplomatie, des Großgeschäftes hineingeleuchtet und deren Verwobenheit photogaphisch sicher aufgezeigt. Die Farcen der Friedensverhandlungen, die gestellten Apotheosen der Friedensschlüsse nüchtern, glaubhaft, ohne Karikirung, ohne Übertreibung, ohne Moralisierung geschildert. Als politische Satire ist „Das Gerücht“ in den Voraussetzungen einigermaßen tendenziös, in der Folge jedoch ganz objektiv und logisch durchgeführt. Munro ist Irländer, und so kann es nicht besonders erstaunen, daß er seine drahtziehenden Bösewichte dort geholt hat, wo er sie seiner nationalen Tradition und seiner religiösen Denkart gemäß suchen mußte. Hier kann uns jedoch bloß sein Können interessieren, und das ist sehr beträchtlich. Sein Werk überragt die ganze englische Produktion der letzten Jahre, es ist eine ernste Arbeit aus dem Geist der Zeit geboren und expressioniert in der dramatischen Architektur unserer Periode.

Der stärkste Eindruck, der mir bisher von der Bühne herab vermittelt wurde, kam von einer jungen amerikanischen Schauspielerin, Pauline Lord, die in einem Stücke „Anna Christie“ ihres Landsmannes Eugène O'Neill auftrat. Anna Christie ist das verlassene Kind eines alten, versoffenen Flußschiffers, das in einem Hause mit roter Laterne seine erste Jugend verbrachte. Anna sucht den Vater auf einer großen Barke auf. In einer nebelfinsteren Nacht, auf Deck, labt sie einen verunglückten jungen Schiffer, der, kaum daß er die Augen aufschlägt und wieder stammeln kann, ihr in der blumigen Melodie seiner irischen Natur sofort den Hof macht. Wie nun die junge Dirne diese Liebe erwidert, wie sie durch ihre Liebe ein anständiger Mensch wird und wie sie um ein Lebensglück kämpfen muß, als der Bräutigam erfährt, welche Erziehung sie genossen, das wird in exotischer Herbheit mit ergreifender und hinreißender Kunst dargestellt. Der Erfolg dieses Stückes beweist nebenbei, daß der durch verlogene und verschminkte Nichtigkeiten verdorbene Geschmack des Publikums auch realistische und starke Stücke verträgt.

Der angenehmste Eindruck ging von den zarten, entzückenden Beinchen Adele Astaires aus, die einen ganzen, langen, abendfüllenden musikalischen Schwank tragen. Der Schwank ist nichts, aber man muß ihn zehnmal sehen, denn Adele Astaire ist ein kleines komisches Tanzgenie; man kann sie nicht beschreiben, sie hüpft und springt lustig babyisch anmutig graziös und federleicht und die Scherze, die sie, von ihrem Bruder Fred gestützt, mit ihrem Körperchen und Beinchen treibt, sind besser und erfrischender als witzigster Dialog.

Als Bühnengenuß kann man auch den Vorhang des winzigen Comedy Theaters nennen. Er ist aus schwerem Grün in merk-

würdig gewirkter Arbeit und trägt im Zentrum in wundervoll farbiger Stickerei das englische Wappen. Wenn nur alle Stücke so geschmackvoll wären . . . Wenn dieser Vorhang sich hebt, steckt übrigens eine ganz nette Komödie dahinter. Sie heißt „Geheimnisse" und ist von Rudolf Resier. — Die erwachsenen, blasierten, moderngemütlosen Kinder einer vornehmen Familie wollen es nicht verstehen, warum ihre alte Mutter keinen anderen Lebenszweck kennt als die Aufopferung gegenüber dem (momentan) schwer kranken Vater. Doch die Mutter, der diese Aufopferung freudigste Pflicht ist, läßt sich nicht beirren. Sie gibt auch ihre Gründe nicht preis und schickt die Kinder nach Hause. Sie aber setzt sich vor die offene Tür des Krankenzimmers und horcht auf die Atemzüge ihres Mannes, um zur Stelle zu sein, wenn er sie brauchen sollte. Und sie weiß aus langer Erfahrung, es kommt immer wieder ein Moment, wo er sie braucht. Dann schläft auch sie vor Müdigkeit im Lehnstuhl ein. Und jetzt zieht im Traum ihr Leben vorüber. Das Stück durchläuft drei Generationen, in der früh-, mittel- und spätviktorianischen Periode, und wenn es zu Ende ist und die Kinder zurückkommen, da weiß, wenn schon nicht die Familie, so doch der Zuschauer im Theater die Geheimnisse und wechselvollen Schicksale einer langen Ehe, die, der labilen menschlichen Natur zu Trotz, durch die stabile Liebe einer Frau zusammengehalten wurde. Ein nettes Stück, sehr gut gespielt. Und zum Schluß kann man noch einmal den Vorhang betrachten, während die kleine Kapelle, wie immer hier zum Abschluß, „God save the King" spielt.

Das Allerschönste jedoch, was man hier auf der Bühne sehen und hören kann, sind zwei Balladenopern, die das respektable Alter von 200 Jahren erreicht haben: „The Beggars Opera" und ihre Fortsetzung „Polly" von John Gay, der 1688 geboren wurde und 1732 starb. Die jetzige Reprise der „Beggars Opera" läuft in London bereits über 4 Jahre, die Wiederaufnahme „Pollys", die später angesetzt wurde, beinahe ein Jahr. Man ist also schon berechtigt, diese merkwürdigen „Opern" unsterblich zu nennen.

Polly Peachum, die Tochter eines gemütlichen Gaunerpaares, ist die Hauptperson in beiden Stücken; und seit vor 200 Jahren Lavinia Fenton, späterhin Herzogin of Bolton, Polly berühmt gemacht hat und durch Polly berühmt wurde, haben die schönsten, anmutigsten und besten singenden Schauspielerinnen Englands immer ihren Ehrgeiz dareingesetzt, Polly zu verkörpern. Auch jetzt gibt es zwei Darstellerinnen von unvergleichlichem Liebreiz und bildhafter Schönheit, Rose Hignell und Lilian Davies (in ihren von den Hüften seitlich weit abstehenden Krinolinen berückend-farbige Verführungen).

John Gay gehörte einem Literatenkreise an, der Swift, Pope, Congreve, Wycherley, Vanbrugh und die schreibende Aphra Ben umfaßte. Einmal gab ihm Pope die Idee, über Newgate, das Gefäng-

nis Londons zu schreiben und Gay griff den hingeworfenen Gedanken auf. Er kannte das Londoner Pflaster sehr genau und er hatte schon ein Buch in Versen über das Leben der Stadt und der Straßen veröffentlicht. Das Milieu sagte ihm zu. Newgate war damals ein Zentrum der Stadt. Schulden, Händel, die allgemeine Korruption, die Sittenlosigkeit der Zeit, wovon die Schriften der genannten Literaten genügend Zeugnis geben, brachten es mit sich, daß Menschen verschiedenster Sphären sich unversehens hinter den Mauern Newgates und in Eisen finden konnten. Aber so billig damals Menschenköpfe waren und so bestialisch die Strafen, Newgate konnte dennoch ein sehr fideles Gefängnis sein. Denn durch Bestechungen konnte man sich Wein, Weiber, Prozeßaufschub und Freiheit mit Leichtigkeit verschaffen. Nun, in der „Beggars Opera" kommt denn auch kein einziger anständiger Mensch vor. Bloß Diebe, Hehler, Straßenräuber, Falschspieler, Bettler, Mädchenhändler, Kupplerinnen und die Damen der Straße, der Trinkstuben; aber diese leichtlebige Gesellschaft, dieser Abschaum der Menschheit, ist so witzig, so lustig und parodistisch durcheinandergewirbelt, daß selbst der heutigen Middle Class Bedenken gar nicht aufkommen. Die Parodie galt in erster Linie den konventionellen Absurditäten der damals grassierenden italienischen Oper, doch während Gay den genialen Gedanken hatte, nur diese gestelzte Manier und nicht auch die italienische Musik zu travestieren, geschah es eben deshalb, daß seine Balladenoper, die stofflich ganz realistisch und zeitgemäß war, den Siegeszug der italienischen Oper in ganz England unbeabischtigt zum Stocken brachte. — Die Musik zu seinen beiden Opern ist aus ungefähr 60 der berühmtesten alten englischen und schottischen Balladen zusammengesetzt, und ganz bestimmt haben sie zum beispiellosen Erfolg ihr Gutteil beigetragen. Die charakteristischen Rhythmen und Melodien des 18. Jahrhunderts, von kleinen Orchestern gespielt, die nur Geigen, Flöte, Oboe, die Viola d'amour, die Viola da Gamba und zierlich-zirpenden Wohllaut des Harpsichords verwenden, sind köstlich. Nicht minder die Kostüme, die ein frühgestorbener junger Künstler, Lovat Fraser, entworfen hat. In Farbe und Geste, im Rahmen, Tanz und Spiel ist die Atmosphäre einer leichtlebigen Epoche mit bezauberndem Geschmack festgehalten.

John Gay, zu seiner Zeit im Kreise viel Größerer als Mittelmäßigkeit gewertet, ist durch seine liederliche Gesellschaft und am Arme Pollys in den Kreis der Unsterblichen eingezogen. Er liegt sogar in der poets corner in Westminster Abbey begraben. Das Epitaph, das er sich selbst geschrieben, paßt trefflich zu ihm (das heißt, wie ein Fleck auf einen zerrissenen Rock). Es lautet:

Life is a jest, and all things show it
I thought so once, but now I know it.

GLOSSEN

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Schlimmste Arbeitsüberlastung hat mich verhindert, das gewohnte „Tagebuch der Wirtschaft" diesem Hefte beizusteuern. Ich bitte die Leser um Verständnis und Nachsicht. L. Schw.

BRIEFE AN DAS TAGEBUCH.

„Die Talente sind verschwunden"

Sehr geehrter Herr Stefan Großmann. Ich habe heute morgen in dem neuesten Tagebuch Ihre „Antwort an Reboux" gelesen. Und mich sehr darüber gefreut, weil mein Gefühl mir sagte: Stimmt! So und nicht anders spielt das Zeitkarussell seine jämmerliche Melodie! Nur mein Herz sagte mir das, mein Verstand weiß Ihnen dafür keine Worte zu schenken. Er hat einfach keine Stunden übrig, sich mit dem krassen Durcheinander der irrsinnigen Politik zu beschäftigen. Er muß sich mit zusammengebissenen Zähnen, mit wühlendem Trotz um das Problem des „Jeden-Tag" kümmern. Das ist es! Das ist es auch, warum die Masse „Deutsches Volk" mehr und mehr in den knüppeltiefen Sumpf stumpfsinniger Apathie sinkt. Oder aber, rasend und wirr im Gehirn, gepeitscht mit allen Hungern, voll gehetzter Leidenschaft das Sehnen spürt: Krach! Krach! auf jeden Fall Krach!! Mag kommen, was da mag, explodieren muß die Elendsbude! Feuer aus ihr schlagen! Donnerkeile müssen die dicke, schwüle Luft durchknattern! Das Land muß in den Lenden beben! Ein Funke mit darauffolgendem Prasseln hat noch immer Befreiung geschaffen. Dem Einzelnen wie der Allgemeinheit. Du Schöpfer aller Dinge, sende uns d e n, der diesen Funken schleudern kann und der ihn ins Schwarze schmeißt!

Doch zurück zu Ihrem Brief an den Franzosen. E i n Satz ist darin enthalten, der mich unsagbar traurig gemacht hat. Warum, Herr Stefan Großmann? Weil auch S i e die kühne Behauptung gottergeben aufstellen: Es gibt in Deutschland keine Talente mehr! Ich halte Ihnen entgegen, donnernd und zäh, mit heißem Blut: D a s i s t n i c h t w a h r! Hören Sie es! Ich schreie Sie an! Es ist furchtbar, Herr Stefan Großmann, wenn ein Mann, wie Sie, der sich zeitlebens mit Talenten und für sie herumgehauen hat, solche schrecklichen Worte in die Welt hinaus posaunt. Und nun? Nun strecken Sie die Waffen, werden über Nacht müde und ungläubig. Anstatt mit festem Mut Ihrer jungen Schar voranzuziehen! Heiliges Donnerwetter, lieber Gott im Himmel, wer, wer soll uns immer wieder lachendem Herzens anspornen? Wer soll uns „Kerls", die wir das Leben rasend lieben, die es uns drängt, es zu gestalten, anfeuern? Wenn Sie ungläubig werden! Das wissen Sie so gut wie ich: Geld kann uns zu Zeiten satt machen und uns eine gewisse tierische Befriedigung schenken. Aber Begeisterung an unserem Schaffen — lohende Neulust — das kann uns nur ein kleines warmes Wort des Glaubens an uns schenken! Ich frage Sie lieber: Wer be-

kümmert sich denn um Deutschlands Begabungen?

Stefan Großmann, Talente **sind da**! Sie zu finden, ist nicht schwierig, so man will und den Mut dazu hat! In dumpfen, modrigen Schreibstuben nähren sie sich an einem Verdienst, der mehr ein Bettel ist! Reißt die Hand nicht fort, die Sie ans Licht bringt! *Willi Kleinmann.*

DER TAPFERE GENERAL

Ein Märchen für Schulen.

Es lebte einmal ein General, der war sehr berühmt wegen seiner Tapferkeit. Wenn immer in den Zeitungen oder sonst von ihm die Rede war, hieß es immer „unserer tapferer General" oder „unser schneidiger Haudegen". Daß Ihr mich aber recht versteht: der General war, genau wie die anderen Menschen auch, gar nicht geneigt, sich in große Gefahren zu stürzen, um seiner Tapferkeit eine Freude zu bereiten, wie es doch sonst mit Tugenden zu sein pflegt, daß es uns Vergnügen macht, sie auszuüben und wir jede Gelegenheit dazu aufsuchen. Er machte aber eher einen feigen Eindruck, denn er trug immer einen scharf geschliffenen Säbel an der Seite und sagte einmal seinem Enkelkind, daß er ihn trüge, um jeden, der ihn durch Zweifel an seiner Tapferkeit beleidige, sofort niederzustechen. So tapfer war er. Aber niemand dachte daran, den General durch solchen Zweifel zu beleidigen, es grüßten ihn vielmehr alle ehrfurchtsvoll.

Es ging einmal der General am Ufer eines Sees spazieren, als ein Boot umschlug und der Mann, der darin gesessen hatte, ins Wasser fiel. Die Wellen gingen hoch und trugen das Boot weg. Der Mann im Wasser aber schrie laut um Hilfe. „Zu Hilfe", schrie er, „zu Hilfe, ich kann nicht schwimmen". Da rief der tapfere General mit einer Stimme, die er dem homerischen Helden Stentor geschickt nachmachte: „Schreien Sie doch nicht! Ich kann auch nicht schwimmen, aber deshalb schreie ich doch nicht!" Er wollte gerade noch sagen: „Beißen Sie die Zähne aufeinander und blicken Sie dem Tode mutig ins Auge", aber der Mann war schon untergegangen. Da biß der General die Zähne aufeinander, was er kräftig konnte, da sie alle falsch waren, aber es geschah aus Ärger über die Feigheit der Menschen.

Der tapfere General liebte es, zugegen zu sein, wenn neue Soldaten gemustert wurden, denn da die Burschen meist nicht gerne Soldat sein wollten, und der sie untersuchende Arzt oft Rücksicht auf ihre Schwächlichkeit oder Krankheit nahm und sie frei ließ, hatte der tapfere General gute Gelegenheit, durch seinen Einspruch gegen solche ärztliche Freigaben das seine zur Ertüchtigung, wie er es nannte, beizutragen. Wobei er aber einen Großmut zeigte, wie solcher immer großer Tapferkeit gepaart ist. Denn er fügte jedesmal, wenn er mit den Worten: „der Mann ist tauglich", das anders lautende Verdikt des Arztes aufhob, hinzu: „auf meine Verantwortung", was soviel hieß wie, daß er im ungünstig verlaufenden Falle der Mutter den Sohn ersetzen und überhaupt allen Schaden, der durch sein Verdikt entstünde, mit Leib und Gut zu ersetzen selbst-

verständlich bereit wäre. War der General wegen seiner Tapferkeit bewundert, so war er wegen dieses seines opferbereiten Großmuts beliebt. Aber er war dennoch nicht glücklich. Er litt unter der Feigheit der anderen Menschen, die sich an seinem Beispiel, sie abzugewöhnen, gutwillig keine Lust zeigten. Unendlich viele dieser anderen Menschen nahm er daher in seine Armee und lehrte sie da, daß sie noch viel feiger wären als sie wirklich wären. Er brachte ihnen schimpfend und fluchend so viel schlotternde Angst über ihre Feigheit bei, daß sie mit Freuden den Gebrauch allerlei Waffen lernten, um sich zu schützen. Immer weniger vertrauten die Menschen so auf die kleine ihnen natürliche Tapferkeit für die geringen Anlässe, in denen sie davon Gebrauch machen konnten wie Feuersbrunst, Heiraten und derlei, und immer schrecklicher wuchs vor ihnen im grausigem Mißverhältnis zu ihrer Fähigkeit die Gefahr auf, wenn sie ihre schrecklichen Waffen ansahen, mit denen allein sie der Gefahr zu begegnen imstande wären. Also begannen sie ihre Waffen zu lieben, und kein Tag verging, daß sie sie nicht sorgfältig geputzt hätten und mit Öl eingeschmiert und sich in ihrem Gebrauch geübt bis zu großer Meisterschaft. Dem General lachte das tapfere Herz im Leibe, als er solches sah. Die stark gegen ihre Furcht bewaffneten Menschen konnten kein Glied frei bewegen, ohne da an einen gespannten Hahn zu kommen, dort an ein geschliffenes Messer. Aber sie machten sich nichts aus solcher Beengtheit, denn sie bereiteten ihrem bewunderten tapferen General gern die Freude und waren auch durch die vielen Waffen viel zu feige und ängstlich geworden, als daß sie sie auch nur für eine Minute abgelegt hätten.

Darüber war der tapfere General alt geworden, und er fürchtete zu sterben, ohne einen Lieblingswunsch erfüllt zu sehen. Und der war, die Tapferkeit seiner von ihm dazu erzogenen Menschen nicht etwa auf die Probe zu stellen, denn an deren Ausgang zweifelte er nicht, sondern seinen Mitmenschen die große Freude zu bereiten, die sie an ihrer Tapferkeit haben müßten, wenn sie sie ausübten. Eine Tugend muß werktätig sein, pflegte er jetzt gern zu sagen.

Da es bei der allgemeinen Angst, die nur in die Waffen eingeschnürt, aber dadurch nicht verschwunden war, nur eines geringsten Anlasses bedurfte, daß man allsogleich der Waffen sich bediene, war es dem General ein leichtes, Krieg zu erklären. Was, wie Ihr wißt, nicht das gleiche bedeutet, wie den Krieg zu erklären, der ganz unerklärbar ist, und von dem nur wissen, daß

ihn die Feigheit aus Tapferkeit führt, mehr nicht. Zwei Tage lang ließ der tapfere General feurige Musik durch die Straßen marschieren und die Häuser beflaggen und geeignete Redner Ansprachen halten und andere geeignete Leute das Nötige in den Zeitungen schreiben, und kein Mensch blieb untapfer, und alles strömte zu den Fahnen. Der tapfere General stellte sich an die Spitze seines Millionenheeres, — wie? Richtig, mein Kind, das tat er nicht. Warum auch sollte er das? Hatte er nicht all die Jahrzehnte her mit seinem Herzblut die eingeborene Feigheit der Menschen zur Tapferkeit großgesäugt? Waren nicht alle die Millionen, die in die Feldschlacht zogen, Stücke seines tapferen Herzens? Der tapfere General ritt also auf einen von der Schlacht weit entfernten Hügel im Etappengebirge, von dem er alles sehr gut übersehen konnte, und was er nicht sah, das wurde ihm hinterbracht, und er gab dann an, was weiter zu machen sei, damit die Tapferkeit nicht erlahme. Daß die kriegerische Sache nicht solange immer still stand und wartete, bis Meldung und Gegenbefehl eintrafen, die liegt an den Unvollkommenheiten der Welt.

Solche waren es auch, die den tapferen General, der sein Leben lang so schönes Beispiel gab, den Krieg verlieren ließen. Aber sein tapferes Soldatenherz brach darüber mitnichten. Als er über das Schlachtfeld ritt und die Millionen Leichen sah, da sagte sich der tapfere General: „Sie sind als tapfere Helden gefallen." Und wem haben sie solchen Ruhm zu verdanken, Kinder? Niemandem andern als dem tapferen General. Ohne ihn wären sie alle an Typhus oder sonst einer häßlichen Krankheit wohl später, aber ganz unrühmlich und feige gestorben. Und der tapfere General? Wenn er nicht gestorben ist, lebt er noch heute und schreibt die gedankenreichen Erinnerungen seines tatenreichen Lebens nieder.

Franz Blei.

TISCH MIT BÜCHERN

Albert Ehrenstein: Pe-Lo-Thien. (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.)

Albert Ehrenstein entdeckte einen Dichter von Weltrang wieder: Pe-Lo-Thien, der im 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung Verse von einer hinreißenden Gewalt schrieb. Den Einsiedler zwang man in Staatsdienste; er war auch Präsident eines Dichterbundes, sein Nachfolger darin ließ seine Gedichte auf Tafeln meißeln und öffentlich ausstellen. Die Zeit verwusch diese Zeichen, aber ihr wundervoller Klang kommt durch die verwandte Hand neu zum Tönen. Es hat sich seitdem nichts verwandelt, die sozialen Spannungen beherrschen die Welt, die Lebensalter und die Leidenschaften gleiten im Wechsel vorüber, es gibt Wein, Musik und Schmerzen, Schönheit und süße Gewalt — Pe-Lo-Thien sagte sie hin mit der entzückenden Einfachheit seiner Sprache; Ehrenstein, Märtyrer gleicher Sehnsucht, Dichter aus gleicher Ergriffenheit, For-

mender aus gleicher Musikalität hielt sie in seiner deutschen Sprache (Zufall, daß sie deutsche Worte braucht, sie sind so tief, so heiß, so gut, daß man sie überall verstehen muß!) mit einem solchen Schweben fest, wie nur ein unbändiges Gefühl für das zeitlose Große es auslöst. Wir sind hier um etwas mehr als nur um eine Kostbarkeit reicher geworden. . . . Das Werk ist als Blockbuch gedruckt, graziös und fest, von Georg A. Mathéy ohne snobistische Gebärde entzückend ausgestattet; an Inhalt und Form überragt es den anmaßendsten Luxusdruck. *Krell.*

G. K. Chesterton: Das fliegende Wirtshaus. Roman. Deutsch von Joseph Grabisch. (Musarion-Verlag, München.)

Oskar Wilde griff den englischen Cant mit ästhetischer Parole an und stürzte darüber. Chesterton ist um einige Nuancen frischer, freier, natürlicher, echter. Bei Wilde lächelt man und genießt, bei Chesterton lacht man und geht mit. Er redet nicht, paradiert nicht; aber diese bizarre, selbstgenügsame Gesellschaft um Lord Ivywood wächst unter seinen Fingern ins Leibhaftige hinein. Man soll nicht etwa glauben, daß sie tönern und seelenlos ist. Chesterton bleibt klug genug, diese Gesellschaft und diesen Cant in ihrer Ernsthaftigkeit zu posieren, d. h. in ihren durchaus ernstzunehmenden Werten. Wenn er sie dann doch noch mit einem Florettstoß erledigen kann, so spricht das für seine Meisterschaft, Überlegenheit und Eleganz. Ein erfreuliches Buch, weil es lachen macht; ein vorzügliches, weil es das mit ausgezeichneten Mitteln erreicht. *K.*

Franz Werfel: Beschwörungen. (Kurt Wolff Verlag, München.)

Mit diesen Beschwörungen scheint sich Werfel wieder seinen Anfängen zuzuneigen, ich meine den „Weltfreund" und die erzählerischen Töne seiner Lyrik. Hier ist kaum noch etwas von jenem betonten Gemeinschaftsgeist der Kriegs- und Revolutionsjahre. Die philosophische Durchblutung der mittleren Werke hat sich verfeinert, erleichtert, der gelegentliche Krampf hat nachgelassen, und diese neuen Verse wölben sich oft frei und schön und leicht auf, es sind Bilderreihen aus Erlebnis und Gedanke. Aus einer panischen Freude gestaltet sich alles fester, festlicher, reiner und auch aus innersten Quellen heiterer. *K.*

Joachim Ringelnatz: Turngedichte. Mit 17 Zeichnungen von Karl Arnold. (Verlag Kurt Wolff, München.)

Schon jetzt ist Ringelnatz ein Klassiker satirischer Dichtung. Sein Sarkasmus spricht sich mit einem so elementaren Ernst aus, daß er erschüttert. Man bewundert in ihm den Philosophen, der an Morgenstern heranreicht, und einen Dichter von jener Plastik und Naivität, die vom Mutterwitz her ebenso echt wie bewußt ist. Wer ihn als schnoddrig empfindet, hat an ihm vorbeigelesen, er kann das Buch

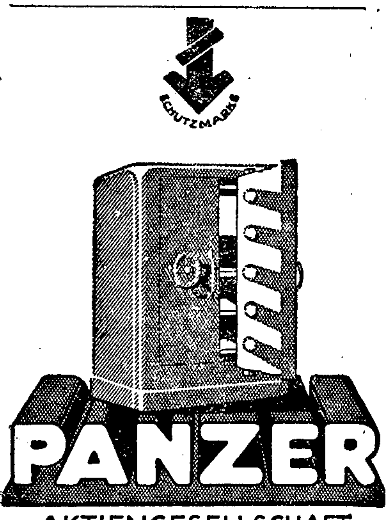
ruhig zuklappen und sich einen Esel schimpfen. Der soziale Dichter Ringelnatz ist ein Spezialfall, der sich hoffentlich nicht kopieren läßt.

K.

Franz Hessel: Der Kramladen des Glückes. Roman. (Neue Ausgabe bei Ernst Rowohlt, Berlin.)

Das Buch ist nicht neu, aber es kam nach längerem Vergriffensein neu heraus, und da es sich um einen feinen, wahrhaft dichterischen Menschen handelt, der es schrieb, und um ein ebenso anmutiges wie klar und rein erzähltes Werk, möchte ich es herzlich empfehlen. Wir haben heute kaum einen Erzähler in Deutschland, der wie Hessel eine einfache Geschichte so licht und leicht und warmblütig schreiben kann, daß wir alles Unausgesprochene, Tragische und Heitere in uns von keuscher Hand hingestellt sehen.

K.



Sainte-Beuve: Literarische Portraits aus dem Frankreich des XVII. bis XIX. Jahrhunderts. Herausgegeben in 2 Bänden von Stefan Zweig. (Frankfurter Verlags-Anstalt, Frankfurt a. M.)

Herbert Eulenberg hat sich neulich recht reserviert über Sainte-Beuves Essays geäußert: sie seien zu sehr auf Excerpte aufgebaut. Ich empfinde diesen Tadel als ungerecht. Sainte-Beuve bedeutet die eigentliche Erfindung einer Kunstform, die inzwischen zur Hochblüte kam, aber in dieser direkten Ansprache keinesfalls wieder erreicht wurde (so sehr auch Eulenberg sich als sein Schüler vergeblich bemüht). Sein Fleiß war eminent, seine Sorgfalt erstaunlich, sein Wissen fundierte jede Zeile, und gerade diese Erfassung der Persönlichkeiten in ihrem bezeichnenden Ausdruck und im Anekdotischen, das alle Scheinwerfer aufreißt, macht die Essays zu Kristallen, in denen Zeit und Idee groß, lebendig, fühlbar wurden. Man kann sagen, daß er hiermit auch eine Objektivierung erreicht hat, die aus kritischem Vermögen heraus an die Grenze des Menschenmöglichen reicht. Kein Historiker, der den Lauf der französischen Geschichte seit Ludwig XIV. bis knapp an die Katastrophe von Sedan heran aufschrieb, hat sie so präzis und tief gegeben wie Sainte-Beuve mit seinen Einzelstudien künstlerisch und kulturell bedeutsamer Persönlichkeiten. — Es ist ein Vergnügen, in dieser mit Takt von Stefan Zweig besorgten und von mehreren übersetzten Ausgabe endlich auch eine deutsche Fassung empfehlen zu können.

K.

Bastian Schmid: Die Sprache und andere Ausdrucksformen der Tiere. Dargestellt nach vielfach eigenen

Beobachtungen. (Rösl & Co., Verlag, München.)

Schmid wendet sich von Anfang an dagegen, die Ebenen der Menschensprache und des tierischen Ausdrucks ineinanderzuschieben. Er beobachtet famos und formuliert lauter und einfach: wir schöpfen und fassen Begriffe mit unserer Sprache — das Tier will lediglich sich mitteilen, Eindruck und Instinkt ausdeuten, das ist alles. Aber wie die Formen sich vermischen, annähern, bis zu welcher Reife und Tiefe das Tier sich oft zu äußern vermag, das wird staunenswert klar aus einem Darstellungs-Versuch, der oft auf Phonogramme zurückgeht. Und es könnte sein, daß hier ein Anfang gemacht ist, der Zoologie gewisse psychologische Grenzgebiete zu erschließen, die mit reiner Wissenschaft nicht zu erobern sind.

K.

ANEKDOTE

Der gute Cuno

In einer Gesellschaft wird über den Herrn Reichskanzler gesprochen. Einige schelten seine politische Gedankenarmut, seinen Mangel an Einfällen und Voraussicht, andere rühmen sein sittliches Wesen, seine nationale Lauterkeit, seine durchaus moralischen Intentionen. „Ach," sagt ein Deutscher, der lange in England gelebt hat, „das erinnert mich an einen Ausspruch, den Disraeli über einen konservativen Gegner getan hat: „Er ist ein guter Mann in der schlimmsten Bedeutung des Wortes."

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 31):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis pro Juli bis September: in Deutschland 125 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN

Clara Landau
Bibliophile Bücherstube G. m. b. H.
Berlin W 30, Berchtesgadener Str. 35

Soeben erschien: Katalog I
Illustrierte Bücher des 18. u. 19. Jahrhunderts
darunter ein Stammbuch aus dem Weimarer Kreis mit 138 eigenhändigen Eintragungen von Goethe, Schiller, Charlotte v. Stein, Wieland, Herder, Schlegel, Jean Paul, Lichtenberg u. v. a.

Die
Aktions-Buchhandlung
Kaiser-Allee 222
am Rankeplatz
Sozialistische Literatur
Wissenschaftliche Werke
Kunstbücher

Frei

Utopia
Buchhandlung und Antiquariat
Kaiser-Allee 209
EckeRegensburgerstr.

NicolaischeBuchhandlung
Borstell & Reimarus
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 62
*
Abteilung: Antiquariat
Ankauf von Bibliotheken und einzelnen Werken von Wert



„EWER"
BUCHHANDLUNG
für allgemeine u. jüdische Literatur
Knesebeckstr. 54-55
dicht am Kurfürstendamm
Tel.: Steinplatz 14748
JUDICA KUNST GRAPHIK
Filiale:
Flensburger Str. 30

Max Schildberger
Inh. Artur Schlesinger
BERLIN W62, Schillstr. 3
Lützow 2191
MODERNE BUCHHANDLUNG

Brucks & Höynck
Charlottenburg
Kunst - Gute Bücher
Mommsenstr. 15 - Ecke Leibnizstraße
Steinplatz 137 42

BUCHHANDLUNG
AM ZOO
Joachimsthaler Str. 43-44
Das gute Buch

BUCHHANDLUNG
für allgemeine und jüdische Literatur
KNESEBECKSTR. 54-55
Dicht am Kurfürstendamm

J. Ladyschnikow
Rankestraße 33
Bücher in russischer Sprache. Bücher über Rußland

Reserviert für
MALIK-BUCHHANDLUNG
BERLIN W 9, KÖTHENER STRASSE 38
Eröffnung demnächst

DRESDNER BANK

Bilanz per 31. Dezember 1922.

Aktiva.		M.
Kasse, fremde Geldsorten, Zinsscheine und Guthaben bei Noten u. Abrechnungsbanken		16,353,192,887
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen		46,414,195,861
Nostroguthaben bei Banken u. Bankfirmen		144,342,704,406
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere		4,222,545,212
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen . . .		45,898,716,309
davon am Bilanztage gedeckt		
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine	20,754,102,265	
b) durch andere Sicherheiten	11,686,280,950	
Verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten		38,285,059
		257,269,639,734
Eigene Wertpapiere		111,820,206
a) Anleihen . . .	26,491,973	
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	7,883,783	
c) sonstige börsengäng. Wertpap.	65,446,951	
d) sonstige Wertpap.	11,997,499	
Konsortialbeteiligungen . . .		1
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen		149,383,413
Schuldner in laufend. Rechnung		73,938,466,060
a) gedeckte . .	49,024,304,064	
b) ungedeckte .	24,914,161,996	
außerdem Aval- u. Bürgschaftsschuldner . .	22,689,539,820	
Bankgebäude		55,000,000
Sonstige Immobilien		6,241,586
Effekten-Konto der Pensions- und Unterstützungsfonds . .		27,123,127
Übergangsposten der Zentrale und Filialen untereinander .		333,157,036
Saldo der Zentrale und auswärtigen Abteilungen mit uns. Niederlassung in London		19,658,165
		331,910,489,328

Passiva.		M.
Aktienkapital		550,000,000
Rücklage A		311,500,000
Rücklage B		109,000,000
Gläubiger		326,795,650,470
a) Nostroverpflichtungen	70,309,400	
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite	16,409,002,601	
c) Guthaben deutscher Banken u. Bankfirmen	17,526,124,946	
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung		
1. innerh. 7 Tagen fällig	54,373,530,478	
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig . .	1,152,685,356	
3. nach 3 Monaten fällig	1,315,382,213	
e) sonstige Gläubiger		
1. innerh. 7 Tagen fällig	224,460,189,922	
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig . .	10,259,446,710	
3. nach 3 Monaten fällig	1,228,978,844	
Akzepte		1,480,833,047
Außerdem Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen .	22,689,539,820	
Dividenden-Konto		2,308,786
Pensions- und Unterstützungsfonds		35,048,679
Reingewinn		2,626,148,346
		331,910,489,328


UNSERE SAMMLUNGEN
DIE ROTE ROMAN-SERIE
DIE WELTLITERATUR DER EMPÖRUNG
UNTEN UND OBEN
DIE MÄRCHEN DER ARMEN
KLEINE REVOLUTIONÄRE BIBLIOTHEK
SAMMLUNG REVOLUTIONÄRER BÜHNENWERKE
GESAMMELTE WERKE VON UPTON SINCLAIR
VERSCHIEDENE SCHRIFTEN
ZEITSCHRIFTEN
JAHRBÜCHER
GRAPHIK UND VORZUGSDRUCKE
UNSERE AUTOREN
MARTIN ANDERSEN-NEXÖ
HENRI BARBUSSE
ALEXANDER BLOCK
LEONHARD FRANK
OSKAR MARIA GRAF
GEORGE GROSZ
WIELAND HERZFELDE
FRANZ JUNG
ANNA MEYENBERG
HERMYNIA ZUR MÜHLEN
JOHN DOS PASSOS
PETER SCHNUR
UPTON SINCLAIR
KARL AUGUST WITTFOGEL
DER MALIK-VERLAG
BERLIN W 9

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Augustwoche

Josef Wirth, der frühere Reichskanzler, ist nach Sowjetrußland gereist. Er will Rußland mit seinen eigenen Augen sehen, will sich weder durch Radeks lustige Erzählungen, noch durch Ludendorffs gruselige Schreckgeschichten seine Meinung über Werden und Erstarken des neuen Rußlands bilden lassen. Es hat Leute gegeben, die Herrn Dr. Wirth nachgelogen haben, er hätte irgendwie an der Cunokrise mitgewirkt oder habe sich bemüht, sie auszunutzen. Glücklicherweise brauchte Wirth nicht einmal zu berichtigen, denn er weilte in der Zeit, da Cunos Schicksal beschlossen, wurde, noch in Italien; er hat beim Papst eine Audienz gehabt, über die kein Wort in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Bedenkt man aber, wie förderlich der Einfluß des Papstes dem Prälaten Seipel bei der Renovierung Deutschösterreichs gewesen ist, so wird man die Nützlichkeit dieser Stunde im Vatikan nicht unterschätzen. Vielleicht geben sogar die grimmen Herren der Bayrischen Volkspartei dieser Wirths-Stunde ihren Segen. Auch Rufe aus Berlin haben Wirth nicht in die Hauptstadt der politischen Gedankenarmut locken können. Josef Wirth, der seine Kanzlerschaft mit einem Athmen der Erleichterung aufgegeben hat — Erzberger und Rathenau sind ihm ja weggeschossen worden — gehört nicht zu denen, die es in der Politik eilig haben. Man darf es Herrn Stresemann glauben, daß er lieber der Nachfolger von Cunos Nachfolger geworden wäre, und Josef Wirth ist noch viel geruhiger in seiner Seele als der quicklebendige Berliner. Es gibt keine bessere Vorbereitung für künftige Tage als das Studium der russischen Entchaotisierung. Bleibt Frankreich starr und England machtlos und im Grunde gleichgültig, wird die Ruhrkrankheit chronisch, was wird dies Trümmer-Deutschland Anderes und Besseres mit sich anfangen können und müssen

als die Hände nach Moskau zu strecken? Deutschland wird die Wahl haben, ganz isoliert in der Welt zu stehen oder angelehnt an das zukunftsreichste Land Europas. Bis dieses Entweder-Oder allen deutschen Politikern klar sein wird, mag noch viel Wasser den verödeten Rhein hinunterfließen. Der stupide Haß der Ludendörffler wird jetzt freilich in die Welt posaunen, Wirth, gestern noch Ententist gescholten, werde morgen Leninist sein. Aber wer ein bißchen im Hagel der politischen Verleumdungen ausgehalten hat, der weiß, wie schnell die infamen Legenden auftauchen und um wieviel schneller sie sich wieder verflüchtigen. „Halt stand und laß vorübergehen", rief der alte Ulrich von Hutten, auch ein Süddeutscher von unbrechbarem Eigensinn. Vielleicht wird's eines Tages auch den im Schneckentempo Denkenden klar, daß die große Epoche der deutschen Ost-Politik erst in den Anfängen steckt und daß es die weitsichtigste Art von deutschem Patriotismus ist, die sich rechtzeitig den großen russischen Nachbar besichtigt und befühlt.

Seit Cunos Rücktritt ist die Stimmung in Deutschland entspannt. Herr Dr. Stresemann wird nun zeigen müssen, ob er diese Beruhigungspause zu nutzen, d. h. mit energischen Handlungen in der Währungs- und sonstigen Wirtschaftspolitik auszufüllen weiß. Allzu viel Zeit hat er nicht. Denn wir sind durch die Unterlassungssünden seines Vorgängers dem Abgrund allzu nahe gekommen, als daß der neue Kanzler noch der schwerfälligen Bureaukratie in der Reichsbank und den Ministerien länger ein seliges Dahinträumen gestatten dürfte. Klipp und klar gesagt: Herr Dr. Stresemann ist die letzte Reserve, die der deutsche Parlamentarismus zu vergeben hat. Muß sich diese letzte Reservekraft wieder — wie einst die Regierung Wirth — in wochenlangen Verhandlungen und Kämpfen mit mächtigen Wirtschaftsgruppen und dem zähen Widerstand der Bureaukratie verzetteln, so wird auch das neue Ministerium nur eine kurze Episode sein. Danach kommt der Diktator, sei es von rechts, sei es von links, wobei es ganz gleichgültig ist, ob Deutschland unter einer Diktatur Ehrhardt, unter einer Diktatur Noske oder unter einer Diktatur Max Hölz zugrunde geht — oder ob sie alle zugleich von verschiedenen Ecken Deutschlands aus das Reichsgefüge zersprengen. In jedem Falle wäre die sichere Folge: Reichszerfall, Anarchie, Franzosen- und Poleneinbruch, Hungersnot, Seuchen. Deutschland würde

zum Schauplatz, auf dem die übrigen europäischen Staaten ihre Giftgas- und Luftbombenkriege führen. Gewissenlos und feige wäre es, um diese Dinge noch länger herumzureden — ebenso gewissenlos, zu verschweigen, daß Stresemann wirklich Deutschlands allerletzte Reserve bedeutet.

Was soll mit Herrn Cuno geschehen? Vorläufig ist er nach Amerika gefahren, zu Mr. Harriman, mit dessen Freundschaft der verflossene Reichskanzler so großen Staat gemacht hat. Der treueste aller Cunoisten, Herr Theodor Wolff, ist bemüht, seinen politischen Führer auf den deutschen Gesandtenposten nach Washington zu lotsen. Das macht seinem guten Herzen alle Ehre, leider läßt sich Politik nicht bloß mit dem reinen Gemüt machen. Coolidge, der Nachfolger Hardings, hat in der einzigen politischen Kundgebung, die er sich bisher gestattet hat, sehr deutlich erklärt, daß er durchaus nicht gewillt sei, sich in allen Punkten mit der englischen Politik zu solidarisieren, im besonderen nicht in der Politik gegen Frankreich. In Berlin — hier liest man noch immer hauptsächlich französische Zeitungen — ist die Kundgebung nicht genug beachtet, aber in Paris ist sie gut ausgenutzt worden, obwohl sie möglicherweise bloß eine Finesse darstellt, die den Engländern vielleicht genehm ist. Jedenfalls ist die amerikanische Politik, der Deutschland ziemlich nebensächlich scheint, ein Terrain, für das wir einen sehr lebendigen, sehr feinfühligen, so behutsamen wie aktiven Mann und nicht den Lyriker der Passivität brauchen. Wenn schon Herr Cuno zur Hamburg-Amerika-Linie nicht zurückzubringen ist und auf einen diplomatischen Posten gebracht werden muß, soll man dann nicht die Stelle in Georgien, auf der Herr Rauscher so schön Klavier spielte, wieder errichten? Und haben wir denn einen Vertreter in Guatemala?

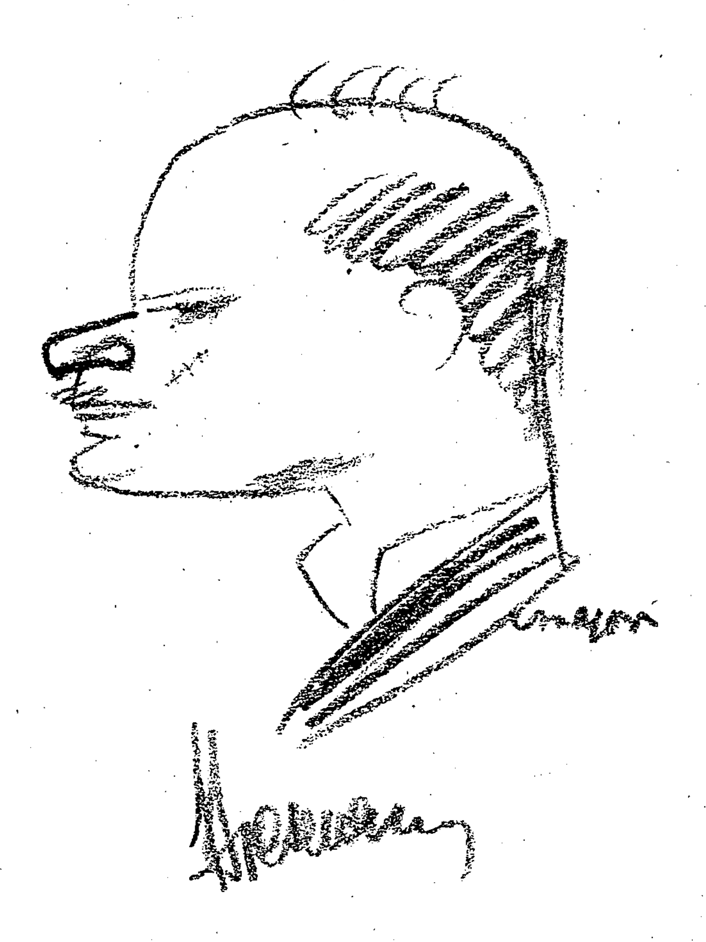
Ein langer und schwerer Kampf entsteht, wenn die Gewalt versucht, die Wahrheit zu unterdrücken. Aber alle Anstrengungen der Gewalt können die Wahrheit nicht abschwächen und dienen nur dazu, sie desto mehr hervorzuheben. Pascal.

Poincaré hat nach dem vorliegenden Zeitungsbericht in seiner letzten Sonntagspredigt behauptet, daß Preußen in Napoleon I. vor allem den Sohn der Revolution gehaßt habe. Er hat dem Sinne nach ausgeführt, daß dieser Haß über das Grab Napoleons hinaus fortdauere, indem noch das heutige Frankreich der imperialistischen Tendenzen Napoleons I. bezichtigt werde. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß heute noch irgendwo in Deutschland irgend jemand lebt, der Napoleon I. haßt. Hat zu seiner Zeit ein Haß gegen Napoleon bestanden, so war er gewiß begründet; denn er galt dem Unterdrücker der staatlichen Selbständigkeit Preußens, der im Siegergefühl keine Rücksicht gegen den besiegten schwächeren Gegner kannte. Aber es ist lächerlich, heute zu behaupten, daß dieser Haß gegen Napoleon fortdauere, heute, nach mehr als hundert Jahren... Im Gegenteil, vielleicht sind wir Deutschen mehr bemüht als selbst die Franzosen, aus den Akten der Geschichte segensreiche Wirkungen des napoleonischen Geistes auch für Deutschland anzuerkennen.

Jedenfalls aber hat Poincaré unrecht, Herrn Dr. Stresemann gewissermaßen als einen Exponenten des angeblichen deutschen Hasses gegen Napoleon zu kennzeichnen — wenn auch nicht mit offenen Worten, so doch nach dem Sinn seiner Rede. Herr Poincaré sollte nur Herrn Stresemann einmal besuchen. Dann würde er sehen, daß gerade der neue Reichskanzler das geschichtliche Genie des großen Korsen bewundert, daß Bilder, Büsten und Statuen Napoleons und eine reichhaltige Napoleon-Literatur in Stresemanns Wohnung alltäglich und allstündlich die Anerkennung Stresemanns für Napoleons Bedeutung bekunden. Man umgibt sich nicht mit den Bildern eines Mannes, den man haßt. Oder hat etwa Poincaré in seinem Arbeitszimmer die Bilder Wilhelms I.? . . .

In Stresemanns Arbeitszimmer beherrscht jedoch nicht Napoleon den Raum, sondern Goethe. Goethe als die höchste Blüte deutschen Geistes zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, als der kulturelle deutsche Gegenpol des französischen Machthabers. Verehrt Stresemann in Napoleon einen Heros der Geschichte, so verehrt er in Goethe einen der größten Söhne des eigenen Volkes, den umfassenden Geist, die Verkörperung höchsten Kulturstrebens und Bemühens um Menschheitsbildung, das gerade in den besten Deutschen auch dann wachbleibt, wenn unter äußerem Druck die gesamte Kraft des Volkes sich auf rein nationale Ziele zusammenballt . . .

„Sage mir, mit welchen Zeichen der Vergangenheit du dich umgibst, und ich sage dir ,wer du bist.“ So möchte ich das bekannte Wort abwandeln, wenn ich von dem neuen Reichskanzler spreche. Der Politiker, der sich Napoleon und Goethe sozusagen als Lieb-



lingsgeister der Vergangenheit erkoren hat, offenbart damit jedenfalls einen geistigen Charakter, der mancherlei Hoffnungen Raum gibt. Kommt hinzu ein lebhaftes, bewegliches Temperament, wie es Stresemann eigen ist, so kann man erwarten, daß ein so gearteter Mann nicht nur die Absicht hat, sein Bestes für Reich und Volk einzusetzen, sondern auch kräftig den Versuch unternehmen wird, ein großes Ziel zu erreichen. Stresemann ist stets bemüht, — seine Reden und Vorträge bekunden es lebendig — aus der Geschichte zu lernen und Nutzanwendungen zu ziehen, und man darf mit Spannung erwarten, ob es ihm vergönnt sein wird, gleich an der wichtigsten Stelle des Reiches sein Können und Wissen mit Erfolg zu betätigen. Vielleicht hätte er selbst es vorgezogen, nicht mit einem Ruck zur Spitze emporgetragen zu werden, sondern erst einmal als Leiter eines Ressorts der Reichsregierung auf engerem Raume praktische Erfahrungen zu sammeln. Indessen, er steht nun an der Spitze der Regierung, und nun heißt es für ihn: „Hier ist Rhodus, hier zeige deine Kunst."

Man hat gerade von den Führern der alten nationalliberalen Partei und ihrer Nachfolgerin, der deutschen Volkspartei, oft spöttisch gesagt, daß sie mehr Geführte als Führer seien, daß sie ewig schwankten, weil ihre Parteien allzu große Interessengegensätze umfassen. Auf Stresemanns Führerschaft trifft dieser Spott sicherlich nicht zu. Das werden gerechterweise heute auch die ärgsten Spötter zugeben müssen. Denn der Gedanke der großen Koalition, der jetzt verwirklicht worden ist, bildet das Ziel der Stresemannschen Parteipolitik nicht erst seit kurzem, sondern seit der Gründung der Deutschen Volkspartei. Die große Koalition, das Zusammenwirken der breitesten Schichten des Erwerbslebens unseres Volkes zur Wiederaufrichtungd es Reiches aus der Not und dem Elend unserer Tage, war für Stresemann nicht nur ein parteipolitisches Ziel, dessen Erringung zugleich seinen persönlichen Ehrgeiz befriedigen sollte, sondern erschien und erscheint ihm als ein staatsmännisches Mittel, als *das* staatsmännische Mittel, das allein, da äußere Hilfe unsicher ist oder versagt, zur Gesundung dienen kann. Die große Koalition ist ihm ein Mittel zür Überwindung der inneren Zerrissenheit, zur Herstellung der Einheit deutscher und staatlicher Gesinnung, die auch dann wird vorhanden sein müssen, wenn einmal die furchtbaren Nachwirkungen des Krieges überwunden sein werden. Ich kann bezeugen, daß Stresemann dieses Ziel niemals aus den Augen verloren hat, und daß er, wenn er es scheinbar aufgegeben hatte, gerade dann innerlich umso fester entschlossen war, auf es zuzustreben und nur das Hindernis zu umgehen, das gerade auf seinem Wege lag, und das zu überwinden die augenblicklichen politischen Kräfte nicht ausreichten. Alles, was sich nebenher auf dem Gebiete der Parteipolitik in den letzten vier Jahren, besonders aber seit dem Tage des Kapp-Putsches, ereignet hat, ist nur in

diesem Sinne für die geschichtliche Betrachtung und für die Beurteilung Stresemanns selbst einzuschätzen. Und was man mit dem Unterton des Tadels oder des Hohnes erinnert, betrachte ich im Gegenteil als eine Kundgebung taktischer Geschicklichkeit, die gleichfalls zu manchen Hoffnungen auf Stresemanns Kanzlerschaft berechtigt. Es sind Kundgebungen einer Zähigkeit politischen Wollens, geboren aus politischer Erkenntnis harter Tatsachen und beflügelt von politischem Schwung.

In diesem Zusammenhange sei es mir gestattet, nach meiner Überzeugung einiges Grundsätzliche über den Ehrgeiz des Politikers zu sagen. Denn die meisten Leute reden unüberlegt und blindlings und etwas verächtlich vom Ehrgeiz Stresemanns, der nunmehr befriedigt sei, nachdem er Reichskanzler geworden. Ich sage, selbst wenn die Kraft nicht dem Wollen, selbst wenn der Erfolg nicht dem Streben des Politikers entspricht, so kann man ihm doch niemals vorwerfen, daß er aus gewöhnlichem Ehrgeiz, d. h. aus Selbstsucht, gehandelt habe. Wie es im modernen Staat das höchste Ziel jeder Oppositionspartei sein muß, selbst an die Macht zu gelangen, ihre Ideen und Ideale in die Tat umsetzen zu können, so muß es das Ziel jedes wahren Politikers sein, einmal die Möglichkeit zu erlangen, daß er seine politische Kraft und Fähigkeit in positiver Führung des Gesamtstaates, des Gesamtvolkes, zeige, durch seine Kraft, durch seinen Schwung die Entfaltung der im Staate und Volke vorhandenen Kräfte zur Erreichung bestimmter Ziele bewirken könne. Ich behaupte, ein Politiker ohne den Ehrgeiz, zur Macht zu gelangen, ist kein Politiker und verdient nicht den Namen, er ist lediglich ein Kannegießer, ja, e r ist zu verachten, weil ihm eines fehlt: der Mut zur Verantwortung. Politischer Ehrgeiz ist nichts anderes als der Mut zur Verantwortung. Weiß doch jeder Staatsführer im parlamentarischen Staate, daß dicht neben dem Kapitol der tarpejische Felsen sich erhebt. Diesen „Ehrgeiz“ aber hat Stresemann, und statt ihm einen Vorwurf daraus zu machen, daß er danach strebte, sein Können zu zeigen, sollten wir Deutschen besonders in unserer heutigen Lage froh sein, einen Mann von solchem Ehrgeiz zu haben. Ich möchte hier nicht die Binsenwahrheit auseinandersetzen, mit welchen persönlichen Gefahren die Übernahme der politischen Verantwortung, Gott sei es geklagt! in Deutschland heute verbunden ist. Ich wünschte vielmehr, daß auch in anderen Parteien von solchem Ehrgeiz, von diesem Bewußtsein politischer Verpflichtung mehr vorhanden wäre.

Zweifellos ist Stresemann zur Führerschaft nicht nur der Partei, sondern auch der Regierung durch seine hervorragende Rednergabe berufen. Die Klarheit seiner politischen Erkenntnis drückt sich in der Klarheit seiner Rede aus. Er besitzt eine große Geschicklichkeit in der Anordnung seiner Beweisführung, in der Kunst, die inhaltliche Wirkung seiner Ausführungen zu steigern und auch den erntesten

und nüchternsten Gegenstand fesselnd zu gestalten. In seiner hellen Stimme, die weithin trägt, schwingt ein Enthusiasmus mit, der die Massen packt und auch die Widerstrebenden mitreißt. Wir haben es so oft auf Parteitagen erlebt, daß die Heerschar murrte und unwillig war. Nicht nur die Gabe des Vermittlers war notwendig, um die Gegensätze auszugleichen, sondern auch der Schwung der Persönlichkeit, der in der Rede seinen vollendeten Ausdruck findet, die Wärme, die von Herz zu Herzen strömt und die Härte egoistischer Meinungen und Empfindungen wegschmilzt. Stresemanns unbestrittene Führung beweist, daß nicht nur die Weisheit des Nestor geeignet ist, eine große, auf große Ziele eingestellte Partei zu leiten, sondern auch, und namentlich in Zeiten, in denen man auf die Masse wirken muß, jugendliches Feuer, gemäßigt durch Bildung und Klugheit.

Ich habe nicht die Absicht, Herrn Dr. Stresemann einen Lorbeerkranz zu winden, bevor seine Kanzlerschaft dem deutschen Volke Erleichterung oder größere Erfolge gebracht hat. Stresemann selbst lehnt das im vollen Bewußtsein der Schwierigkeit seiner Aufgabe ab. Ich wollte lediglich mit einigen Strichen Stresemanns Persönlichkeit zeichnen, wie ich sie sehe, die Persönlichkeit eines Mannes, der viele Hoffnungen erweckt hat, auf den heute die letzten Hoffnungen der übergroßen Mehrheit eines gepeinigten, schwer unter dem Druck eines verlorenen Krieges seufzenden Volkes gesetzt sind. Auf weiter Flur scheint er mir heute der letzte Mann zu sein, der imstande ist, die Einheit des Reiches zu erhalten und Deutschland zu führen, bis eine bessere Zeit anbricht. Stresemanns erster Vorgänger in der Führung der nationalliberalen Partei und deren Gründer, Rudolf von Bennigsen, sagte einmal in einer Reichstagsrede: „Wir wissen aus der historischen Entwicklung genau, die Völker wollten vor allen Dingen wirklich regiert sein.“ Man wird zugeben, daß dieses Wort auf das deutsche Volk vollkommen zutrifft. Es will regiert sein. Stresemann ist davon durchdrungen, in der Auffassung, daß „Regieren“ bedeutet: „voraussehend Leiten, ohne die innere freie Entwicklung eines Volkes zu stören“. Dafür hat er sich mit seiner ganzen Persönlichkeit dem Volke zur Verfügung gestellt, eingedenk der Worte, die Bennigsen in einer anderen Rede, bei der Feier der national-liberalen Fraktionen aus Anlaß des 25. Jahrestages der Reichsgründung ausgesprochen hat. Bennigsen sagte damals, von den unerfreulichen Erscheinungen des allgemeinen Wahlrechts sprechend: „Das sind doch vorübergehende Erscheinungen. Der Kern unserer Nation wird auch das überwinden. Nur Krankheit oder Unfähigkeit entschuldigt den Rücktritt von solchem Kampfe. Es ist ein vorübergehender Niedergang. Zur Besserung mitzuwirken ist allerdings die Aufgabe jedes Patrioten.“

Aus Georg Brandes' neuem Buche „Hellas einst und jetzt" (Elena Gottschalk Verlag, Berlin 1923) bringen wir diese melancholische Darstellung der dreitausendjährigen griechischen Leiden und Triumphe:

Andacht ergreift das Gemüt, wenn man sich ein ganzes Leben nach Attika gesehnt hat und endlich auf der Akropolis steht. Die Stätte ist heilig. Diese wundervollen vergilbten, in die warme, liebkosende Märzsonne gebadeten Marmorsäulen bereiten dem Auge ein Fest durch ihre Farbe wie durch ihre Form. Je länger man nach diesem Augenblick gedurstet hat, desto tiefer geht das Entzücken.

Es ist ein niederschlagender Gedanke, daß bis zum Jahre 1645 die Propyläen, das Erechtheion, das Parthenon beinahe unbeschädigt standen. In dem erwähnten Jahre schlug der Blitz in die Propyläen und traf das von den Türken dort angelegte Pulvermagazin mit dem Erfolg, daß dieses grundgeniale Bauwerk zersplittert wurde. Die Türken fuhren fort, die Akropolis zur Aufbewahrung ihres Pulvers zu benutzen, und legten es jetzt in den Parthenontempel. Als 42 Jahre später, im Jahre 1687, die Venezianer Athen belagerten, sandten sie eine Bombe ins Parthenon, und der berühmteste Tempel der Erde war gesprengt. Im Jahre 1802 entführte Lord Elgin fast alle Bildwerke des Parthenons nach London. Dort werden sie im Britischen Museum immer mehr zerstört, indem man sie scheuert und schrubbt wie einen Fußboden. Man würde es nicht glauben, hätte man es nicht mit eigenen Augen gesehen.

Und während ich einen ersten Blick auf diese Welt von Marmor im Sonenschein, auf die noch erhaltenen Reliefs des Parthenons und auf die Karyatiden des Erechtheions werfe, singt es in meinem Innern! Endlich! Endlich nicht mehr der dänisch-griechische Neuklassizismus eines Thorwaldsen, nicht mehr deutsch-griechische Glyptothek-Architektur, nicht mehr französischer La Madeleine-Stil, nicht mehr durch römische Technik vergröberte griechische Statuen, nicht mehr sizilianische Landschaften und Küsten als Surrogate für griechische, endlich nicht mehr die nachgeahmte Holländerei, die man das Athen des Nordens nennt, sondern das richtige Athen, das einzige, ewige, echte!

Das neue Griechenland ist nicht älter als das Jahr 1830. 1821 brach unter Maurocordato die Empörung gegen die Türken aus. Ihm schloß sich Lord Byron an, der 1824 starb. 1822 und wiederum 1824 wurde die türkische Flotte in Brand gesteckt von dem tapferen Kanaris, den Victor Hugo in „Les Orientales" besungen hat, und den ich mit eigenen Augen 1863 in Kopenhagen erblickt habe, als Hellas durch den 73jährigen Greis dem späteren König Georg den griechischen Thron anbieten ließ. Von allen Weißbärten, die ich gesehen habe, war er der ehrwürdigste.

Im Jahre 1863 sagte Philemon, der junge Sekretär der hellenischen Deputation, zu mir: „Wir hoffen, daß dieser kleine Prinz

uns eines Tages nach Konstantinopel führen wird.“ — Die Eroberung dieser Stadt ist seit ungefähr hundert Jahren der nationale Traum der Griechen im gegenwärtigen Hellas, ein Traum, der im übrigen augenblicklich seiner Verwirklichung ferner als je ist. Er ist erklärlich. Waren doch stets weit mehr Griechen in Konstantinopel als in Athen.

Die byzantinische Kultur ist das zweite Erzeugnis des griechischen Geistes nach der einheimischen hellenischen. Unter dem Namen Byzanz hat die Stadt etwas über tausend Jahre existiert, unter dem Namen Konstantinopel mehr als weitere tausend. Byzanz wurde im Jahre 667 vor unserer Zeitrechnung gegründet und hieß so bis zum Jahre 395, also 1062 Jahre, ehe das oströmische Reich errichtet wurde.

Schon 355 vor unserer Zeitrechnung erhielt Byzanz volle Selbstverwaltung. Damals folgte seine Glanzzeit. Es schlug Philipps Angriff ab und war nach Alexanders Tod von neuem frei. Das Byzantinische Kaiserreich hielt sich von 395—1453, also 1058 Jahre. Wenn man die Zeit der Türkenherrschaft mitrechnet, hat die Stadt also 2589 Jahre existiert und ist in dieser Zeit zuerst 2000 Jahre ganz, danach teilweise griechisch gewesen.

Da ist es denn nicht zu verwundern, daß das Verlangen der Griechen auf sie gerichtet ist, und man wende nicht ein — was wahr ist — daß nur überaus wenige der jetzigen Bewohner Griechenlands von den Bewohnern des antiken Hellas abstammen. Das machte Fallemerayer schon 1830 geltend. An kein anderes europäisches Volk stellt man so strenge Forderungen. Die Norddeutschen sind zumeist Slaven; die Franzosen zum Teil Germanen (wie der Name sagt: Franken), zum Teil Kelten, keineswegs Lateiner, wie sie sich nennen.

Mag sein, daß übermäßig viel albanisches und slavisches Blut in den Griechen der Gegenwart fließt. Teilweise stammen sie doch von denen des Altertums ab. Und durch Erinnerung, durch Überlieferung, besonders durch die Sprache, die heute noch wie vor 3000 Jahren geschrieben wird, fühlen sie sich als deren Söhne und Töchter.

Bezüglich ihrer alten Schriftsprache sind sie so empfindlich, daß sie bekanntlich einen Aufstand gegen Königin Olga (als Russin) erhoben, als sie in bester Absicht das Neue Testament in volkstümliches Griechisch übersetzen und so drucken ließ, wie es gesprochen wird. Ist die Volkssprache den Norwegern teuer, so sicher nicht weniger den Griechen. —

Ein Militäraufruhr brachte 1910 den energischen und gewalttätigen Venizelos ans Ruder. Seine Psychologie wurde dadurch bestimmt, daß er als Kretenser gewohnt war, in seinen Gegnern Türken zu sehen, gegen die alles erlaubt war.

Während der Spannung des Weltkrieges war es Griechenlands erstes Unglück, daß König Konstantin eine Schwester Wilhelms II. zur Gemahlin hatte. In zweiter Linie sind englische, französische, italienische sogenannte Staatsmänner schuld an dem Hagel von Unglück, das Griechenland zu Boden geschmettert hat.

Aber mit seiner deutschen Königin wurde König Konstantin von den Westmächten deutscher Sympathien verdächtigt, obwohl man es weder dem König von Dänemark noch dem König von Belgien übelnahm, daß ihre Gemahlinnen deutscher Abkunft waren. Die Entente arbeitete zusammen mit Venizelos gegen ihn. Als der König 1915 Venizelos durch Gunnaris ersetzte, wurde eine Seitenregierung in Saloniki errichtet, und die Mächte behandelten Venizelos als Verbündeten und den wahren Repräsentanten Griechenlands.

Im Juni 1917 hielt Venizelos an der Spitze schwarzer französischer Truppen seinen Einzug in Athen und ließ Maschinengewehre auf dem Konstitutionsplatz, dem Mittelpunkt der Stadt, aufpflanzen. Auf Anweisung der internationalen Polizeigewalt, die die Macht übernahm, wurde, wie ein Augenzeuge, ein griechischer Minister, es mir geschildert hat, der Wald beim Lustschlosse Tatoi, wo der König wohnte, von vier Seiten auf einmal angezündet. Der ganze Park und das Schloß gingen in Flammen auf, brannten so weit nieder, daß nichts als einige Baumstümpfe und der Steinboden übrigblieben und der ausgeräucherte König zur Thronentsagung gezwungen wurde. In den zensurierten Telegrammen heißt es, daß das Schloß durch Kurzschluß in Brand geriet. Die Alliierten, die sich nicht auf den Kronprinzen, den jetzigen König, einen vierschrötigen jungen Mann mit energischen Zügen, verließen, machten den jüngsten Sohn, Alexander, zum König. Die Franzosen besetzten den Piräus. Als die erbitterte Bevölkerung ein Dutzend Marinesoldaten niederschoß, wuchs natürlich der Unwille bei der okkupierenden Streitmacht.

Venizelos übernahm die Regierung, worauf Hellas auf Gebot der Mächte Deutschland und Österreich, Bulgarien und der Türkei den Krieg erklärte.

Die Griechen waren zwar nicht imstande, einem der deutschen Staaten sonderlich zu schaden, und sie hatten genug von Balkankriegen. Aber Frankreich gebrauchte die griechischen Truppen auf andere Weise. Es ließ Venizelos eine griechische Division Denikin zu Hilfe schicken, dem General, der zu Beginn des Jahres 1919 in der Ukraine so unglücklich gegen die Sowjetregierung focht. Nur eine geringe Anzahl dieser Hellenen blieb übrig. Die Ärmsten starben für eine Sache, die sie nicht begeisterte, nicht im geringsten anging, ja, die sie nicht einmal begriffen. Was hatten sie mit der russischen Regierungsform zu schaffen! Die Mächte aber erteilten dem griechischen Heere schnell eine neue Aufgabe. Während der

Friedenskonferenz in Paris machte Orlando kein Hehl daraus, daß Italien sich als schlecht von seinen Alliierten behandelt betrachtete. Sein Anteil an der Beute war vermutlich zu gering. Und Italien forderte kraft seines heimlichen Traktats mit England und Frankreich das Recht, seine Truppen in Smyrna zu landen.

Nun aber zeigte es sich, daß weder Clémenceau noch Lloyd George oder Wilson den Wunsch hegten, eine italienische Heeresmacht in Kleinasien zu sehen.

Man warf daher seine Augen auf Griechenland als den geborenen Rivalen Italiens. Venizelos erbot sich augenblicklich, und wehmütig genug: die ersten Truppen, die er abgehen ließ, waren die Trümmer der griechischen Devision, die er seiner Zeit Denikin zur Verfügung gestellt hatte. In dem von den Alliierten ausgesandten offiziellen Bericht vom 15. Mai 1919 heißt es, daß diese Truppen „ausgesandt wurden, um jedem Angriff der Türken auf die chrisfliche Bevölkerung vorzubeugen".

Keiner, der menschliches Gefühl hat, kann jetzt wohl das Wort Smyrna hören, ohne daß ihm das Herz blutet.

Die zahlreichen Studentinnen der Universität Athen in diesem Frühjahr, lebhafte, verständige junge Mädchen, waren fast alle aus Smyrna. Und auf die Frage, wie sie seit Kindheit an unter türkischer Herrschaft gelebt hätten, erzählten sie, unter ständiger Gefahr aufgewachsen, ohne Klage: „Seit unserer frühesten Kindheit waren wir gewohnt, bei dem Rufe: „Die Türken kommen!", in die Keller zu kriechen und uns mäuschenstill zu verhalten, bis sie wieder fort waren. Dann wagte man sich hervor, spähte aus, ob die Gefahr vorüber sei, sah eine Anzahl Leichen auf den Straßen in ihrem Blute schwimmen und grübelte mit kindlicher Sorglosigkeit nicht weiter darüber nach."

Im Mai faßten die Griechen Fuß in Thrazien. Sie landeten außerdem in Smyrna, besetzten die Stadt und drangen in das Innere Kleinasiens vor. Es scheint, daß das griechische Heer, dessen Unwille gegen die Türken eigentlich mehr religiös als national ist, sich nicht selten Grausamkeiten zuschulden kommen ließ. Die Türken behaupten, daß die Griechen Dörfer in Brand gesteckt hätten; das klingt nicht unwahrscheinlich — der Mensch ist im Kriege überall ein wildes Tier —, aber die Behauptung wird natürlich aufgestellt, um die hundertmal schlimmeren Grausamkeiten der Türken zu verteidigen.

Während Venizelos in den Augen der Alliierten der erkorene Nationalheld aller Griechen war, und ja auch tatsächlich stark dazu beigetragen hatte, das kleine Land zu ansehnlicher Machtentfaltung zu bringen, hatte er in seinem Vaterland den größten Teil seiner Beliebtheit eingebüßt. Seine Härte hatte abgeschreckt und lebhaften Unwillen erweckt: Er vertrieb die Königsfamilie nach der Schweiz, warf Minister wie Royos für unbestimmte Zeit — es wurden drei

Jahre — ins Gefängnis, ließ den ganzen Hof, hervorragende Männer und feine Frauen, von deren Lippen ich es habe, fortschleppen, den französischen Behörden übergeben und zusammen mit Gunnaris, dem Venizelos verhaßten Minister, in einem kleinen Hotel auf Korsika einsperren, wo sie in Gefangenschaft gehalten wurden und täglich Rechenschaft über jeden Frank ablegen mußten. Die Haft auf Korsika dauerte 2½ Jahre. Eines Tages benutzte Gunnaris eine Gelegenheit, zusammen mit einem jungen Hofmann, seinem Helfer, nach Sardinien zu flüchten.

Es herrschte nicht geringe Unzufriedenheit mit Venizelos in der griechischen Bevölkerung, wenn er auch eine große Schar ergebener und begeisterter Anhänger hatte und immer noch hat. Seine Tüchtigkeit bezweifelt niemand.

König Alexander starb, von einem kleinen Affen gebissen, plötzlich im Oktober 1920. — Am 14. November desselben Jahres wurde Venizelos durch allgemeine Wahl von seiner Diktatorenstellung gestürzt und nur einen Monat später, im Dezember 1920, König Konstantin durch eine Volksabstimmung nach Athen zurückgerufen. War Venizelos rücksichtslos gegen die Königstreuen gewesen, so waren jetzt die Königstreuen rücksichtslos gegen die Venizelisten. Admiral Konduriotis wurde in seiner Stube von gedungenen Banditen niedergeschossen, die einer mir bekannten liebenswürdigen Dame, die im Zimmer saß, bei derselben Gelegenheit eine Kugel in die Schulter schossen. Überfälle auf Straßen und Plätzen waren im März an der Tagesordnung. Und nie wurden die Mörder entdeckt.

Drei Jahre hatte der Krieg gedauert, hatte dreihundert Millionen Dollars und eine ungeheure Summe von Menschenleben gekostet. Es schien widersinnig, das Gewonnene aufzugeben, und gleichzeitig schien es Wahnwitz, den Krieg fortzusetzen. Denn obwohl er auf Veranlassung der Westmächte begonnen war, sahen die Mächte mit Unwillen, wie er sich entwickelte. Die europäischen Kapitalisten gönnten den Griechen nicht einen umfangreichen und fruchtbaren Boden, zu deren Werten die großen Bankiers unter türkischer Herrschaft den leichtesten Zugang hatten. Italien wollte nicht ein starkes Hellas mit einer bedeutenden Flotte im östlichen Mittelmeer dulden, Frankreich wollte sich nicht britische Überlegenheit auf kleinasiatischem Grund gefallen lassen und betrachtete Griechenland nur als einen Stein in Englands Spiel. Weder das siegreiche Serbien noch das überwundene Bulgarien sahen mit günstigen Augen auf ein vorwärtsstrebendes Hellas und die Möglichkeit, daß es seinen Vormarsch erst in Konstantinopel zum Stillstand brachte. —

So veränderte Frankreich plötzlich seine Auffassung über die Türkei. Mit Deutschland verbündet, hatte die Türkei kurz und klein geschlagen werden sollen. In französischen Zeitungen war sie eine barbarische Macht gewesen, deren europäische Besitzungen ihr alle

wie eine entrissen werden mußten. Aber natürlich wurde die Anschauung eine andere, sobald die Türkei nicht mehr die alte Türkei, sondern eine neue war.

Mustafa Kemal war der Mann des Augenblicks und wurde der Frankreichs. Die französischen Fabriken schickten Kemal Ladung auf Ladung von Geschützen, besonders die berühmten 75-mm-Feldkanonen und französische Flugzeuge. Oberst Mougin, General Gourods früherer Stabschef, reiste nach Angora, um „ökonomische Fragen" mit Kemal zu erörtern. Trotz leidenschaftlicher Proteste Englands verweigerten Franzosen und Italiener den Griechen hartnäckig die Erlaubnis, die Schiffe zu untersuchen, die den Türken Geschütze und Munition brachten. — Es war erst ein Monat verflossen, seit Lloyd George im Unterhaus erklärt hatte: „Wir können nicht zulassen, daß dies bis ins Unendliche fortgesetzt wird", nämlich: daß die Türken englische Vorschläge verhöhnten und daß Englands Alliierte den Griechen das Recht verweigerten, ihre Streitmacht zu benutzen, um Konstantinopel zu besetzen. Denn die Griechen hatten die Aufforderung der Alliierten, Kleinasien zu räumen, abgewiesen und den Entschluß gefaßt, dem Kriege durch einen dreisten Coup auf Konstantinopel ein Ende zu machen.

Doch die Alliierten beriefen eine Versammlung in Venedig ein, um zu bestimmen, unter welchen Bedingungen die Griechen Kleinasien verlassen sollten. Die griechische Regierung fühlte selbst, wie schwach sie stand, und nach vollen zehn Kriegsjahren war der Kampfesmut ihrer Soldaten zu Ende. Die Drachme war nicht einen Øre wert; die tägliche Versorgung der Truppen wurde unmöglich. Mustafa Kemal wurde schnell davon unterrichtet, wie schwach die griechische Front bei Afium Kara Hissar war, und voll ausgerüstet mit einer reichlichen Anzahl französischer 75er, mit französischen und italienischen Flugzeugen, mit Last- und Güterwagen neuester Motorkonstruktion, endlich mit einem Stabe tüchtiger französischer Offiziere überfiel er das hellenische Heer vernichtend in einem Augenblick, als die Griechen an Händen und Füßen von ihren eigenen Alliierten gebunden waren, die es ihnen abgeschlagen hatten, die Zufuhr von Kriegsgerät zum Feinde zu verhindern.

Die Folge war die entsetzlichste Niederlage in der Geschichte Griechenlands. Das ganze Heer wurde auf seiner Flucht nach Smyrna aufgerieben.

Im Hafen von Smyrna lagen englische, französische, amerikanische und italienische Kriegsschiffe — die christlichen Bewohner der Stadt nährten daher keine Unruhe. Da lagen ja diese unüberwindlichen Destroyers, diese massiven Schlachtschiffe, um sie zu beschützen. Doch die lösten keinen Schuß. Frankreich hatte seinerzeit den Vorschlag gemacht, ihm freie Hand am Rhein, England dagegen in Kleinasien zu lassen. England hatte auf den Vorschlag nicht eingehen wollen und können, weil eine weitere Aneignung deutschen Bodens nur französische Militärherrschaft über das Fest-

land an Stelle der deutschen vor dem Kriege hätte treten lassen. Die Folge war, daß Frankreich sich an England rächte, indem es die Türken, die eben noch der gemeinsame Feind waren, unangefochten das von England ermunterte und benutzte griechische Volk vernichten ließ. — Der Schlüssel zu allem Geschehenen ist der stumme Kampf zwischen Frankreich und England, der Vorbote des nächsten Krieges.

Fürchterliche Ereignisse sind der Niedersäbelung und Verbrennung der Bevölkerung Smyrnas und dem Brande des ganzen christlichen Stadtteils vorausgegangen.

Nicht ohne Grund war Smyrna mit Hunderttausenden von Flüchtlingen überfüllt. Schon im Sommer 1916 schrieb der deutsche Gesandte in der Türkei, Graf Wolff-Metternich, an den damaligen Reichskanzler Bethmann-Hollweg: „Niemand vermag den türkischen Chauvinismus und Fanatismus länger zu zügeln. Das Komitee bedeutet nicht nur die Organisation der Regierungspartei in Konstantinopel. Es ist über jedes Vilajet verbreitet. Die Vertreibug der Armenier hat schon begonnen. Ihr Eigentum ist überall eingezogen. Besitzt ein Armenier ein Haus zu einem Werte, der 100 entspricht, so wird es für 2 einem Türken überlassen, der Mitglied oder Freund des Komitees ist.“ „Aber,“ fuhr Metternich fort, „die Meute bereitet sich ungeduldig auf den Augenblick vor, da Griechenland, von der Entente gezwungen, sich gegen die Türkei wendet. Dann wird es einen Massenmord geben, der weit größer ist als der armenische. Die Opfer sind zahlreicher, und die Beute weit verlockender. Denn der Hellenismus ist das Kulturelement der Türkei.“

Als die Bevölkerung in Smyrna verstand, daß sie bedroht war, floh sie nach dem Kai, um ihre Beschützer anzurufen. Aber nicht einmal die Frauen, die sich entkleideten und zu den Kriegsschiffen hinausschwammen, wurden aufgenommen; ohne Paß kam man nicht an Bord. Dann wurde die Stadt geplündert, Männer zu Tausenden getötet, Frauen zu Tausenden vergewaltigt. Allein in dem amerikanischen Hause für Vater- und Mutterlose wurden 300 kleine Kinder lebendig verbrannt. Frauen von 10 Jahren aufwärts wurden nicht nur vergewaltigt, sondern gemartert und einem Bluthund nach dem andern überliefert, die Brüste wurden ihnen abgeschnitten, die Augen ausgestochen, der Leib aufgerissen.

Aber jetzt sind nach Athen, einer kleinen armen Hauptstadt von 300 000 Einwohnern, einer im Werden begriffenen Großstadt, von Kleinasien weit über eine halbe Million Flüchtlinge — manche behaupten 750 000 gekommen, und es ist unmöglich, ihnen Unterkunft oder Nahrungsmittel zu verschaffen. Meistens Frauen und Kinder, die von allem entblößt sind. — Die Westmächte haben ja mehr als 200 Millionen mohammedanische Untertanen, die nicht gereizt werden dürfen!

Dr. SIEGFRIED KAWERAU

BANKROTT DER HÖHEREN SCHULEN?

Als ich vor geraumer Zeit in einem Ausschuß erklärte, wenn die Herren nicht begreifen wollten, daß es so nicht weiter ginge, so mit der Naivität, als brauche man die Ziffern des Friedensetats einfach mit der Entwertungsziffer (entsprechend den Bücherpreisen) zu multiplizieren, und dann sei alles in Ordnung, wenn die Herren das nicht begreifen wollten, dann käme der Tag, wo zu allererst die höheren Schulen ihre Pforten schließen müßten — da machten sie nicht gerade kluge Gesichter, und in ihren Herzen regte sich etwas wie Mitleid mit dem wunderlichen Manne.

Heute werden sie etwas anders denken. Aber handeln tun sie gerade so „gehalten", als sähen sie die Wirklichkeit nicht. Denn — nun, das ist eine etwas heikle Frage, die Existenz einiger Oberstudiendirektoren- und Oberstudienratsstellen steht auf dem Spiel. Es ist schrecklich, sich so etwas vorzustellen, für einen richtigen Philologen.

Ein Beispiel, aus der Berliner Wirklichkeit geholt:

Wir haben in Charlottenburg 10 Oberprimen an Knabenschulen mit 126 Schülern, 4 Oberprimen an Mädchenschulen mit 35 Schülerinnen! Für die Oberprimen der Knabenschulen ist also die Durchschnittsfrequenz fast 13, für die der Mädchenschulen fast 9. Schon hat man an der Auguste-Viktoriaschule eine Oberprima mit einer Unterprima kombiniert. Der Durchschnittsbesuch der 9 männlichen Unterprimen beträgt noch nicht ganz 19 Schüler, der der weiblichen 13 Schülerinnen. Die Frequenz der Obersekunden ist 23 und 16.

Es ist nun offensichtlich, daß die weiblichen Studienanstalten so schlecht besucht werden, daß sie in dieser verschwenderischen Fülle nicht mehr zu tragen sind; die Auguste-Viktoria-Schule, die auch im Unterbau sehr schwach besetzt ist, muß möglichst bald ihre Pforten schließen.

Wir glauben aber nicht, daß diese rein negative Maßnahme etwas bedeutet; es gilt neu, sparsam und doch pädagogisch-schöpferisch zu organisieren. Die Zusammenlegung von Klassen an einer Anstalt in vertikaler Richtung ist nicht zu empfehlen; schon die Vereinigung von Ober- und Unterprima ist nicht wünschenswert; dafür kommt umsomehr eine Zusammenfassung der oberen Klassen in horizontaler Gliederung in Frage.

Wir sind so kühn, sogar die Oberklassen der männlichen und weiblichen Lehranstalten zusammenlegen zu wollen, obgleich einige alte Tanten im Geiste dann anfangen, mit ihrem verfilzten Zöpfchen zu wackeln.

Und wenn's nur die Ober- und Unterprimen wären, auf die Obersekunden könnte man vielleicht noch verzichten. Jede Klasse würde bis zu 20 Schülern und Schülerinnen aufgefüllt, und so hätten wir anstatt 14 Oberprimen nur 8, anstatt 12 Unterprimen nur 10. Eine Ersparnis von 8 Klassen, von etwa 12 Lehrkräften! Eine weitere Ersparnis in positivem Sinne wäre eine solche Zusammenlegung deshalb, weil die Mittel für physikalische und chemische Übungen konzentriert werden könnten.

Diese 18 Klassen würden in einem Gebäude vereint. Möglichst in einer der am besten eingerichteten Schulen. Eine gewisse leichte bauliche Umgestaltung wäre nötig, um noch mehrere Räume für psysikalische, chemische Zwecke, für Zeichnen, für Arbeitsräume einzurichten. Doch das ist leicht gemacht. Ja, kommen nun die vorsichtigen Leute, diese Klassen sind doch aus verschiedenen Systemen! Teils gymnasial-, teils realgymnasial-, teils oberrealschulmäßig. „Der ursprüngliche Charakter der verschiedenen Typen soll nicht verwischt werden." Ach, du lieber Himmel, wenn solche Weisheit verzapft wird, dann sieht man schon den Philologen in Positur, der für seine gesetzlich garantierte Starrheit kämpft und das für Charakterfestigkeit und historisches Verantwortungsbewußtsein hält. Wie hieß es doch seiner Zeit? „Wenn der lateinische Aufsatz fällt, dann ist es vorbei mit den Gymnasien." Nun, er fiel, und die Gymnasien bestehen weiter. Aber es handelt sich für uns garnicht um das Weiterbestehen der von Gott gewollten Typen, sondern es handelt sich um lebendige junge Menschen. Der junge Mensch ist nicht da um des unverwaschenen Anstaltstyps willen, sondern die Schule muß sich elastisch den Bedürfnissen der jungen Leute anpassen.

Die Elastisierung der Oberstufe, dies aktuelle Problem, hier wird's erst sinnvoll. Denn wenn an der einzelnen Anstalt eine Elastisierung mit wahlfreien Neigungsfächern um einen pflichtmäßigen Kernunterricht Luxus bleibt, weil die Kurse bei den schwach besuchten Klassen noch geringere Frequenzen aufweisen müssen, ja oft garnicht zustande kommen können; an einer solchen Bezirkssammelanstalt hat die Sache Sinn: hier können für die verschiedensten Interessengebiete Kurse eingerichtet werden, und sie werden gut besetzt sein. Etwa 17 Stunden gemeinsamer Unterricht würde von einem Kursunterricht reicher Art umkränzt werden.

Und nun noch eine Sorge der Philologen! Wer soll an solcher Anstalt unterrichten? Ein richtiger Philologe meint nämlich, die Ehre für den Lehrer wüchse im Quadrat des Abstandes von der Aufnahmeklasse. Er fühlt sich deklassiert, wenn er „nur" an einer Realschule unterrichtet. Und nun schon gar die Volksschule! oder die Grundschule!

Am besten wäre es, wenn sich die jungen Menschen die Lehrkräfte selber wählen, mit denen sie die letzten beiden Jahre zusammenarbeiten möchten. Und wenn die Lehrkräfte, die zwei Jahre dort gewirkt, zunächst wieder an ihre frühere „geköpfte“ Anstalt zurückgingen. Die lebendigsten, nicht die gelehrtesten mit Note I im Examen, die jugendfrischesten Lehrer und Lehrerinnen sind für diese Jahre gerade gut genug — nicht nach dem Urteil der Vorgesetzten (das gäbe Streberzüchtung), sondern nach dem Urteil der Jugend. Einen Direktor (der ja sonst Oberster Oberstudiendirektor oder Bezirksoberstudiendirektor — uff! — heißen müßte), einen Direktor brauchte diese Schule nicht (die andern brauchen natürlich auch keinen, aber hier kann man zunächst den Anfang machen), Kollegium und Schülerschaft verwalteten nach freier Wahl die Geschäfte.

So würde ein freier Übergang von der allzu gebundenen Arbeit der üblichen Schulen zu den Hochschulen geschaffen; man könnte von dem alten System der Stundenpläne z. B. ganz absehen, könnte ähnlich wie manche Landerziehungsheime ganze Tage, ja ganze Wochen einer bestimmten Beschäftigung widmen, um dann wieder zu wechseln; die jungen Menschen könnten sich für das Trimester selbständig Aufgaben setzen, die sie unter Beratung ihrer kameradschaftlich arbeitenden Dozentenschaft lösten — kurz, es könnte eine Lust der Arbeit, statt einer Last sein, es könnte Leben sein anstelle des alten Lernsystems.

Und dazu müßte die Behörde Ja und Amen sagen! Sie müßte den eigenen Geistesapparat elastisieren, müßte z. B. bei der Reifeprüfung vom Schema F abgehen, müßte ja eigentlich die Lüge der Reifeprüfung abschaffen. Aber so viel wagen wir ja garnicht von den Geheimräten zu verlangen, nämlich daß sie dem, was sie unter vier Augen zugeben — den Schwindel der Examina —, daß sie dem auch öffentlich Ausdruck geben. Meinethalben prüft auch weiter „Reife“, nur gebt auch hier Freiheit, daß die jungen Leute Rechenschaft ablegen dürfen über das, was sie sich gern und gründlich erarbeitet haben, anstatt daß ihr sie nach dem fragt, was auch gerade noch an zweifelhaftem Paradewissen hängen geblieben ist.

Wir wollen mit unserer Bezirksoberschule ja gar keine „Schulrevolution“, das kann man von dem Charlottenburger Bezirksamt, das ja seit Jahren alles aufmerksam prüft, das kann man vom Ministerium des reformierenden Rückschritts nicht verlangen. Wir wollen nur eine ganz kleine Bewegung. Etwas, was sparsam, sinnvoll und befreiend für die Jugend ist. Etwas, was Eltern aller politischen Richtungen unterstützen könnten. Etwas, was statt des Bankrotts zum Neubau des Volkes hilft. Aber solche Vorschläge sind heute sehr unzeitgemäß — denn die Philologen reden und multiplizieren auf dem Papier.

Wenn man mich, als ich ein Stiesel von sieben Jahren war, gefragt hätte: „Was willst Du werden?“, — keinen Augenblick wäre ich um die Antwort verlegen gewesen. „König von Hannover“, hätte ich geantwortet. Dieses Ideal ergab sich damals ganz von selbst.

Hannover ist meine Heimatstadt. Sie war, als ich geboren wurde, erst seit wenigen Jahren preußisch. Bismarck hatte den letzten König von Hannover abgesetzt. Damit hatte mein Vater seine Stellung als Arzt am Hofe verloren. Bismarck hatte also ungerecht gehandelt. Mein Plan stand fest. Wenn ich groß wäre, wollte ich Bismarck zum Duell fordern und im Zweikampf besiegen. Daraufhin übte ich mich auf dem Schulhof an der Prinzenstraße. Ich dachte an Bismarck, wenn ich mit dem langen Ludwig Bähr rang. Ich spuckte ihm schnell ins Gesicht, und während er „Schwein“ sagte und sein Schnupftuch hervorzog, stellte ich ihm ein Bein und brachte ihn zur Strecke.

Als ich sieben Jahre alt war, kam der uralte Kaiser Wilhelm der Erste nach Hannover. Zum ersten Mal. Die Charakterlosigkeit der Menschen war mir unbegreiflich. Demselben Bösewicht, der ihren guten König davongejagt hatte, bereiteten sie einen märchenhaften Empfang. Flaggenschmuck, Girlanden, Blumen, Lichter, Inschriften über allen Haustüren: „Herzlich Willkommen“, „Hannoverland begrüßt die deutschen Helden“, „Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein“. — Ich ballte die kleinen Hände zur Faust und schwur mir zu: Ich wolle Bismarck töten. Dann aber wolle ich allen Ländern Frieden bringen, indem ich mich durch Heirat mit dem Hohenzollernhause verband.

Man hatte mir gesagt, die Frau, welche für mich am ehesten in Betracht komme, sei das jüngst geborene Baby des Kronprinzen. Das hieß Margarete.

Ich war vollkommen sicher in meinem Lebensplan. Erst Bismarck zur Strecke bringen, wie den langen Bähr. Dann den besiegten Preußen mich huldvoll erweisen; Prinzessin Margarete heiraten und weise und lange regieren und so viele riesenstarke Söhne bekommen, daß alle Länder von meiner Familie erobert wurden. Dann war die ganze Welt *ein* Königreich, mit dem Zentrum Hannover. So löste ich die politischen Fragen.

Einige Wochen später war ich entschlossen, Konditor zu werden. Darauf brachte mich Hofkonditor Kreipe. Er trug eine steifleinene weiße Priestermütze und saß feierlich zwischen zwei Baumkuchen. Seine Stellung erschien mir königlich und angenehm zugleich. Meine Schwester Sofie wollte, ich solle Droschkenkutscher werden, wie Kutscher Lambach. Dies sei noch schöner. Aber ich durchschaute das wohl: sie war neidisch auf meine Baumkuchen und verlangte, daß ich sie den ganzen Tag spazieren fahren solle.

Dann trat etwas Ganzgroßes in mein Leben. Die erste Liebe. Meine erste Liebe (man wird es schwerlich begreifen) war Wanda, die starke Kanonenkönigin, das stärkste Weib der Erde. Dies war ein Weib, welches beim Schützenfeste auf der Masch in einer Bude stand und mit den Zähnen Eisengewichte hob. Sie hielt mit den Zähnen einen Haken. Daran befestigt war eine eiserne Reckstange. An diese durfte ich mich hängen und Klimmzüge machen. Das kostete zehn Pfennig; für Kinder und Militär die Hälfte. Indem ich Wanda, die stärkste Frau der Welt, zu meinem Ideal machte, leitete mich die Idee der Zuchtwahl. Ich hatte damals wilde Kraftpläne. Meine Kinder sollten Riesen werden, wie die vier Haimonssöhne. Ich wollte in den Urwald eindringen und die Menschenfresser besiegen. Dazu bedurfte ich, da ich schwächlich war und Lebertran bekam, einer ganz starken Ehefrau. Dies war Wanda.

Der Besuch des Zirkus Carré eröffnete mir sodann Aussicht auf neue glanzvolle Laufbahnen. Ich wurde Trapezkünstler, Turner am fliegenden Reck, Seiltänzer, Kunstreiter, Kunstschütze, Löwenbändiger, Feuerfresser, dummer August. Dagegen verblaßten allmählich die Königsideale. Dann wurde ich Nordpolfahrer und entdeckte China. Als ich aber schreiben gelernt hatte, da verfestigten meine Ideale sich endgültig. Ich fing an zu dichten. Das wurde zur Gewohnheit, ja zum Laster; und es ist dabei leider geblieben. Das erste, was ich schrieb, war ein „Frühlingslied". Der Anfang war so:

„Nun kommt der Winter über unsre Fluren
Und alles starrt von Schnee und Eis,
Der Sommer hinterlässet keine Spuren
Nur hie und da ein dürres Reis.

Wo sind denn nun die schönen grünen Wälder?
Wo sind die muntren Vögelein?
Wo sind die blühenden Kartoffelfelder?
Wo mögen sie wohl sein?"

Dann kam die Zeit, wo ich die Freundinnen von Sofie zu meinem „Ideal" ernannte. Diese Freundinnen waren teils schwarz und teils blond. Diese Vielgestaltigkeit des anderen Geschlechts hat mir Pein gemacht. Meine Veranlagung war so polygam wie möglich. Ich begehrte a l l e. Ich ließ daher bei meinen Gedichten die Adjektiva freibleibend. Hatte ich geschrieben: „Goldene Lockenflut", „himmelblaues Auge", „Schwanenhals", — so war ich gezwungen, am folgenden Tage das zu verändern in „rabenschwarze Nacht der Locken", „abgrundtiefes Dunkel", „braune Zigeunermaid", und den Sonntag darauf war auch das nicht mehr wahr, und ich veränderte alles in Hinsicht auf einen Rotfuchs.

Schon damals begannen mich alle Ideale zu enttäuschen. Auf der Schule versagte ich völlig. Man wollte mich dort durchaus nicht haben. Aber meine Berufsideale waren ebenso unbeständig, wie meine Liebes- und Eheideale.

Zuerst ließ ich mich überreden, Bankier zu werden. Ich dachte dabei an Rothschild. Nachdem ich vier Wochen lang für das Bankhaus Alexander Simon Botenjunge gewesen war und Millionen durch meine Finger gelaufen waren, ergriff mich eine heiße Sehnsucht nach Natur, Bauerntum und Landleben. Ich kam auf die Gartenbauschule Ahlem; dabei dachte ich an Rosen, Nachtigallen und viel eßbares Obst. Einige Wochen später sehnte ich mich danach, zu „studieren"; am liebsten Theologie, doch wußte ich nicht genau, in welcher Konfession. Zu „studieren" wäre mir wohl nie in diesem Leben gelungen, wenn nicht in Hameln an der Weser, als ich im heiratsfähigen Alter schließlich doch noch zum Abiturium kam, endlich einmal ein Ideal und ein Idealismus mir genutzt hätte. Ich war damals sehr patriotisch und schwärmte für Heldentod. Alle meine deutschen Aufsätze endeten mit folgendem Satze: „Und dann kam die herrliche Zeit, wo unser heiliger Heldenkaiser Wilhelm ritt über das Schlachtfeld von Sedan im Kreise seiner Paladine"; dieser Satz gewann mir das Herz meines Direktors, so daß mir weitere Talentproben erlassen blieben. Aber auch das patriotische Ideal sank dahin, als ich in Bonn am Rhein Soldat werden sollte. Ich begann Medizin zu studieren, weil mein Ideal war, ein großer Chirurg zu werden, wie mein Vater. Dann verfiel ich auf Anatomie, als der Freiherr v. Lavalette mich zum Vorlesungsassistenten ernannte; hernach schien mir Physiologie noch begehrenswerter. Aber als mein Vater unerwartet früh verstarb, änderten sich auch alle meine Lebenspläne. Was bin ich nicht alles gewesen! Was habe ich nicht alles versucht! Am liebsten wäre ich fortgesetzt rund um die Erde herumgereist, um nur nichts zu versäumen. Alle Wissenschaften, alle Künste hätte ich am liebsten geübt und durchtaucht. Immer wenn irgendwo auf der Erde irgendein Mensch einen Posten bekam, dann war es mir schmerzlich, daß ich das nicht war. Auf allen Gebieten war meine Sehnsucht grenzenlos. Aber sie bekam so viele Prügel, daß sie zuletzt in ein Schneckenhaus sich verkroch. Und merkwürdig! unter allen Berufen, die ich ausübte, gab es nur ein Gebiet, das mich nie enttäuschte. Das war das Theater. Überall, wo meine Träume Wirklichkeit wurden, kam der Augenblick des Ernüchtertseins. Aber auf dem Theater war ich sicher vor Wirklichkeit. Hier gewann ich meine besten Freunde. Hier lernte ich auch Frauen kennen, die mich nie enttäuschten. Ich war verliebt in Eleonora Duse, in Else Heims, in Angelina Gurlitt, in Melitta Leithner, in Käte Dorsch. Sie haben mich sämtlichst nicht wieder geliebt. So bewahrte ich mir einige Ideale.

Neulich hörte ich einen Vortrag von einem Kollegen, von Professor Stern in Hamburg über die Psychologie des Pubertätsalters. Dabei erlebte ich etwas Schreckliches. Es wurde mir klar: Alle Symptome stimmten. Der ewige Wechsel der Ideale bei reizbarster Bockigkeit des Charakters. Der starre und bornierte Eigensinn, der imstande ist, dreißig Jahre lang um einen wahren Quark einen Prozeß zu führen und, wenn der Prozeß gewonnen ist, auf den Gewinn freiwillig zu verzichten und zugleich das vollkommene Unwichtignehmen aller wichtigen „Konflikte und Probleme des Menschengeschlechts". Vor allem aber: dieser chronische Zustand des Verliebtseins!

Es ist bitter, im Alter zu entdecken, daß man lebenslang aus dem Pubertätszustand keine Fortentwicklung gehabt hat. Ich bin noch in der Pubertät! Ich bleibe ewig nichts als eine bloße Hoffnung. Und ich habe, so lange ich denken kann, immer einen „Schwarm" gehabt. Aber alle meine Schwärme halten nicht stand vor der Verwirklichung. Frauen besonders müssen mich grob behandeln, wie alle Jünglinge zwischen 16 und 20. Ich bin vollständig charakterlos. Ich bin sowohl nacheinander wie gleichzeitig folgendes gewesen: Kantianer, Buddhist, Jude, Alldeutscher, Monist, Mystiker, Hinduist, Konfuzianer, Mazdaznan, Steinerianer, Husserlianer, Spenglerianer, Wagnerianer, auch aner. Ich war immer der reine Bähr. Dabei passierte mir aber das Schreckliche, daß mein Ideal immer grundsätzlich das Gegenteil der jeweils gegenwärtigen Wirklichkeit suchte. Es tönte mir, wie dem Wanderer Schuberts, der Geisterhauch: „Nur wo Du *nicht* bist, ist das Glück". Beispielsweise: Ich befinde mich in einer Versammlung von mutigen Freidenkern. Dann werde ich katholisch. Ich fühle mich angetrieben, Opposition zu machen und mich auf den katholischen Standpunkt zu stellen. Umgekehrt aber, gesetzt ich befände mich auf einem Konzil katholischer Hirten und Oberhirten, dann verspüre ich den unbezwinglichen Drang, Krach zu schlagen im Namen des freien Gedankens. Als 1914 alle Welt patriotisch fühlte, da wurde ich auf der Stelle kommunistisch. Aus rasendem Gerechtigkeitskoller trieb ich dunkle Konspirationen mit Karl Liebknecht und Haase. Ja, ich trank Tee mit Leonhard Frank, Fränkl und Pfemfert. Gesetzt aber Frank und Pfemfert werden demnächst zur Regierung kommen, dann werde ich sicher „reaktionär" fühlen. Sie werden mich *ebenfalls* nicht befördern, sondern sogar hängen lassen. — Diese Charakterlosigkeit, die mir mit Recht verdacht wird, ist mein Lebensschicksal. Darum bin ich auch immer noch Privatdozent. Ich werde wohl als ein solcher sterben müssen. Der Vortrag von Professor Stern brachte mir darüber Klarheit. Ich bedarf keines Steinach. Ich bin selber eine „organische Pubertät". Alle vernünftigen Menschen um mich her werden allmählich reif. Dann sind sie was Bestimmtes, und man weiß, wie man dran ist. Ich bleibe aber *un*-

r e i f. Daß ich älter werde, merke ich einzig daran, daß ich täglich bescheidener geworden bin. Weniges hat mich so tief gerührt wie zwei Stellen, die ich einmal las, die eine in einem Briefe Beethovens, die andere in einem Tagebuch Hebbels. Beethoven (man erinnert sich, wie er — den Hut auf dem Kopfe — durch die Hofleute hindurchging und sich über Goethes „Servilität" entrüstete) sagt an jener Stelle: „Wenn man mir in meiner Jugend eine Stelle gegönnt hätte, so hätte wohl etwas aus mir werden können; ich hatte nämlich Talent." (Er, — Beethoven! — „h a t t e n ä m l i c h T a l e n t"!) Hebbel wird in Rom zur Weihnachtsfeier in den Klub deutscher Künstler eingeladen. „Da lag auf jedem Teller der großen Tafel ein Tannenreislein. Und, ich traute meinen Augen nicht, da war auch für m i c h ein Teller und a u c h ein Tannenreislein. Da merkte ich, wie wenig ich gewollt habe." Ich meinerseits will jeden Tag n o c h weniger. Das ist ein sicheres Zeichen fortschreitender Verkalkung. Mit dem Königtum fing es an. Heute wäre ich sehr zufrieden, wenn man mich nur außerordentlicher Professor in Göttingen werden ließe. Aber nein! aber nein! Ich habe d o c h noch ein Ideal, ein letztes, ganz heimliches, ganz sehnsüchtiges. Ich träume zuweilen, ich säße unter Büchern, Bildern und Musik, weltvergessen und sorgenfrei in einem ganz weltverborgenen, rosen- und rankenüberblühten Haus; nur meine Frau und mein Kind sind bei mir. Da klingelt es eines Tages vor der Haustür. Ich eile ans Fenster. Vor der Tür steht ein fantastischer Aufzug. Hundert Kamele mit Gold und Edelstein. Ich lehne zum Fenster hinaus und frage: Wer da? Der Kaiser von China antwortet von unten: „Wir sind die drei Könige aus dem Morgenland. Wohnt wohl hier der berühmte Herr Theodor Lessing?" Da zünde ich mir erst eine frische Zigarre an, spucke sodann dem Kaiser von China auf den Kopf und sage bedächtig: „Ja, er wohnt hier wohl. Aber er ist für niemanden zu Haus."

„Dank der krankhaften Entfremdung, welche der Nationalitäts-Wahnsinn zwischen die Völker Europas gelegt hat und noch legt, dank ebenfalls den Politikern des kurzen Blicks und der rauhen Hand, die heute mit seiner Hilfe obenauf sind und garnicht ahnen, wie sehr die auseinanderlösende Politik, welche sie treiben, notwendig nur Zwischenakts-Politik sein kann —, dank alledem .... werden jetzt die unzweideutigsten Anzeichen übersehen oder willkürlich und lügenhaft umgedeutet, in denen sich ausspricht, daß E u r o p a E i n s w e r d e n w i l l."

N i e t z s c h e.

ANKLAGE GEGEN DIE DEUTSCHEN MÄNNER

Diese Anklagerede einer jungen Engländerin, mit feurigen Wangen vorgetragen, hörte ich eines Abends auf der Insel Sylt; auf meinen Wunsch wurde sie zu Papier gebracht.

Ach, ich sollte gar nichts gegen Euch, deutsche Männer, sagen, denn Ihr seid ja so müde. Immer wenn wir Frauen Euch zu sehen bekommen, seid Ihr müde. Ich rede nicht von jenen ekelhaften Laffen, die nichts zu tun haben, als sich und die anderen den ganzen Tag zu langweilen, was sie „sich unterhalten" nennen. Aber gerade die besten, die ernsten, die famosen Männer unter den Deutschen sind bei den Frauen immer müde. Im Büro, im Amt, auf dem Felde, in der Fabrik, im Laboratorium sind sie wahrscheinlich ganz bei der Sache, für die Frauen bleibt nur mehr ein kläglicher Rest ihres Wesens, ihrer Energie, ihrer Zeit übrig. Ich wundere mich, daß so wenig bürgerliche Frauen ihren Männern davonlaufen, was fangen sie denn mit diesen ermüdeten Männern an, die unfähig zum Scherz, zum heitersten aller Spiele, und ebenso unfähig zum Ernst sind, weil sie ja den ganzen Tag ihre beste Kraft verausgabt haben? Woher nehmen diese ausgezeichneten Fabrikleiter, Rechtsanwälte, Ingenieure, Bankdirektoren nur die unsagbare Dummheit her zu glauben, ihre jungen, frischen, lebensfreudigen und lebensbegierigen Weiber werden sich mit den kargen Kosten begnügen, die ihnen ihre ermüdeten Männer allabendlich vorsetzen. Ich glaube, der Deutsche liebt nur deshalb sein „trautes Heim", weil er dort ungestört und ungesehen müde sein darf. Von dem brennenden Inhalt des Männerdaseins erfährt die Frau garnichts, von seinen Berufskämpfen nichts, von seinen Unternehmungen und Plänen nichts, von seinen Rivalitäten und Gefahren nichts, denn die kargen Lebensmitteilungen des ermüdeten Gatten, dessen ständige Geste eine Bitte: „Ach, laß mich", diese lakonischen Andeutungen eines schläfrigen Bettgenossen nenne ich keine Mitteilungen. Diese Männer, die ihre Frauen an der Arbeit nicht innerlich anteilnehmen lassen, sind natürlich auch viel zu kaputt, um mit ihnen Feste zu feiern. Schläfrige Bettgenossen — ach, die Quälerei des Tages nimmt ihnen auch die Zeit und den Schwung zu allen nächtlichen Vergnügungen. Man müßte es den jungen deutschen Männern einbläuen, hört es, die Liebe kostet Zeit, braucht Zeit, darf Zeit verlangen: Ihr seid klägliche Stümper, wenn Ihr glaubt, für das lieblichste aller Geschäfte sei Zeit nicht nötig. Eilt mit Eurem Buchhalter, expediert Euren Werkleiter, sprecht mit Eurem Advokaten im Telegrammstil, aber Ihr verwirkt Euer heiligstes Menschenrecht, wenn Ihr Eure Frauen hastig zu erledigen trachtet. Ihr Esel glaubt, die Liebe kostet Geld. Schafsköpfe, vor allem kostet die Liebe Zeit, Zeit und wieder Zeit. Wenn Ihr keine Zeit für Frauen habt, für Eure Frauen, für die Frauen, deren Zentrum Ihr seid, so wundert Euch nicht, wenn sie Euch am Ende versäumen

und mit irgendeinem guten Jungen trösten, der ihnen nichts geben, nichts schenken kann — nur ein bißchen Zeit, ein wenig Aufmerksamkeit, eine Stunde wachen, frischen Lebens.

Ich weiß schon, Ihr müßt, es geht nicht anders, die Zeit erfordert verdoppelte Energie, zum Teufel noch einmal, die Frauen haben auch ihren kategorischen Imperativ. So wichtig wie Eure Börse, Eure Syndikatssitzungen, Eure Verschiebungen sind wir auch noch. Während Ihr für Eure Gelder und Unternehmungen außerordentlich besorgt seid, seid Ihr Eurer Frauchen immer ganz sicher. Bringt Eure Frauen auch rechtzeitig in Sicherheit, Ihr Narren, ehe sie Euch verschoben und verschroben werden. Schließlich sind die Frauen kein immobiler Besitz, Ihr Blinden, im Gegenteil, sie sind sehr mobil und Eure Trägheit und Abgespanntheit zwingt sie leicht in eine sehr unedle Mobilität.

Aufrichtig gesagt, es ist widerwärtig, daß Ihr immer bis zum Halse voll mit Geschäften seid. Unlängst habe ich hier in Westerland mit einem, wie es schien, sehr liebenswürdigen Deutschen getanzt. Da hatte er die Geschmacklosigkeit mitten im Tanz von den Kursen, vom jähen Sturz des Dollars zu sprechen. Wissen Sie, was ich tat? Ich ließ ihn mitten im Tanz stehen. Tanzen und dazu von Kursen sprechen — das ist eine Versündigung am Tanz, der übrigens die letzte zwecklose und deshalb heilige Übung des deutschen Mannes ist.

Ein anderer Mann, der mir ganz wohl gefiel, hatte in einer Pause eine väterliche Anwandlung und sagte zu mir: „Nun, erzählen Sie mir mal etwas . . .“. So hat vor fünfzig Jahren der Advokat Helmer zu der kleinen Nora gesprochen, herablassend, wohlwollend, voll nachsichtigen Interesses. (War Helmer nicht vielleicht ein Deutscher? Oder vielmehr ist dieser deutsche Typus auch in Skandinavien, sicher auch in Holland, vielleicht auch in England zu Hause?) Ich antwortete ihm: „Sie müssen mir etwas erzählen!“ Er erwiderte: „Ach, ich habe so viel Geschäfte, ich kann nichts erzählen.“ Das wurde mir zu arg. Ich sagte unhöflich: „Dann sind Sie blind durchs Leben gegangen.“ Aber ich wollte ihn nur ärgern. Der gute deutsche Mann — er war garnicht blind, er war nur — bequem. „Nun, erzählen Sie mir etwas“, das ist die Formel des deutschen Mannes, der sich die Pfeife zum Fauteuil tragen läßt, der die Zeitung liest, wenn er nach Hause kommt, der zu müde ist, um abends unter Menschen zu gehen, es ist der Deutsche im Schlafrock, wie er leibt und lebt. Wissen Sie, was das bedeutet: „Nun, erzählen Sie mir mal etwas!“ Es bedeutet, daß der deutsche Mann vor lauter Arbeit und Ernst und Sachlichkeit seine werbende Kraft eingebüßt hat. Er will umworben werden und schließlich nicht einmal mehr das.

Aber ein Mann, der nicht mehr werben kann, der ist kein Mann mehr, sondern ein Schlafrock. Eine lebendige Frau — die pfeift auf ihn!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Augustwoche

In diesen Tagen ist aus der einfachen Krise, in der sich die deutsche Wirtschaft schon seit Jahren befindet, jählings eine Doppelkrise geworden; und wenn nicht alles trügt, beginnt damit die Agonie eines Organismus, der statt von kühnen Ärzten immer nur von arroganten Pfuschern und Gesundbetern behandelt wurde. Das Krankheitsbild ließ sich bisher in einer einzigen Kurve darstellen: der Kurve des sinkenden Goldwertes der Währung. Seit neuestem aber ist in scharfer Gegenbewegung noch eine zweite hinzuzufügen: die Kurve des steigenden Goldwertes der Preise. In dem Maße, in dem jene Währungskurve sich von der Normallinie entfernte, sanken zwar Ertrag und Sicherheit der rationalen Wirtschaft, es wuchs aber, als eine Art Ausgleich, auch ihre Intensität. In dem Maße indessen, in dem jetzt die Preiskurve sich von der Normallinie entfernt, muß auch diese erhöhte Aktivität in Lähmung umschlagen, und es ist nichts anderes denkbar, als daß die gesamte Wirtschaft rasch und vollkommen an Unterernährung zugrundegeht. In welchen Formen dieser Untergang sich vollziehen wird, ist beinahe gleichgültig. Es kann sein, daß der Wirtschaftskörper sich territorial in seine Bestandteile auflöst, wobei diejenigen Gebiete, die rein nahrungsmäßig ohne Hilfe existieren können, sich gänzlich in sich selbst verkapseln und die Industriegebiete buchstäblich verhungern werden. Es kann sein, daß sich gemischte Landsegmente zusammenfinden werden, in denen notdürftig ein Austausch zwischen städtischem und ländlichem Gut durchgeführt zu werden vermag, — eine Lösung, die zum Verhungern nur die Angehörigen der reinen Exportindustrie verurteilen würde. Es kann auch sein, daß sich anarchische Zustände mit organisierten Plünderungszügen aufs Land, organisierten Städteblockaden und desorganisierten Expropriationen herausbilden werden. Welches immer aber der Weg sei, den die Verzweiflung sich schließlich bahnen wird: es wird stets eine Vernichtung des bisher bestehenden organischen Wirtschaftszusammenhangs stattfinden, eine Vernichtung der Bedingungen, unter denen der arbeitende Mensch bisher seinen Unterhalt erwarb, eine Vernichtung der sozialen Beziehungen, die Erzeugung, Verteilung

und Verbrauch bisher regulierten. Dies alles in einem Lande, dessen technische Apparatur vollkommen auf der Höhe ist, dessen privatwirtschaftliche Intelligenz kaum Not gelitten hat, dessen einziger Fehler vielmehr der war, daß es das Institut der Währung, das sich ja nicht aus reiner Laune in langen Jahrhunderten so kompliziert entwickelt hat, nur als sekundäre statt als primäre Angelegenheit betrachtete und behandelte, und daß es mit echt-dummem oder gespielt-frechem Gejammer über die Bosheit Dritter jede Gelegenheit versäumte, dies Fundament zu retten. In keinem Staat der Welt ward gleiches erlebt! Wo immer die Währung in solche Auflösung geraten war wie bei uns: in Österreich, in Litauen, in Rußland, fand man entweder den Mut, auf jeden Ehrenstandpunkt zu verzichten und das Geldwesen, koste es was es wolle, vom Ausland sanieren zu lassen; oder man fand den Mut, die faul gewordene Währung völlig zugrundegehen zu lassen und alle Kraft auf den Aufbau einer neuen zu konzentrieren. Nur in Deutschland, nur in diesem schmählich mißleiteten Land, verfiel man auf den trostlosen Gedanken, nach außen den starken Mann zu spielen, nach innen aber immer Schwäche vorzuschützen, — nur hier brachte man es auf diese Weise fertig, weder die Vorbedingungen für fremde Hilfe zu schaffen noch irgendeinen Finger zur Selbsthilfe zu rühren. Zu spät erst, wie immer zu spät, wird dies Volk aus dem Dusel, in das man es künstlich versetzt hat, erwachen; aber die Flüche, die es dann jenen dreisten Fälschern nachsenden wird, die sich stark aufspielen dort, wo sie klein hätten sein müssen, und sich klein machten dort, wo sie stark hätten sein können, — diese Flüche werden nichts wiederbringen!

Vielleicht glaubt einer oder der andere, solch verzweifelte Perspektiven jenen langen Deklamationen zurechnen zu dürfen, die hierzulande, bald unsubstanziiert optimistisch, bald ebenso unsubstanziiert katastrophenkündend, seit Jahren an die Stelle nüchternen Argumentierens getreten sind. Aber in dem Augenblick, in dem das innerdeutsche Preisniveau trotz niedergestürzter und zu noch viel tieferem Sturz unrettbar verurteilter Währung das Niveau der Weltmarktspreise rabiat zu überflügeln beginnt, zeige einer noch die Mittel, mit denen die Katastrophe verhindert werden könnte! Wo stehen wir? Auf der einen Seite sehen wir die Diskreditierung der öffentlichen Finanzgebarung so weit vorgeschritten, daß selbst der Regierungswechsel und die neuen Regierungsmaßnahmen nicht länger als drei Tage den Markkurs hochstützen konnten; rein sachlich steht auch bereits fest, daß sogar die (wiederum unwertbeständig ausgeschrie-

benen) neuen Steuern und Abgaben keine Änderung des bisherigen Zustandes werden bewirken können, denn es ist ihr groteskes Schicksal, bis auf die letzte Mark von den neuen Gehaltserhöhungen und den neuen Zusatzausgaben für die Lebensmittelversorgung aufgezehrt zu werden; unter diesen Umständen rechtfertigen sich Prognosen für einen bevorstehenden Dollarkurs von 10 Millionen Mark ebenso wie solche von 20 Millionen. Auf der anderen Seite treibt das unbedingt legitime Streben jedes Einzelnen nach voller Wertsicherung und nach gerechten Äquivalenten sowohl die Waren- wie die Arbeitskosten nicht nur auf Gold-, sondern sogar auf Übergoldparität, — und zwar deshalb, weil in jeden Preis und in jeden Lohn mehr und mehr auch schon Vorweg-Entgelte für noch gar nicht eingetretene Entwertungen einkalkuliert werden. Nachdem dieses System soeben ganz offen bei der Tarifierung des wichtigsten und grundlegendsten aller Güter, nämlich der Kohle, sanktioniert worden ist und nachdem auch die Eisenbahn mit ihrem kaum minder fundamentalen Gütertarif denselben Weg beschritten hat, kann es aus materiellen und psychologischen Gründen für kein anderes Wirtschaftsgebiet mehr Hemmungen wider ein gleiches Verfahren geben, — es ist also unausbleiblich, daß wir binnen kürzester Frist mit unserer gesamten Produktion auf einem Preisstande angelangt sein werden, der nicht nur jeden Export vollkommen unterbindet, sondern auch gar nicht anders finanziert werden kann, als wiederum mit neuer Markentwertung. Ein Perpetuum mobile ist angedreht, das theoretisch niemals zu Ende zu gehen brauchte (denn schließlich könnte die Mark statt mit 0,000025 Cents ja auch mit vier- oder achtmal so viel Nullen notiert werden), das aber praktisch sein Ende an dem Punkte finden muß, an dem es mangels Exportdevisen unmöglich geworden sein wird, irgendwelche Rohstoff- und Nahrungsmitteleinfuhr zu bezahlen. Dieser Zustand ist es, dem wir mit stürmischer Gewalt entgegentreiben, und wir tun es, weil erstens durch künstliche Abschnürung der Goldrechnung jahrelang verhindert worden ist, daß sich eine vernünftige Preis- und Einkommensrelation im Lande herausbildete, und weil die Goldrechnung dann unvermittelt in einem Augenblicke durchstieß, in dem kein Minimum von Vertrauen auf die Mark mehr bestand und in dem andererseits doch nicht die leiseste Vorbereitung für eine neue und verläßliche Realwährung getroffen war. Unter diesen Umständen wird die Krise, deren erste, infernalische Symptome schon sichtbar werden, nicht eine Gesundungskrise von der Art sein, wie sie in allen anderen Entwertungsländern einmal eintrat, sondern eine Auflösungskrise mit grausigen Zuckungen, mit überwältigendem Elend und unabsehbarem Ende. Ist es ein Glück, daß die Menschheit dieses Landes, statt offenen Auges die Lava heranrollen zu sehen, die sie überschütten muß, sich die Zeit noch mit Quisquilien über Steuerquoten, Kreditmodalitäten und Ämterbesetzungen vertreiben kann?

Es ist kein Glück, es ist ein Fluch! Denn mit wachen Sinnen wäre auch heute noch dem Unheil Einhalt zu gebieten, — nicht mehr allem Unheil, dazu ist es schon zu spät, aber wenigstens der absoluten Atomisierung. Mit wachen Sinnen würde noch heute der einzige Plan aufgegriffen, der Rettung bringen kann, — ein Plan, der es aufgibt, am gordischen Knoten zu basteln, der ihn vielmehr radikal zerhaut. Er besteht darin, sich endlich zuzugestehen, daß die Mark, belastet mit dem unseligen Erbe ihrer Vergangenheit und der Vergangenheit ihrer Pfleger, ohne ausländische Hilfe (für die das Objekt selbst wiederum zu riskant ist), ganz einfach nicht mehr gerettet werden kann, daß sie endgültig dazu verdammt ist, an der Auszehrung zu sterben, und daß darum mit äußerster Vehemenz dazu übergegangen werden muß, eine neue deutsche Werteinheit zu schaffen. Von welcher Art die sein müßte, nämlich: nicht staatlich, sondern privat, und auf welche Weise sie zu schaffen und durchaus stabil zu halten sein würde, ist schon früher in diesen Heften dargestellt worden. Es war damals schon zu erkennen, daß dies schließlich der einzige Ausweg sein werde, — aber es war damals noch nicht wie heute zu übersehen, wie unglückselig kurz die Zeitspanne ist, die uns selbst zu dieser radikalsten Methode noch zur Verfügung steht. Wie nahe wir dem endgültigen Kollaps tatsächlich schon sind, das zeigte sich erst in dem Augenblick, in dem plötzlich, trotz heftig sinkender Währung, die Preise ebenso heftig über die Goldgrenze schäumten. Diesem Problem gegenüber versagt jeder Sanierungsgedanke. Denn es ist unmöglich, das Ziel einer Sache zugleich zu ihrer Voraussetzung zu machen, — es ist unmöglich, der Mark langsam wieder Vertrauen zu werben, zugleich aber sofort jene Vorweg-Entwertungszuschläge abzubremsen, die in der Praxis so lange nicht mehr zu verhindern sein werden, bis eben das Vertrauen wieder zurückgekehrt ist. Die neue Währung dagegen, die, richtig aufgezogen, vom ersten Tage ihrer Existenz an ein Beweis für sich selbst wäre, würde Ziel und Vorausetzung in sich vereinen. Sie hat überdies den Vorzug, Inhalt eines präzisierten, kategorischen Planes zu sein. Aber wo ist der präzisierte, kategorische Plan zur Rettung der Mark? Es ist in den letzten Monaten nicht bekannt geworden, daß irgendwer noch überzeugt genug wäre, bei Erfüllung dieser oder jener Bedingungen die Rettung der Mark ketagorisch zu garantieren.

GLOSSEN

ANMERKUNGEN
Nach dem Französischen des Nicolas Chamfort (um 1790)

*

Der Mensch der heutigen Gesellschaft scheint mir mehr durch die sogenannte Vernunft als durch seine Passionen verdorben. Diese nämlich sind ursprünglich und haben das bißchen Natur gerettet, das wir dann und da noch in der Gesellschaft antreffen.

*

Man kann nicht mit der Welt leben, ohne hin und wieder Komödiant zu sein...

*

Es hilft kein Sträuben: wir alle, groß und klein, müssen zueinander sprechen wie die Lohnkutscher zu den Dirnen in der Mühle von Javelle: Ihr und wir können nun einmal einander nicht entbehren...

*

Alle Passionen übertreiben; sie sind Passionen, eben weil sie übertreiben.

*

Wechsel in der Mode: eine Steuer, welche der Fleiß des Armen der Eitelkeit des Reichen auflegt.

*

Tröpfe, die von ihrem Posten abtreten, sie mögen Minister oder erste Kommis gewesen sein, behalten immer eine gewisse lächerliche Wichtigkeit bei.

Es ist unglaublich, wieviel Geist dazu gehört, nie lächerlich zu wirken.

*

Es ist so üblich . . . : unter dem Schutze dieser Formel stehen die abgeschmacktesten, lächerlichsten Etiketten, in Frankreich wie überall. So antworten die Hottentotten, wenn man sie fragt: wie könnt ihr Heuschrecken essen, wie das Ungeziefer verzehren, das euch bekriecht, Es ist so üblich . . .

*

Will man in der Welt gefallen, so muß man sich bequemen, über Dinge, die man weiß, von Leuten belehrt zu werden, die nichts davon verstehen.

*

Ein Verliebter: ein Mensch, der liebenswürdiger sein will als er je zu sein vermag; daher wirken fast alle Verliebten . . . lächerlich.

*

Leute von Geist, sagt Frau von Tencin, begehen manchen Fehler, weil sie die Welt nie für dumm genug, nie für so stockdumm halten als sie ist.

*

Allen sattsam bekannten Witzeleien gegen die Ehe zum Trotz, sagte Duclos, weiß ich nicht das mindeste gegen den Mann zu sagen, der mit sechzig Jahren eine Frau von fünfundfünfzig heiratet.

Jemand machte Duclos Vorwürfe wegen seiner Vorliebe für die Einsamkeit. Ich bin eben, versetzte jener, an meine Fehler mehr gewöhnt als an fremde.

Fiete Fischer.

ERINNERUNG AN MÜNCHEN

Das noch nicht deutschnational entartete München war eine Stadt mit tausend lebendigen Möglichkeiten. Im quartier latin, um die Universität herum, sprühte es von Elektrizität. Im „Bunten Vogel" improvisierten wir ein Kabarett, das „Der rote Strich" hieß und Else Lasker-Schüler, Emmy Hennings, Klabund, Alfred Lichtenstein und manche andere eben flügge werdende Literaturgröße zu seinen aktiven Mitarbeitern zählte. Intelligenz rieb sich an Intelligenz, und Witz entzündete sich an Witz. Es herrschte geistiger Frühling. Auch Anno 1916 war die bayrische Hauptstadt noch ein dankbarer Resonanzboden für künstlerische Stehgreifdarbietungen und intellektuelle Purzelbäume. Als ich damals unvorbereitet, dem gebieterischen Rat einer inzwischen längst ins Mehrhafte abgeschwenkten Tänzerin folgend, bei der seligen Kathi Kobus in der Türkenstraße auf das Podium trat, war im Handumdrehen der innigste Kontakt da. Ich begann mit Erich Mühsam, von dem ich zufällig acht kleine Zeilen auswendig wußte:

„Der Jüngling, den wir neulich trafen,
der so gefällig war und nett, —
heut' geht der Jüngling mit dir schlafen,
und ich, ich geh' allein zu Bett.
Er zeigte sich gewandt und tüchtig.
Nur wackern Männern gönn' ich dich.

Du siehst, ich bin nicht eifersüchtig.
Sei lieb zu ihm — und denk an mich."

Und diese Schicksalstragikomödie en miniature, kunstlos, mit den Händen in der Hosentasche gewissermaßen, vorgetragen, schlug ein wie eine Bombe. Das gab mir Mut, ein eigenes Erzeugnis, nämlich ein parodistisches Gedicht „Revolution in Dingsda", zu verzapfen. Die erste Strophe lautete:

„Ein Musketier mit rotem Stoppel-
kinn
erhitzte sich und legte demgemäß
vertraulich seine Hand auf das
Gesäß
der keineswegs empörten Kellnerin.“

Es war dann die Rede von einem Bauersmann, der eine Sau an einem Strick zieht, und von einem ernsten Bürger, der umständlich mit einer Gemüsefrau verhandelt, und unversehens explodierte das kleinstädtische Idyll. Eine besonders schöne Zeile hieß: „Das Rathaus raufte ratlos sich das Haar“, und am Schluß ritt einerseits der Musketier auf der blonden Sau und schwamm andererseits der arme Bauer in seinem eigenen warmen Blut auf und davon.

Das Théma Revolution war damals (im Frühjahr 1916) noch ein gefährliches Thema und auf alle Fälle ein pathetisches Thema. Trotzdem — oder gerade deshalb — übte meine Parodie eine durchschlagende Wirkung aus. Ich wurde ersucht, jeden Abend aufzutreten. Ich wurde engagiert. Zwei Tage in der Woche ließ der grimmige Ludwig Scharf sich hören, die andern fünf Tage beherrschte ich die Szene. Mein Revolutionsgedicht galt als Stimmungsbarometer, und die Kathi verwöhnte mich, weil sie fand, daß ich ihrem Abgott Bötticher, alias Ringelnatz glich.

Mitten im Engagement mußte ich wieder als Kraftfahrer gen Westen reisen. Aber nie ließ die Stadt München mich ganz und wirklich los. Während des Krieges „entdeckte“ ich Wedekinds frühe Posse „Der Schnellmaler“, zeigte sie Erich Ziegel, dem damaligen Direktor der Münchener Kammerspiele, und erlebte die Freude, daß das in Vergessenheit geratene Jugendwerk mit Erich Ziegel in der Titelrolle zu einer erfolgreichen Aufführung gelangte. Und gleichfalls während des Krieges entwarfen Frank Wedekind, Ludwig Scharf, Erich Mühsam und ich fieberhaft den Plan eines unwiderruflich letzten Auftretens der „Elf Scharfrichter“ im Kunstsaal Steinicke. Ich muß gestehen, daß dieser Plan mit dem patriotischen Hintergedanken verknüpft war, an einem damals erschienenen deutschfeindlichen Buch des weiland Scharfrichters Marc Henry eine Art Autodafé vorzunehmen, und wenn man will, kann man in diesem Hintergedanken, der in notorisch freiheitlichen, um nicht zu sagen: anarchistischen Gehirnen impulsiv auftauchte, den Keim erblicken zu der Entwicklung, die inzwischen über München hereingebrochen ist.

Hans Harbeck.

FILM

Sodom und Gomorrha

Gegen zwei Tatsachen wird niemand, der diesen ekelhaften Film sah, Einspruch erheben dürfen: erstens, daß dies Sodom und Gomorrha das erbarmungswürdigste Tiefstandniveau der europäischen Filmindustrie offenbart, zweitens, daß ausgerechnet dieser Monstre-Mist-Film der teuerste Film ist, der jemals in deutschsprechenden Ländern herge-

stellt ward. In eine Kitschkolportagehandlung, wie sie sicherlich einst der Leser der seligen Groschenfortsetzungshefte mit beleidigter Geste zurückgewiesen hätte, werden allerlei Momumentalszenen babylonisch-ägyptischen Stils und aus der Prasserwelt der Gegenwart eingestreut. Man empfindet wie körperliche Züchtigungen die Frevelhaftigkeit des Regisseurs, der nur das eine Bemühen zeigt, möglichst viel Billionen in Feuerwerk, Nacktballetts mit 5000 Weibern, scheußlichen Riesenbauten, steifspießigen Orgien aller Art zu verpulvern, ohne Spur einer Fähigkeit, die Massen rythmisch zu bewegen, Bildhaftes anzustreben oder auch nur einige schauspielerische Ruhepunkte zu schaffen.

Dieser Geldverjuxungsfilm ist in Wien gedreht worden, als die Wiener am Verhungern waren; er wird in Berlin vorgeführt, als Berlin am Verhungern ist. Nein, es geht nicht an, die Lächerlichkeit dieses Films kritisch zu bewitzeln; man muß in die Posaune von Jericho blasen, hoffend, diesen Film damit von der Leinwand stürzen zu können. Denn er ist nicht, wie er verlogen unter widerlicher Zuhilfenahme Gottes und Christi vorgibt, ein Kampf gegen das Sodom und Gomorrha unserer Zeit, sondern er ist die widerwärtigste Ausgeburt dieses Sodom und Gomorrha selbst. Auch gottgläubige Optimisten und Quietisten müssen an der Weltordnung irre werden, wenn sie hier erleben, daß sich ungestraft verblendete Menschen finden, die an ein so schauderhaft-sinnloses Machwerk Summen vergeuden, mit denen Tausende von Hungernden wochenlang gespeist werden könnten. Man wünscht Feuer und Schwefel auf dies wahrhaftige Sodom und Gomorrha herab, auf daß dies Zeugnis einer amokrasenden Epoche bis zur letzten Kopie verbrenne. Denn diese zwölf Akte sind eine Provokation für eine Bevölkerung, die am Verrecken ist.

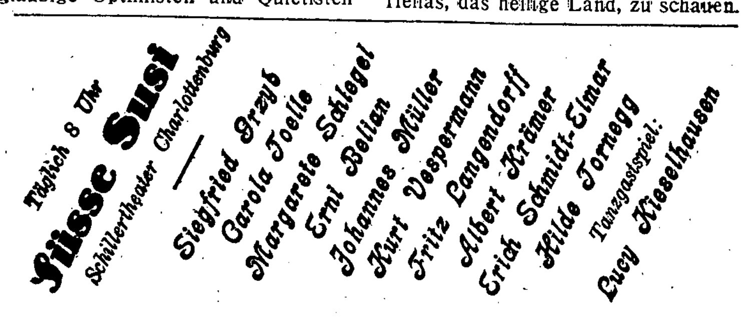
Es ist unbegreiflich, wie die sonst so wacker arbeitende Filmprüfstelle, wie die sonst so übervorsichtige Direktion der Ufa zulassen konnte, daß gerade in diesem Augenblick gerade dieses entartete Mißprodukt einer entarteten Zeit täglich zweimal in Deutschlands größtem Kinotheater exhibitioniert werden darf. Jeder Zuschauer fühlte das, denn ohne Klatschen, ohne Pfeifen schaute das Publikum auf Sodom und Gomorrha — zur Salzsäule erstarrt.

Kurt Pinthus.

TISCH MIT BÜCHERN

Georg Brandes: Hellas einst und jetzt. (Berechtigte Übertragung von Erwin Magnus. Elena Gottschalk Verlag, Berlin 1923.)

Dem dänischen Patriarchen ist es vergönnt, an seines Lebens Neige Hellas, das heilige Land, zu schauen.



Aber er kann seine Greisentage nicht in Frieden verbringen: das alte Hellas hat seine Augen beseligt, das neue Griechenland entpreßt seinem fühlenden Herzen schmerzliche Klage. Im veilchenbekränzten Athen ist der politische Mord eine alltägliche Erscheinung wie in — Deutschland, die Blüte des Volkes liegt auf den Schlachtstätten Kleinasiens. Die Schrift Brandes' ist eine ätzende Anklage gegen die Politik der Entente, die Griechenland in das anatolische Abenteuer hineingehetzt und dann im Stich gelassen hat. „Man wußte, daß die Engländer in Kleinasien bis zum letzten — Griechen kämpfen wollten." Die Franzosen, die erst von Griechenland eine Division erpressen, die als Hilfstruppe Denikins von den Sowjet-Truppen aufgerieben wird, dieselben Franzosen unterstützen die Türken tatkräftig gegen ihre griechischen Bundesgenossen. In Smyrna werden Männer zu Tausenden getötet, Frauen zu Tausenden vergewaltigt, dreihundert kleine Kinder werden verbrannt, aber die Kriegsschiffe der christlichen Westmächte tun nichts, um das Gemetzel zu verhindern. Wenn man Brandes' Attacken gegen die sogenannten Staatsmänner liest, denkt man an die Kapitel aus Voltaires „Candide", die den Wahnsinn dessen brandmarken, was wir immer noch Politik nennen. ***P. M.***

Myona: George Grosz. (Künstler der Gegenwart, Dritter Band, mit 37 Netzätzungen. Rudolf Kaemmerer, Verlag. Dresden.)

Diese klassische Studie über George Grosz, dessen Gestalt und Werk sie mit der Vertrautheit des Kameraden im Geiste aufrichtet, hält sich von Anbeginn im Zentrum jener Einstellung, aus der heraus allein das „selige Abnormitäten-Kabinett" dieses „Phänomens an Trauer" zu begreifen ist, und gibt darüber hinaus eine Auseinandersetzung vor allem mit der Frage: ob

die künstlerische Haltung eines Grosz, dem sein Pinsel zur Knute und Geißel, zu Speer und Dolch geworden, ob solche Haltung nun etwa „barbarischer Mißbrauch" der Kunst sei, die ja an sich schon unwillkürlich ethisch, imperativisch, politisch ist. (Denn, sagt Mynona, die künstlerische Idee verhält sich gegen die Welt so kritisch richtend wie die der Logik und Ethik zu Grunde liegende.) Mynona, von jener ungewöhnlichen Sorte von Kritikern, die vor sich selbst nicht Halt machen und darum dieser Zeitläufte inbrünstige Paradoxie umso schärfer erfassen und zu umreißen wissen, vermag gerade in diesem Nicht-Künstler-Sein-Wollen bei Grosz den Erweis von Künstlerschaft zu erkennen. Umso leichter, als dort die brutale Tendenz wiederum humoristisch im besten Sinne aufgewogen ist.

Wir gehen heute an dem, was Grosz an Theoretischem über die Kunst in der Zeit, über die proletarische Kunst usw. gelegentlich zu sagen wußte, still vorüber und halten uns an das viel erfreulichere Werk. Was Mynona an lebendigen, zutreffenden Anmerkungen zum Thema und darüber hinaus an Philosophischem, Zeitkritischem, an Betrachtung der nachimpressionistischen Epoche und künstlerischer Äußerung überhaupt aufbietet —, man lese es, in dem beglückenden und tröstlichen Bewußtsein, daß in Deutschland heute noch so Klares, Wertvolles, Kurzweiliges geschrieben wird. *Fiete Fischer,* Dresden.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 32/33):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis pro Juli bis September: in Deutschland 125 000 M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN

Clara Landau
Bibliophile Bücherstube G. m. b. H.
Berlin W 30, Berchtesgadener Str. 35

Soeben erschien: Katalog I
Illustrierte Bücher des 18. u. 19. Jahrhunderts
darunter ein Stammbuch aus dem Weimarer Kreis mit 138 eigenhändigen Eintragungen von Goethe, Schiller, Charlotte v. Stein, Wieland, Herder, Schlegel, Jean Paul, Lichtenberg u. v. a.

Max Schildberger
Inh. Artur Schlesinger
BERLIN W62, Schillstr. 3
Lützow 2191
MODERNE BUCHHANDLUNG

Frei

J. Ladyschnikow
Rankestraße 33
Bücher in russischer Sprache. Bücher über Rußland



„EWER"
BUCHHANDLUNG
für allgemeine u. jüdische Literatur
Knesebeckstr. 54·55
dicht am Kurfürstendamm
Tel.: Steinplatz 14748
JUDICA KUNST GRAPHIK
Filiale:
Flensburger Str. 30

frei

Die **Aktions-Buchhandlung**
Kaiser-Allee 222
am Rankeplatz
Sozialistische Literatur
Wissenschaftliche Werke
Kunstbücher

Utopia
Buchhandlung und Antiquariat
Kaiser-Allee 209
Ecke Regensburgerstr.

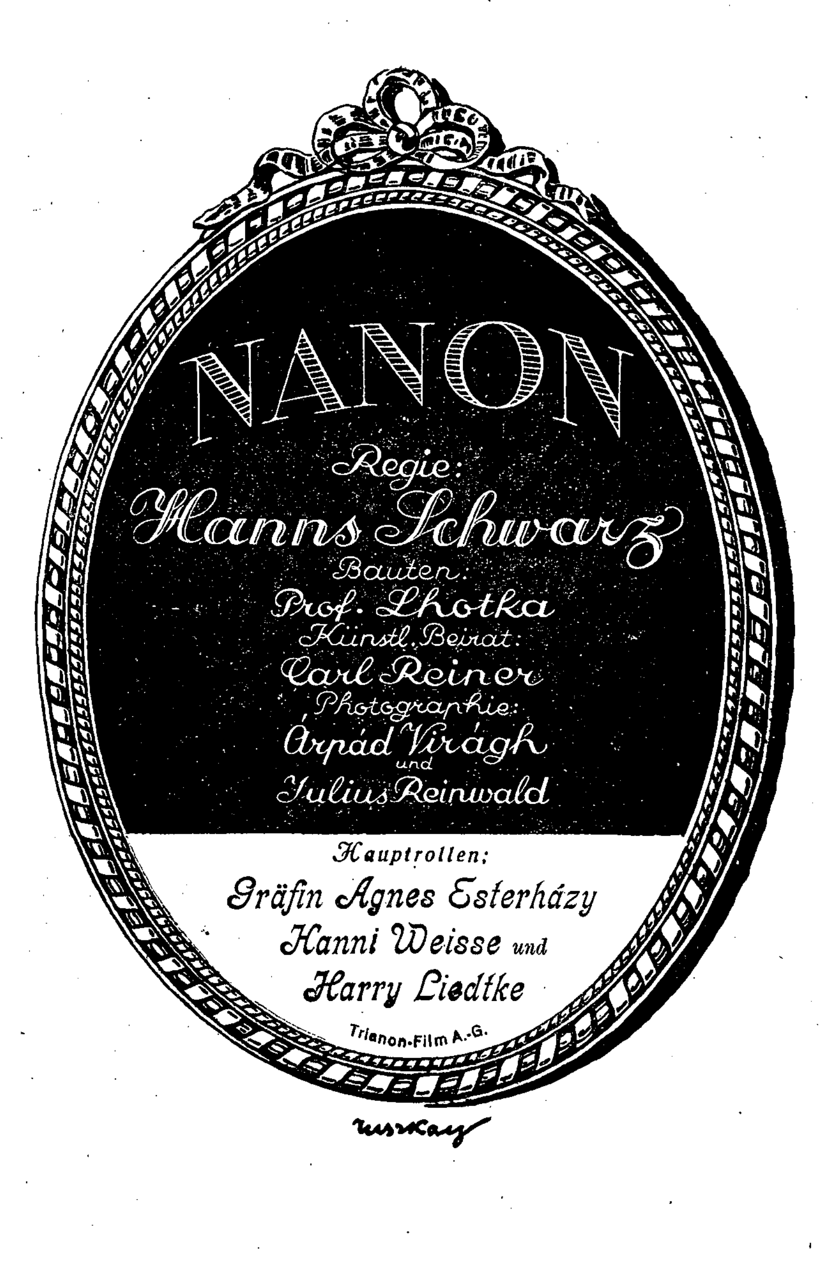
Brucks & Höynck
Charlottenburg
Kunst-Gute Bücher
Mommsenstr. 15 - Ecke Leibnizstraße
Steinplatz 137 42

Nicolaische Buchhandlung
Borstell & Reimarus
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 62

Abteilung: Antiquariat
Ankauf von Bibliotheken und einzelnen Werken von Wert

BUCHHANDLUNG
AM ZOO
Joachimsthaler Str. 43-44
Das gute Buch

Reserviert für
MALIK-BUCHHANDLUNG
BERLIN W 9, KÖTHENER STRASSE 38
Eröffnung demnächst


NANON
Regie:
Hanns Schwarz
Bauten:
Prof. Lhotka
Künstl. Beirat:
Carl Reiner
Photographie:
Árpád Virágh
und
Julius Reinwald
Hauptrollen:
Gräfin Agnes Esterházy
Hanni Weisse und
Harry Liedtke
Trianon-Film A.-G.

Das Staatliche Bauhaus 1919-1923

Das Buch, welches anläßlich der ersten Ausstellung vom 15. August bis 30. September 1923 des Staatlichen Bauhauses zu Weimar nach dessen 3½ jährigem Bestehen erscheint, gliedert sich in die Kapitel Schule und Bau. Es wird eingeleitet von einem Aufsatz, der die allgemeine und spezielle Bedeutung der Bauhausgründung und Durchführung darlegt (Gropius) und es wird abgeschlossen von der bildlichen Wiedergabe einer großen Reihe von freien architektonischen, malerischen und plastischen Arbeiten der Meister Lyonel Feininger, Walter Gropius, Johannes Itten, Wassili Kandinsky, Paul Klee, Gerhard Marcks, Ladislaus Moholy-Nagy, Georg Muche, Oskar Schlemmer, Lothar Schreyer, Gesellen und Lehrlinge.

Das Kapitel Schule gibt in Worten und in zahlreichen Bildern Aufschluß über die grundlegende Psychologie der Erziehung zum Schöpfertum (Grunow), über die Wege des Naturstudiums (Klee), über die Handhabung der Vorlehre, über die Förderung des Materialgefühls, über rhytmische und räumliche Umgebungen, über die Betrachtung von Kunstwerken (Itten), über analytisches Zeichnen und über die Elemente farbiger Form und Gestaltung (Kandinsky).

Das ebenso reich illustrierte Kapitel von dem Bau bietet Einblick in die verschiedenen Werkstätten und deren Erzeugnisse, einschließlich der Bühnenabteilung und in ihr Zusammenarbeiten an der Baugestaltung.

Ausstattung: 226 Seiten (imit. Japan) mit 150 Abbildungen (Kunstdruckpapier) und 20 Farbtafeln, darunter 10 Vierfarbendrucke u. 10 mehrfarb. Originallythographien. Format 25×25 cm

Auflage: 2000 Exemplare in deutscher, 300 in englischer, 300 in russischer Sprache.

Preis: in starkem Pappband 50,— M. Grundpreis; bei Bestellung und vorheriger Geldeinsendung bis 30. Sept. 1923 40,— M.

Gleichzeitig mit dem Buch erschien im Bauhaus-Verlag G. m. b. H. eine **„MEISTERMAPPE 1923“** der Formmeister des Staatlichen Bauhauses Feiniger, Kandinsky, Klee, Marcks, Moholy-Nagy, Muche, Schlemmer und Schreyer.

Diese Mappe enthält eine reichhaltige Auswahl von Originalblättern der Meister in verschiedenen graphischen Techniken (vierfarbige Lithographie, Radierung, Holzschnitt).

Die ganze Auflage ist in Halbpergament gebunden, jedes Blatt mit Passepartout versehen. Format 40×50 cm.

Die Mappe erschien in 100 numerierten Exemplaren und wurde mit der Handpresse des Bauhauses gedruckt.

Die Steine und Farben wurden nach der Fertigstellung der Drucke abgeschliffen.

Preis: Grundpreis 150,— M.; bei Bestellung und vorheriger Geldeinsendung bis 30. September 1923 beträgt der Grundpreis 120,— M., multipliziert m. d. jeweil. Schlüsselzahl d. Börsenvereins

BAUHAUS-VERLAG G. M. B. H.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Septemberwoche

Kurz ist der Frühling — Stresemanns. Auf die große, fein instrumentierte Rede, die der Reichskanzler vor den Kollegen der Herren Duisburg und Mendelssohn gehalten hat, durfte er ein anderes Echo als die Kriegerdenkmalsposaunen erwarten, die Poincaré an jedem Sonntag bläst. Schließlich waren Stresemanns Reden die ersten politischen Kundgebungen, die seit einem halben Jahr aus Deutschland kamen. Hier war nicht lyrischer Dilettantismus am Werke wie zu Ritter Cunos Zeiten, auch nicht patriotische Routine wie in des seligen Rosenberg Tagen. Stresemanns Kunst besteht darin, auf eine ganz unauffällige Weise strategische Änderungen in die Wege zu leiten. Er braucht nicht erst wie Ritter Cuno der unaufmerksamen Menge mit lyrischer Betonung zu versichern, daß er führen wolle: Er führt wirklich. Und wie geschickt er führt, das lehrt ein Blick in die Welt der Stinnesen. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" (beiläufig bemerkt, ein sachlich viel besser redigiertes, inhaltsreicheres Blatt als das „Berliner Tageblatt", das jählings, aber dafür in allen Rubriken greisenhaft geworden ist), die „Deutsche Allgemeine Zeitung", von der man in Beckers Schmollwinkel ein stachelig-stichelndes Verhältnis zu Stinnes erwartet hatte, zeigt zum ersten Mal unter Lenschens Führung politische Disziplin und staatsmännische Einsicht. Möglich, daß diese verständige Zurückhaltung nicht lange dauern wird, Herr Lensch hat den Sauherdenton lange genug geübt, es ist eine beinahe imponierende Willensleistung, daß er ihn jetzt zu entbehren gelernt hat. Hoffentlich bricht er diese Entziehungskur nicht plötzlich ab! Ist doch in diesen Tagen sogar die bayrische Sonderherrschaft im Stinnesblatt ohne Scheu dargestellt worden, sowohl der Münchener Versuch, die Reichseisenbahn zu zerstören, als die blindegoistische Nahrungspolitik des Herrn Wutzelhofer, der nicht einmal mehr das bißchen Allgäuer Käse aus Bayern herauslassen will. . . . Aber was wird dem emsigen Stresemann alle Geschicklichkeit nutzen? Sein Talent entfaltet sich um ein halbes Jahr zu spät. Zu lässig hat der Lyriker der geistigen Passivität die Dinge gehn und stehn lassen. Die amerikanische Illusion, dann die englische Illusion — das alles hat die Ruhrfrage namenlos erschwert. Und die wichtigste Arbeit, die Rathenau geahnt und angebahnt hat, ist liegen geblieben. In den staubigen Archiven des Auswärtigen Amtes modert die Denkschrift, in der August Müller, Walther Rathenau und Felix Deutsch

vor Jahr und Tag eine vorausschauende stärkende Ostpolitik gefordert haben, keine Bolschewisierung Deutschlands, wie die demagogischen Gymnasiallehrer mit miserablem „Gewissen" erzählen, sondern ein Verhältnis zu Rußland, wie es Bismarck gewünscht hat, aus deutschen Notwendigkeiten heraus, mit Ignorierung des russischen Innenlebens. Herr Stresemann hat längst gewahrt, daß er einsam auf der weiten europäischen Flur steht. Die einzige Karte, die ihm im diplomatischen Spiel zufallen könnte, ist die russische. Auch diese Chance wird nicht ewig währen. Je verlotterter Deutschland, ein umso weniger begehrenswerter Bettgenosse wird es. Will England wirklich die Ruhrfrage bis in den Winter vertagen, so muß ihm mit aller Deutlichkeit in camera caritatis gesagt werden, daß die Nerven unseres maßlos gereizten Volkes diesen Aufschub nicht mehr vertragen. Soll Deutschland vernichtet werden, dann lieber an der Seite des russischen Bauern als einsam auf zerstörtem Maschinenhaufen.

In diesen Wochen wurde der entscheidende Herzstoß gegen das geistige Deutschland geführt. Zwei Leute haben ihn auf dem Gewissen: Herr Geßler, der Minister des Herrn Seeckt, und leider, es kann nicht verheimlicht werden, der Herr Reichsarbeitsminister Dr. Brauns. Man wird die Herausgeber des „T.-B." nicht der Arbeiterfeindlichkeit zeihen können, aber der Sieg der Setzer, mit der Banknotenpresse erpreßt, bedeutet einen Herzstoß gegen das geistige Deutschland, und zu verantworten haben ihn Herr Dr. Geßler, der in der Entscheidungsstunde zur unbedingten Nachgiebigkeit drängte, weil er von seiner gepriesenen Reichswehr einen Söldner-Aufruhr fürchtete, und Herr Dr. Brauns, der in der begreiflichen Absicht, einen dem Reich lebensgefährlichen Konflikt zu schlichten, eine allzuschnelle, allzunachgiebige Lösung vorschlug oder wenigstens befürwortete. Der Setzertarif, der errungen wurde, ist so drückend, daß so ziemlich alle großen Buchverleger spontan ihre Arbeit abbrechen ließen, daß eine Anzahl der wichtigsten wissenschaftlichen Zeitschriften sofort verendete, daß in unzähligen Druckereien Kurzarbeit eingeführt wurde — und dies nur deshalb, weil die noch immer geltenden Bestimmungen der Demobilmachung Kurzarbeit als Vorstufe der Betriebseinstellung vorschreiben. Bleibt dieser Drucktarif ohne wesentliche Ermäßigung in Kraft, dann werden die Arbeiter selbst am bittersten die Folgen spüren. Schon kündigen die meisten Gewerkschaftsblätter an, daß sie nunmehr in sehr langen Abständen oder gar nicht mehr erscheinen werden. Große Blätter der Arbeiter werden sterben, und es ist nur selbstverständlicher Freimut, wenn der „Vorwärts" selbst offen konstatiert, daß das Buchgewerbe diese Löhne, die hoch über die Friedenslöhne reichen, nicht verträgt. Hat doch ein Berliner Zeitungssetzer in der vorigen Woche für kaum fünf Stunden Sonntagsarbeit fünf-

zehn Millionen Mark bezogen. Dieser Sieg wird in jedem Schulzimmer, in dem die Lehrbücher fehlen werden, beklagt, in jeder öffentlichen Bibliothek, die ihren Bestand nicht vergrößern kann, bejammert werden. Es kommt ein Weihnachtsfest, bei dem neunzehn Zwanzigstel aller Deutschen kein Buch anschaffen können. Das deutsche Volk, das Volk der Leser, hört auf, Bücher und Zeitschriften zu erzeugen und aufzunehmen. Was wird aus dem Großstadtmenschen werden, der ohne Gott und ohne Bücher aufwächst? Das Barbarenvolk, als welches wir verleumdet würden, es wird erst entstehen. Eine fürchterliche Entgeistigung Deutschlands will beginnen. Herr Stresemann kennt seinen Goethe:

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion.

Was aber wird aus einer Generation, die weder Gott, noch Wissenschaft und Kunst besitzt?

In der Not wird man arm an Freunden. Das Wort „Boche“, das eine Zeitlang schon außer Mode kommen wollte, wird wieder öfter gehört, seit die Mark tief unter die Krone gefallen ist. An dem armen Verwandten entdeckt man unzählige Laster. Als er noch reich war, wurden sie weniger bemerkbar. Auch in Österreich hat sich neuerdings die Zahl der Anschlußfreunde erheblich vermindert, und selbst Dichter, die — wie lange ist es her, R u d o l f H a n s B a r t s c h? — schrieben: „Der Deutsche braucht nur die richtigen Lebensbedingungen, um sich nicht nur die Erde, sondern auch alle Herzen zu erobern,“ selbst diese Enthusiasten, die das deutsche Volk „das erste der Erde“ nannten, besinnen sich jetzt geflissentlich auf den Unterschied zwischen Österreichern und Preußen und schreiben, wenn auch nicht mit deutlichen Buchstaben, aber mit ebenso deutlichen Andeutungen das Wort „boche“ an die nordostdeutsche Tür. Im stillen Graz erscheint allmorgentlich eine alte Zeitung, die „Tagespost“, für die einst Peter Rosegger geschrieben hat. Dort entdeckt jetzt R. H. Bartsch sein antipreußisches Herz. Obs edelmütig ist, auf den Preußen jetzt loszuhacken, nachdem ihm Schlesien weggeschnitten, das Rheinland abgeschnürt, das Ruhrgebiet besetzt wurde, das mögen Spezialisten „österreichischer Seele“ entscheiden. Aber R. H. Bartsch geht in seinem Preußenhaß so weit, die Abreißung von Danzig als Befreiung zu glorifizieren! Er schreibt:

„Wenn ich nun aber an den Geist denke, der mir entgegenschlug, wenn ich eine so glorreiche Stätte deutscher Kraft und Freiheit, wie Danzig es war, in Preußenhänden fand! (Nicht umsonst ist ein Schopenhauer ausgewandert, als Danzig preußisch wurde! Man vergesse ja nicht, was die Väter großer Männer taten! Ein solches Beispiel spricht Bände.) Und Bände sprachen auch die dortigen Buch- und Kunsthandlungen. Ich

bin erschauert vor der Unkultur dort und ich habe mir sagen lassen, daß schon das **heutige Danzig** hierin **völlig anders geworden** wäre: — **das abgetrennte**, schwer kämpfende, bedrohte, **aber freie Danzig!**

Heinrich Floris Schopenhauer verließ 1793 Danzig, während es noch Freistaaat war, weil in der Stadt keine Chancen für einen weitgereisten Kaufmann größeren Stils bestanden. Er übersiedelte nach Hamburg, sein Reisetrieb lockte ihn durch halb Europa. Wie man aus diesen Tatsachen ein Argument für die Polonisierung der deutschen Stadt Danzig holen kann, das mögen Bartsch-Interpreten herausfinden. Aber von wem in aller Welt hat sich der Dichter aufbinden lassen, daß das heutige Danzig sich befreit fühlt? Wer hat ihm erzählt, daß das polonisierte Danzig kultiviertere Buchhandlungen hat als das zum Reich gehörige? . . Es gab eine Zeit, da schrieb ein steirischer Dichter ein Buch „Das deutsche Volk in schwerer Zeit". Es ist 1916 bei Ullstein erschienen, und sein Verfasser äußerte sich dort viel milder über die preußische Art. Er bemängelte „nur eine einzige, im Grunde oberflächlich und lächerlich unwesentliche, weil zufällig entstandene Eigenschaft", den allzuschneidigen Umgangston. „Übrigens," schrieb der R. H. Bartsch von 1916, „weiß ich preußische Generalstabschefs, die wie der Teufel hinter dem übellaunigen Krachton her sind und ihn unnachsichtlich auch bei Beamten verfolgen . . . Ich habe einmal gesagt, daß eine einzige Generation von Schulmeistern hinreichen wird, um jener kleinen Kaste des deutschen Volkes, die diesen Ton noch beliebt, das alte Erbe sämtlicher Kulturvölker der Erde wiederzugeben: Heiterkeit und Verbindlichkeit der Umgangsformen". Ja, so milde sah R. H. Bartsch 1916 die preußischen Fehler an. Damals fand er noch, wie wunderbar Österreicher und Reichsdeutscher sich ergänzen, damals glaubte, wünschte er die „innige Durchdringung" des Nordostdeutschen mit dem Österreicher, damals betete er für das unzerstörte, „alte, unvergeßliche, heilige Reich." Damals — als die österreichische Krone kaum achtzig Pfennige wert war. Aber die Krone sank, die Mark sank und auch die Dichter sanken.

AN DIE ABONNENTEN DES T.-B.

In diesen Tagen entscheidet sich die Zukunft der wenigen Zeitschriften, die Deutschland noch verblieben sind.

Die phantastische Steigerung des Druckertarifes zwingt uns, von den Abonnenten noch eine **Nachzahlung** von

300 000 M.

zu verlangen.

Von den säumigen Zahlern, die das Abonnementsgeld noch nicht eingeschickt haben, werden wir einen entsprechenden Geldentwertungsbetrag erheben müssen. Verlag des T.-B.

Maximilian Josef von Montgelas, bayrischer Staatsminister, pflegte bei Vorträgen über schwierige Verhältnisse — die Hände auf dem Rücken zusammengeschlagen — vor dem Kamin stillzustehen und zu sagen: „Wissen Sie was? Lassen wir die Sache noch eine Weile liegen."

So erzählt einer seiner Biographen. Dieser Montgelas stammte aus Savoyen, hatte in Bayern Dienste genommen, zeigte eine ungewöhnliche Begabung und fühlte das Zeug in sich, Bayern zum mächtigsten deutschen Staat zu machen. Dieses Ziel hat er nicht erreicht, aber doch ein gut Stück auf dem Weg zum Ziel zurückgelegt. Dafür erhielt er am 7. November 1809 den Grafentitel. Sein Wappen zeigt im silbernen Mittelschild drei aufrechtstehende bayerische Wecken mit darüber schwebender Königskrone. Sein Enkel ist der vielgenannte General Graf Max von Montgelas, der dem Großen Generalstab angehört hat, im Kampf gegen die Behauptung des Versailler Friedens, als treffe Deutschland die Alleinschuld am Weltkrieg, an erster Stelle steht und als aufrechter Demokrat für die feste Einheit des Deutschen Reiches eintritt. Ein anderer Enkel ist unter die demokratischen Zeitungsschreiber gegangen. Beide sind durch und durch deutsch. Was man vom Großvater nicht ohne weiteres sagen kann. Der schrieb sogar seine Denkwürdigkeiten noch französisch. Und er sah, 1799 Minister geworden, kein Heil als im Anschluß an Frankreich. Deutschland war ihm Hekuba. Und seine Politik war so beschaffen, daß für jeden Geschichtsschreiber bis in die neueste Zeit das Münchener Geheime Staatsarchiv bezüglich jener Jahre vollkommen versiegelt war. Aber die Ereignisse sind in der Hauptsache doch bekannt.

Wofür die bayerischen Wecken mit der Königskrone? Der Sturm der Revolution brauste über Europa, Bonaparte errang seine Siege, und der französische Geschäftsträger Garnier berichtete am 28. Februar 1799 nach Paris, bei seinem Empfang habe ihm der bayerische Kurfürst erklärt: „Ich bin in Frankreich erzogen, und ich bitte Sie, mich für einen Franzosen zu halten ... Ich bitte Sie, dem Direktorium mitzuteilen, daß es keinen treueren Freund besitzt als mich. Bei jedem Erfolg der französischen Waffen habe ich es gefühlt, daß ich Franzose bin." Wogegen Hardenberg, nachmals preußischer Staatskanzler, **in einer Denkschrift von 1801 behauptete, Bayern sei „gemäß den** seit Jahrhunderten vielfältigen Beweisen, ja selbst unter dem itzt persönlich gutgesinnten Fürsten, der treuloseste und böseste von allen unsern Nachbarn." Hatten doch die Wittelsbacher und ihr tatkräftiger Minister kein anderes Streben, als allzeit Mehrer der bayerischen Hausmacht zu sein! Das gelang ihnen ein halbes Menschenalter hindurch mit großartigem Erfolg. Für jede Dienstleistung er-

hielt Bayern eine Belohnung von Napoleon. Als er 1805 gegen Österreich Krieg führte, stand Bayern selbstverständlich auf französischer Seite und wurde im Preßburger Frieden mit Land und Leuten reich bedacht. Am 1. Januar 1806 erhielt Maximilian Joseph sogar von Napoleons Gnaden die Königskrone und schloß, nachdem seine Tochter dem Stiefsohn des Kaisers, Eugen Beauharnais, die Hand zum Ehebund gereicht hatte, am 12. Juli 1806 einen neuen Vertrag über den Eintritt in den zu begründenden Rheinbund, „so zwar, daß alle Kontinentalkriege von sämtlichen kontrahierenden Teilen gemeinschaftlich geführt würden" — berichtet Montgelas. Schon vorher hatte Montgelas mit Talleyrand vereinbart, daß Streitigkeiten zwischen den süddeutschen Staaten nicht mehr an die Reichsgerichte, sondern an eine Kommission in Paris gebracht werden sollten. Jetzt im Rheinbundvertrag verpflichtete sich Bayern, dem Kaiser-Protektor 30 000 Soldaten zu stellen. Das Deutsche Reich war damit aufgelöst, Franz II. legte die Krone des heiligen römischen Reichs deutscher Nation nieder. Und Bayern war souverän geworden — unter französischer Oberherrlichkeit. Als in demselben Jahr der Krieg zwischen Frankreich und Preußen ausbrach, befehligte Jérôme Bonaparte die bayerischen Truppen. „Was Bayern betrifft," sagt Montgelas in seinen Denkwürdigkeiten, „so war es an Frankreich durch ein allzu entschiedenes Interesse der Sicherheit und Selbsterhaltung gebunden, verdankte ihm zu viel und hatte auch seine Verträge mit ihm erst vor zu kurzer Zeit durch den Rheinbund erneuert, als daß man zugleich daran hätte denken können, sich ihnen zu entziehen." Nein, und vor allem hatte Napoleon wieder ein Trinkgeld in Gestalt von Bayreuth zugesagt.

Im Jahre 1809 der heldenmütige Aufstand in Tirol. Wer war berufen, ihn an Napoleons Seite niederzuschlagen? Bayern. Graf Montgelas nennt Andreas Hofer einen heruntergekommenen Kneipwirt; die Kämpfer vom Passeier und Berg sind ihm elendes Gesindel. 1812 ziehen 30 000 Bayern in der „großen Armee" mit nach Rußland. 1813 stellt Bayern abermals dem Korsen das Kontingent zum Kampf gegen Deutsche. Bis in München allgemach die Götterdämmerung geahnt wurde. Am 8. Oktober 1813 ließ sich Bayern von Metternich im Vertrag von Ried seinen Besitzstand und die Souveränität verbürgen, verriet Napoleon unmittelbar vor der Schlacht von Leipzig und — wer lacht da? — erklärte am 14. Oktober 1813 Frankreich den Krieg. In den hundert Tagen nach Elba wechselte es nicht zu ihm hinüber, da es Napoleon keine Zukunft mehr gab. Um so ausschweifendere Ansprüche, insbesondere auf badisches Gebiet, machte Bayern auf dem Wiener Kongreß geltend; dieses Mal vergeblich. Aber es hatte unter der Herrschaft des Grafen Montgelas genug geschluckt: Würzburg, Bamberg, Augsburg, Regensburg, Nürnberg, Aschaffenburg, Bayreuth und viele

andere reiche Städte und Länder durchaus nicht oberbayerischen Gepräges, im ganzen 56 Territorien.

Montgelas war zweifelsohne ein Staatsmann großen Stils, nur ohne eine Spur von deutscher Gesinnung. Ein bayerischer Geschichtschreiber, Graf Du Moulin-Eckardt, sagt ihm „unsinnigen Haß gegen Preußen" nach. Nach seinem 1817 erfolgten Rücktritt vom Amt hat Montgelas seine Politik zu rechtfertigen gesucht. Er erzählt in den Denkwürdigkeiten, wie man sich 1806 der Aussicht freute, den Berliner Hof gedemütigt zu sehen: „So kämpften denn auch unsere Soldaten mit einer Erbitterung, über die in Preußen geklagt wurde . . ." Vom Jahre 1814 berichtet er: „Deutschland sollte zu einem Bund souveräner und unabhängiger Staaten gestaltet werden; allein wo fand sich das Mittel, die hierin liegenden unversöhnlichen Gegensätze zu versöhnen?" Er beklagt, daß „die wichtige Frage einer Trennung Bayerns vom übrigen Deutschland" nicht richtig behandelt wurde. Er habe schon im Juni 1815 verlangt, daß kein gemeinsamer Gerichtshof geschaffen werde. Es sei 1816 von Bayern — noch unter Montgelas — beschlossen worden, auf absoluter Selbständigkeit der gerichtlichen, militärischen und Verwaltungsorganisation zu bestehen. Obenein wurde ein Ausschuß zur Beratung der Frage eingesetzt, „welche Stellung Bayern einzunehmen habe, falls es sich durch die Umstände genötigt sehen würde, aus dem Bunde zu treten und sich damit von dem übrigen Deutschland zu isolieren." Also berichtet Montgelas, der die Trennung wünschte.

1818 Karlsbader Beschlüsse. Deutsche Einheit als gemeingefährliche Revolution geächtet. Bayern allzeit voran in der Reaktion, wenn auch mit leichten Schwankungen. 1848 Lola Montez verjagt, Louis Philipp verjagt, Metternich verjagt. Bayern beantragt beim Bundestag sofortige Herstellung schwarzrotgoldener Einheit. Dann Reaktion; Bayern wieder voran. 1866 Kampf gegen Preußen, wirklicher Krieg. 1868 entzieht Ludwig II. dem Dichter Emanuel Geibel, der ein preußisches Kaisertum der Zukunft besungen hatte, den Ehrensold. 1870 verlangt Ludwig, wenn er den casus foederis für gegeben erklären soll, erst Zusicherung unbedingter Selbständigkeit, und als die Truppen schon marschierten, erklärte der Minister v. Prankh in der bayerischen Kammer: „Am meisten hat unser Gefühl geschmerzt, daß unsere Armee unter preußischem Kommando stehen soll . . . Aber fürchten Sie nicht, daß das, was für den Krieg ist, eine Nachwirkung haben werde." Deutsche Einheit mit bayerischen Reservatrechten. Die Briefmarke Bajuvariens gerettet. Im März 1890 schreibt der bayerische Prinz-Regent dem gestürzten Bismarck: „Unsterbliche Verdienste haben Sie sich um Deutschland erworben. Tief durchdrungen waren Sie von dem Gedanken an des Reiches Einheit wie vor der Achtung für die Rechte

seiner Glieder . . ." So schrieb er? Nein, so schrieb er **n i c h t**. Das war nur der Entwurf des Ministerialrats. Luitpold aber **s t r i c h** „des Reiches **E i n h e i t**" und setzte dafür „Machtstellung". Keine Einheit des Reichs, wohl aber die „Rechte seiner Glieder."

Und heute? „Los von Berlin!" Kein gemeinsames Reichsgericht zum Schutz der Republik, keine sicher wirksame Rechtshilfe **bei außerbayrischen Haftbefehlen; erschütterndes Geschrei nach** Rückgabe der Eisenbahnen an die Länder. Und die Techtelmechtel unterschiedlicher Verbände mit den Franzosen. Siehe Prozeß **Fuchs-Machhaus. G e h t d e r G e i s t M o n t g e l a s', d e s** G r o ß v a t e r s, w i e d e r u m? Unterdessen ist es gut, aus der Geschichte zu lernen, im übrigen aber kühl zu wiederholen: „Wissen Sie was? Lassen wir die Sache noch eine Weile liegen."

STEFAN GROSSMANN

HERZLS TAGEBÜCHER

Nun liegen Theodor Herzls Tagebücher mit dem dritten Bande geschlossen da. (Jüdischer Verlag Berlin 1923.) Die drei Bände sind nur auf einigen Seiten „geschrieben", will sagen: mit Schriftstellerabsicht hergestellt. Das Wichtigste und Schönste an diesen drei Bänden ist das Hingeworfene, das schnell Geschriebene, wobei die Feder dem Gefühl kaum folgen konnte. Theodor Herzl war seiner Erfindung, dem Zionismus, ganz hingegeben. Er erlebte ihn mit solcher Intensität, daß man am Ende dieser drei Bände glaubt, das Herzleiden und die tödliche Ermüdung dieses Herzens sei keine plumpe Störung, wie die Natur sich sie zuweilen gestattet, sondern das logische, naturnotwendige Ende eines Menschen, der für seine Idee verbrennt. Über den letzten Eintragungen Herzls liegt die Todeswolke. Der Gedanke, an dem Basel folgenden Kongreß von der Führung zurückzutreten, wird klar ausgesprochen, und das bedeutete für Herzl mehr Todesahmung als die Erschöpfungsanfälle, die er von Zeit zu Zeit konstatiert. Aber auch der Gedanke des Rücktritts von der zionistischen Führerschaft und von seinem Leben wird nie sentimental beleuchtet. Gelegentlich trägt er ein, daß ihm jemand gesagt hat, die Moses-Naturen sehen alle nur vom Gipfel ins gelobte Land, sie kommen selbst nicht hin. Nein, Herzl war auch insofern Orientale, als er den Tod als Erfüllung ohne Trauer ansah. Sein Leben war ein voll gelebtes, warum sollte er nicht scheiden?

Dem dritten Bande ist eine Photographie Herzls beigegeben: Der schöne Mann trug einen blauschwarzen Vollbart. Aber das Entscheidende in seinem Gesicht war doch nicht diese Haarfülle,

sondern das runde, wunderbar metallische Auge voll sanfter Trauer. Über Theodor Herzls Bart läßt sich nicht spotten. Ganz abgesehen davon, daß er Zeitmode war — Graf Trast trug ihn auch —, war er eine politische Notwendigkeit, ein jüdisches Symbol. Theodor Herzl sah so aus, wie die gepflegtesten Ostjuden sich auszusehen wünschen. Also m u ß t e er so aussehen.

Ein wenig beneidenswertes Geschick hat Herzl zum Redakteur der Wiener „Neuen Freien Presse" gemacht. Er leidet unter dieser materiellen Abhängigkeit, nennt seinen Chef Benedikt immer Maledikt und spricht mit unverdienter Geringschätzung von den kleinen Kunstwerken, die er im Feuilleton des großen Blattes veröffentlicht hat. Aber je länger Herzl Journalist war, und er war der scharfäugigste Parlamentsberichterstatter, der überlegenste Theaterkritiker, der geschmackvollste Plauderer, desto mehr wurde er ein Verächter der kleinen Künste des Journalismus. Journalist darf man zuletzt nur sein, wenn man einer Idee dienen will. Ideendienst ist die einzige Entschuldigung für Journalismus.

Herzl war der Gefangene seiner Idee. Erschütternd aus diesem Tagebuch zu sehen, wie es ihn über die Erde trieb, von Konstantinopel nach London, von Karlsruhe nach Lissabon, von Kairo nach Petersburg, überall immer nur als Sendbote des Zionismus. Er verhandelte mit allen Mächtigen der Erde, mit dem kalten Mörder Abdul Hamid und den ihn umgebenden Spitzbuben, mit Plehwe, der in der Ruhe das große Gesicht eines Staatsmanns hatte, mit Philipp Eulenburg, der von oberflächlichster Empfänglichkeit war, mit dem Londoner Rothschild, den er mit vollendeter Menschenkenntnis einwickelt, mit Lord Landsdowne und Josef Chamberlain, der ihm eines Tages mit der heiteren Sicherheit des englischen Politikers von einer afrikanischen Reise erzählt: „Ich kam nach Uganda. Da sagte ich mir: Dieses schöne fruchtbare Land, das wäre etwas für Doktor Herzl." Die Frage: Muß es Palästina sein? ist bis heute das tragische Problem des Zionismus geblieben. Hingen die Juden nicht an der biblischen Legende, sie hätten heute vielleicht schon eine neue Heimat. Ungeheuer und zuweilen fürchterlich ist die Macht der Bibel.

Die bittersten Gespräche hatte Herzl mit seinen Chefs, mit den Herren der „Neuen Freien Presse", die ihren Feuilletonisten nicht aus dem Geschirr spannen, aber nicht einmal von dem ersten Kongreß in Basel Notiz nehmen wollten. Die Herren glaubten an Österreich, Herzl glaubte an den Judenstaat. Es wäre ungerecht, den Österreichgläubigen die Berechtigung ihres Standpunktes abzusprechen. Sie glaubten an Realitäten. Herzl glaubte an die Realität seiner Idee. Kein Wunder, daß in den Tagebüchern fortwährend der Entschluß auftaucht, seine journalistische Stellung zu kündigen. Wenn's nicht geschah, so lagen die Gründe vielleicht

tiefer als Herzl wußte. Der Weggang von der Wiener Zeitung (die ihm übrigens für die private Propaganda sehr nützlich war) wäre das Scheiden aus einer westlichen Assimilationsathmosphäre gewesen, die dem Manne tiefer im Gemüt saß als er wußte. Man lebt nicht in Wien, wie man in Berlin sein kann, ohne sich zu verwurzeln und ohne sich einzufärben. Von Wien gilt, was Knut Hamsun von Christiania sagt: Die Stadt, die keiner verläßt, ohne von ihr gezeichnet zu werden.

Überall wußte der intensive Eifer Herzls sich durchzusetzen, sogar bei den reichen Juden. Nur eine Sorte Menschen war nicht dazu zu bewegen, von seiner Existenz und Tätigkeit Notiz zu nehmen: Die Berufsdiplomaten (Engländer, natürlich, ausgenommen). In gerechtem Zorn schreibt Herzl in sein Konstantinopeler Tagebuch: „Ich bin heute wahrscheinlich einer von den 500 bekanntesten Männern der Erde. Ce qui n'empeche pas, daß ich für den belgischen Gesandten ein Inconnu bin. In den Augen des diplomatischen Therapia, der Tennisspieler, Fresser und Faulpelze bin ich irgendein Abenteurer. Und wenn man nun fragte: „Qu'est-ce que c'est que l'Ambassadeur de l'Espagne?" Seit 300 Jahren hat hier ein spanischer Botschafter nie auch nur das Geringste zu tun gehabt. Nicht einmal zu Geburtstagswünschen braucht man ihn. Ein belgischer Gesandter hat überhaupt nie irgendeine raison d'etre gehabt. Die Steuern armer Leute aus dem Borinage frißt so einer im paradiesischen Therapia auf, lungert herum, erzählt und hört Anekdoten. Und auf den Träger einer Sache, die Millionen Menschen eine Erleichterung, die eine Vermehrung der Kultur und den hohen Fortschritt bedeutet, blickt so ein aufgeblasener Frosch geringschätzig herab."

Wer die Wilhelmstraße kennt, weiß, wie wenig sich die Welt in den letzten zwanzig Jahren im Grunde geändert hat.

„Ich bin ein Deutscher und bin nicht so dumm,
Mir Unannehmlichkeiten zu bereiten
Zur Quelle neuer Unannehmlichkeiten!
Nein, Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht;
Deswegen weich' ich nicht und wank' ich nicht,
Und bleibe treu dem Grundsatz meiner Väter:
Wer mich beunruhigt, ist ein Hochverräter."

„Warum auch nicht, dieweil doch den Philister
Beim Worte „Größe" kalter Graus beschleicht!
Er hält sich nur an einen Staatsminister,
Des Blick just um den nächsten Kirchturm reicht:
Hie Reuß, hie Bückeburg, hie Baden, Bayern,
Hie Württemberg! — Auf angestammten Eiern
Ausbrütet jeder ohne Unterlaß
Echt deutschen, antideutschen Deutschenhaß."

(Frank Wedekind.)

VON TRAGISCHER TRIVIALITÄT

Gedanken zu Gustav Mahlers Schaffen.

Wir bringen diese Studie als einen Vorklang zu dem Mahler-Zyklus, der demnächst unter Leitung von Klaus Pringsheim in der Berliner Philharmonie beginnt.

Es ist die Tragödie des schöpferischen Geistes, daß seine Selbstkritik am Werk erst jenseits der Ursprünglichkeit des Einfalls beginnt. Es verträgt sich nicht mit dem Begriff des Einfalls, mit seiner geschenkhaften Eingegebenheit aus einer Sphäre außerhalb des Machtbereiches freiwilliger Synthese, daß er vom selbstkritischen Geiste abgelehnt und verworfen werden könnte. Selbstkritisch-schöpferische Geistesarbeit ist stets nur Arbeit am Produkt, nicht Auswahl des Produkts, denn im Kampf zwischen Kritik und Produktivität ist stes letztere sieghaft, — ebensosehr im forensischen Sinne wie im subjektiven. Zeugung ist stärker als Erziehung, letztere stets nur formgebendes Attribut; sie kann entstellen oder veredeln, aber nicht den Kern verleugnen oder die Art umprägen. Das Urprodukt der Eingebung kann vom selbstkritischen Geist kontrolliert und angefochten, nicht unterdrückt werden. Dies wäre Mord am Gezeugten, unmenschlich im physischen, unmenschenhaft im ideellen Sinn. Kritik, Erziehung, Formgebung aber sind Kräfte und Sinne des Menschentums; Kraft und Sinn der Zeugung und der Produktivität gehört höherer Region an. Der letzteren Element ist Mühelosigkeit, Element der ersteren: Unermüdlichkeit der Arbeit.

Es gibt kein trivales Gefühl, nur eine Trivialität seines Ausdrucks; keine Trivialität der Liebe, nur eine solche der Liebesakte; keine Banalität des Schmerzes, nur eine konventionelle Form der Trauer und ihrer Kundgebung. Abnutzung und Abstumpfung des Gefühls durch stete Wiederholung der Konvention machen das Wesen der Trivialität aus. Sie ist die stärkste Quelle und das stärkste Mittel der Massenwirkung, weil sie das Primitive, Gefühlte, gemeinverständlich ausdrückt und so die direkteste Brücke zum primitiven Nachempfinden schlägt. Sie leistet in der Breite ihrer Wirkung, was sie nicht in die Tiefe zu wirken vermag. Darum hält das Ohr des Banausen die Gemeinverständlichkeit des Ausdrucks für Gemeinplätzigkeit des Ausgedrückten. Trivialität wirkt immer zündend, weil sie wenigstens der Trägheit entgegenkommt, wo sie nichts Wunderbares verbirgt. Kultiviertheit, Eklektik, Subjektivität des Ausdrucks erfordern die gleichen Qualitäten vom Verständnis und Nachempfinden. Darum ist ihr Wirkungsradius der erheblich kleinere.

Die Erklärung der Frage, wieso ein von künstlerischer Selbstkritik förmlich imprägnierter Geist wie Gustav Mahler in seiner Produktion einer Trivialität des Erfindungsausdrucks im landläufigen Sinne verfallen kann, die in ihrer Erscheinung, wenn auch

keineswegs in ihrem Wesenskern, über jede Diskussion erhaben ist, mündet in den hier vorgelegten Gedankengang.

Die Unterstellung lediglich eines Willens zur Gemeinverständlichkeit oder zur Popularität ist völlig unzureichend, selbst wenn man unter Popularität Glücksspendung in breitestem Bereiche und nicht das Dank-Empfangen von seiten der Menge begreifen will. Da der Wille keine Macht über die Eingebung hat, kann die Trivialität unmöglich etwas programmatisch Gewolltes sein. Sie kann als solche dem Autor nicht einmal bewußt sein, denn von ihr aus betrachtet ist die Eingebung primärster Ausdruck des reinsten Gefühls. Da das Gefühl aber nie trival sein kann, und da andererseits die Selbstkritik gerade gegenüber der primären Eingebung machtlos ist, so muß sich die Tatsache der Trivialität notwendigerweise seinem Bewußtsein entziehen. Es ist geradezu Beweis für die Echtheit und durchaus-anders-als-trivial-Gemeintheit, daß der schöpferische Geist die Gemeinplätzigkeit der Erscheinung, der Ausdrucksform, gar nicht mehr kritisch erfassen kann. Durch das Erfinden des allzu gemeinverständlichen Ausdrucks wird er das mißverstandene Opfer der Gemeinverständlichkeit, die zwar nicht Zweck der Kunst, wohl aber begreifliche Sehnsucht des Künstlers ist. Mahler selbst stellt sich in diesem inneren Konflikt — (und das ist bezeichnend für die Qualität des Menschen!) — auf Seiten der Kunst und nicht des Künstlers in ihm, indem er auf die informatorische Mitteilung eines Programms bewußt verzichtet. An einem überschriftlich gegebenen Programm bliebe das rezeptive Gefühl von Anbeginn an haften und würde von ihm in irgendeiner Richtung begrenzt werden. So darf man in der Unterdrückung begrifflich-literarischer Programmatik den Versuch erblicken, wenigstens die Symptome von Erdhaftigkeit zu tilgen, die der All-Heimat des Fühlens nie angemessen sein könnte und hinter der sich die Entirdischung des allumfassenden Gefühles nur verstecken würde, die aus dem Werk selbst und ohne jegliche Anleitung erfühlt werden soll.

Der Gedanke an sich wäre folgerichtig, wenn die Vorenthaltung des Programms nicht nur Vermeidung des Nicht-Gewollten wäre (nämlich: der Bewertung als Programm-Musik, die er selbst als „nicht gerade die höchste Staffel der Leiter" bezeichnet) und wenn die Qualität der Eingebungen den Gedanken an die Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit eines Programms von vornherein gar nicht aufkommen ließe. Tragischerweise bleibt aber der rezeptive Geist auch ohne literarisches Programm an dem Programm-Ersatz trivialer Beziehungen und assoziativer Trivialitäten haften. Hier steht die mangelnde Originalität der Erfindung der Erfüllung des künstlerischen Willens im Wege.

Man kennt die ebenso breit angelegte wie tiefgehende, fast demagogische Wirkung gewisser Beethovenscher Sätze (z. B. Finale der V. Symphonie), die einleuchtende Drastik der primitiven

Dreiklangs-Struktur vieler Themen oder die so häufig wiederkehrende Tonika-Dominant-Alternative. Bei Beethoven als dem unendlich reichen melodischen Erfinder verbirgt sich dieser durch Wiederholung gleichfalls trivialisierbare Kern in abwechselungsreichster Gestalt. Trivialisierbar ist hier architektonische Struktur, nicht die Einkleidung, die stets anders und neu erfunden ist und die dem rezeptiven Gefühl als Trägerin des Ausdrucks, als „Melodie" einzig und allein von Bedeutung erscheint. Bei Mahler liegt die Trivialität klarer zu Tage, weil seine Melodik weniger originell (— wenn auch darum nicht minder ursprünglich im Sinne von Echtheit des inspirierenden Gefühls —) ist und weil sie teils durch marschartige Rhythmik, durch volkstümlich Wienerische Wendungen, teils durch ihm selbst gewiß unbewußte Ähnlichkeit mit Beethovenschen oder Wagnerschen Momenten an Bekanntes anknüpft. Sie bewegt sich dadurch teils im unoriginell-Reminiszenzenhaften, teils im assoziativ-Trivialen, irdisch-Begrenzten, Endlichen. Nur das Undefinierbar-Unbegrenzte, nur das assoziativ Unerfaßliche, gefühlsinhaltlich Unbestimmbare aber könnte musikalisch-künstlerisches Korrelat jenes Transzendentalen, Unaktuellen, Unirdischen und Unendlichen sein, das die Mahlersche Musik ausdrücken will, da es die Triebfeder seiner seelischen Bewegtheit ist und die Fundamente seines Wollen-Müssens ausmacht.

Hiermit ist ausdrücklich betont, daß die obige kritische Erwägung nur den Erfindungswert, nicht den Empfindungsgehalt seines Schaffens berührt. Seine Musik wirkt, weil sie echt empfunden ist, sie wirkt trivial, wo und weil sie unoriginell erfunden ist. Sie erschien als nur-gewollt, solange die Ungewohntheit des betätigten Apparates die Aufmerksamkeit absorbierte. Die zunehmende Gewöhnung sowohl an seine persönliche Ausdruckskultur, wie an das zu wenig Originelle seiner Eingebung läßt neben ihrem Manko aber auch ihren tieferen innerlichen Wesenskern klarer hervortreten; denn mehr und mehr gelingt es — (paradoxerweise gerade der für Originalität so zugänglichen Fein-Nervigkeit!) — durch landläufig-Triviales hindurchzuhorchen, das die breitere Wirkung seines durchaus einsamen und untrivialen Kunstwillens begründet, um den menschlichen Unterton von Tragik zu vernehmen, die hier — vielleicht allzumenschlich! — zum unzulänglichen Ereignis wird, und die dennoch untrivialisierbar bleibt weil sie das im Menschen ewig sich Erneuernde, über Anbeginn und Ende seiner subjektiven Zeitlichkeit Hinausreichende ist und weil in ihr Erdgebundenheit und Unendlichkeitssehnsucht zur Einheit verschmilzt, die als tragische Lust am künstlerischen Vollbringenwollen Urtrieb des schöpferischen Geistes bleibt.

HANS REIMANN

DAS BUCH EINES WIRKLICHEN SCHARFRICHTERS

„Sehn Sie, das ist ein Geschäft, das bringt noch was ein; ein jeder nur, der kann das nicht, das muß verstanden sein": dieser ungeschliffene Refrain wurde zu einer Zeit geträllert, wo „Die Wiener Schwalben" Mode waren und die „Holzauktion im Grunewald" und der Schwiegersohn, der da „kimmt und lange Schritte nimmt". Cohn, der Kleine, lag damals noch in den Windeln, die die Welt bedeuten.

Heute ist es ein einbringliches Geschäft, Couplettexte zu schreiben, die durch ursprüngliche, mit äußerster Banalität gepaarte oder mit Satyrin gedüngte Verlottertheit glänzen. Was Lutz Ehrenberger (der's immerhin graziös erledigt), Christophé (der das borngräbernde Niveau des „Junggesellen" erfolgreich zu heben sucht), Heiligenstädt (der dem zwangsweise in „reiner" Kunst machenden Heilemann nicht von ferne das Wasser reicht), Linge (dessen Bildchen herausreißbar sind und die Zierde eines jeden Boudoirs bilden), Brüning (dessen Werke namentlich in Philisterkreisen allgemeines Entzücken hervorrufen) . . . was diese graphisch tätigen Herren dem verlängerten Gymnasiasten, dem unausgegorenen Kommis, dem lebemännisch angehauchten Postbeamten, dem großzügigen Koofmichelangelo bedeuten, das bedeuten die kompositorisch oder librettistisch tätigen Herren Rillo, Wilm-Wilm, Robitschek, Rebner, Stolz, Eysold, Waldau, Benatzky der nächtlichen Diele samt ihrem alkoholisierten Publikum.

Ob der Schlager zum Angucken oder zum Mitsummen ist, kommt im Effekt auf dasselbe hinaus. Aufs Verdienen. (Es sei ferne von mir, irgendwem einen noch so zarten Vorwurf daraus zu drehen. Auch der „geistige Arbeiter" hat sich allmählich dem Materialismus ergeben müssen.)

Und dennoch dürfte der einem breitgestirnten Pöbel dienende Künstler nie und nimmermehr das erreichen, was die gekrönten Schriftsteller erreichen mit ihren diskreten, heroisch auffrisierten Erinnerungen.

Der alte Kügelgen, der auch einmal Erinnerungen geschrieben hat, ist mir sympathischer als die modernen Gedächtniskünstler, die sich fremder Hände, fremder Köpfe und fremder Federn bedienen, um Geld zu scheffeln.

Ludendorffs Rechtfertigungswälzer riecht penetrant nach eigenem Schweiß. Ein Mann wie er, obschon ich mir nicht vorzustellen vermag, daß er höchstselbst am Schreibtisch Zeile für Zeile unter Dach und Fach gebracht, wohl aber, daß er (die Hand eisern in der Hosentasche geballt wie weiland im Reichsgericht) willfährigen Kulis diktiert hat, . . . ein Mann wie Ludendorff verleugnet keinen Augenblick, wer er ist. Der ehemalige Kronprinz dagegen (u. a. Max Brünings Gönner a. D.) überläßt es ganz naiv einem ge-

werbsmäßigen Literaten, die kronprinzlichen Memoiren zu fabrizieren, und der Himmel mag wissen, welcher Zunftgenosse das Lebenswerk, das literarische Lebenswerk (ach, hätte es dabei sein Bewenden gehabt!) unseres Exkaisers zu Papier gebracht hat.

Zweihundertfünfzigtausend Dollars hat unser verflossener Kaiser für sein Buch bezogen, und die Presse, die darüber berichtete, erfand den wunderschönen Nachsatz: Wilhelm von Hohenzollern sei der bestbezahlte deutsche Schriftsteller. Da tut einem Josef Lang leid.

Sein Erzeugnis heißt: „Erinnerungen des letzten Scharfrichters im k. k. Österreich. Herausgegeben von Dr. Oskar Schalk." Und erschienen ist der Salat im Leonhardt-Verlag, Leipzig-Wien.

Kronprinz Wilhelm hat den Literaten Emil Ludwig mit der Aufgabe betraut, sich im Gartenlaube-Stil der kronprinzlichen Vergangenheit zu erinnern; der letzte Scharfrichter Österreichs fand Herrn Doktor Schalk. Bücher, nach Maß gefertigt, tadelloser Sitz garantiert. Der Kunde braucht nur das Futter zu liefern. Den Stoff besorgen die Herren Schneidermeister. Nicht Konvenierendes wird schön gefärbt. Umtausch gestattet.

Nun will ich mich und Sie, verehrte Damen und Herren, in das Buch Josef Langs versenken. Es wird niemand ohne leichten Schauder das Lokal verlassen.

Die Abschaffung der Todesstrafe — so versichert der Dr. Schalk im Vorwort — war eine der ersten Lebensäußerungen der aus dem Zerfall der alten Donaumonarchie hervorgegangenen Republik; ohne daß der Herausgeber den Zusammenhang von Todesstrafe und Lebensäußerung bemerkte.

Und Josef Lang ist der letzte seiner „Gilde" im Donaustaat, und seine Erinnerungen werden wegen ihres kulturhistorischen Wertes Interesse erwecken. Sagt Dr. Oskar Schalk.

Also, der Lang wohnt draußen in Simmering, Geiselbergstr. 50, im Wachhaus der freiwilligen Turnerfeuerwehr, ist ein Mann von herkulischer Gestalt, atmet vermittels seines Angesichts einen Haufen Gemütlichkeit aus und züchtet Gemüse, wenn er nicht grad einen armen Schächer hinrichten muß. Am 11. März 1855 ist er geboren, verließ im Alter von zwölf Jahren die Schule, wurde Tischlergehilfe, rückte 1875 zum k. u. k. Genieregiment (närrischer Titel) ein, verdingte sich anno 79 der englischen Gasgesellschaft als Heizer und blieb bis 88 in dieser Stellung, legte neun Jahre lang Gulden und Kronen auf die inzwischen abgeschaffte hohe Kante und richtete sich ein Kaffeehaus ein.

„So war," beteuert der Dr. Schalk, der dem Scharfrichter im Nacken sitzt, „aus dem Tischler und Kriegsmann und Heizer der kleinbürgerliche Kaffeesieder geworden, der sich in seinem Kreise großen Ansehens erfreute, denn gelegentlich der Feier des zwanzig-

jährigen Bestehens der Freiwilligen Turner-Feuerwehr in Simmering wurde Josef Lang durch Überreichung eines Helmes mit vergoldeten Lorbeerblättern geehrt."

Da steht man machtlos wihsawih.

„Er ist" — fährt der Schalk fort — „ein gar gemütlicher Spezi, den seine Freunde bei ihren Festivitäten nicht missen wollen. Bei dem k. k. Scharfrichter muß man überhaupt Amt und Person auseinanderhalten, denn der Mensch Josef Lang besitzt ein gar weiches Herz; er kann keinem Tiere etwas zuleide tun."

Und stranguliert hat er seine Mitmenschen wahrscheinlich aus purer Gutmütigkeit. Darum lautet auch sein Losungswort — laut Beglaubigung der Schalks —: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!"

Und aus Nächstenliebe ist er in der Tat zu seinem Posten gekommen. Nämlich so: Der Scharfrichter Selinger, Langs Amtsvorgänger, verkehrte als Stammgast beim weichherzigen Pepi und fand Gefallen an dem kräftigen Burschen. „Schließlich gelang es ihm, den Kaffeesieder zu bereden, ihm bei seinen Hinrichtungen als Gehilfe beizustehen. Von Neugierde getrieben, schlug Lang ein, natürlich ohne Frau und Freunden etwas zu sagen. Mit einer gewissen furchtsamen Spannung sahen die beiden dem ersten Zusammenarbeiten entgegen, denn gar mancher Gehilfe des Scharfrichters ist im letzten Augenblicke vor der ersten Ausübung seines neuen Berufes ausgekniffen, oder er ist gar während der Exekution ohnmächtig geworden."

Der Schalk schmückt seine Erzählung mit gargekochten Lieblichkeiten, ohne dadurch seinen Brei schmackhafter oder gar geschmackvoller zu machen. Weiter im Texte. „Als nach Selingers Tode das Amt des k. k. Scharfrichters erledigt war, wurde die Stelle ausgeschrieben und innerhalb der vorgeschriebenen Frist liefen die Gesuche von achtzehn Bewerbern ein."

Von achtzehn Bewerbern, die sicherlich — wie Lang — rührend zarte Christenmenschen waren und denen ich unberufen nachts im Dunkeln nicht begegnen möchte.

„Eines schönen Tages erhielt der Kaffeesieder Josef Lang eine Vorladung zur Polizei . . . . und wurde gefragt, ob er nicht Scharfrichter werden wolle." Und mit Dekret vom 27. Februar 1900 wurde der 45jährige Kaffeesieder zum Scharfrichter von Wien ernannt, leistete den Diensteid und . . .

Und fragte, als er Mittag nach Hause zurückkehrte seine Frau (wörtlich und mit Stolz): „Alsdann, Alte, was glaubst du, daß ich jetzt bin?"

Die Antwort, resch wie die Kaffeesiedersgattin selbst, lautete: „Was kannst schon viel sein?"

Als sich der Mann in seiner neuen Würde präsentierte, war die Frau im ersten Moment paff — hatte sie doch getreulich nach Dr. Schalk von diesem Sport ihres Gatten nie die leiseste Ahnung gehabt.

Von diesem Sport ihres Gatten!

Und der Gatte hat diesem seinen Sport weidlich obgelegen.

Am 3. März 1900 ging's los. Simon Held hieß der Delinquent. 45 Sekunden hat die Gaudi gedauert. Der Gerichtsarzt Professor Haberda trat an den Novizen heran, klopfte ihm anerkennend auf die Schulter und sagte: „Bravo! Lang!"

„Die Methode des neuen Scharfrichters hatte sich bewährt," rühmt Dr. Schalk, der es ja wissen muß, und er fährt — im Auftrag und im Sinne des Pepi Lang fort: „Mit Dankbarkeit denkt Lang an diesen ersten Delinquenten zurück, der ihm den Anfang so leicht gemacht hat, denn es war ihrer eine ganze Reihe, die sich mit Händen und Füßen, mit der letzten Kraft ärgster Todesangst gegen den Weg zum Galgen sträubte."

Ich bitte dringend, sich der Ungeheuerlichkeit bewußt zu werden, die darin liegt, daß der Scharfrichter Lang mit Dankbarkeit an Simon Held zurückdenkt — weil der arme Kerl sich nicht gesträubt hat.

Simon Held wird Langs Dankbarkeit zu würdigen verstehen. Und — vorausgesetzt, daß es eine Seelenwanderung gibt — das nächste Mal als Gonokokke auf die Welt kommen.

Man kennt den Begriff der neuerlich abgeschafften „Henkersmahlzeit". Es war im weiteren Sinne die Erlaubnis, einen Wunsch zu äußern, der, wenn irgend erfüllbar, dem Hinzurichtenden (und nicht etwa, wie der Name sagt, dem Henker) gewährt wird.

Meistenteils — plaudert Lang durch Dr. Schalks Mund aus — beziehen sich die Wünsche auf Speisen, alkoholische Getränke und Rauchrequisiten.

„Eine regelmäßig wiederkehrende Bitte durfte den Armen jedoch nicht gewährt werden: die meisten verlangten immer und immer wieder in den letzten Stunden ihres durch ihre Untaten verwirkten Lebens nach einer Frauensperson zur Befriedigung ihres Geschlechtstriebes."

Merkwürdig, traun fürwahr! Aber noch merkwürdiger der daraus von Lang & Schalk gefolgerte Aphorismus:

„Wie wundersam ist eigentlich die menschliche Natur!"

Freilich, freilich, sie ist gar wundersam, die menschliche Natur. Sie läßt einen Kaffeesieder aus Neugier Scharfrichter werden und unter Assistenz eines wissenschaftlich geschulten Charakterkopfes Memoiren schreiben, die sich zu Kontemplationen über die menschliche Natur versteigen und den Satz hervorbringen:

„Angesichts des bevorstehenden Todes, durchdrungen von der wenn auch hinter Zynismus verborgenen Angst vor dem Tode, die sicherlich jeden Delinquenten erfüllt, tötet sie durchaus nicht den Sexualtrieb.“

Der überhaupt ein verzwickter Gegenstand ist.

Fast so verzwickt wie die Religion.

Denn ein Priester weilte oft die ganze Nacht vor der Hinrichtung Trost spendend bei dem Verurteilten.

Trost spendend — hähä! Anstatt dem Delinquenten einen Strick hinzulegen oder ein Fläschchen mit Gift. Was die relativ anständigste Form der Existenzerledigung wäre. Also durch zwangsläufigen, nahezu freiwilligen Selbstmord.

Aber auf solche Sentiments pfiff die krachen gegangene Monarchie. Von größerer Bedeutung war die Toilette Langs.

Sie bestand aus einem schwarzen Salonanzug, Zylinder und schwarzen Glaçéhandschuhen, die er nach vollzogenem Akt unter den Galgen warf.

Obwohl er nur fünfzig Kronen für seine Betätigung bezog.

Die Verlesung des Todesurteils durch den Exekutionsleiter geschah sehr rasch, seit der Mörder Schönekl „Lecktmimoasch!“ gerufen hatte. Und das mit Recht.

(Leider war es unmöglich, das schlimme Subjekt noch auf Beleidigung zu verklagen.)

Die beiden Gehilfen (je 10 Kronen Honorar) lösten die Riemen des Verurteilten und hoben ihn zum Galgen empor. Lang stand auf einer Treppe hinter dem Richtpflock und legte sofort eine kurze Doppelschnur (die weich war und eingeseift und vom Hofseiler stammte) um den Hals der hilflosen Kreatur, befestigte das Ende dieser Schnur an einem Haken, der am oberen Ende des Galgens angebracht war, erteilte ein Kommando, die Gehilfen zerrten an den Füßen des Delinquenten, und . . .

„Und nach wenigen Sekunden war dem Gesetze Genüge getan.“

Und dann kamen die Anhängerinnen des Hanns Heinz Vampir gerannt und anderes Weibergeschmeiß und balgten sich um die Schnur.

„Meister Lang“ — so berichtet der authentische Schalk — „machte sich das Vergnügen, die Schönen damit zu beschenken, solange der Vorrat reichte. War er aus, so mußte es irgend ein anderer Strick auch tun. Die Zuversicht, mit welcher die Beschenkten mit ihrem Talisman von dannen zogen, war beneidenswert, jedes angenehme Erlebnis wurde in Dankbarkeit dem Talisman zugute gehalten, und manche vornehme Dame, die sich nach ihrer Meinung im Segen seiner glückbringenden Wirkung sonnte, hat es sich nicht nehmen lassen, dem gefälligen Spender mit sehr kostbaren Gegengeschenken ihren Dank abzustatten.“

Wie aus dem Voraufgegangenen ersichtlich ist, arbeitet Lang nach eigenem System, und seine Methode „wird ärztlicherseits als besonders human gerühmt".

Mit Genugtuung erzählt Lang, daß von den vielen Exekutionen, die er durchgeführt hat, keine länger als 65 Sekunden gedauert habe.

Die Stunden, die vor der Exekution liegen, zählen also nicht.

„Würden Sie," sagte einmal Lang, „einen nach der amerikanischen Methode Gehängten gesehen haben, so würden Sie bemerkt haben, daß die Haut am Halse, wo das Seil durch die Schwere des Körpers sich zusammengezogen hatte, weggerissen worden war und einen tiefen Einschnitt in das Fleisch verursacht hatte. Dies soll und darf nicht sein, es ist eine beispiellose Grausamkeit!"

Und der Schalk, der lose, meint großzügig: „Wenn der Scharfrichter die tadellos reinen Handschuhe von den Fingern streift, hat es vielleicht weniger Rohheit bedurft als zum stümperhaften Abstechen einer Gans, zum Schlagen eines Ochsen . . ."

Ich kann mir Ochsen vorstellen, die zu schlagen ein ethisches Gebot ist.

Aber keinen Scharfrichter, der im Namen der Humanität handelt.

„Daß ein Scharfrichter — behauptet der Schalk — „schon mit Rücksicht auf seinen Beruf ein Anhänger der Todesstrafe sein muß, ist etwas Selbstverständliches."

Und Schalks Behauptung ist dermaßen weise, daß sie in Blödsinn versickert. Ein shakespearischer Narr könnte sie aufgestellt haben. Jeder Narr ist mit Rücksicht auf seine Narrheit ein Narr, und jeder Schalk ist mit Rücksicht auf die Tatsache, daß er sich zum Sprachrohr und Federhalter eines Scharfrichters hergibt, ein...

Nein, sondern im Gegenteil: ein Prediger gegen die Todesstrafe!

Denn kein Buch der Welt stellt die Ekelhaftigkeit und Ungerechtigkeit der von uns an unseresgleichen vollzogenen Todesstrafe schlagkräftiger dar als die Erinnerungen, die ein Sanftschreiber für einen Scharfrichter aufzeichnete. Und nichts ist geeigneter, selbst dem oberflächlichsten Dahinvegetierer das Problem der Todesstrafe unter die Nase zu reiben als der lapidare Ausspruch der Firma Lang-Schalk:

„Bei der Guillotine beansprucht das Warten darauf, daß die Maschine in Gang kommt, unverhältnismäßig längere Zeit als bei Verwendung des Galgens, und diese Minuten geradezu gräßlicher Todesangst einem Menschen zuzumuten, hat die Gesellschaft kein Recht."

Dazu hat sie kein Recht?

Ei potz!

Wozu denn hat sie Recht?

Zum Strangulieren?

Mit dieser Frage balgt Euch bitte herum, Mitmenschen!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Septemberwoche

Mehr und mehr bürgert sich in Deutschland die leidige Unsitte ein, um Personen anstatt um Prinzipien zu kämpfen. Wenn gegenwärtig um das Verbleiben des Reichsbankpräsidenten Havenstein in seinem Amt in der Presse und in den Parteien so hitzig gestritten wird, so ist das auch nur eine Auswirkung jener für das heutige politische Leben in Deutschland charakteristischen Geistesart, die den politischen Kampf vergiftet und das Attentat zu einem gewöhnlichen politischen Kampfmittel gemacht hat. Ob Herr Havenstein oder ein anderer die finanzpolitischen Pläne des Kabinetts Stresemann-Hilferding durchführt, ist an sich herzlich gleichgültig. Die Frage ist nur die, ob Herr Havenstein wirklich willens ist, sich endlich von seiner geliebten Inflationspuppe zu trennen und aus vollem Herzen den Übergang zur Goldrechnung und Goldwährung einzuleiten. Diesen Willen aber hat der bisherige Reichsbankpräsident sowohl in seinen Maßnahmen wie in seiner Rechtfertigungsrede im Zentralausschuß vermissen lassen. Er bleibt auch dort, wo er die Zulassung von Goldkrediten und andere Übergangsmaßnahmen zur Goldwährung sich hat abringen lassen, ein lauer Freund der Goldmark, der jeder frischen, wagemutigen Aufbauarbeit Bedenken und Hindernisse in den Weg rücken wird. Nur aus diesem Grunde bedauern wir die Lösung, die die Havensteinkrise gefunden zu haben scheint.

Bleibt der Vater des Havenstein-Rubels an der Spitze der Reichsbank, so wird die Rettung der deutschen Währung ganz gewiß nicht von diesem staatlichen Finanzinstitut zu erwarten sein. Wir haben aber von Anfang an den Standpunkt vertreten, daß die neue Festwährung, die unsere Wirtschaft vor dem Untergang retten soll, nur durch eine vom Staate völlig unabhängige private Notenbank geschaffen werden kann. Die Autonomie der Reichsbank steht nur auf dem Papier, solange der Nichts-als-Beamte Havenstein an ihrer Spitze steht und solange sie in der Ausgabe von Papiernoten und der Gewährung von Papiermarkkrediten an die Inflationsnutznießer ihre Aufgabe sieht. Nur eine private, von den privaten Wirtschaftsträgern mit Sachwerten und Devisen finanzierte Notenbank kann — unabhängig von jeder Lösung, die die Reparationsfrage immer finden mag — eine neue Währung für den deutschen Güterumlauf aufbauen, der mit der

Papiermark schon lange nicht mehr richtig zu funktionieren vermag. Solange dieses Grundproblem der deutschen Wirtschaft nicht in Angriff genommen ist, werden alle finanzpolitischen Reformpläne des neuen Kabinetts notwendig Stückwerk bleiben und von vornherein zum Scheitern verurteilt sein. Der Verlauf der Dinge in der letzten Woche beweist bereits, daß die Inflation trotz aller Bemühungen der Reichsregierung, sie zum Stillstand zu bringen, bisher noch immer weitere Fortschritte gemacht hat. Der Banknotenumlauf hat sich in der zweiten Augustwoche wiederum verdoppelt, die schwebende Schuld des Reiches wächst in immer rapiderem Tempo an, und von dem Goldbesitz der Reichsbank im Auslande mußten weitere 80 Millionen Goldmark verpfändet werden, womit das freie Golddepot im Ausland ziemlich erschöpft ist. Das Ausland beobachtet diese Entwicklung der Dinge mit größter Aufmerksamkeit und bemißt danach das Maß des Vertrauens, das es der Stresemann-Regierung und ihren Reformplänen entgegenbringen zu dürfen glaubt. „Es ist selbstverständlich," so schrieb vor einigen Tagen ein führendes konservatives Blatt in England, „daß die ausländische Geschäftswelt kein Vertrauen zu Deutschlands ökonomischer und finanzieller Politik haben kann, solange sie nicht zu anderen Methoden als denen unbegrenzter Inflation greift. Merkwürdig ist nur, daß der Präsident der Reichsbank, der bei dieser Methode nach wie vor verharrt, von den führenden Berliner Banken unterstützt wird und das Vertrauen der Regierung genießt." Das Vertrauen, das das Kabinett Stresemann dem hartnäckigen Verteidiger der Inflation schenkt, muß zur Folge haben, daß das Ausland seinerseits zu den Bemühungen dieses Kabinetts, mit der Inflationspolitik ein Ende zu machen, bevor sie unsere Volkswirtschaft vollends ruiniert, kein rechtes Vertrauen faßt. Hierin liegt eine garnicht hoch genug einzuschätzende Gefahr, die nur dann beseitigt werden könnte, wenn die Reichsregierung ihrerseits baldigst erklären würde, daß die neue Währung überhaupt nicht von der Reichsbank, sondern von einer durch die Privatwirtschaft finanzierten, vom Staate unabhängigen Notenbank geschaffen werden soll.

Es gibt keinen anderen brauchbaren und zuverlässigen Währungsmaßstab als das Gold. Alles Herumexperimentieren mit anderen künstlichen Meßinstrumenten verschlimmert nur die Lage

der unter den Schwankungen der Währungsgrundlagen schwer leidenden Wirtschaft. Um die Goldlöhne unter allen Umständen zu vermeiden, hat man unter dem Druck der Großindustrie zu dem künstlichen Aushilfsmittel der Indexlöhne gegriffen. Die Wirtschaft, so hieß es, kann Goldlöhne unter keinen Umständen vertragen und wird sich höchstens mit Indexlöhnen abfinden können. Wir haben von vornherein vor diesem gefährlichen Umweg gewarnt und sind schon vor Monaten für den sofortigen Übergang zur Goldentlohnung aufs entschiedenste eingetreten. Heute wird niemand mehr leugnen können, daß wir mit den Indexlöhnen die schlechtesten Erfahrungen gemacht haben. Ihnen haben wir es zum größten Teil zu verdanken, daß heute die deutschen Inlandspreise vielfach über der Weltparität stehen, was bei Goldlöhnen in diesem Maße garnicht möglich gewesen wäre. Am verderblichsten hat sich das verfehlte Indexlohnsystem bei der Festsetzung der Kohlenpreise ausgewirkt, die heute weit höher als die Friedensgoldpreise sind und ihrerseits das Preisniveau unserer Wirtschaft in unheilvoller Weise beeinflußt haben. Bei den letzten Lohnverhandlungen ist nun auch noch die überraschende Entdeckung gemacht worden, daß die Erhöhung der Indexziffer zuletzt nicht mehr durch Berechnungen der Teuerungsmaßstäbe, sondern durch Schätzungen der Beamten im Statistischen Reichsamt zustande gekommen ist. Der Schaden, der durch falsche Indexberechnungen — nach oben oder unten — der deutschen Wirtschaft zugefügt werden kann, ist natürlich ganz ungeheuer groß. Ganze Industriezweige können ruiniert und Wirtschaftsstockungen aller Art durch verhältnismäßig kleine Fehlgriffe bei der Festsetzung der Indexziffern verursacht werden. Welch' ein Gedanke, daß von der richtigen Schätzung einiger Beamter des Statistischen Amtes das Wohl und Wehe der ganzen Wirtschaft abhängen soll! Zu derartigen Zuständen kommt man, wenn man zu künstlichen Wertmessern seine Zuflucht nimmt, anstatt zu dem einzigen natürlichen und stets zuverlässigen Wertmesser, dem Golde, zurückzukehren. Unsere Privatwirtschaft hat Sachwerte genug, um eine genügend tragfähige Basis für eine neue Goldwährung zu schaffen. Man muß nur endlich den Mut haben, das Gift der Inflation durch eine Radikalkur aus dem deutschen Wirtschaftskörper wieder auszuscheiden, bevor er zugrunde gegangen ist.

I. V.: Dr. Hugo Nansen.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

Ist das deutsche Buch zu teuer?

Daß das „Tage-Buch" eine solche Rundfrage hat ergehen lassen, ist bedeutsam. Es hat sich gezeigt, daß es so wie bisher nicht weitergehen kann.

Das deutsche Buch wird vernachlässigt. Warum? Ist das deutsche Buch zu teuer? So lautet die Frage des Verlegers. Die Frage des Lesers lautet anders: Kann ich mir das deutsche Buch kaufen, ist es für mich nicht zu teuer? Das sind zwei ganz verschiedene Fragen; ich kann die Frage des Verlegers verneinen und muß mir trotzdem mit wehem Herzen sagen, daß mein Einkommen mir die Anschaffung des Buches nicht erlaubt.

Sie haben recht, die Herren Verleger: die Unkosten sind ungeheuer groß, sie sind nahe daran, ihre Substanz zu verlieren (trotzdem die Steigerung der Schlüsselzahl von 60 auf 700 000 im Hinblick auf die Veränderung des Dollars von 1500 auf 4 000 000 im Laufe eines Jahres, also 1 : 11 600 gegen 1 : 2700 — Erhöhungen von Grundzahlen garnicht gerechnet — aber die gegenteilige Ansicht aufkommen läßt). Verleger sind Geschäftsleute; würden sie nicht rechnen, so würden sie trotz eines Riesenscheingewinnes am Ende des Jahres nicht mehr in der Lage sein, ein einziges Buch zu verlegen.

Wenn dies der Fall ist, daß das Buch objektiv nicht zu teuer ist, ich Leser aber trotzdem nicht in der Lage bin, es mir anzuschaffen, muß das Problem ein anderes sein. Darum geht es die Verleger nicht weniger an; ihr Interesse an der Lösung ist nicht damit abgetan, daß sie nicht zu teuer sind. Nicht auf diese soll Rücksicht genommen werden, die, wie Dr. Fleischer im „Tage-Buch" sagt, „das Buch teuer finden, aber ohne Bedenken für eine Zigarette 750 M. und mehr bezahlen", nicht auf jene Studenten, die „den Preis der Lehrbücher wucherisch finden und dabei saufen wie im schönsten wilhelminischen Zeitalter." Hier geht es um den ernsthaften Menschen, um jenen Privatdozenten, der Bücher stehlen muß, damit er wissenschaftliche Studien treiben kann. Nicht der einzige Fall, in dem Gesetz und Wissenschaft in Konflikt geraten und die Seele des Menschen zur Verzweiflung bringen können. Würde man eine Statistik aufstellen können, wie viele Diebstähle in unseren Bibliotheken aus solchen Motiven ausgeführt werden, sie würden einen wertvollen Fingerzeig geben.

Das Problem ist ein anderes. Das Buch ist zwar nicht zu „teuer"; aber je teurer die Preise der Lebenshaltung werden, umso größer wird der Kreis der Waren, die für mich „Luxus", d. h. nicht Allernotwendigstes sind. Heute ist das Buch für mich vielleicht noch erschwinglich; möglich, daß ich morgen schon meinen Geist hungern lassen muß. Es ließen sich Lösungen des Problems finden. Heute muß es vor allem darum gehen, der Allgemeinheit zu helfen. Nur ein Vorschlag, der vielleicht geeignet wäre, die

große Not der Wissenschaft zu lindern, den drohenden Zusammenbruch unserer Bibliotheken zu verhindern: Eine Aktiengesellschaft mittlerer Größe verteilt 1000% Dividende. Der Aktionär, der diese 10000 M. erhält, fragt sich lachend und verwundert: was soll ich mit den lumpigen paar Mark beginnen? 100000 Aktionäre sagen sich das. Und 100000 mal 10000 M. Volksvermögen sind durch die Zersplitterung in wertlose Beträge vergeudet. Aber 100000 mal 10000 M. gibt eine Milliarde. Würde man den Aktionären keine Dividende geben, so würden sie nichts dagegen einwenden; sie verdienen ja in Millionen. Aber eine Milliarde der Wissenschaft, einer Bibliothek — sie würde aus ihrer Erstarrung aufatmen können. Wie viele solcher vergeudeter Milliarden würden wir retten können?

Richard L., Referendar
Horten (Westfalen)

VERTEIDIGUNG DER MÄNNER

Als Antwort auf die im letzten Tage-Buch erschienene Anklagerede einer jungen Engländerin, sind diese Betrachtungen einer jungen Deutschen eingesandt worden:

Indem ich mir überlege, wie ich Ihnen auf Ihre Rede mit Gegenbeweisen antworten könnte, werde ich beinahe mutlos. Denn Sie haben recht mit allem, was Sie sagen, und Sie haben doch im ganzen unrecht. Denn das, was Sie nur einmal flüchtig streifen, die veränderten, schwereren Zeiten, das ist leider nicht eine kleine Nebensache im Leben unserer Männer, sondern eben diese Zeitumstände geben unserem Leben sein Gepräge. Glücklich sind die englischen Frauen, sie haben geordnete Verhältnisse, kein Übermaß an Arbeit und (wenn ich Miß Eyre glauben soll) wirklich ausgeruhte Männer, die sich ihren Frauen widmen. Allerdings glaube ich das nicht ganz. Die englischen Männer treiben ihren Sport, gehen viel in den Club, zu politischen Versammlungen, und ich zweifle, ob sie wirklich alle ihre freie Zeit ihren Frauen widmen. Ich weiß, daß der Durchschnittsengländer weit bessere Manieren hat als der Durchschnittsdeutsche, das wird auch von jeder Frau als sehr wohltuend empfunden werden. Aber schließlich meint Miß Eyre doch nicht nur die Umgangsformen, sondern doch auch das wirkliche nahe Zusammenleben zweier Menschen.

In Deutschland wird zu viel gearbeitet? Warum? Doch nicht nur aus Sport, wie manche Menschen zu glauben scheinen? Es ist eben ein wildes Wettrennen, und es muß jeder mit, der nicht untergehen will. Wie gerne würde Deutschland Maß

halten, aber wer kann hier halbwegs leben, ohne übermäßig zu arbeiten. Damit wäre nun vielleicht eine Frage geklärt: die übermäßige Arbeit ist nicht Schuld der deutschen Männer, sondern ein Unglück, eine Krankheit, die aber hoffentlich bald heilen wird. Und gerade die Engländer, wenn sie weniger gleichmütig wären, könnten zur deutschen Heilung mit beitragen. Aber ich frage die unterhaltungsbedürftige Miß Eyre: Ist eine Frau dazu da, von ihrem Mann oder Freund unterhalten zu werden? Hat sie das Recht, das zu beanspruchen? Ich glaube nicht. Von einem Tänzer auf einem Ball kann man das verlangen, darin gebe ich Miß Eyre recht, nicht aber von einem Freund oder Lebensgefährten. Da muß sich alles leicht und ungezwungen ergeben, nicht durch logische Forderungen: Du mußt mich so viel unterhalten, ich tue dafür so viel für Dich usw. Soll nicht eine Frau im Leben des Mannes das Anregende, Unbeschwerte, Leichte sein, ist es nicht eine Freude, dem Mann das Nachhausekommen angenehm und still zu gestalten, ihm alles fern zu halten, was ihn an die Mühen und Plagen des Tages erinnern könnte? Ist nicht in vielen Fällen, wo die Männer von den Gedanken an Arbeit nicht loskommen können, die Frau schuld, die nicht imstande ist, mit ihrem Schwung und ihrer Liebe den Mann von dem armseligen Tagwerk loszureißen? Wenn die Frau nicht einmal den Kampf mit einem öden Büro, einer Fabrik, einer Schule aufnehmen kann, und sie hat einen Mann, in dem ein Funken des Besseren ist, und sie kann daraus keine Flamme anfachen, dann ist sie als Frau ohnmächtig, dann fehlt ihr die frische, die elektrisierende Kraft, und es ist nur richtig, wenn sie einen der Spießbürger bekommt, die Miß Eyre so anschaulich schildert, die es aber, fürchte ich, in allen Ländern der Welt gibt.

Es gibt ein Gesetz der Anziehung. Die Schläfrigen aller Länder und Geschlechter finden sich. Zu dem Mann, der nicht werben kann, gehört meistens die Frau, die auch nicht werben, nicht einmal umworben sein kann. Aber wen interessieren die allgemein verbreiteten Schlafmützen? *C. v. H.*

———

WIEDERHOLTE ANKLAGE

Ein letztes Wort in diesem Streit der Anklägerin:

Sie irren, freundliche Gegnerin: Die deutschen Männer arbeiten nicht erst jetzt zu viel, sie haben auch schon vor dem Kriege neun Zehntel ihres wachen Tages fern von den Frauen verbracht und waren

schon damals immer furchtbar müde, wenn sie nach Hause kamen. Es wird Ihnen bekannt sein, daß viele kluge Leute es geradezu für eine Kriegsursache halten, daß die Deutschen an ihrer Arbeitstollheit litten, ohne weekend, mit ewigen Überstunden. Diese Hingebung an die Sache erzeugte in Deutschland überarbeitete Rechtsanwälte, übermüdete Ärzte, bis in die Nacht schuftende Industrielle. Die Frauen waren gezwungen allein zu sein und allerlei Unfug zu treiben, um die Ödigkeit ihres langen Alleinseins auszufüllen. Ich bezweifle, daß diese Maßlosigkeit des Robotes wirklich produktiv wirkt, im Gegenteil. Aber von der P r o d u k t i v i t ä t d e s M ü ß i g g a n g s weiß man in Deutschland weniger als je. Ich habe mir sagen lassen, daß die heutigen Herren im Auswärtigen Amt von ganz früh bis spät nachts an den Schreibtischen sitzen. Bismarck, so sagte man mir, stand gewöhnlich erst mittags auf, er arbeitete dann freilich bis in die Nacht, aber er wußte zu entfliehen — in seinen Wald, auf sein Gut, zu seiner Frau, kurz: zur Natur. Der deutsche Großstädter ist viel naturfremder geworden als der Engländer, und deshalb ist er auch frauenfremder. Diese übermüdeten Rechtsanwälte und Industriellen etc. etc. sehen so wenig eine grüne Wiese wie eine junge Frau, sie sind arbeitsmonoman.

Ich wollte mit meiner Anklage den deutschen Mann nicht herabsetzen, ich wollte ihn nur auf seinen höchst moralischen Wahnsinn hinweisen. Wüßte ich den Angeklagten (der übrigens nicht bestraft wird und werden soll) nicht zu schätzen, ich hätte geschwiegen. Weil wertvolles Material nicht durch schlechte Angewohnheiten verpfuscht werden soll, deshalb regte ich mich auf. *Jane Eyre.*

TISCH MIT BÜCHERN

René Lauret: Les conditions de la vie en Allemagne. (Les éditions G. Crès et Cie., Paris, 1923.)

René Lauret veröffentlicht diese Untersuchung über die Lebensbedingungen in Deutschland mit fleißigem Aufwand statistischen Tabellenmaterials. Es hieße allzu höflich sein, wollte man behaupten, daß diese Darstellungsart durchweg kurzweilig wäre. Immerhin ist es erfreulich, daß sich heutzutage ein Franzose ernsthaft mit den Lebensbedingungen des deutschen Volkes beschäftigt. Leider kann Lauret sich am Schlusse seiner Darstellung doch nicht völlig von den Vorurteilen freimachen, die auch heute noch bei seinen Landsleuten über uns verbreitet sind. *F. S.*

ANEKDOTE

Trost des Begaunerten

In den Herzlschen Tagebüchern steht in einem Brief folgende Geschichte:

„Es sieht aus, als ob ein Schurke in seiner Umgebung wäre, der schlecht genug ist, die Ideen anderer Leute zu stehlen, aber zu dumm, sie auch auszuführen. Die Geschichte von den zwei Weibern, die vom Markte kommend tratschen, wobei der Einen aus dem Korbe das Beuschel (Rindslunge) gestohlen wird. Täter, ein Hund. Sie sieht dem Röyek nach und tröstet sich: „Stehlen hat er mir's können, aber zubereiten kann er's nicht."

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 34):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8., Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936. 3079. 3092. 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild. Berlin W 57. Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50. Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8. Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag. Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis pro Juli bis September: in Deutschland 425000 M (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Septemberwoche

Angesichts der japanischen Katastrophe fühlte man sich an den altgriechischen Glauben vom Neide der Götter erinnert. Rudolf Kjellén schloß sein berühmtes Werk über die Großmächte der Gegenwart mit den Worten: „Auch die japanischen Chrysanthemen werden nicht in den Himmel wachsen.“ Aber niemand hat je geahnt, daß die Natur selbst den mühevoll in zäher, unendlich kluger und weitsichtiger Arbeit errichteten Bau des japanischen Reiches buchstäblich über Nacht umwerfen würde. Die Erdbebenkatastrophe, deren Größe geradezu biblische Ausmaße erreicht, kommt für Japan einem verlorenen Kriege gleich. Wie furchtbar muß dieses Unheil die Seele eines Volkes treffen, das sich vor allen anderen durch leidenschaftlichen Nationalstolz hervortut! Die Japaner hatten mit der Verpflanzung der europäischen Bauweise und mit Übertragung aller technischen Einrichtungen auf asiatisches Gelände die Voraussetzungen überschritten, die durch die Bodenbeschaffenheit des Landes unabänderlich gegeben waren. Der Boden selbst stand gegen das Volk auf und kehrte das Oberste zu unterst. Wir Deutschen, die wir, taub und blind, in den Jahren 1914—1918 gleichfalls die Gegebenheiten unserer geographischen Lage mißverstanden, wir Deutschen, aus der Höhe der Macht gleichfalls in vielleicht noch tiefere Abgründe des Unglücks geschleudert, — wir Deutschen müßten mit Recht Barbaren genannt werden, brächten wir in der Nacht eigenen, tiefsten Leides — und gerade in ihr! — nicht auch wahrhaftes Mitgefühl und Verständnis auf für das apokalyptische Schicksal, von dem das begabte, fleißige, energische Volk des fernen Ostens heimgesucht ist.

Wir mußten wohl erst das Übermaß der cunoistischen Übel erleben, ehe sich von jenem Hintergrund der tatenlosen Talentlosigkeit die bessere Gestalt eines neuen Kanzlers abheben konnte. Neun Monate lang ist Deutschland mit dem Ministerium Stresemann schwanger gegangen. In dieser neun Monate langen

cunoistischen Zeit mußte das deutsche Volk erst allmählich einen solchen Ekel vor der ministeriellen Unaufrichtigkeit, dem Dünkel, der Selbstgerechtigkeit und Unfähigkeit bekommen, bis es imstande war, die bitteren Wahrheiten zu ertragen, die Herr Dr. Stresemann in seiner Stuttgarter Rede aussprach. Wäre es aber nicht noch besser gewesen, wenn er seine prachtvolle Rede vervollkommnet hätte durch eine rückhaltlose Bilanz der grauenhaften Konkursmasse, die das von Helfferich gegängelte Bankerotteurministerium Cuno — Hermes — Becker hinterlassen hat? Sollte Herr Dr. Stresemann wirklich glauben, daß durch höfliches Verschweigen der Cunosünden etwa die Deutschnationalen weniger skrupellos in ihrer Hetze gegen die (von ihnen selbst bewilligten) Steuern vorgehen würden? Solange in dieser Partei der hemmungslos ehrgeizige und besinnungslos leichtfertige Dr. Helfferich das Wort führt, so lange kennt auch das wilde Agitationsbedürfnis der Deutschnationalen keine Grenzen. Herr Dr. Helfferich hat bei der Geburt der neuen Steuergesetze Hebammendienste getan; aber als das Kind einen neuen Pflegevater bekam, erwürgte es derselbe Dr. Helfferich. Kann man ernsthaft glauben, daß eine Partei, die von solchen Charakteren geführt wird, durch taktvolles Verschweigen ihrer himmelstürmenden Fehler etwa versöhnlicher gestimmt werden kann, und daß sie aus Dankbarkeit unterlassen wird, die Hetze bis zum Äußersten zu treiben. Die ungeschminkte Schilderung der frevelhaften Bankrotteurwirtschaft der cunoistischen letzten neun Monate hätte doch wenigstens einigen ehrlichen Anhängern und Mitläufern der deutschnationalen Partei zeigen können, was aus Deutschland unter den Händen des politischen Engelmachers Dr. Helfferich geworden ist.

Dieselben Zeitungen, die immer wieder den nationalen Schwung des Herrn Poincaré deutschen Ministern zum Vorbild hinstellen, sind nun verstimmt, daß Herr Dr. Stresemann jede Gelegenheit benutzt, um zur Öffentlichkeit zu sprechen und besonders: im Verkehr mit der Presse seine Politik zu erläutern und ständig persönliche Fühlung mit der Presse zu behalten. Freilich, Friedrich der Große hatte es leichter. Als einmal ein ausländischer Minister dem preußischen Botschafter große Schwierigkeiten machte, schrieb der König seinem Gesandten: „Sage Er ihm, daß eine Armee von 200 000 Mann hinter Ihm marschiert." Hinter Herrn

Dr. Stresemann marschiert eine Armee von noch nicht einmal 200 000 Mann, und o b sie hinter ihm marschiert, das weiß Herr Dr. Geßler . . . nicht. Wir leben in Deutschland — ohne einen ernst zu nehmenden militärischen Rückhalt, wir leben wie in einer vom Mißtrauen des Auslandes ummauerten Festung. Die hysterischen Versuche, diese Mauer mit Gewalt zu durchbrechen, muß der Reichskanzler den berufsmäßigen Maurenbrechern überlassen, die das von ihrem Etappenschreibtisch aus besorgen. Für den Staatsmann gibt es nur diese Möglichkeit: So oft, so klar, so bestimmt, und so laut wie nur irgend möglich über die Mauern hinwegzurufen, damit diejenigen Kräfte des Auslandes, die etwa für Deutschland gewonnen werden können, genau wissen, was die deutsche Regierung will.

Selbst wohlwollende Kritiker haben gemeint, daß die Ernennung des Majors Kalle zum Pressechef der erste und bisher einzige Mißgriff Dr. Stresemanns gewesen sei. Wir warten die Taten des neuen Pressechefs ab, ehe wir ihn beurteilen. Aber des Kanzlers Kritiker sind da überhaupt in einem Irrtum befangen. Uns will es vielmehr scheinen, daß Herr Dr. Stresemann sein eigener Pressechef sein wird. Wenigstens hat seit dem Fürsten Bülow — und das heißt: seit vierzehn Jahren — kein deutscher Kanzler so gut wie Herr Dr. Stresemann die vielfältige und schwierige Tastatur der Presse anzuschlagen gewußt. Und darüber sollte sie doch eher froh sein.

Der Streitfall Zeigner-Geßler ist von einem Satyrspiel begleitet. Diese ganze Zänkerei soll durch ein mißverstandenes Telefongespräch verursacht sein. Aber nicht doch! . . . . Vielmehr erklärte das Reichswehrministerium, bei dem der Kanzler nachforschte, man habe von Berlin nach Dresden das und das „fernmündlich" mitgeteilt. Dr. Stresemann, der diese Geschichte erzählt, fügte schmunzelnd hinzu: „Unter ‚fernmündlich' ist wohl das zu verstehen, was man früher ‚telefonisch' nannte." . . . Fernmündlich! Hoffen wir, daß die Gedanken der Reichswehroffiziere gerader sind als ihre schiefen Bilder, die eine Beleidigung für den Geist der deutschen Sprache bedeuten. Und da jedes Ding logischerweise sein Gegending mitbe-„dingt", so darf man vielleicht fragen, was die Herren sich dann unter „nahmündlich" vorstellen. Ist darunter etwa das zu verstehen, was man früher einen „Kuß" nannte? Wir möchten hoffen, daß die Reichswehr zur deutschen Republik in nahmündliche Beziehungen tritt.

HUGO STAUB

DAS MARK-CHAOS

I.

„Die letzte Reserve der deutschen Republik" hat ihr Amt mit einem erfreulichen Maß von moralischem Kredit begonnen und diesen insbesondere durch Hilferdings Finanzrede gerechtfertigt. Seit langer Zeit zum ersten Male hörte man vom deutschen Ministertisch Ausführungen, die unter Verzicht auf abgenutzte Schlagworte, unter Verzicht auch auf falsche psychologische Pädagogik einen Versuch zur objektiven Erkenntnis des Geschehenen darstellten. Die Senkung des Dollarkurses auf 4 Millionen, die durch die Notverordnung in Aussicht stehenden Devisen, das allgemeine Gefühl, daß eine sachlich Aktivität in die Reichsleitung eingezogen sei, brachte eine Überwindung der Krisenstimmung und eine wesentliche Entspannung der inneren Lage. Einige Tage später: Unbeschreibliche Senkung der Kaufkraft des Goldes = Steigerung der Preise für Ware und Arbeit bei gleichzeitigem hemmungslosem Anziehen der Devisenkurse. Die furchtbaren Folgen davon fangen an sich bemerkbar zu machen im Aufhören der Exportmöglichkeit, in Arbeitseinschränkungen, Arbeiterentlassungen, Stillegungen von Betrieben. Hier stehen wir, die weitere Entwicklung auf diesem Wege ist leicht auszumalen. Die dem ersten Versuch einer Sanierung der Reichsfinanzen dienenden Steuern sollten eine größere Abgabe der Devisen und Sachwerte d. h. eine Preissenkung herbeiführen. Die auf den Markt gelangten Devisenmengen deckten jedoch — was voraussehbar war — nicht einen geringen Bruchteil der erforderlichen Importdevisen, brachten also keine Entspannung dieses Marktes. Die Aufbringung der Steuern aus Produktion der Abstoßung von Warenlagern wird verhindert durch die derzeitige Absatzstockung, die Steuern werden daher größtenteils durch Kredite — die bisher praktisch nur in Papiermark erlangbar sind — flüssig gemacht, wirken somit markverschlechternd. Die — volkswirtschaftlich logische — Abwälzung der Steuern auf die Verbraucher erhöht die Gestehungskosten, vermindert also die Kaufkraft des Goldes, erhöht die Absatzstockung und die Arbeitslosigkeit. Die Arbeiterentlassungen wirken — auf dem Wege über die Erwerbslosenfürsorge — zusammen mit Ruhrhilfe und allen anderen politischen und wirtschaftlichen Faktoren weiter Mark-verschlechternd. Also wiederum die bekannte Schraube ohne Ende, der seit fast fünf Jahren wirkende, bisher nicht enträtselte circulus vitiosus. In wenigen Tagen wird sich herausstellen, daß auch die Devisenabgabe-Verordnung an der Lage nicht mehr zu ändern vermag als die obligaten Stützungsaktionen der früheren Regierungen. Dann werden wir zum xten Male feststellen können, was wir a priori hätten wissen müssen, daß nämlich durch Kurieren an Symptomen eine Krankheit manchmal verschlimmert, niemals geheilt werden kann.

II.

Vielmehr gehört zur Heilung die richtige Diagnose, die Erkenntnis der Krankheitsursachen. Der Krieg und seine Folgen hinterließen eine durch Kriegsanleihe, Revolution, unproduktive Arbeitslosenfürsorge, überzählige Beamte, Sachlieferungen, Steuersabotage usw. usw. nach innen, durch den Versailler Vertrag nach außen völlig überschuldetes Reich, dessen moralischer und finanzieller Kredit zudem fast gleich Null war. Durch Steuern und Abgaben die für die Reichsbedürfnisse erforderlichen Mittel nach der Revolution aufzubringen, lag außerhalb der Möglichkeit jeder Regierung. Kredit war nur erhältlich bei dem von der Reichsgewalt abhängigen Zentralnoteninstitut, so wurde auf dem Wege über diskontierte Schatzwechsel die innere Inflation einer der Hauptanlässe für das Hinabgleiten des Markkurses. Der Reichsbank kann nur Gedankenlosigkeit einen Vorwurf machen für ihre damalige Diskontierungsbereitschaft dem Reiche gegenüber. Denn es gab angesichts der gelockerten Staatsautorität kein anderes Mittel, das Reich zahlungsfähig zu erhalten als die Schaffung zusätzlichen Geldes, es gab kein anderes Mittel, das Reich vor dem durch innere Überschuldung drohenden Zerfall, die deutsche Wirtschaft vor dem als Folge des Reichszerfalls drohenden Zusammenbruch zu retten, als die Inflationssteuer. Die Markentwertung ist mithin keine Krankheitserscheinung, sondern ein Gesundungsprozeß, das Gegengift einer kranken Wirtschaft. Die Richtigkeit dieser paradox klingenden These muß erst erkannt werden, bevor man ermessen kann, mit welcher Fülle von fehlerhaften, schädlichen, unnützen Verordnungen und Regierungsmaßnahmen unsere Wirtschaft belastet wurde.

Wie jedoch jede Wahrheit relativ ist, so auch diese These. Sie ist nur so lange richtig wie eine zweite Erscheinung hinzukommt:

Die Schaffung zusätzlichen Geldes bedeutet zunächst den Erwerb eines Mehr an Kaufkraft. Denn ehe noch das plus an Geld durch ein minus an seinem Wert kompensiert ist, ist das zusätzliche Geld bereits in Ware und Arbeit umgesetzt. Mit anderen Worten: Es entsteht ein Wettlauf zwischen Geldentwertung und Inlandsindex, bei dem die erstere, als die zuerst vom Start gegangene, die Führung hat. Das ist die dynamische Erklärung für die Erscheinung der Inflationshausse. Solange es bei dieser Relation zwischen Devalvierung und Index bleibt, ist der Zustand erträglicher als jeder andere. Die Belastung der Wirtschaft mit untragbaren anderen Steuern wird vermieden, volle Beschäftigung für Industrie und Handel geschaffen und das Reich von den inneren Schulden befreit. Daß bei dieser revolutionierenden Umschichtung des Besitzes ganze Bevölkerungsschichten (Rentner, Rentenempfänger, Hypothekengläubiger, Kriegsanleihezeichner usw.) proletarisieren, ändert nichts an der Tatsache, daß die Gesamtwirtschaft existenzfähig bleibt.

Die gegenwärtige Schichtung der sozialen Machtverhältnisse bedingt jedoch zusammen mit anderen dynamischen Erscheinungen, daß zu einem bestimmten Zeitpunkt Indexziffern und Geldentwertungskoeffizient sich treffen. Von diesem Moment ab ist es zu Ende mit der Inflationskonjunktur, ist auch die Möglichkeit für den Staat, sich zusätzliches Geld zu schaffen, ebenso abgeschnitten wie die Entlastung vor innerer Verschuldung durch die Geldentwertung. Denn jedes Sinken des Markkurses bedeutet jetzt eine mindestens ebenso große Mehrbelastung an Ausgaben für Gehälter, Löhne, Waren usw. Der Schrei nach Angleichung an die Weltmarktpreise hat seine verderbliche Wirkung getan; ebenso wie die zahlreichen Markstützungen nichts weiter bedeuteten als eine sinnlose, verderbliche Vergeudung der im Entwertungsprozeß liegenden greifbaren Reserven des Staates, da diese Aktionen zur ausschließlichen Folge hatten ein rascheres Anrücken des nicht aufzuhaltenden Index an den durch Stützung künstlich zurückgehaltenen Entwertungskoeffizienten. Dies alles war längst früher sichtbar, war hier zu lesen vor der ersten Stützungsaktion der glorreichen Cuno-Regierung. Es ist das schwerste wirtschaftspolitische Verschulden der früheren Regierungen, für diesen Zeitpunkt des Aufhörens der Entwertungskonjunktur gar keine Vorbereitungen getroffen, die wirtschaftlichen Zusammenhänge garnicht verstanden zu haben, sodaß, anstatt daß durch kluges Lenken die allmähliche Überleitung zu einer neuen Phase der Währungs- und Wirtschaftspolitik möglichst reibungslos gestaltet wurde, durch unbedachte, unverstandene, Schlagworten gehorchende Verordnungen das völlige Chaos wieder einmal fast unvermeidbar schien.

III.

Quid nunc? Nachdem nun einmal die Zeit der günstigen Einwirkung der Markentwertung auf die Volkswirtschaft endgültig zu Ende ist, hat die Mark ihre Schuldigkeit getan und muß verschwinden. Die Zeit, die erforderlich wäre, um die Überleitung zu einer neuen Währung — nur darum kann es sich in der kommenden Phase handeln — hinreichend vorzubereiten, blieb ungenutzt, sofortiges Handeln ist erforderlich, soll die Wirtschaft nicht aus den Fugen gehen. Das Reich ist nach innen entschuldet, nach außen durch Versailles überschuldet. Diese Situation gestattet immerhin die Währungsreform, da äußere Schulden nicht so unmittelbar die Privatwirtschaft belasten wie die innere Überschuldung des Staates. Freilich ist zweierlei unerläßlich: Die Ruhrfinanzierung muß — mindestens in der bisherigen Firm — ein Ende nehmen, und Träger der neuen Währung darf nicht der jeden Kredites bare Staat sein. Die Schaffung einer neuen Goldwährung bietet unter diesen Voraussetzungen keine wesentlichen Schwierigkeiten, insbesondere ist all die Schulweisheit von dem Erfordernis einer aktiven Handels- und Zahlungs-Bilanz usw. unzutreffend. Die kürzlich veröffentlichte Arbeit

eines österreichischen Finanziers in der B. Z. über eine Währungsreform binnen drei Tagen trifft den Nagel ziemlich auf den Kopf. Es bleibt höchstens zu erwägen, ob nicht anstelle der Reichsbank ein unabhängiges Zentralnoteninstitut, das getragen wäre von den großen Verbänden der Banken, der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft, vorzuziehen wäre. Doch könnte auch die Reichsbank ihre Funktion beibehalten, falls nur eindeutige gesetzgeberische Bestimmungen ein Abweichen von voller Gold- oder Goldwertdeckung unmöglich machen und die Reichsbank aktienrechtlich vom Reiche gelöst wird. Sofortige Aufhebung aller Ein- und Ausfuhrbestimmungen, Beseitigung aller dann schädlichen und überflüssigen Devisenbestimmungen, Steueramnestie für die Vergangenheit, Umwandlung der unproduktiven in eine produktive Erwerbslosenfürsorge mit Arbeitszwang, das zusammen würde unschwer dazu führen, daß unter Steigerung der Qualität der Arbeit trotz Beibehaltung des Achtstundentages die gegenwärtige destruktive Wirtschaftskrise in die unausbleibliche Gesundungskrise sich wandelt. Die Erfordernisse des Reichshaushalts und der Staatshaushalte werden nach Fortfall der Wehrmacht und der Ruhrfinanzierung unschwer durch tragbare Goldsteuern aufgebracht werden. Bleibt noch die wirtschaftliche Erledigung der Reparationsfrage. Nachdem einmal die Allgemeinheit sich endlich mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, daß eine endgültige Regelung durch große Opfer erkauft werden muß, wird, falls die politischen Voraussetzungen die Hoffnung auf eine Lösung noch gestatten, diese Lösung gefunden werden. Da eine Finanzierung durch Steuern undenkbar ist, der Versuch aber für Wirtschaft und Währung ruinös wäre, wird hier ein heftiger Eingriff in die heilige Substanz erfolgen müssen, zunächst in die Substanz des Reiches und der Staaten, sodann die der Privaten, wobei die Stein-Hardenbergschen Reformen brauchbare Fingerzeige für die Lösung bieten.

Nach Art der Pfandbriefbanken organisierte, unter interalliiert-deutscher Verwaltung stehende Holdinggesellschaften würden unschwer die sofortige Mobilisierung eines Teiles der Sachwerte auf den internationalen Märkten ermöglichen, sodaß wahrscheinlich selbst ein Moratorium sich erübrigen dürfte.

Ebenso nahe sind wir dem Abgrund wie der Möglichkeit, vieles noch nicht endgültig Verspielte zu retten. Hoffentlich erfüllt „die letzte Reserve der Republik“ ihre Bestimmung.

„Wenn man auf einer entfernten Insel einmal ein Volk anträfe, bei dem alle Häuser mit scharfgeladenem Gewehr behängt wären und man beständig des Nachts Wache hielte, was würde ein Reisender anders denken können, als daß die ganze Insel von Räubern bewohnt wäre? Ist es aber mit den europäischen Reichen anders?“ Lichtenberg.

* * *

PIRANDELLO

Im kommenden Theater-Winter werden zwei Dichter eine große Rolle spielen, und zwar sind es zwei Ausländer: der Amerikaner Eugène O'Neill, über den Hugo von Hofmannsthal vor einiger Zeit eine Studie in diesen Blättern veröffentlichte, und der Italiener Luigi Pirandello.

„Sechs Figuren suchen einen Verfasser". Dies ist der Titel des Stückes, durch dessen Aufführung in Paris der sizilianische Dichter Luigi Pirandello — kein junger Dichter mehr und kein Anfänger — mit einem Schlage berühmt wurde.

In Zeitschriften und Zeitungen versuchen die erstaunten und entzückten Kritiker, uns den Inhalt und das Wesentliche dieses Stückes wiederzugeben und erzählen uns von dem Leben und Lebenswerk des nunmehr etwa 50jährigen Dichters.

Da wir in Deutschland vorläufig wenig Aussicht haben, diese Stücke zu sehen, so können wir doch durch die Wiedergabe solcher Besprechungen eine Ahnung von Pirandellos Werk bekommen. —

Für Pirandello liegt einer der Hauptkonflikte des Innenlebens in dem Gegensatz zwischen der Beweglichkeit und der Vielfältigkeit des menschlichen Charakters, seinem beständigen Fließen und den festgelegten Begriffen, die sich in der Meinung unserer Mitmenschen über uns bilden. Daher kommt es, daß unsere Mitmenschen von uns ein Bild festhalten, das längst nicht mehr stimmt, wenn es auch vielleicht eine Minute lang richtig war. Und daher kommt es auch, daß sie von uns verlangen, wir sollten ihrem Irrtum entsprechend leben. Jedesmal, wenn das geschieht, verwandeln sich diese armen menschlichen Schattenbilder in „Figuren". Sie erhalten einen unabänderlichen Charakter, während das Leben um sie herum täglich sich erneut und verändert.

Von dieser Grundbetrachtung ausgehend, zeigt uns Pirandello im ersten Akt einen Theaterdirektor, der eben dabei ist, mit seinen Schauspielern die Probe eines Stückes von — Pirandello abzuhalten. Während dies geschieht, geht der Aufzug, der im Hintergrunde der Bühne sichtbar ist, langsam nieder und stellt sechs schwarzgekleidete Figuren auf der Bühne ab, einen Mann, ein junges Mädchen, eine Frau mit zwei kleinen Kindern (einem Knaben und einem Mädchen) an der Hand und einen Jüngling. Das merkwürdige Aussehen dieser Wesen, ihr unvermutetes Auftreten, der Gegensatz ihrer Gesichter und ihrer Kleidung zu den Schauspielern, all das versetzt den Zuschauer in eine Stimmung des Zweifels, die das Grundelement dieses Stückes ist. Die sechs Figuren wollen trotz aller Vorstellungen des Direktors, der überzeugt ist, mit Verrückten zu tun zu haben, „das Drama ihrer Existenz" selbst zu Ende spielen, jenes Drama, das der Autor will (dessen Phantasie sie entsprungen sind).

Einige Fragmente aus dem Dialog:

D e r D i r e k t o r: Gut, gut, aber was wollt ihr damit beweisen?

D e r V a t e r: Nichts, Herr. Wir wollen nur zeigen, daß man im Leben auf so verschiedene Art und in so verschiedener Gestalt geboren werden kann! Als Baum oder als Kieselstein, als Wasser oder als Schmetterling oder auch als Frau. Und daß man auch als „Figur" geboren wird!

D e r D i r e k t o r (mit ironischem Erstaunen): Und ihr, mit all den Gestalten um euch herum, ihr seid als „Figur" geboren?

D e r V a t e r: Ganz richtig, Herr. Und wir leben, wie Sie sehen. (Die Schauspieler brechen in Gelächter aus. Der Vater ist darüber gekränkt.) Ich staune über Eure Ungläubigkeit. Seid Ihr denn nicht gewohnt, in Euch selbst die von einem Autor geschaffenen lebendigen Figuren gegeneinander aufstehen zu sehen?

(und etwas weiter)

Wer als lebendige Figur geboren ist, der kann selbst den Tod verachten! Er stirbt nicht! Der Mensch s t i r b t, der Schriftsteller, das W e r k z e u g der Schöpfung. Das G e s c h ö p f seiner Phantasie stirbt n i c h t! Und um ewig zu leben muß es keine besonderen Eigenschaften haben und keine Wunder verrichten. Wer war Sancho Pansa?

Schließlich läßt sich der Direktor das „Lebensdrama" der Figuren erzählen, nachdem ihm der „Vater" den Vorschlag gemacht hat, er solle doch den Teil des „Dramas", der noch fehle, selbst schreiben.

So beginnt der „Vater" mit seiner Erzählung, Beichte und Beteuerung seines guten Willens. Die „Mutter" und die „Stieftochter" unterbrechen ihn, um zu dementieren oder anzuklagen, und alle zusammen liefern die Exposition zu einem dunklen und grausamen Drama, einer Art von bürgerlicher Orestie.

Der „Vater" und die „Mutter" lebten in einer schlechten Ehe. Er, intellektuell, verbrecherisch, schwach von Charakter, sie einfach und anständig, aber ohne Zartheit und Anmut. Sie haben ein Kind gehabt, den „Sohn". Um das Glück seiner Frau zu machen, zwingt sie der „Vater" die Geliebte eines klugen und geordneten Menschen zu werden. Dieser Mann war der Sekretär des Vaters. Der Vater interessiert sich weiter für das von ihm gebildete Paar, und wartet auf das Heranwachsen seiner Stieftochter, die dieser illegitimen Verbindung entsprossen ist.

Nach der Aussage des Vaters war es Sorge um das Wohlergehen seiner ehemaligen Frau, nach der Aussage der Stieftochter „Verdorbenheit und der Wunsch, sich eine zukünftige Geliebte aufzuziehen." So entsteht der Konflikt, nicht aus Gegensätzen, die in den ursprünglichen Charakteren begründet wären, sondern aus den Vorstellungen, die sich der eine vom anderen macht. Wenn die Stieftochter zum Vater spricht, so wendet sie sich an eine von ihr selbst geschaffene Figur, die von ihr mit erdachten Gefühlen und

Leidenschaften ausgestattet ist. Diesem erfundenen Wesen schreibt sie alle Lügen, alle Niedrigkeiten und Schlechtigkeiten zu, die ihren eigenen Haß und ihren eigenen Kummer rechtfertigen könnten. Dasselbe ist der Fall zwischen Mutter und Vater und zwischen den Kindern aus den beiden Verbindungen. — All dies erklärt der Vater dem Direktor und gibt gleichzeitig die Exposition des Dramas: Die Mutter hat den Geliebten sterben sehen und bleibt mit ihrer ältesten Tochter (der Stieftochter) und den beiden kleinen Kindern zurück. Sie arbeitet für eine Schneiderin in Rom, Signora Pace. Diese Schneiderin ist nebenbei Kupplerin, und als eines Tages die „Stieftochter" die Wäsche abliefern geht, trifft sie dort den Vater, der sich ihr gegenüber so benehmen will, wie es in diesem Haus Sitte ist. Im letzten Augenblick kommt die Mutter dazwischen und verhindert den Vater, der Geliebte seiner Stieftochter zu werden. Der Vater, erschreckt über das Verbrechen, das er zu begehen im Begriffe war, nimmt die Familie wieder zu sich. Und so stehen sie jetzt alle auf der Bühne, um unter den Augen des Direktors das Drama weiterzuleben, das sie in sich tragen.

Der Direktor interessiert sich endlich für das „Drama", das die „Figuren" erzählen. Im zweiten Akt finden wir sie alle wieder auf der Bühne vereint, den Direktor im Begriff, einzelne der erzählten Szenen mit seinen Schauspielern zu besetzen und vor den zuschauenden „Figuren" zu proben. Die Schauspieler spielen schlecht und unnatürlich. Der „Vater" und die „Stieftochter" protestieren.

Der Vater: Herr Direktor, unser Ausdruck . . . .

Der Direktor: Was heißt das, Ausdruck? Ihr glaubt wohl, daß Ihr ihn in Euch habt, diesen Ausdruck! Keine Ahnung!

Der Vater: Wie? Wir sollen unseren eigenen Ausdruck nicht haben?

Der Direktor: Nicht im geringsten! Euer Ausdruck wird hier nur Stoff, den meine Schauspieler mit ihrer Kraft und Stimme erst gestalten müssen. Wenn eure elende Erzählung sich überhaupt auf der Bühne halten kann, so verdankt sie diesen Erfolg nur meinen Schauspielern!

Die Stieftochter: Ich will meine Leiden selbst darstellen . . .

Der Direktor: . . . Das wäre bequem, wenn jede Figur mit einem großen Monòlog daherkommen und dem Publikum alles, womit sie vollgestopft ist, vor die Füße werfen könnte! Das möchte Euch passen!

Die Szene stellt das Zimmer bei Signora Pace dar und den Augenblick, da der Vater im Begriff ist, die Tochter zu verführen und da eben die Mutter dazwischen kommt. Der Direktor hat die Rollen mit seinen Schauspielern besetzt, aber sie sind so schlecht, daß er die ungeduldigen Figuren selber spielen lassen muß. Alles ist bereit, da fehlt eine Person, nämlich Signora Pace . . . Was ist da zu machen? Die Tür geht auf und die Kupplerin, mit einer roten Perrücke und dickem, ordinärem Gesicht, betritt die Bühne. Ein

Schrei des Erstaunens beim Direktor und den Schauspielern. Nur die Figuren sind ruhig, sie haben nichts anderes erwartet, ist doch in ihrem Leben alles möglich und wahrscheinlich.

Der dritte Akt ist düsterer und schwerer, aber auch etwas verworren. Der „Sohn" weigert sich, mitzuspielen. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgen Direktor und Schauspieler die tragische Lösung des Stückes in der Gartenszene. Die „Stieftochter" hat das kleine Mädchen ertränkt im Teich gefunden. Der „Sohn" ist ebenfalls im Garten und sieht seinen kleinen Bruder hinter einem Baum versteckt. Plötzlich ein Schuß. Der kleine Junge hat sich das Leben genommen. Aber dies ist kein Theatertod, er ist wirklich tot. Die Schauspieler drängen sich um ihn. Sie wollen wissen, was in Wahrheit los ist: Wirklichkeit oder Einbildung. Man wird es nie wissen. Derjenige, der leidet, spielt sich selber seine Leiden vor; der sich tötet, spielt einen Selbstmord.

Dieser große Zweifel über die Wirklichkeit unserer Handlungen und Gefühle ist die Wirkung von Pirandellos Stück auf die Zuschauer. Auch die letzte Szene gibt keine vollständige Lösung. Die Eltern nehmen ihre toten Kinder auf den Arm, Stieftochter und Sohn folgen ihnen, sie verschwinden mit dem Aufzug, wie sie gekommen sind. Leben sie weiter? Ist ihr Drama zu Ende gespielt? Niemand weiß es, die Frage bleibt ungelöst. . . . .

. . . .

Pirandello stammt von einer sizilianischen Mutter und einem Vater griechischer Herkunft. Sein Großvater war in Ligurien ansässig wie viele Griechen, sein Vater kam von da nach Sizilien. Der Name kommt aus dem Griechischen: Pyr = Feuer, Pirandello = Feuerträger.

Seine Dramen stammen aus den letzten Jahren. Er hat vorher einige Novellenbände veröffentlicht und einen Roman „Weiland Herr Matthias Pascal". Dieser Roman schildert das Leben eines Menschen, der einen Zufall benützt, in seiner Heimat für tot gehalten wird und unter einem neuen Namen ein neues Leben beginnt. Im Verlauf des Buches schildert Pirandello die „moralischen Schwierigkeiten", die dieser Matthias Pascal durchmachen muß, um die Fiktion zu ertragen, die ihn vor sich selber und vor den anderen zu einem Fremden macht. Es endet damit, daß er gegen seinen Willen und seine Überzeugung diesem Scheindasein ein Ende macht, in seine Vaterstadt zurückkehrt und dort zwar nicht glücklich, aber doch seiner selbst wieder habhaft, sein Leben beschließt.

In den letzten Jahren folgten schnell aufeinander etwa fünfzehn Stücke, von denen die bedeutendsten sind: „Sechs Figuren suchen einen Verfasser" und ein zweites: Così è (se vi pare) auf Deutsch etwa: „Es ist so, wenn es euch richtig erscheint". Alle seine Stücke hatten sowohl in Italien als in Frankreich großen Erfolg.

Der Schilderer Egon Erwin K i s c h, Journalist aus Beruf, will sagen: aus Passion, ist beinahe unter die Gelehrten gegangen. Er gibt bei Rudolf Kämmerer ein dickes, sehr schön gedrucktes Werk heraus: „K l a s s i s c h e r J o u r n a l i s m u s“, worin er — gottweiß, mit wessen Hilfe — alle bedeutenden journalistischen Manifestationen seit Martin Luther (bis zu Franz Mehring und Peter Altenberg) zu sammeln sucht. Das Buch ist nur etwa 800 Seiten stark und muß, obwohl es Swift, Pascal, Kleist, Gentz, Görres, Victor Hugo, Girardin, Lessing, Paul Louis Courrier, Armand Carrel, Marx, Gustav Freytag, Dickens, Zola, Plinius, Daniel Defoe, Balzac, Heine, Gutzkow und Ludwig Speidel heranzieht, noch einige Bände schuldig bleiben. Nicht bloß den Nachtragsband der Heutigen. Journalisten sind immer, wenn sie von ihrem Beruf erfüllt waren, helle Trompeter gewesen. Sie haben die beglückende Kraft gehabt, durch ein starkes Ja öffentliche Werte und Wichtigkeiten zu erzeugen. Als eine Probe dieser werteschaffenden, stärkenden Kraft drucke ich hier den Aufsatz ab, den Jules Janin am 20. August 1838 im „Journal des Debats“ über die Debütantin Rachel geschrieben hat, die vom Tage dieser Rezension an Frankreichs größte Schauspielerin war. Bemerkung (bei Seite gesprochen): Zu jeder Rachel gehört ein Jules Janin. Und wer gehört zu Monty Jakobs und Julius Bab? Unsere heutigen Tragöden.

Hört meinen Worten aufmerksam zu und bereitet euch auf große Dinge vor. In dem Augenblicke, wo ich zu euch spreche, feiert das Theatre Français, ja ich wiederhole es, das Theatre Français, einen unerwarteten Sieg, einen jener seltenen Triumphe, auf die eine Nation wie die unsrige mit Recht stolz sein darf, wenn sie zurückkehrt zu ehrenhaften Gefühlen, zur stolzen Sprache, zur keuschen, züchtigen Liebe und den namenlosen Gewalttätigkeiten, den Barbarismen ohne Ende entrissen wird.

Ja, jetzt besitzen wir das erstaunlichste, wunderbarste kleine Mädchen, welches die gegenwärtige Generation jemals auf den Brettern gesehen hat, dieses Kind — merkt euch seinen Namen! — dieses Kind heißt Fräulein Rachel. Vor ungefähr einem Jahr debütierte sie auf dem Gymnase, und ich allein sagte schon damals, daß hier ein ernstes, natürliches, tiefes Talent, daß hier eine unbegrenzte Zukunft vorhanden wäre. Man wollte mir aber nicht glauben; man sagte, ich trüge zu stark auf . . . Allein konnte ich das kleine Mädchen auf dem kleinen Theater nicht aufrecht erhalten. Wenige Tage nach dem Debüt war das Kind aus dem Gymnase verschwunden, und ich war vielleicht der einzige, der sich seiner noch erinnerte. Jetzt plötzlich erscheint es wieder auf dem Theatre Français in den unvergänglichen Tragödien von Racine, Corneille und Voltaire. Jetzt endlich ist es in d a s Drama eingetreten, welches allein seinem frühzeitigen Genie gewachsen ist. Wunderbar! ein kleines, unwissendes Ding ohne künstlerische Bildung, ohne Schule, mitten in unsere alte Tragödie geworfen. Und dieses kleine Mädchen haucht

der alten Tragödie neues kräftiges Leben ein! Ja, Leben und Funken sprühen um sie her! Fürwahr, es ist wunderbar. Und nun vergeesse man nicht, daß das Kind klein und ziemlich häßlich ist, engbrüstig, gewönhliches Aussehen, niedrig triviale Sprache. Ich bin ihr gestern hinter den Kulissen begegnet: „Ich bin aufs Gymnase gewest", sagte sie zu mir, worauf ich natürlich antworten mußte: „Ich tat es wissen tun."

Fragt sie nur nicht, was Tankred ist, was Horatius, Hermione, der trojanische Krieg, Pyrrhus und Helena; davon weiß sie nichts, sie weiß überhaupt nichts. Aber sie hat etwas Besseres als erlerntes Wissen, sie hat den göttlichen Funken des Genies, der alles rings um sie her erhellt. Kaum betritt sie die Bühne, so wächst sie riesengroß empor, sie hat die Gestalt der homerischen Helden, ihr Haupt erhebt sich, ihre Brust breitet sich aus, ihr Auge belebt sich, ihre Geste ist wie ein Laut, der aus der Seele dringt; ihr von der Herzensleidenschaft ganz erfülltes Wort dringt in die Weite und verhallt. Und so schreitet sie im Drama Corneilles dahin und säet Schrecken und Entsetzen um sich. Leidenschaft, Majestät, Großartigkeit, nichts ist ihr fremd. Hier ist der Himmel und die Erde für dieses wunderbare Kind. Sie ist in den Gefilden der Poesie geboren und kennt alle ihre verborgensten und geheimsten Stellen; sie enthüllt alle diese märchenschönen Geheimnisse. Die Schauspieler, die mit ihr spielen, sind über diese Verwegenheit bestürzt, die alte Trogödie atmet hoffnungsvoll auf.

Laßt es nur groß werden, dies kleine Mädchen, das, ohne es zu wissen, eine große Revolution vollbringt. Laßt nur noch einen anderen begeisterten Jüngling auftauchen und die wahren Götter der poetischen Welt werden wiederkehren. Wir werden sehen, wie auf den Altären von Racine, Corneille und anderen Göttern die erloschene Kerze von neuem angezündet werden wird.

Es handelt sich um etwas sehr Ernstes: mit Vorsicht, mit Liebe, mit einer wahrhaft väterlichen Fürsorge muß über den neuen Ankömmling des Theatre Français gewacht werden, der bald die Ehre dieses Theaters sein wird! Und, wenn wir die Künstlerin einmal recht herzlich ermutigt und angespornt haben, dann wird es uns auch gestattet sein, ihr einige nützliche Wahrheiten zu sagen, die wir ihr nicht vorenthalten wollen. Sie bekundet Eifer und Mut und, beim Apollo! sie gehört nicht zu jenen untergeordneten Persönlichkeiten, denen die Kritik im Vorübergehen einige süße Redensarten als Almosen hinwirft, um sich nicht mehr darum bekümmern zu müssen.

Fräulein Rachel ist eine lebhafte, mächtige Intelligenz, die durch schwache Organe bedient wird, eine Klinge von Gold in tönerner Scheide; ein bewunderungswertes Beispiel für das, was Herz und Seele in der Kunst zu vollbringen vermögen, unabhängig von ihrer sterblichen Hülle.

Vorläufig wollen wir einmal sehen, ob ihr jungen Damen, die ihr nur schön seid, wenn ihr euch überzeugt haben werdet, wohin es diese unwissende, gebrechliche Kindheit durch die Gewalt der dramatischen Inspiration allein gebracht hat, — ob ihr, nach wie vor, dem undankbaren Parterre jene schmachtenden Blicke zuwerfen, ob ihr bei jenen flehenden Gebärden, bei jenen lieblichen, einschmeichelnden Albernheiten beharren werdet, die eben so weit davon entfernt sind, Komödie zu sein, wie der Lacküberzug auf dem Bilde davon entfernt ist, Malerei zu sein.

SIL-VARA (London).

MENSCHEN, ROBOTE UND SCHIFFE

In dem letzten Berichte aus London, der vom Theater handelte, habe ich nur die Werke englischer Schriftsteller berücksichtigt; ich hätte sonst erwähnen müssen, daß „Rur" des czechischen Dramatikers Carl Capek außergewöhnliche Aufmerksamkeit erregte. „Rossums Universal Robots", die mechanischen Arbeitsmenschen minus der Seele, verblüfften das auf Gedankenarbeit im Theater nicht eingestellte Publikum derart, daß die Direktion es angezeigt fand, Diskussionsnachmittage zu veranstalten, mit Persönlichkeiten wie Shaw und Chesterton im Vorsitz, die den Sinn des eigenartigen Werkes weiteren Kreisen blosschälen sollten. Die Einnahmsziffern von „RUR" bewegten sich in Fieberkurven, die die Annahme zuließen, daß eine gewisse Leidenschaftlichkeit auch die Diskussionen in häuslichen Kreisen beherrschte, daß heftige Sympathien und Antipathien am Werke waren, die sich jeweilig in stärkerem oder schwächerem Besuche auslösten. Die Direktion scheute sich nicht, diese Wellenbewegungen der Öffentlichkeit bekannt zu geben und sie drohte dem säumigen Kunstfreunde einigemale, das Stück absetzen zu wollen, falls er sich nicht eifriger ans box-office dränge. Schließlich schmolz das materielle Gefüge der Arbeitsautomaten in der heuer außergewöhnlichen Sommerhitze. Aber das Stück hat hier anregend und aufwühlend gewirkt, wie selten ein Werk von der Bühne herab und Capek kann es als großen Erfolg buchen, daß sein Wort Robot in den englischen Sprachschatz aufgenommen wurde. In den Leitartikeln der Zeitungen, im Gespräch des Alltags, ja auch im Sport, tauchen jetzt die Robots dieser modernen Moralität ständig auf.

Unlängst begegnete ich ihnen jedoch in feudaler Umgebung, auf dem Rasen des Hurlingham Polo Clubs. Dort spielten nämlich im Champion Cup Final die „Indischen Tiger" gegen die Mannschaft der „Robots". Die „Indischen Tiger" sind ein Team mit dem Major Jasvan Singh und dem Obersten Jagindar Singh als forwards, während die „Robots" von Lord Dalmeny (dem Sohne Rosebery's) geführt werden.

Hurlingham, im Südwesten der Stadt an der Themse gelegen, ist ein entzückender Park, und Polo ist ein erregendes Spiel. Die es spielen, müssen wohl eine möglichst automatische Sicherheit in Schlag und Kombination besitzen, die nie ermüdende Kraft der Maschine, aber ohne Seele läßt sich ein menschliches Spiel überhaupt nicht spielen; darum ist der Titel Robots halb recht, halb schlecht. Polo erfordert jenseits der Kraft Geschicklichkeit, jenseits der Regel Sinn für Rechtlichkeit. Es ist ein Spiel für Männer. Und Pferde, natürlich. Denn wenn das Pferd nicht mit Leib und Seele dabei ist, gibts kein Polo.

Hockey, Golf, Cricket, Crocket, vieleicht auch Billard und Tennis, sind Polo zu Fuß, sind wesensähnliche Enkel des Ururgroßvaters Polo. Denn das Spiel ist sehr alt. Vor 2000 Jahren schon, in Tibet, war es das „Spiel der Könige". — Im British Museum gibt es, von persischer Hand gemalt, eine sehr zarte Miniature, auf der orientalische Ritter, den Hammer am langen biegsamen Bambusrohr in der Faust, geeneinander stürmen: sie spielen Polo. In Firdusi's „Shahnama" wird Pulu, das Spiel mit dem Ball, in seiner ganzen Organisation erklärt, und Omar Khayyam erwähnt es oft. In Persien, in Turkestan, in China und Japan, in Indien, Arabien und der Türkei wurde es durch alle Jahrhunderte gespielt, und aus dem Pundschab haben es englische Offiziere nach Hurlingham, Ranelagh und Roehampton gebracht.

Der Hurlingham Club hat die neuzeitigen Regeln aufgestellt, die für ganz England und die Kolonien, für ganz Europa, Argentinien und Kalifornien gelten; nur die Unites States of Amerika und Indien haben eigene Gesetze (und schärferes Tempo). Der Spielgrund ist genau abgegrenzt, er beträgt 300 Yards Breite, die Größe des Balls ist fixiert, ebenso sein Gewicht, der Hammer hat zumeist die Form einer großen Zigarre und steckt an einem langen, elestischen Stil, dessen Lederriemen der Reiter und das Handgelenk schlingt. Merkwürdig ist, daß dieses Spiel einen neuen Typus Pferd geschaffen hat. Denn an dieses Tier werden überpferdliche Anforderungen gestellt. Es muß die Ausdauer eines Jagdpferdes besitzen, den Galopp des Rennpferdes, die Fügsamkeit des Ponys und — unbedingt — den Sportenthusiasmus des Menschen. Um solchen „Robot" zu erzeugen, mußte eine eigene Zucht eingerichtet werden. Das Resultat ist das Polo-Pony, das nur eine ganz bestimmte Höhe haben darf, nämlich 14 Faust, 2 Zoll. Wenn das Polo-Pony das Alter von 5 Jahren erreicht hat, wird es in Hurlingham von einem Tierarzt gemessen und auf seine Gesundheit untersucht; dann wird es auf Lebenszeit in den Matriken von Hurlingham eingetragen (und außerdem vor jedem Spiel geprüft, ob es nicht gedopt ist). Polo-Ponys sind Kreuzungen aus bestem Vollblutmaterial; zumeist Sprößlinge aristokratischer Ahnen, ich meine hervorragender, siegreicher Rennpferde.

Um zum Poloplatz zu gelangen, der inmitten des weitgedehnten Parks liegt, muß man eine entzückende Landschaft durchqueren, sanft geschwungene Wiesengründe, von hohen Hecken eingezäumt, Teiche mit Brückchen darüber und Wasserpflanzen darin, Hügelchen mit kleinen Wäldchen, Pergolas und Blumenbeete, Gärtnerkünste in brennendsten Farben, Teepavillons, Clubräume mit Restaurants und Tanzparketts und hochumgitterte Tennishöfe, deren zimmtrote Gründe sich scharf vom grünen Rasen trennen. Dann gelangt man zur Wagenburg, abgesondert die Automobile, vor denen in langer Kette die grünuniformierten Chauffeure stehen, mit flachen Kappen und hohen Gamaschen aus Leder, abgesondert die Coaches, die großen Four-in-hands, deren abgekoppelte nervöse Viergespanne von grooms spazierengeführt werden müssen; und dann dicht rings um das Riesenrechteck die Sitze und Gallerien und Amphitheater der Zuschauer.

Die Mannschaften sprengen in kurzem Galopp heran. Alle in weißen Breeches; die „Tiger" mit mächtigen pechschwarzen Bärten und breiten Turbanen auf dem Kopf, spielen in hellgelb seidenen Blusen, während die „Robots" braune Gürtel tragen und (vielleicht um ihre Seele zu bekunden) himmelblaue Jacken.

Jetzt wirft der Unparteiische zu Pferd den weißen Kampfapfel in den Knäul der acht Reiter. Ein Schlag — und der Ball fliegt in weitem Bogen davon — das ganze Rudel mit geschwungenem Hammer hinter ihm her. Es gilt natürlich, den Ball ins feindliche Goal zu schießen. Die Pferdchen stieben wie die Teufel über das Feld. Plötzlich, mit einem Ruck, im schärfsten Winkel links ab, rechts hinauf, wieder zurück. Mit stärkster Wucht stoßen sie gegeneinander. Trennt sich bei solchem Anprall Reiter vom Pferd, kommt es vor, daß das Pony, in der Erregung des Spiels mit der wilden verwegenen Schar weiterstürmt. Der Ball rollt davon; der Reiter reißt sein Pony hoch in die Luft, denn der Ball ist inzwischen durch einen sausenden backhander in andere Richtung geschleudert; auf den Hinterbeinen dreht sich das Pony und jagt seinem neuen Augenblicksziele nach. Und immer wieder, im schärfsten Galopp, Leib an Leib, im rasendsten Tempo wird es herumgerissen, vorwärts, rückwärts, wieder voran, immer dem irrenden, fliegenden, jagenden Balle nach. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: schlagfertig sein. Hic Rhodus hic salta. — Zehn Minuten lang dauert der „Chukker", dann gibt es zwei Minuten Pause, um die schweißtriefenden Ponys auszuwechseln. (Die Reitburschen reichen den Herren Wasser, das in den Mund geschüttet wird, um den glühenden Gaumen zu kühlen.)

Auf der Estrade sitzen die Damen, mit überschlagenen Beinen, zwischen den rotgeschminkten Lippen die Zigarette. Das Turnier ist aus. Die Robots haben den silbernen Becher gewonnen. Abend

ist Ball, im dunklen Park, unter bunten Lichtern. Dort werden cups nach anderen Regeln verteilt.

Von einem anderen Robot will ich noch erzählen, der auf dem Wasser schwimmt. Es ist der „Leviathan", das „größte Schiff der Welt".

Es lag kürzlich, nach seiner ersten Fahrt als Passagierdampfer unter amerikanischer Flagge, vor Southampton verankert und gab ein „At Home". Ungefähr 700 Gäste aus ganz Europa waren zur Besichtigung geladen.

Nun, es ist ein Rekordgebilde, ein Ozeanriese mit 100 000 Pferdekräften, letztes Resultat navaler Architektur, ingeniöser Maschinenmechanik, ein Wassermonster, das biblisch-legendäre Ungeheuer, aus dem Buche Job, in neuzeitiger Tracht, Behemot 1923. Dieser „Leviathan" beherbergt normalerweise 4400 Menschen, also mehr als ein ganz großes Hotel zu Lande, aber es kann zur Not auch 13 000 Soldaten mit Sack und Pack in seinem Mammuthbauch verbergen. (Armes trojanisches Pferd — wie weit haben wir es seither gebracht.) Während des Krieges schwamm der „Leviathan" zwischen Amerika und Frankreich dutzendemal hin und her und lud, ohne ein einzigesmal von den U-Booten geschädigt zu werden, seine Zerstörungsrobote ab.

In Parenthese: bald nachdem Amerika in den Krieg eingetreten, war ich in der Lage, am Ballhausplatz auf diese ungehinderten Transporte aufmerksam zu machen. Von Wien aus wurden meine Vorstellungen vom zweifelhaften Erfolge der U-Boot-Aktion nach Berlin weitergegeben. Es war keine Spionage im Spiel, es ging alles mit rechten Dingen zu. Ich erhielt meine Nachrichten in neutralem Lande von verantwortlicher Stelle, die, gleich mir, in diesem Falle kein anderes Interesse hatte, als nutzloses Morden abzukürzen und nutzlose Verlängerung des Blutvergießens hintanzuhalten. Die Antwort, die man jedoch erhielt, lautete, daß die Erkundungsoffiziere Ludendorffs, Oberst Bauer an der Spitze, an große Truppentransporte der Amerikaner nicht glaubten und daß, selbst wenn es gelänge, Truppen nach Frankreich zu bringen, sie dort keinesfalls verköstigt werden könnten. Und deren Meinung war natürlich ausschlaggebend.

Nun erzählte der Ingenieur in Southampton, der den Leviathan umgebaut hatte — denn das größte Schiff der Welt war ja auf deutscher Werft konstruiert worden und hieß zuerst „Vaterland" —, das zum Zwecke der Truppentransporte das ganze Innere des ursprünglichen Schiffes sozusagen ausgekratzt werden mußte, und daß die jetzige Konstruktion, insbesondere was die Maschinen, Elektrizitätswerke und Sicherheitsvorrichtungen betrifft, eine vollständig neue Anlage bilde.

Vor so einer schwimmenden Geräumigkeit steht man — wie man eben einen „Leviathan" anstaunen würde. Aber, so unerhörte

Schätze und verschwenderische Pracht er im Innern auch birgt, — die schmucklose Außenseite, die wundervollen Proportionen des überwältigenden Rumpfes, die leichtgeschwungene, riesenhafte, edle Linie des Körpers wirkten auf mich tiefer; hier, eigentlich, gab es ästhetischen Genuß.

Man betritt den „Leviathan" vom Landungssteg und findet sich in der Halle eines modernen Hotels; mit Reception, Post- und Telegraphenamt (Telegrammjungen in Uniform), Blumenhandlung. Garderoben, Vestibulen, und neben großen Treppen große Lifts, die durch mehrere Stockwerke bis zum obersten Deck führen. Es gibt hier ein herrliches, mit lichtgrünen Kacheln ausgelegtes Schwimmbassin, anschließend Liegehallen und Wasserkuren; es gibt mehrere Speisesäle von einer Ausdehnung, wie sie kein Hotel auf fester Erde besitzt; über jonischen Säulen wölbt sich eine hohe Kuppel, freskengeschmückt, aus der, verdeckt, elektrisches Licht in den Saal dringt; auf einer Estrade musiziert das Orchester, und man speist in einem der Säle an 127 getrennten Tischen. Das Schiff verschwindet, man lebt in einem Palast. Das Meublement in Empire, Louis XIV., Louis XVI., Queen Anne, Adam; man geht auf kostbarsten Teppichen, sieht sich umgeben von Lederfauteuils, brokatenen Prunkdivans, von großen Gemälden und Stichen, die an panellierten Wänden hängen. Beschläge aus Glas und Metall, Farbensymphonien in Elfenbein, Blaßrosa, Nilgrün und Eichenbraun (und hie und da ein Pünktchen Kitsch). Im dritten Stockwerk zieht sich — eine absolute Neuerung — durch die ganze Länge des Schiffes eine Flucht pompösester Gesellschaftsräume: Bibliothek, Rauchzimmer, Wintergarten, Tanzsaal, Theesalon, Ritz-Carlton-Restaurant. Kurz, ein „Leviathan" an modernem Luxus. Die Kabinen der ersten Kategorie haben fast alle ein eigenes Badezimmer, aber auch in der dritten Kategorie lebt man rein, in guter Luft, bei gutem Essen, menschenwürdig. Was eine Fahrt auf diesem Ungeheuer an Komfort kostet, konnte ich an jenem Tage nicht erfahren; ich unterließ die Frage als taktvoller Gast.

Es gibt drei Arten von Passagierschiffen. Klasse „Ungeheuer" mit Louis Seize und Jazz und Ritz-Carlton. Kolossal!, sagt man, verblüfft von solcher Großartigkeit; und könnte stundenlang davon erzählen.

Klasse II: Dampfer, die Flüsse befahren, Zweckgebilde, geschäftstüchtig, fahrplanmäßig Handelszentren verbindend.

Und dann gibt es Schiffchen. Ganz kleine Schiffchen aus rohem Holz; in denen man auf kleinen Bergseen rudert, allein oder zu zweien; zwecklos. Umschwelt von rosiger Goldluft, von leise plätschernden Wellen und beseligend lieblichen Linien bewaldeter Berge. Sprachlos, wunschlos, wie im Paradies.

Der Dollar ist verrückt wie der Faschismus;
Beim Geist der Bourgeoisie! so wars noch nie!
Besitzt noch heute jemand Optimuismus,
Dazu gehört (ich bitte Sie!) eine ganze Menge Phantasie.

Die ganze Welt besteht aus wenig schönem Stöhnen;
Es stöhnt der Arzt, der einen hohlen Zahn zu zieh'n hat,
Man stöhnt in Schlössern und in Äppelkähnen —
Es gibt kaum einen Menschen, der noch keinen Spleen hat.

Man läuft in Kirchen, wo immer Choräle gesunden werden
— Mich ergötzen auch die frommen Lieder der Spatzen —,
Man kennt Zentralen, in denen Mörder gedungen werden
(Der homo sapiens freut sich über Reimann und J. Ringelnatzen).

Die Zeit erscheint wie eine ausgepumpte Hose
Ohne wesentliches Volumen;
„Übergang" ist eine entsetzlich schwache Prognose —
Die Zeit ist eventuell ein alter Garten ohne Blumen.

Die Korruption ist ziemlich weit gediehen:
Der „Schieber" wächst gewaltig und wird immer frecher,
So hat jüngst Einer sich (welch Hohn!) ein Buch geliehen:
„Gedichte für ein Volk" von J. R. Becher.

Und neulich — ich will meinen verehrten Leser nicht etwa uzen —
Versäumte (im Bewußtsein: time is money!) ein blonder Sproß,
Sich seine zweiunddreißig Zähne zu putzen.
(Derartige Dekadenz ist ein Bissen für George Grosz!)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Septemberwoche

Während der Verwesungsprozeß der Mark die letzten Winkel deutscher Wirtschaft mit Pestbazillen verseucht, bemüht sich Herr Dr. Stresemann mit dem gleichen, verzweifelten Heroismus, mit dem er sein fürchterliches Amt übernahm, in Wochenfrist wenigstens einen Bruchteil jener Voraussetzungen für eine Stabilisierung der Situation neu zu schaffen, die eine imbezille Regierung in neun Monaten Stück um Stück zertrampelte. Was Herr Cuno, den nicht einmal seine eigene Firma, die Hamburg-Amerika-Linie, auf einen anderen Posten als auf einen bedeutungslosen Dutzend-Sitz im Aufsichtsrat zurückkehren lassen will, — was Herr Cuno hinterlassen hat, ist nicht einmal eine Erbschaft, es ist Nihilismus. National wie international, wirtschaftlich wie politisch ist nicht einmal ein Inventar vorhanden, mit dem operiert werden könnte, — in der wichtigsten, in der grundlegendsten aller Fragen, in der Auseinandersetzung mit Frankreich, ist sogar die primitivste Verteidigung abhanden gekommen: die Möglichkeit, sich überhaupt mit einander zu unterhalten. Vor Beginn des Ruhrkriegs verhandelte man tagtäglich, nur das Resultat der Verhandlungen schien stets zu drückend. Jeder Denkende weiß, daß das Resultat von Verhandlungen, die jetzt ihren Anfang nähmen, noch unvergleichlich schlimmer sein wird als es vor neun Monaten gewesen wäre; aber niemand weiß noch, ob es überhaupt möglich sein wird, zu Verhandlungen zu kommen! Wir ringen nicht mehr, wie früher, um das Ergebnis, wir ringen um das Vorstadium von Ergebnissen, — das ist die Mission des neuen Kabinetts! Wenn es Stresemann gelingt, überhaupt an den Verhandlungstisch zu kommen, den Poincarés bester Helfer, Herr Cuno, gestützt auf irgendwelche geheimnisvolle Macht als überflüssiges Möbel zerschlagen zu dürfen glaubte, — wenn ihm das, in unsäglich mühseliger Arbeit gelingt, so hat er schon eine Großtat vollbracht. Aber es ist bezeichnend für die ganze Situation, daß heute schon eine Großtat ist, was vor zehn Monaten noch Selbstverständlichkeit war! Es ist bezeichnend, weil es auch die Regelung charakterisiert, die damals erreicht werden konnte und die heute noch erreicht werden kann!

Herr Dr. Stresemann hat in Stuttgart klipp und klar das Wort ausgesprochen, dem bisher jeder deutsche Minister ausweichen zu müssen glaubte: ein Teil der Reparationspflicht sei im besten in der Weise abzuleisten, daß die französische an der ruhrrheinischen Industrie beteiligt werde. Der Gedanke ist alt, er ist schon vor anderthalb Jahren an dieser Stelle als der einzige bezeichnet worden, der eine politisch und wirtschaftlich relativ erträgliche Lösung des Reparationsproblems aufweise. Und noch zwei Monate vor dem französischen Einmarsch, als in einem Reise-Bericht aus dem Ruhrgebiet davon die Rede war, wie sehr den Ruhrindustriellen selbst das Verständnis für die exorbitante Gefahr der Situation mangle (kurz vorher hatte einer jener Führer unserer Industrie, denen keine öffentliche Blamage die Führerstellung rauben zu können scheint, Herr Geheimrat Duisberg von den Bayer. Farbwerken, apodiktisch erklärt: „Man höre in Berlin doch endlich auf, uns mit der Ruhrbesetzung bange zu machen; die Ruhrbesetzung wird niemals erfolgen, weil" . . . und dann tausend geistreiche Gründe und Beifall!), — nun, noch zwei Monate vor dem französischen Einmarsch ist hier noch einmal fast verzweifelt dargestellt worden „das Opfer, dem es vielleicht, fast in letzter Stunde, noch glücken könnte, das tragische Ereignis zu verhüten", ein Opfer, zu dessen Durchführung die maßgebenden Kreise aber „entweder zu gleichgültig, oder zu leichtsinnig, oder zu ungeschickt" seien, nämlich: die französische Industrie nach dem Vorschlag Arnold Rechbergs freiwillig an der Ruhrindustrie zu beteiligen und dadurch eine Interessensolidarität zu schaffen, die jeden geschäftsschädigenden Eingriff unmöglich machte." Damals (Dezemberanfang!) hätte durch freie und verständige Behandlung des gewiß komplizierten Projektes die friedliche Lösung noch erreicht werden können. Damals aber war noch Vaterlandsverräter, wer auch nur anzudeuten wagte, daß man aus der Niederlage schließlich doch einmal die Konsequenzen werde ziehen müssen. Die deutschen Hirne, verkleistert durch eine Propaganda, die da glaubte, wenn sie dem Volke die Tatsache seines grauenhaften Absturzes nicht zu Bewußtsein kommen lasse, könne sie auch die Folgen dieses Absturzes aus der Welt schaffen, — die deutschen Hirne waren noch nicht reif für die Erkenntnis, daß es jetzt nicht mehr darauf ankommt, was Deutschland will, sondern was es kann und muß, die deutschen Unterhändler (es gab Unterhändler!) glaubten die Verhandlungen noch so

führen zu können, als ob zwei gleich starke Parteien sich gegenüberständen und als ob es sich nur um ein reines Gegenseitigkeitsgeschäft, nicht auch um eine Tributabgeltung handle. An der Selbstüberschätzung, die verhinderte, sich nach außen zu so revolutionären Opfern zu bekennen, an der Selbstüberschätzung, die verhinderte, sich nach innen anscheinend so kostspieligen Bedingungen zu beugen, scheiterte damals die Rettung Deutschlands. Aber der Tag ist gekommen, an dem wir uns schon glücklich schätzen werden, wenn das Opfer überhaupt noch angenommen wird. Zu welchen Bedingungen? Zu noch kostspieligeren!

Noch ein weiteres hat diese Regierung, deren Aufgabe die Liquidation der Idiotie und die Beseitigung des Phrasenterrors ist, schon zugestanden: das Prinzip der produktiven Pfänder. Auf ihm wird der zweite Teil der Regelung fußen, die hoffentlich noch verhandlungs-, nicht diktatmäßig erreicht werden kann. Aber obwohl Herr Dr. Stresemann das heiße Eisen noch nicht anfaßte, läßt die letzte englische Note an Poincaré doch keinen Zweifel darüber, daß auch noch ein drittes Teilstück dieser neuen Regelung sein wird: die Finanzkontrolle über Deutschland. Und hier haben wir die beiden Keulenschläge, denen ausgewichen hätte werden können, wenn Deutschland zwei Jahre lang bei Besinnung gewesen wäre! Weder Pfänder noch Kontrolle waren notwendig oder unvermeidlich, sie sind ausschließlich Frucht jener unseligen Kräfte, die das geschlagene Land von einer Politik der Stille, des Loskaufs, der Beugung unter sein Schicksal in immer irrere Abenteuer bis zum entsetzlichen Kladderadatsch der Ruhrbesetzung hineinhetzten, dem automatisch der Kladderadatsch der Währung folgte und dem der Kladderadatsch der Wirtschaft zu folgen schon im Begriff steht. Aber während der Regierungsstümper sich darin zeigt, daß er zwischen entfernten Zeiten, entfernten Territorien und entfernten Sachgebieten keine Linie zu knüpfen versteht, daß er, während er etwa in eine Ruhrbesetzung hineinmusiziert, nicht den Dunst einer Vorstellung davon hat, wie die Wirkungen davon in sechs Monaten sein werden, welche Rückwirkungen aufs unbesetzt bleibende Gebiet und auf Währung, Preise und Absatz sein müssen, hat der Staatmann (selbst derjenige, der sich, wie bei uns, nur in Negativen, nur im Verhüten

erweisen kann) nur eine, nur eine einzige Aufgabe: nicht nur mit Gutem Schlimmes, sondern auch mit Schlimmem noch Schlimmeres zu verhindern. Welche Regelung Herr Dr. Stresemann, den der Himmel vor schon geschliffenen Mörderdolchen bewahren möge, auch erreichen kann: sie ist Rettung, verglichen mit der konvulsivischen Agonie, die uns, wenn der jetzige Zustand noch länger dauert, im Laufe der nächsten Monate bevorsteht.

Tagebuch, 25. August:

„... Das Krankheitsbild ließ sich bisher in einer einzigen Kurve darstellen: der Kurve des sinkenden Goldwertes der Währung. Seit neuestem aber ist in scharfer Gegenbewegung noch eine zweite hinzuzufügen: die Kurve des steigenden Goldwertes der Preise ...“

Berliner Tageblatt, 2. Sept.

„... Das Bild unserer kranken Wirtschaft ließ sich bisher in einer Kurve, der „Kurve des sinkenden Goldwertes der Währung“ darstellen. Je stärker aber in den letzten Wochen die Währungskurve dem Nullpunkte zustrebte, desto schärfer hat eine entgegengesetzte Bewegung eingesetzt, die durch die „Kurve des steigenden Goldwertes der Preise“ gekennzeichnet ist ...“

„Als ich in Marats Tagebuch die wütenden Anklagen des Orateur du Peuple las, die er da (1793) gegen den Stand der Delikateßwarenhändler richtet, da dachte ich an die Übertreibung eines Verfolgungswahnsinnigen. Heute merke ich, daß Marat ganz recht hatte. Dieser Handel, der völlig „nationalgardisiert“ ist, ist ein wahres Wuchergeschäft. Ich für meinen Teil könnte kein Unglück darin sehen, wenn man zwei bis drei von jenen heimtückischen Räubern vor ihren Auslagen aufhinge, weil ich durchaus überzeugt bin, daß dann der Zucker nicht mehr stündlich um zwei Sous im Preise stiege.“

Edmond de Goncourt.

(Tagebuch während der Belagerung von Paris, 13. Januar 1871.)

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGEBUCH

„Die kleinste Tänzerin aus dem Ruhrgebiet."

Bln.-Wilmersdf., 24. Aug. 1923.

Sehr geehrter Herr Großmann!

Je furchtbarer die Lage in Deutschland wird, desto eher scheinen manche Menschen zu glauben, daß sie für „Reklame in nationalen Kreisen" geeignet seien. In dem Modebad Binz auf Rügen versprach man (während der ersten Augusttage) dem internationalen Publikum einen unterhaltsamen Abend zu dem damals recht hübschen Preise von hunderttausend Mark und als Attraktion eine Dame mit phantastischem Namen und der Eigenschaft: „Die kleinste Tänzerin aus dem Ruhrgebiet." Allerdings hätte der Reklamefachmann auch von anderen nationalen Späßen auf Rügen noch einiges lernen können. Recht hübsch ist z. B. das Repertoire der Strandkapellen, die mindestens vier- bis fünfmal täglich mit Donnergebraus verkünden, daß die Wacht am Rhein noch immer fest und treu steht. Übrigens hat man auch eine Nachtluxusfahrt durch die Rügenbäder mit dem großen Dampfer „Odin" veranstaltet. Tanz und Restauration an Bord. Um elf Uhr kommt durch die stockdunkle Nacht das beleuchtete Schiff mit langsamen Schritten heran. Als es eben beim Landen ist, setzt die Kurkapelle noch einmal ein, und in nationaler Begeisterung tanzt die ganze, von Sekt und anderen Genüssen vollgepfropfte Gesellschaft unter den Klängen von „O Deutschland hoch in Ehren . . ." aus dem Dampfer heraus. Ein wirklicher Patriot fühlt sich angeekelt. Die Heizer unten aber, die Brückenarbeiter und ihre Genossen — die haben vermutlich weniger disziplinierte Gefühle, wenn sie den neuesten Tanz: „Haltet aus" hören. Arbeiter, die d a s gehört haben, brauchen nicht erst „kommunistische Hetze".

Alfons Steiniger.

„DER MÜDE MANN."

Noch eine Antwort auf die Anklagerede, die Jane Eyre im T.-B. (Heft 34) gegen die deutschen Männer geschleudert hat.

Liebe Jane Eyre, ich muß mich schon persönlich mit Ihnen auseinandersetzen. Da Sie es aber vorziehen, sich hinter einem Pseudonym zu verbergen, so gestatten Sie mir vielleicht das gleiche. Und im Grunde haben Sie ja recht. Wenn man über immerhin so heikle Dinge plaudert, tut man es ungezwungener in der Anonymität.

Zur Sache selbst möchte ich Ihnen zu allererst zugeben, daß Sie mit Ihrer Anklage gegen den „müden Mann von heute" recht haben, d. h. wie man eben recht hat, wie insbesondere eine Frau recht hat, die stets geneigt ist, von höchst persönlichen Eindrücken aus zu verallgemeinern. Immerhin bleibt noch genug, Ihre Philippica zu rechtfertigen.

Nur eines, Jane Eyre: der „müde Mann" ist keine deutsche Spezialität. Und was Sie an Anklage gegen den Deutschen vorbringen, das richtet sich ebenso gegen den gleichen Typ in anderen Nationalitäten, wo die von Ihnen gegeißelte Gattung

nicht weniger zu Hause ist. Sie selbst führen ja in vorbildlicher weiblicher Logik als Typ den Advokaten Helmer an. Rechtzeitig fällt Ihnen noch ein, daß diese Ibsensche Figur ein Norweger war, und Sie fragen — damit allerdings unbewußt Ihre Behauptungen selbst aufhebend —: „Ist dieser Typus auch in Skandinavien, in Holland, vielleicht auch in England zu Hause?“

Sicher, liebe Jane Eyre, er ist auch dort zu Hause, oder vielmehr es ist gar kein deutscher Typ, sondern es ist der Typus Mann, wie ihn unsere heutige herrliche, gelobte Zivilisation hochgezüchtet hat: der nervöse, abgearbeitete, abgehetzte Mann, der Mann, der restlos in Geschäften so aufgeht, daß sie ihn Tag und Nacht nicht loslassen, und der infolgedessen keine Zeit und keine Kraft mehr für fröhliche, nächtliche Feste hat.

Ich gebe Ihnen zu, daß dieser Typ in England mit seinem weniger gehetzten Arbeitstempo, mit seiner alten Weekend-Tradition, mit der Überlieferung, daß man nach des Tages Mühe mit dem evening dress einen anderen Menschen anzieht, verhältnismäßig nicht so überwiegt. Aber waren Sie nie in den Staaten? Wenn Sie einmal nach Amerika hinüberkommen, werden Sie den angeblich spezifisch deutschen „müden Mann“ dort noch viel häufiger antreffen als bei uns. Vielleicht werden Sie ihn nicht sogleich erkennen, weil die Art etwas anders ist. Der Kern ist der gleiche. Der amerikanische Mann ist gewohnt und erzogen, der Frau überall den Vortritt zu lassen, stets höflich und gelassen zurückzutreten. Sie können es in einem amerikanischen Hause erleben, daß die Unterhaltung ausschließlich von der Dame und den Töchtern geführt wird, während der Herr des Hauses keinen Ton sagt.

Das sieht vielleicht sehr höflich und rücksichtsvoll aus, ich hatte aber stets den Eindruck, als ob sich dahinter eben jene müde Geste versteckt: „Ach, laß mich.“ Und daß der amerikanische Mann gerne in Gesellschaft seine Frau agieren läßt, um auch da ungestört in Gedanken seinen Geschäften nachgehen zu können.

Es ist ja nun einmal der Fluch des Mannes unserer Zivilisation, daß der Kampf ums Dasein ihn ganz und gar in Anspruch nimmt, daß er ihn mit Haut und Haaren frißt, daß er ihm keinen Nerv und keine Zeit mehr für die harmloseste Unterhaltung läßt, geschweige denn für die Liebe, die, wie Sie sehr richtig bemerken, erstens Zeit erfordert, zweitens Zeit und drittens Zeit.

Das Groteske ist ja nun, daß der Mann all diese nervenzerrüttende Arbeit, die sein Blut und seine Knochen frißt, auf dem Altar der Frau darbringt. Um ihre Ansprüche

zu befriedigen, um ihr Toiletten, Autos, Perlen, kurz den ganzen Rahmen zu schaffen, den sie braucht oder zu brauchen glaubt, reibt er sich auf. Und zum Dank dafür — betrügt sie ihn. „Sehr richtig und ganz mit Recht," sagen Sie, liebe Jane. Warum hat der Esel auch keine Zeit für sie, da muß sie doch zu dem nächsten besten guten Jungen gehen, der nichts sonst, aber wenigstens Zeit hat."

Und tatsächlich haben Sie recht, denn eine Männerwelt, die sich in ihren Frauen Luxustierchen züchtet und dabei die erste elementarste Vorsichtsmaßregel unterläßt, sie wenigstens hinter Schloß und Riegel zu halten, verdient es nicht besser. Der reiche Orientale züchtet sich auch Luxusfrauen, aber er sperrt sie wenigstens in den Harem.

Ich will aber nun nicht gleichfalls verallgemeinern. Amerika hat nicht nur den „müden Mann". Ich habe dort auch ganz famose „boys" kennen gelernt, die mit ihren Frauen in bester Kameradschaft lebten und die sicher auch alles andere als „schläfriger Bettgenosse" waren. Aber, Jane Eyre, diesen Typus finden Sie in Deutschland auch, und wenn Sie nur oder vorwiegend den anderen kennen lernten, so lag das vielleicht an Ihrem Umgang. Unter den Jungen in Deutschland, die ehrlich um ihre Existenz ringen und kämpfen müssen und die in ernster und fröhlicher Kameradschaft und seliger Bettgenossenschaft miteinander leben, werden allerdings nicht allzu viele sein, die sich einen Someraufenthalt auf Sylt leisten können.

Darin liegt überhaupt das ganze Problem des glücklichen Zusammenlebens von Mann und Frau bei Tag wie bei Nacht, daß die Lasten gleich verteilt sind. Ist die Frau ein geplagtes Haustier, das nichts hat als Wirtschaftssorgen, so liegt die Gefahr nahe, daß der Mann außer Haus geht. Und ist er so gehetzt und ab-



gearbeitet, daß ihm für die Liebe die Zeit fehlt, nun so tritt eben auf der anderen Seite die Erkaltung und Entfremdung ein.

Freilich restlos ist die Vielheit der Beziehungen der Geschlechter damit nicht erschöpft, nicht einmal angedeutet. Auch in sexuell-erotischer Beziehung stehen wir heute inmitten von Umbildungen und Neubildungen des Verhältnisses von Mann und Frau zueinander. Es ist schon richtig, was sie sagen, Jane Eyre, daß der Mann von heute nicht mehr wirbt, daß er umworben sein will und schließlich nicht einmal das mehr. Aber — und hier kommt ein großes „aber" — wenn dem so ist, sollte dann Schuld und Ursache lediglich an ihm liegen oder nicht vielleicht auch an dem Partner, um den zu werben nicht erforderlich ist oder am Ende garnicht mehr — lohnt? ***Wilhelm Meister.***

FILM

Der Buddenbrook-Film.

Man fürchtete für die Erinnerung an das Meisterwerk Thomas Manns. Aber Alfred Fekete und sein Helfer haben aus dem Roman behutsam Motive herausgelöst, die sie mit Humor und sogar mit Herzenstakt filmisch verwerteten. Auch der Regisseur, ein neuer Mann, G. L a m p r e c h t, ist an diesem Manneswerk feinfühliger geworden als der Normal-Filmregisseur. Er hat alle Darsteller vor Seelengrobheit bewahrt. So entstand ein Werk, das der Schweden nicht unwürdig wäre. Ein bißchen blutleer — aber ist das nicht auch Thomas Mann? Man wünscht dieser Film-Hymne auf die Bürgerlichkeit — nun, was? — eine gute Bilanz. *St. Gr.*

TISCH MIT BÜCHERN

W e r n e r P i c h t: E n g l a n d n a c h d e m K r i e g e. Reisebetrachtungen. Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet, Kempten 1923. — Das ist ein sehr lesenswertes, gedankenreiches, von vielen Vorurteilen freies Buch. Dr. Picht, der schon vor dem Kriege in England gewesen, hat es 1922 wiedergesehen. Seine Betrachtungen sind nicht nur mit dem leiblichen Auge gesehen, seine Eindrücke sind mit Reflexionen durchsetzt, er sah nicht, was er nicht dachte. Als Bayer ist er nicht Pazifist, ja er ist unzweifelhaft Anhänger eines lebendigen Systems der Wehrhaftigkeit. Aber er ist doch kein Raufbold aus Prinzip, er sieht die sittliche Degeneration Europas, und Deutschland gehört ihm in diesem Komplex. Die Frage Europas, das ist ihm die Frage der sittlichen Wiedergeburt. Mit dieser Gesinnung und mit dieser Besinnung ist das Reisebuch entstanden, das namentlich in seinen Schilderungen sozialer Hilfsbestrebungen sehr Wertvolles bietet. Ungemein lesenswert ist das Kapitel über die Settlements. Picht ist Katholik und hat den festen Willen zur Gläubigkeit (vielleicht ohne ebenso festen Glauben). Aus dieser Perspektive gesehen, gibt er

England eine pessimistische Prognose. Gäbe es viele Zentrumsleute von der Geistigkeits Pichts, von seiner nationalen Lauterkeit, von seiner europäischen Einsicht — die Verständigung des Reiches mit Bayern wäre mühelos zu erreichen.

St. Gr.

Hans W. Fischer: Hamburger Kulturbilderbogen. (Rösl u. Co., München.)

Fischer, in der Tagespresse als Dr. Frosch bekannt, war ehedem Redakteur an der Neuen Hamburger Zeitung. Dies hier ist aus Gelegentlichem, Grundsätzlichem, aus Polemik und Liebe der Ertrag seiner dortigen Arbeit, die sich nicht damit erschöpfte, Kritik am kulturellen Gebaren der Stadt zu üben, sondern ihr Wesentliches zusammenzufassen. Man sieht hinter Kulissen; auch da wird mit Wasser gekocht, wo man aus der Ferne an Idealismus und Großzügigkeit glaubte, auch da stellen die Kläffer sich den Persönlichkeiten in den Weg und sorgen dafür, daß künstlerisches Wollen nicht etwa zum bedeutenden Signum einer Stadt werde. Das Temperament Fischers ist lebhaft und launig, sein Kampf gegen die Kulturbanausen ehrlich und scharf, seine Anerkennung frisch und beglückend. Man kann diesen Spiegel mit dem Quecksilber des Radikalismus aber auch vor alle großen deutschen Städte halten, was in diesen Zeiten des geistigen Katzenjammers seine vortreffliche Wirkung haben müßte.

K.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 35):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Bezugspreis pro **Juli bis Sept** in Deutschland **425 000 M.** (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite **75 M.** Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN

Clara Landau
Bibliophile Bücherstube G. m. b. H.
Berlin W 30, Berchtesgadener Str. 35

Soeben erschien: Katalog I
Illustrierte Bücher des 18. u. 19. Jahrhunderts
darunter ein Stammbuch aus dem Weimarer Kreis mit 138 eigenhändigen Eintragungen von Goethe, Schiller, Charlotte v. Stein, Wieland, Herder, Schlegel, Jean Paul, Lichtenberg u. v. a.

BUCHHANDLUNG
AM ZOO
Joachimsthaler Str. 43-44
Das gute Buch

Die
Aktions-Buchhandlung
Kaiser-Allee 222
am Rankeplatz
Sozialistische Literatur
Wissenschaftliche Werke
Kunstbücher

Brucks & Höynck
Charlottenburg
Kunst · Gute Bücher
Mommsenstr. 15 - Ecke Leibnizstraße
Steinplatz 137 42

Frei



„EWER"
BUCHHANDLUNG
für allgemeine u. jüdische Literatur
Knesebeckstr. 54-55
dicht am Kurfürstendamm
Tel.: Steinplatz 14748
JUDICA KUNST GRAPHIK
Filiale:
Flensburger Str. 30

Utopia
Buchhandlung und Antiquariat
Kaiser-Allee 209
Ecke Regensburgerstr.

frei

Nicolaische Buchhandlung
Borstell & Reimarus
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 62

Abteilung: Antiquariat
Ankauf von Bibliotheken und einzelnen Werken von Wert

J. Ladyschnikow
Rankestraße 33
Bücher in russischer Sprache. Bücher über Rußland

Max Schildberger
Inh. Artur Schlesinger
BERLIN W 62, Schillstr. 3
Lützow 2191
MODERNE BUCHHANDLUNG

Reserviert für
MALIK-BUCHHANDLUNG
BERLIN W 9, KÖTHENER STRASSE 38
Eröffnung demnächst



FIM
AUSKUNFT MESSAMT
HERBST
MESSE
FRANKFURT A·MAIN
23.-29.
SEPT.
ENDERS

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Septemberwoche

Wer während des Krieges auf die schweren Gefahren hinwies, die Deutschland aus der zahlenmäßigen Überlegenheit seiner Feinde erwachsen und die es schließlich zum Erliegen bringen müßten, der wurde — wenn man ihn nicht sogleich für verrückt hielt — mit der überlegenen Bemerkung abgetan: „Es kommt nicht auf die zahlenmäßige Überlegenheit an Menschen und Material an, sondern auf die Imponderabilien, auf die sittlichen Kräfte, die in einer Nation liegen." Diese Antwort war sozusagen „eine Vorspiegelung wahrer Tatsachen." Gewiß ist es richtig, daß nicht nur die zahlenmäßige Überlegenheit entscheidet. Entscheidend ist vielmehr, daß eine Politik sich sowohl zahlenmäßige Überlegenheit als die Lenkung und Benutzung der Imponderabilien zu sichern weiß. Aber eine Politik, die die Naturgesetze auf den Kopf stellen und die sich selbst oder anderen einreden möchte, daß das Gesetz der Schwere Deutschland zuliebe keine Geltung mehr habe, — eine solche Politik mußte naturnotwendig Schiffbruch leiden. Hat man in Deutschland aus diesen furchtbaren Erfahrungen der Jahre 1914—18 gelernt? Nein! Mit der gleichen schlechten Politik und dem gleichen grundlosen Glauben an die Aufhebung der Naturgesetze ist man an die Stützung der Mark herangegangen. Wer damals sagte, daß die Stützungsmöglichkeit ziemlich eng begrenzt sei, der wurde — wenn man ihn nicht sogleich für verrückt hielt — mit der überlegenen Bemerkung abgetan: „Es kommt nicht auf ziffernmäßige Errechnung an, sondern auf den moralischen Eindruck, den die Stützungsaktion im In- und Auslande hinterläßt." In Wirklichkeit hat die Aktion im Ausland überhaupt keinen Eindruck ge-

macht, und für das Inland bedeutete sie die Vorführung Potemkinscher Dörfer. Mit dem gleichen Glauben an die Aufhebung der Naturgesetze ist man überhaupt in den Ruhrkampf hineingegangen. Wer bereits unter dem Ministerium Fehrenbach-Simons unseligen Andenkens, als in Frankreich Leygues Ministerpräsident war (Herbst 1920), die Verständigung Deutschland-Frankreich befürwortete, weil sie der einzige Schutz gegen die sonst unvermeidliche Katastrophe sei, wer infolgedessen bereits seit Beginn des Ruhrkrieges zu erklären wagte, daß mit der Zeit die Franzosen sich sämtliche wirtschaftlichen und sonstigen Hilfsquellen im Ruhrgebiet erschließen würden, der wurde — wenn man ihn nicht sogleich für verrückt hielt oder lieber noch für einen Landesverräter erklärte — mit der überlegenen Bemerkung abgetan: „An den eisernen Köpfen unserer Westfalen wird der französische Angriff zerschellen.“ Jetzt ist das Ende nahe, und es wird viel düsterer für Deutschland sein als die schwärzesten Schwarzseher hätten voraussagen können. Die Naturgesetze lassen sich auch Deutschland zuliebe nicht aufheben. Diese Illusion muß ein für allemal vorbei sein. Von heute an ist es — nach neunjährigen Enttäuschungen — keiner deutschen Regierung mehr erlaubt, uns auf das Wunder zu vertrösten. Wenn künftighin überhaupt noch eine deutsche Politik möglich sein soll, so muß es ihr oberstes Gesetz sein: aufhören an Wunder zu glauben und andere an Wunder glauben zu lassen, oder anders ausgedrückt: aufhören feige zu sein. Denn woraus sonst entspringen jene grundlosen Hoffnungen auf Wunder als aus einer Seelenverfassung, die Nietzsche immer und immer wieder den Deutschen zum Vorwurf machte, aus jener „innersten Feigheit vor der Realität“!

Der Reichskanzler hat den französischen Botschafter de Margerie empfangen. Die Zeitungen berichten über diese Tatsache wie über ein ungeheures Ereignis, obwohl sie nur eine Selbstverständlichkeit ist. Auch Dr. Cunos Außenminister, Herr von Rosenberg, hat wiederholt Herrn de Margerie bei sich gesehen. Nur war es der Grundsatz der verflossenen Regierung, sich als „starke Regierung“ aufzuspielen, und deshalb stand sie — nach Art aller Schwächlinge, die Stärke vortäuschen wollen — mit der Wahrheit auf schlechtem Fuße. Und

ebendeshalb ließ Cuno bis zum Augenblick seines politischen und moralischen Zusammenbruchs niemals etwas über seine geheimen Unterredungen mit dem französischen Botschafter und mit dem General Ludendorff verlauten. Nach außen demonstrierte man: Abberufung des deutschen Botschafters aus Paris — Passiver Widerstand. Hinter den Kulissen empfing man aber Herrn de Margerie und unterhielt sich daneben mit dem Verlierer des Weltkrieges, und zwar nicht gerade über den passiven Widerstand. Als uns das Ministerium Cuno (unter der liebevollen Anteilnahme des Reichspräsidenten Ebert) aufgetischt wurde, pries man uns das gute Aussehen, das gute Benehmen und noch einige andere gute Eigenschaften des damaligen Kanzlers. Die Mahlzeit ist uns schlecht bekommen: Herr Dr. Cuno war ein schöner Fliegenpilz. Ist das deutsche Volk noch kräftig genug, um die Vergiftungskrise zu überwinden?

Dr. Hermes läßt sich als Kandidat für den Botschafterposten in Paris empfehlen. Gleichzeitig sucht Theodor Wolff den Exkanzler Cuno auf den Posten in Washington zu schieben. Wir halten Herrn Dr. Stresemann für viel zu klug, als daß er diese Kuckuckseier ausbrüten würde, die man ihm da ins Nest gelegt hat. Aber für die Unfertigkeit und Verworrenheit unserer politischen Zustände ist es doch bezeichnend, daß solche Kandidaturen auch nur eine Sekunde lang ernstlich erörtert werden konnten. Man versuche einmal, sich vorzustellen, die Franzosen hätten nach 1789 Herrn Calonne — den Finanzminister des Staatsbankerotts am Vorabend der Revolution — als Botschafter nach London, oder sie hätten nach 1871 Emile Ollivier, den Mann des „leichten Herzens", auf den Botschafterposten nach Berlin geschickt. Unmöglich. Es ist schlechthin unvorstellbar. Bei uns aber gibt es Zeitungen, die den leichtfertigsten aller Finanzminister und den blamiertesten aller Kanzler als Vertreter des deutschen Volkes hinausgeschickt sehen möchten. Im Kriege hieß es: „Die Wahrheit ins Ausland!", deshalb war sie bei uns nicht da. Sollte man jetzt nach dem Grundsatz handeln: „Die Unfähigkeit ins Ausland!", damit wir sie loswerden? Aber man stellt doch nicht seine ausgebrannten Nachtlichte ins Schaufenster.

Rechtsanwalt GUSTAV BLUMBERG PRINZ MAX V. STRESEMANN

I.

Es erinnert alles an die Zeit vor gerade fünf Jahren. Alle Siegesaussichten waren geschwunden. Man berief den Prinzen Max von Baden, damit er den Krieg liquidiere und dennoch die Monarchie rette. Prinz Max wurde der letzte kaiserliche Reichskanzler.

Nach Weltkrieg und Revolution hat das unglückliche deutsche Volk, das seit mehr als neun Jahren nicht zur Ruhe gekommen ist, einen jahrelangen Wirtschaftskrieg auf sich nehmen müssen. Von diesem Wirtschaftskrieg sind die vergangenen acht Monate Ruhrkampf die letzte Phase. Jetzt wird wieder „durchgehalten". Heute vor fünf Jahren durfte man dem deutschen Volke noch nicht sagen, daß wir den Krieg verloren hatten. Darf man heute sagen, was jeder weiß und niemand zu schreiben wagt, daß wir heute Gefahr laufen, den Wirtschaftskrieg gleichfalls zu verlieren? Man hat — ach so spät! — Stresemann zum Reichskanzler berufen, damit er den Wirtschaftskrieg beende und zugleich die demokratische Staatsform und die kapitalistische Wirtschaftsform rette. Stresemann ist ein Politiker von großen Fähigkeiten, er ist überhaupt, seit Bülow, wieder der erste Staatsmann im Amte des Reichskanzlers. Wird er die Aufgabe eines Herkules erfüllen können, oder soll er etwa der letzte deutsche Reichskanzler sein?

II.

Als die Franzosen auf Essen marschierten, hatten wir im Wirtschaftskrieg unsere Marne-Schlacht verloren. War der Einmarsch unvermeidlich? Hätten wir, mit Energie und ernstem Willen, die am Reparations-Soll fehlenden Telegraphenstangen nicht in Litauen kaufen können, den fehlenden Kohlenrest nicht in England, da wir doch jetzt seit acht Monaten sämtliche Kohlen drüben kaufen müssen? Oder waren sich Cuno und v. Rosenberg garnicht bewußt, was auf dem Spiele stand? Man wird das Gefühl nicht los, daß unsere damals leitenden Männer sich einem verhängnisvollen Fatalismus hingegeben haben. Lange genug hatte das Damoklesschwert der Ruhrbesetzung über unseren Köpfen gehangen. Bei jeder Gelegenheit drohte Frankreich mit der Ruhrbesetzung. Es ist menschlich verständlich, wenn sich ein Minister schließlich sagte: „Kommt es jetzt nicht, so kommt es später doch; lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende." Wie gesagt, menschlich verständlich; aber absolut verwerflich! Da ein Kind merken konnte, daß die Franzosen unter allen erdenklichen Vorwänden nach der Ruhr strebten, war es Aufgabe der Diplomatie, den Franzosen Entschädigungsangebote zu machen, die sie selbst beim schlechtesten Willen nicht ablehnen konnten. Ein verantwortlicher Staatsmann darf nie und nimmer die Flinte anderer, seiner vertrauenden Mitbürger, ins Korn werfen. Wenn er keine Rettung mehr sieht, aber auch gar keine Rettung, dann — — — muß er gehen. Und abwarten, ob nicht sein

Nachfolger einen Ausweg findet. Niemand, auch kein Minister, hat das Recht, sich für den Klügsten der Sterblichen zu halten.

III.

Auf jeden Fall haben die Cuno, v. Rosenberg und Hermes die Dauer des Ruhrkrieges weit unterschätzt. Man muß an August, September 1914 denken („Weihnachten sind wir zu Hause!"). Aber selbst dieser verhängnisvolle Irrtum erklärt noch nicht ihre völlige Passivität. Worauf in aller Welt haben sie denn gehofft? Die Engländer haben einmal Frankreich veranlaßt, die Stadt Frankfurt a. Main wieder zu räumen. Haben unsere Minister geglaubt, England wollte oder könnten die Franzosen und Belgier durch Zwangsmaßregeln zum Abmarsch bringen? Nachdem die Franzosen bereits monatelang gegen jedes Recht sich in Düsseldorf und Ruhrort festgesetzt hatten! Ist es wohl denkbar, daß ein Kabinett, auf solche Fata Morgana das Schicksal eines 60-Millionen-Volkes gründen konnte?

Der „passive Widerstand" wurde aus der Seelennot der Ruhrbevölkerung geboren. Er war die natürliche Auflehnung gegen Knechtung und Fremdherrschaft. Die Regierung, die — außer der Verkürzung der Polizeistunde — keinen eigenen Gedanken hatte, erhob den passiven Widerstand zum Regierungsprogramm. Man machte ihn zum Schlagwort für unser politisch noch so kindliches Volk, das jeden politischen Wahnsinn kritiklos mitmacht und alle Not und Entbehrung geduldig auf sich nimmt, solange man ihm nur sein Schlagwort gibt. Das war übelste Demagogie, denn nur geistig Minderbemittelte konnten glauben, die Schwierigkeit des Kohlentransportes, die Schwierigkeit der Koksgewinnung, die Verlegenheit der lothringischen Hüttenbesitzer würden Herrn Poincaré zum Rückzugs-Signal bewegen. Und wenn die Franzosen den Koks in ihren Tornistern hätten nach Hause schlepen müssen, sie wären trotzdem noch heute im Ruhrgebiet!

IV.

Stresemann soll und will mit den Franzosen zum Ausgleich kommen. In den nächsten Wochen muß es sich also zeigen, ob die Ziele Poincarés bis zur politischen und wirtschaftlichen Zertrümmerung Deutschlands gehen.

Behutsam versucht der Kanzler, das deutsche Volk über die gegenwärtige Lage aufzuklären. Fragt sich nur, ob die immer schneller hereinbrechende Wirtschaftskatastrophe zu einer Behutsamkeit noch Zeit läßt. Die von Cuno vergeudeten Monate und die von Havenstein verschleuderten Goldmillionen sind nicht mehr zurückzubringen. Vor dem Ausland läßt sich die Situation nicht verbergen. Unser Volk ahnt, wie es steht, und man muß den Mut aufbringen, ihm die Wahrheit bald zu entschleiern.

Wir vertrauen auf Stresemann und erwarten seine staatsmännische Tat. Dann wird er nicht des Deutschen Reiches letzter Kanzler sein.

Dr. GUSTAV STOLPER

LEGT DIE NOTENPRESSE STILL!

Wir geben hier dem Herausgeber des „Österreichischen Volkswirt" zur brennendsten Frage des Reichs das Wort, nicht allein, weil er als Sachverständiger überhaupt gehört werden muß, sondern weil er im besonderen den Sanierungsprozeß der österreichischen Krone aus der Nähe mitangesehen und durch entscheidenden Rat beeinflußt hat.

Mit würgender Angst verfolgen wir Deutschen außerhalb des Reiches den Verlauf der Katastrophe, die über Deutschland hereingebrochen ist. Aber diese Angst schärft unseren Blick für die verhängnisvollen Irrtümer und Fehler, in die die Politik des Reiches verfallen ist. Wir Deutschen in Österreich sind der besonderen Atmosphäre entrückt, in der die Entschlüsse der deutschen Regierungsstellen und Parteien reifen, aber wir sehen nicht nur objektiver, wir sind auch durch Erfahrung geschult. Hätte man es im Reich jemals der Mühe wert gefunden, sich um die Vorgänge in Österreich zu kümmern, so hätte vielleicht das deutsche Schicksal in diesen Monaten eine andere Wendung genommen. Das gibt mir den Mut, in letzter Stunde der deutschen Öffentlichkeit zu zeigen, wie sich die heutige Lage Deutschlands von außen gesehen darstellt.

*

Als im Jänner die Franzosen ins Ruhrgebiet einbrachen und das Volk an Rhein und Ruhr im geschlossenen passiven Widerstand sich gegen diesen Einbruch erhob, mußte sofort die Frage sich aufdrängen, wie lange und unter welchen Bedingungen dieser Widerstand zu behaupten war. In Deutschland dachte man zuerst an Kohle und Nahrungsmittel, aber man übersah, daß wichtiger als diese Vorgänge die Sicherung der finanziellen Grundlagen des Widerstandes gewesen wäre. Die Besetzung des Ruhrgebiets hatte zunächst einen vehementen Marksturz zur Folge. Die Reichsbank griff mit geschickt angelegter Intervention ein, der Dollar, der auf 50 000 gesprungen war, wurde auf 20 000 zurückgerissen und durch fortgesetzte Intervention fast unverändert auf diesem Kurse stabilisiert.

Daneben aber kam gleichzeitig die Notenpresse in immer stärkeren Schwung. Es war für alle Urteilsfähigen nur eine Frage von Wochen, wann das die künstliche Markstützung vereiteln mußte. Im April trat der neuerliche Zusammenbruch ein. Man tröstete sich, wie man sich im Krieg bei einem Rückzug zu trösten pflegte. Man gab eine vordere Linie auf, weil angeblich eine hintere leichter zu halten war. Natürlich war das Unsinn. An und für sich war ein Dollarkurs von 30 000 bis 40 000 nicht leichter oder schwerer zu halten als ein Kurs von 20 000, wenn gleichzeitig die Inflation in stets verstärktem Maße anhielt. Tatsächlich gab es von da an kein Halten mehr. Der Zusammenbruch mußte, einmal

begonnen, sich immer mehr beschleunigen. Die Regierung erkannte nun allerdings, daß sie einen politischen Schritt zur Beendigung des Ruhrkampfes unternehmen müsse. Es kam das erste, formell und sachlich mißglückte Reparationsangebot, es folgte das Memorandum vom 7. Mai, aber niemand dachte daran, dieser Politik wieder den notwendigen finanziellen Rückhalt zu geben, wie man früher nicht daran dachte, den passiven Widerstand zu finanzieren. Und doch war das eine ohne das andere Wahnsinn oder Verbrechen. Denn sogenannte aktive Reparationspolitik konnte nur dann zu einem Erfolg führen, wenn der Gegner gleichzeitig zur Überzeugung gebracht wurde, daß Deutschland nötigenfalls den Widerstand noch unabsehbare Zeit fortsetzen könnte. Sie war von vornherein hoffnungslos, da die Franzosen genau den Tag des deutschen Zusammenbruches vorausberechnen konnten. Es kam, wie es kommen mußte. Mit der Mark brach die deutsche Widerstandskraft zusammen.

Das Kabinett Cuno fiel, die Regierung Stresemann-Hilferding übernahm ein entsetzliches Erbe. Sie trat es an mit der Aufgabe, die Erbschaft zu liquidieren. Und zum zweiten Male wiederholte sich der gleiche Fehler. Gerade wenn man ernsthaft entschlossen war, den Ruhrkampf, selbst um den Preis schwerster materieller Opfer, zu beenden, mußte man alles aufbieten, um den Zwang zu bedingungsloser Kapitulation abzuwehren. Denn heute handelt es sich nicht um die Höhe der Reparationen, heute handelt es sich um die Einheit und Freiheit Deutschlands, und die Erfahrung des Jahres 1918, wie der furchtbaren Jahre seither, sollten zur Genüge lehren, daß nichts vom Wohlwollen oder der Weitsicht des Gegners, sondern alles von der eigenen Kraft zu hoffen ist. Aber selbst diese Regierung trat ohne Programm sofort wirksamer Maßnahmen ins Amt. Was die Sozialdemokratie an Steuermaßnahmen ersonnen hatte, war vom Reichstag bereits in den letzten Lebenstagen der Regierung Cuno beschlossen worden. Ihre Wirkungslosigkeit mußte sich binnen einer Woche erweisen. Die Mark stürzte und heute würde der ganze Steuerertrag vielleicht den Geldbedarf des Reiches für einen Tag decken. Die folgenden Maßnahmen hatten keinen besseren Erfolg. Das Versagen der „wertbeständigen Anleihe“ war mit mathematischer Gewißheit vorauszusehen. Was Opfermut und Patriotismus verweigerten, sollte der Zwang beschaffen. Man hat nicht nur aus dem Krieg, man hat auch aus der Geschichte und den Erfahrungen anderer Länder nichts gelernt. Niemals noch ist die Staatsgewalt dem wirtschaftlichen Selbsterhaltungstrieb der Bürger gewachsen gewesen. Am allerwenigsten eine Staatsgewalt, die durch die Überspannung ihrer Kräfte im Krieg, durch Zusammenbruch, Revolution, Inflation und ständige Demütigung von außen bereits allzuviel an Autorität eingebüßt hatte. Man erreichte zwar eine kurze Befriedigung des begreiflichen Ressentiments der besitzlosen Massen, aber man prägte den besitzenden Kreisen nur

umso tiefer das Bewußtsein ein, daß die Regierung dem hereinbrechenden Chaos hilflos gegenüberstehe. „Rette sich, wer kann" — das mußte zum Leitspruch nicht nur derjenigen werden, die sich der Republik von Anfang an nur mit Haß und Mißtrauen beugten, sondern auch derjenigen, die bereit waren, ihr zu dienen und zu opfern, wenn sie nur wußten, daß ihr Opfer nicht bestimmt vergeblich wäre.

*

In allen chaotischen Zeiten der Geschichte blüht der Wunderglaube. Schien die Mark in ihrem Verfall nicht mehr aufzuhalten, so wurde die Sehnsucht nach dem Gelde als dem wertbeständigen Maßstabe des Wirtschaftslebens allgemein. In seiner Stuttgarter Rede erklärte der Reichskanzler die sofortige Rückkehr zur Goldwährung als Regierungsprogramm. Seither scheint in Berlin in dieser Frage viel dilettiert worden zu sein. Daß nur einen Tag lang die Idee einer „Roggenwährung" ernsthaft diskutiert werden konnte, ist nur ein erschreckendes Zeichen, wie weit sich Deutschland in seinem Unglück vom Denken der übrigen Welt isoliert hat. Der Glaube, daß sich Deutschland, das mit abertausen Fäden in die Wirtschaft, verflochten ist, eine von den wirtschaftlichen Grundbegriffen der übrigen Welt völlig verschiedene Währungs- und Wirtschaftsorganisation geben könnte, war so abstrus, daß er nur als Zeichen einer nervösen Überspannung gedeutet werden konnte. Aber es scheint, daß man tatsächlich sich an ein Währungsexperiment heranwagt, das zwar Deutschland nicht vor dem Chaos retten, dafür aber künftige Aufbaumöglichkeiten aufs schwerste kompromittieren würde.

Man wiederholt also die Torheit, die Deutschösterreich im vorigen Juni begangen hat. Natürlich ist keinem der deutschen Sachverständigen das Schicksal des österreichischen Experimentes bekannt. Das Schlagwort ist siegreich und so braucht man sich nur noch über „technische Details" zu unterhalten. Man wird also eine neue Notenbank oder eine Goldabteilung der Reichsbank gründen, wird eine neue Note drucken, die als „Goldnote" bezeichnet sein wird, wird versuchen, dem Publikum einzureden, daß die neuen Zettel etwas anderes sein sollen als die alten Zettel. Ganz wie man im vorigen Sommer in Deutschösterreich geglaubt hat, eine neue Währung einführen zu können, bevor man eine Ahnung hatte, wie man das Defizit decken wolle. Noch steht es nicht fest, ob dieses heillose Experiment, das in Deutschösterreich glücklicherweise vereitelt werden konnte, in Deutschand verwirklicht wird. Geschieht es dennoch, so wird man spätestens binnen wenigen Wochen die schmerzhafte Erfahrung machen, daß der Wert einer Note nicht von ihrem Aufdruck, auch nicht von ihrer sogenannten „Deckung", sondern allein von dem Zustand der Finanzwirtschaft abhängt, auf die sich das Geldwesen stützt. Bei den heutigen Devisenkursen ist der Trillionenumlauf der deutschen Reichsbanknoten durch das

Reichsbankgold an Wert noch immer mehrfach überdeckt. Es gibt keine Währung der Welt, die nach dieser Logik so glänzend fundiert wäre, wie die Reichsmark. Aber eine solche Rechnung ist nicht mehr als eine Spielerei für währungspolitische Kinder. Denn es ist ganz gleichgültig, ob und in welchem Maße eine Währung bei der ohnehin keine Bezahlung besteht — und diese, das heißt das Recht der jederzeitigen Einlösung der Banknoten in Gold, ist heute tatsächlich oder rechtlich in allen Ländern Europas außer Kraft gesetzt — durch Gold oder sonstwie „gedeckt" ist. Soll eine Währung stabil sein, so kommt es einzig und allein darauf an, daß die Noten nicht willkürlich, also insbesondere für Goldbedürfnisse des Staates vermehrt werden. Jeder Währungsreform muß daher eine Beseitigung oder anderweitige Deckung des staatlichen Defizits, d. h. die Stilllegung der Notenpresse, voran gehen. Gerade davon aber spricht in Deutschland kein Mensch. In gleichem Atem, in dem die Notwendigkeit der sofortigen Gründung einer neuen Währung auseinandersetzt, erklärt man mit naiver Selbstverständlichkeit, daß an eine Stillegung der Notenpresse nicht zu denken sei, bevor nicht der Staatshaushalt durch neue Steuern ins Gleichgewicht gebracht sei. Dabei hat man erst in diesen Wochen krassesten Anschauungsunterricht erhalten, wohin der Versuch, mit phantastischen Steuern etwas auszurichten, bevor der Goldwert gefestigt ist, führen muß.

Aller Währungs- und Finanzreform ist die Stillegung der Notenpresse nicht Ziel, sondern Bedingung.

Ist sich in Deutschland niemand bewußt geworden, was man in diesen Monaten geschehen ließ? Seit Beginn des Ruhrkampfes hat die Reichsbank rund eine halbe Milliarde Goldmark für Stützungszwecke in den Markt gepumpt, hat man diese ganze ungeheure Summe fast wirkungslos der Spekulation überantwortet, und während die Reichsbank auf der einen Seite ihr kostbares Gold hinauswarf, hat dieselbe Reichsbank gleichzeitig in Milliarden und Billionen die Papierzettel gedruckt, mit denen die Spekulation ihr das Gold abnahm. Genau wie in diesen Tagen die Hunderte von Billionen neuer Papierscheine dazu benützt werden, den Devisenbesitz derjenigen zu ergänzen, die etwa einen Bruchteil davon für die wertbeständige Anleihe hingegeben haben sollten. Ist niemand in Deutschland auf den Gedanken verfallen, daß sich der verhängnisvolle Umweg über die Notenpresse vermeiden ließe, indem man das Gold und die Devisen der Reichsbank bei stillgelegter Notenpresse direkt verkauft und mit dem Papiererlös den Goldbedarf des Reiches deckt?

Es ist in der Wirkung ganz gleichgültig, ob die Mittel, mit denen das Reich seinen Bedarf bestreitet, aus vorhandenen Goldbeständen, inneren Anleihen oder äußerem Kredit stammen. Man denke sich endlich den Goldschleier, der über den wirtschaftlichen Vorgängen liegt, zerrissen. So wird das Problem sinnfällig. Die Wirtschaft verfügt in einem bestimmten Augenblick über eine bestimmte Gütermasse. Diese Gütermasse muß auf die öffentlichen und privaten Haushalte aufgeteilt werden. Daß diese vorhandene Gütermasse an und für sich hinreicht, muß solange als erwiesen gelten, als das deutsche Volk überhaupt am Leben ist. Mit Währungspolitik hat diese Frage nichts zu tun, denn so viel weiß heute bereits jedes Kind, daß die Notenpresse die verfügbare Gütermasse nicht um ein Quentchen vermehrt. Damit wird es deutlich, daß die Stillegung der Notenpresse kein wirtschaftliches, sondern ein technisches Problem ist. Ob viel oder wenig Güter der Wirtschaft zur Verfügung stehen: ihre Verteilung, die bisher durch das Instrument der Notenpresse vollzogen wurde, indem das Reich durch die Schöpfung künstlicher Kaufkraft soviel Güter an sich zog, als es zur Erhaltung seiner Beamten usw. brauchte, muß auch ohne dieses Instrument möglich sein. Ist erst die Notenpresse stillgelegt, dann bringt sich die Wirtschaft von selbst ins Gleichgewicht. Die Kapitalsaufzehrung kann auch dann noch anhalten, aber in Hinkunft kann jeder nur noch vom eigenen Kapital und nicht mehr vom Kapital der andern zehren. Inflation bedeutet Verschwendung, wie geordnete Finanzwirtschaft Zwang zur Sparsamkeit bedeutet.

Die sofortige Stillegung der Notenpresse ist notwendig, und sie ist möglich. Ich weiß, was ich damit einem Volke sage, dem seit nahezu zehn Jahren die Unentbehrlichkeit der Notenpresse fast zum Axion geworden ist. Aber es gilt klar zu sehen um jeden Preis. Es ist noch nicht bestimmt, wie viel hundert Millionen Goldmark das Reich in den nächsten Monaten braucht, wahrscheinlich weiß es Dr. Hilferding auch nicht. Aber sicher ist, daß die 500 Millionen Goldmark, die die Reichsbank noch immer besitzt und die durch freiwillige und Zwangsanleihe mühelos auf eine Goldmilliarde gebracht werden können, auf mindestens ein halbes Jahr ausreichen wird. Dieser Schatz, der heute nutzlos und schutzlos dem Zugriffe der Entente preisgegeben in den Kellern der Reichsbank liegt, kann Leben gewinnen im Rahmen eines deutschen Finanzprogrammes. Nicht als imaginäre Deckung für eine imaginäre neue Währung — ist man durch Erfahrungen dieser Jahre noch nicht belehrt, daß der ganze Goldbestand der Reichsbank den Verfall der Währung nicht einen Tag lang verzögern konnte? —, sondern als Deckungsfonds für das Defizit des Reiches in der Übergangszeit, die notwendig ist, um bei stabilisierter Währung den öffentlichen Haushalt in Ordnung zu bringen.

Man kann Zweifel hegen, ob diese Ordnung des öffentlichen Haushalts in wenigen Monaten möglich ist. Ich halte die Zweifel

für begründet; und ich glaube, daß auch der jetzige Finanzminister dieser Meinung ist. Aber außer Zweifel steht, daß selbst eine Stabilisierung der deutschen Währung durch wenige Monate gerade für eine Liquidierung des Ruhrkampfes, für Deutschlands Rettung Entscheidendes bringen würde. Nur eines ist nötig: Daß diejenigen, die für die Rettung Deutschlands arbeiten, auch daran glauben, und von ihnen starke Suggestivkräfte auf diejenigen ausströmen, deren Urteil nicht von wirtschaftlicher Vernunft, sondern vom Gefühl geformt wird. Man stelle sich eine Reichsregierung vor, die vor das Volk mit der Proklamation tritt: „Von morgen ab — buchstäblich von morgen — wird und bleibt die Notenpresse stillgelegt — und ein neues Deutschland ist geschaffen!"

Der Mechanismus der Goldwirtschaft reagiert zwangsläufig. Tritt die Regierung ohne neuen Notendruck als Verkäufer von Gold und Devisen auf, so besteht keine Möglichkeit der spekulativen Hamsterung, denn niemand verfügt — wohlgemerkt immer bei stillgelegter Notenpresse — nach der allgemeinen Markflucht dieser Monate über die Markbeträge, die zum spekulativen Ankauf von Devisen oder Waren notwendig wären. Da keine zusätzliche Kaufkraft mehr geschaffen wird, verfügt jeder nur über soviel Kaufkraft, als er sich durch seine Arbeit im Wirtschaftsprozeß oder durch Veräußerung von Kapitalsgut erwirbt. Die nächste Wirkung ist nicht nur ein ungeheurer Sturz der Devisenkurse durch das Angebot von Reichsbank und Regierung, sondern eine gleichzeitige, massenhafte Veräußerung von privaten Devisenbeständen aus Furcht vor weiterer Entwertung und die Rückkehr des In- und Auslandes zu Mark und Markwerten, vor denen man in der Zeit der Inflation um jeden Preis geflohen ist. Der Punkt, an dem die Regierung den Sturz der Devisen Einhalt gebieten will, liegt in ihrem Ermessen. Denn gegen die Ausgabe neuer Noten zur Aufnahme eines drängenden Devisenangebotes, ist weder theoretisch noch finanzpolitisch etwas einzuwenden, so wenig, wie in den Zeiten vollkommen gesunden Goldwertes eine Notenbank sich geweigert hätte, Gold gegen Noten anzukaufen.

*

Diesen ganzen Prozeß in allen seinen Auswirkungen hat Deutschösterreich an seinem Leibe ebenso erfahren, wie die vorangegangenen Verirrungen. Als mit dem 19. November 1922 die Stillegung der Notenpresse feierlich verkündet wurde, hat es nur über einen Bruchteil der Goldmenge verfügt, die die deutsche Reichsbank heute noch besitzt und die Genfer Protokolle waren zwar unterzeichnet, aber alle maßgebenden Regierungsstellen von den ernstesten Zweifel erfüllt, ob und wann die versprochenen Kredite eintreffen würden. Tatsächlich war um die Jahreswende eine kritische Zeit, die leicht den kühnen Entschluß hätte über den Haufen werfen können. Trotzdem hat der Mut, mit dem man damals das Notwendige tat, seine

guten Früchte getragen. Die österreichische Krone ist seit einem Jahr bei andauernd hoch passiver Wirtschaft die stabilste Währung Europas. Und noch in einem wesentlichen Punkt muß das österreichische Vorbild erwähnt werden. In wenigen Wochen hat Deutschösterreich im vorigen Herbst 90 Millionen Goldkronen aus eigenen Mitteln aufgebracht. Bedenkt man, daß Deutschland zehnmal so groß und mindestens zwanzig- bis dreißigmal so reich ist, so würde dem 90 Millionen-Opfer Deutschösterreichs mindestens eine Zwei-Milliardenleistung Deutschlands entsprechen. Und heute wird in Deutschösterreich auch von denjenigen, die damals am lautesten gejammert haben, zugegeben, daß das Opfer überhaupt für niemanden irgendwie fühlbar gewesen ist. Man wende nicht ein, daß dies Opfer im Vertrauen auf Genf, auf eine endgültige Sanierung gebracht wurde. Als im vorigen Juni angesichts der drohenden Katastrophe die Wiener Banken binnen einer Stunde sich bereit erklärten, für das damals verrückte Notenbankprojekt hundert Millionen Goldkronen aufzubringen, die damals von allen Beteiligten als reine Zwangsanleihe betrachtet wurden, war von Genf und Auslandskredit noch weit und breit keine Rede. Es war einfach der Wille zur Selbsthilfe gegen drohenden Untergang, und dieser Wille wurde durch eindeutige Entschlossenheit einer Regierung geweckt, der auch die Opposition zur Stütze und Anfeuerung, nicht zur Hemmung wurde.

Es ist in diesem Zusammenhang nicht vom Reparationsproblem, nicht von seinen Wirkungen auf eine künftige endgültige Reform der deutschen Reichsfinanzen und der deutschen Währung zu sprechen. Mit allen Zweifeln, die sich daran knüpfen mögen, braucht man heute sich nicht auseinanderzusetzen, denn zunächst kommt es allein auf die nächsten paar Monate an.

Die Stuttgarter Rede des Reichskanzlers hat die Liquidation des Ruhrkampfes eingeleitet. Die schönsten Goethe-Zitate können die Welt nicht mehr über diese grausamste Wirklichkeit hinwegtäuschen. Aber Herr Poincaré beeilt sich nicht, das deutsche Kapitulationsangebot zu beantworten. Die Entente hat sich auch im Herbst 1918 damit nicht beeilt. Herr Poincaré will nicht diskutieren, er will diktieren. Und er wird daran solange festhalten, als er den deutschen Zusammenbruch und die bedingungslose Übergabe nur für eine Frage von Tagen hält. Diese Auffassung zu zerstören, ist die nächste Aufgabe der deutschen Politik. Als im Herbst 1918 General Ludendorff Waffenstillstand um jeden Preis forderte, war es Walther Rathenau, der einen in seiner Vergeblichkeit erschütternd hinreißenden Aufruf zur Massenerhebung gegen den einbrechenden Feind veröffentlichte. Zum zweitenmal steht Deutschland vor seiner Kapitulation, ein vielleicht noch verhängnisvollerer Schritt, als er im Herbst 1918 getan werden mußte. Es gilt das letzte Aufgebot der Kräfte zu organisieren, um den Bestand des Reiches zu retten.

Macht's nur der Kontrast, daß ich finde. Wien frohlockt. Die ganze Stadt flaggt, auch ohne Fahnen. Die Straßen, auch nachts, ganz hell, vor dem Rathaus eine Bau-Ausstellung, in der Burg die Wiener Messe, in der Rotunde eine Weinkost-Ausstellung. Etwa 600 Weinsorten aus ganz Österreich werden dort von andächtigen Sachverständigen geprüft. Abends auf der Ringstraße Hunderttausende: Der große Springbrunnen, in Farben leuchtend, lockt hunderttausend schau-lustige große Kinder aus den Vorstädten heran. Anderen Tags ein Riesenfeuerwerk in Döbling, auf der Hohen-Warte. Nie war Wien froher, nie strahlender, nie menschlicher. Endlich, endlich Menschen um Einen herum, die lachen! Zwar die Wiener haben in schwarzen Tagen lachen können, vor allem über sich selbst. Aber das war eine bittere Heiterkeit, jetzt ist das Lachen gutmütig, kindlich, meinetwegen kindisch, sie denken nicht mehr als nötig an die Weltlage, nicht einmal an den Ablauf der Kredite, ja auch die Wohnungsnot kann sie nicht grämlich machen. Man sollte gerade in diesen finsteren Tagen von reichswegen Erholungstourneen nach Wien veranstalten. Wir in Berlin wissen ja garnicht, wie wir uns allmählich des Lachens entwöhnt haben, der Gram ist stumm, wie dünner grauer Staub in unsere Köpfe gezogen, wir sind innen alt geworden. Aber diese unentrinnbare Ernsthaftigkeit ist eine so unscheinbare wie schwere Erkrankung. Ein Volk darf nicht zu lachen verlernen, auch nicht in bittersten Tagen. Wir werden widerstandsfähiger sein, wenn wir fröhlicher werden! Wir werden politisch freier sein, wenn wir uns nicht vergrämen lassen! Lieber Dr. Stresemann, möchte man schreiben, halten Sie sich von allen Erbschaften dieses armen Sünders Cuno frei, auch von seinem Kapuziner-Predigt-Ton. Gebt nur dem Volke (nicht dem Dielen-Pöbel) circenses! Feuerwerke, Hochstrahlbrunnen, Liederabende, Stunden beim Heurigen. Keine Weltuntergangsstimmung! Im Gegenteil, Weltanfangsstimmung! Dieses Wien geht noch in Flicken und Lumpen herum, aber es tanzt darin! Das arme, vergrämte Deutschland soll sich nicht ängstlich umschauen, wenn es einmal lachen will. Wir müssen wieder das gute Gewissen zur Fröhlichkeit haben. Gewiß, die Wiener haben die göttliche Unbefangenheit von Natur aus, wir müssen sie uns auf Umwegen, durch die Planwirtschaft der Vernunft erschaffen. Ich schrieb einmal einer jungen Seele ins Stammbuch: Erleichtererin des Lebens (sie stolperte sechsmal über das Wort). Das brauchen wir: Erleichterer des Lebens. Es ist jetzt, wenn wir den großen Strich hinter die cunoistische Periode ziehen, nötig, daß wir uns selber wieder zur Fröhlichkeit ermutigen. Psychologie, verehrter Herr Kanzler, das fehlte den Schafen und den Wölfen des Cunoismus. Das Riesenfeuerwerk der Wiener, zu dem die ganze Stadt auf Rädern, Straßenbahnen, Autos, Schusters Rappen lief, fuhr,

radelte, Familien, Liebespaare, Junggesellen, Großmutter, Kinderwagen, Blinde — dieses Riesenfeuerwerk war auch eine staatsmännische Tat. Lachen ist nötig! Lachen machen produktiv!

Gewiß, die Österreicher haben Glück. Sie haben in Seipel einen ungemein geschickten Kanzler, in dem Bankier der Stadt Wien, dem Finanzminister Breitner, einen ideenreichen Kommunalführer gefunden. Der eine ist christlich-sozial, der andere ist sozialdemokratisch. Es gibt keine öffentliche große Koalition. O, es gibt sogar sehr entschiedene prinzipielle Debatten. Aber wenn jeder Parteiführer mit sich ganz allein ist, dann sagt er sich, daß es eigentlich ganz gut ist, daß auch der andere existiert. Die Polarität liegt dem Wiener im Blut. Er bejaht den Gegner stumm oder hat so viel instinktiven dramatischen Sinn, zu ahnen, daß das Weltdrama nur mit verteilten Rollen aufgeführt werden kann. Wir müssen mit allen Argumenten des Verstandes uns zur großen Koalition aller inneren Kräfte zusammenorganisieren. Der Österreicher hat die große Koalition stumm im Blute. Auch der Feind ist mit ihm verbunden. Daher die geheime Liebe des Antisemiten zum Juden, daher das freundschaftliche Nationalgefühl gegenüber den Tschechen — der beste Germanisator hieß Alexander Girardi — deshalb hat es hier keinen Rathenaumord geben können und keine Abschlachtung der Luxemburg. Ich bin — — der Wiener weiß es garnicht, daß er ein alter Inder ist. Darum gibt es hier auch nur so wenig Anhänger Schmussolinis, will sagen: Hitlers, daß die Bürscherln auf ihrem Parteitag beschlossen, bei den kommenden Wahlen garnicht mitzutun. Der Fanatiker wird hier weggelacht.

Ein weiser und mutiger reichsdeutscher Mann geht nachts mit einem Wiener über die Ringstraße — nach jenem Volksfest mit Feuerwerk. Sie reden über den wienerischen Menschen, der der nackten Weisheit gern ausweicht. „Der Wiener“, sagt der Norddeutsche, „lebt immer in einer Illusion. Dafür ist aber das Leben zu kurz, wir sind jedem die Wahrheit schuldig.“ — „Ach“, erwidert der Wiener, „ist das nicht das Grausamste? Das Leben ist zu kurz, wir sind jedem seine Illusion schuldig!“

„Neulich hat der Reichstag sich versammelt,
Ach, er weiß sogar, zu welchem Zweck.
Vieles wird verheißungsvoll gestammelt.
Er zieht dann den Karren aus dem Dreck.
Helena, du ahnst nicht, welche Öde
Sich im Parlamentarismus zeigt:
Jeder hört nur seine eigne Rede
Und ist glücklich, wenn der andre schweigt.“

(Frank Wedekind, 1898.)

KURT KERSTEN

EINE REVOLUTIONÄRIN DER LIEBE
(Luise Aston.)

Wer weiß noch etwas von ihr? Von diesem revolutionären Geblüt, diesem nimmersatten, unruhigen, ehrgeizigen Frauenzimmer, das aus lauter Exhibitionismus sich in tollste Abenteuer stürzte und zugleich auch wieder durch Harmlosigkeiten die Rache der preußischen Polizei herausforderte? Sie hat ihre Rolle im 48er Jahr gespielt, einige schlechte Romane schreiben lassen und einige Briefe hinterlassen, über die man eine ungetrübte Freude empfindet, denn in diesen — ungedruckten — Briefen vibriert noch ihr Leben, hier spürt man noch, daß Leben wichtiger ist als Schreiben, daß der beste Roman dieser Frau ihr Leben selbst gewesen ist und daß ihre Selbstschilderungen in den Romanen nur dürftige Selbstbespiegelungen gewesen sind. Ja, sie hat sich sehr geliebt, sich selbst vielleicht noch mehr als alle ihre Liebhaber, und sie hat aus ihrem Leben ein Beispiel gemacht, sie war nicht nur mit Worten für die „Emanzipation des Fleisches" tätig, sie hat sich geopfert, und diese Hingabe war ihr Werk. Ihre Romane sind nur Rechtfertigungen ihres Lebens.

Sie wurde 1814 bei Halberstadt geboren, der Revolutionsgeneral Hoche war ihr Verwandter, in einem Pfarrhaus wuchs sie auf, hernach hat sie es verhöhnt und ihrem Vater bittere Wahrheiten gesagt, wie ein weiblicher Ferdinand. Ein reicher Engländer kaufte sie sich für die Ehe; als sie es nicht aushielt, lief sie davon; zweimal mußte sie die Gerichte berennen, endlich kam es zur Scheidung. Dann abenteuerte sie, suchte sich die Männer aus, die ihr gefielen, intrigierte, hetzte, war stets im Angriff, kam immer zum Ziel. Dann dringt sie in Berlin ein, gerät sofort in Konflikt mit der Polizei; ist es nicht unerhört, daß sie Zigarren raucht? (Rauchen auf der Straße war im vormärzlichen Berlin verboten.) Läuft sie nicht in Männerkleidern herum? Sprach sie nicht offen vom Letzten und Schönsten der Liebe? Zweifelte sie nicht am preußisch-evangelischen Gott? Man sandte Spitzel hinter ihr her, horchte sie aus, drehte ihr endlich einen Strick, nagelte sie fest, nachdem man sie provoziert hatte, und wies sie aus. Sie ging nach — Köpenick und rächte sich durch eine sehr temperamentvolle Flugschrift, die in Brüssel erschien. Im 48er Jahr kehrte sie nach Berlin zurück, will auf den Barrikaden gestanden haben, war unendlich glücklich in diesem Wirrwarr von Politik und Liebe, spielte die „Jungfrau von Orleans" der Revolutionäre, aber ohne Lionel und Dunois zu verschmähen, ging mit den Freikorps als Krankenpflegerin nach Schleswig-Holstein, erhielt zu ihrer größten Freude eine Schramme an der Hand und kokettierte ausgiebig mit ihr, ruhmgekrönt kehrte sie nach Berlin zurück und versuchte es mit einer Zeitschrift „Der Freischärler", reizte Wrangel auf äußerste, höhnte ihn als „Pacificator", nannte ihn „gefeierten Mordbrenner", pro-

testierte gegen die Zensur, verkündete laut die radikale Republik, verspottete die Demokraten und brachte es bis zur fünften Nummer — dann wies man sie aus; in Breslau, Hamburg, Leipzig faßte sie vergeblich Fuß; erlitt überall Haussuchungen, wurde überall ausgewiesen, vorübergehend sieht man sie in Frankreich, dann heiratet sie einen Dr. Meier, bedingt sich aber völlige Unabhängigkeit aus, lebt zuweilen längere Zeit mit alten Freunden zusammen und verschwindet plötzlich mit Meier nach — Rußland. Man spottet. Alles wundert sich, daß diese Revolutionärin gerade nach Rußland geht. Es läßt sich nicht ändern. Sie nimmt am Krimkrieg teil, kehrt nach Deutschland zurück, lebte da und stirbt 1871, ist nun vergessen.

Hinterlassen hat sie einige Gedichte, einige Romane, die Blätter der Zeitschrift — alle diese Werke gehen unter ihrem Namen, böse Zungen behaupten, mehr hätte sie zu diesen Werken auch nicht gegeben; ich habe unter Varnhagens nachgelassenen Papieren eine Notiz gefunden, nach der sie für Liebe oder Geld, zuweilen auch für Liebe und Geld alle diese Werke von ihren Männern schreiben ließ, zu denen auch der junge Gottschall (Rudolf) gehörte; es gibt da auch einen Liebesbrief an Gottschall, ich habe ihn gelesen und werde ihn nie vergessen, er ist an der Seite eines anderen geschrieben und enthält süßeste Aufforderungen, lieblichste Schmeicheleien, und der alte Gottschall rückt einem zum ersten Male nahe. Mögen die gedruckten Werke von ihr sein oder nicht — einerlei —, sie waren modern und sind vergessen, stöbert man sie auf, werden noch am ehesten ihre Lieder lebendig, und dann ihre Verteidigungsschrift, als man sie aus Berlin auswies. Diese Gedichte sind nicht wählerisch im Ausdruck oder in der Form, aber sie besitzen Leben, Schlagkraft, sie entsprangen dem Intellekt, deshalb haben sie keine revolutionäre Glut, sie zerplatzen wie Raketen, aber man freut sich darüber. Niemand kennt sie mehr, sie sind verbraust, wie der Sturmwind jener Tage, schrieb doch Varnhagen schon 1850, wie „fabelhaft“ es wäre, daß solche Gedichte noch erschienen. Heute stehen wir den Gedichten vielleicht näher als 1850, aber ihre Ideen, ihr Gehalt ist nun verblichen, ihr Umriß nur erfrischt. Sie ruft voller Trotz aus: ich will mich nicht beherrschen; ich will nicht freundliche Grimassen schneiden, wenn mir die Brust vom Zorn schwillt. Klare politische Anschauungen hat sie wohl nie gehabt, die Politik war für sie auch nur eine Atrappe, eine Bühne, vor deren buntem Hintergrund sie erotischen Abenteuern nachjagte. Deshalb ist ihr Einfluß auf die Frauenbewegung auch gering gewesen, für sie gab es in der Frauenfrage wesentlich nur ein erotisches Problem; das wirtschaftliche Problem sah sie nicht. So wurde sie nur die Verkünderin der „freien Liebe“, erschöpfte sich in der Forderung nach der „Emanzipation des Fleisches“. Damit fiel sie auf, aber das war nicht alles. In allem: sie hielt sich gern an Worte und berauschte sich:

„Schlagt die Gläser all' in Scherben:
So vergeh' die alte Welt!
So mag sterben und verderben,
Was das Herz in Fesseln hält.“

(Aber vielleicht stammt dieser Singsang ja gar nicht von ihr.) Sie hat sich verschwendet, indem sie eroberte. Sie war im höchsten Grade aggressiv, ihr Weiblichstes drängte zur Tat, zur Erfüllung. Sie war ein ungebändigtes Stück Natur. Psychopathen kommen vielleicht mit „Verdrängung“, Androgynen usw.; ihre Werke sind vielleicht eine Fundgrube für gewisse Torheiten, mindestens Übertreibungen. Merkwürdig ist schon diese naive, grenzenlose Selbstbewunderung, dies Hineinwachsen in männliches Tun — mit der verborgenen Absicht, Männer zu reizen, zu fordern und zu überwinden — durch das Geschlecht. Sei wie es sei — sie hat ihr Leben nach innerem Gesetz gestaltet, sie war ein Original und ein sehr, sehr begehrenswerter Stern. Nun ist alles verschwunden, ihre Bücher, die vielleicht nicht ihre Bücher sind, modern, zuweilen sieht man einen ihrer zuckenden, umgarnenden Liebesbriefe und denkt an ihr Grab, an den Ärger, den sie erregt, an die Freuden, die sie bereitet — dahin — dahin.

HANS REIMANN

KLAGE EINES VERUNGLÜCKTEN PHILOLOGEN

Alles, eiweih, ist einerlei.
Panta rhei, panta rhei.
Ich bin nicht weniger als du und deine Gattin.
Und auch nicht mehr. Ob Cicerone, ob Mulattin,
Ob Somnambulerich, ob Straßenbahner,
Ob Akrobatin oder Spenglerianer,
Ob Wandervogel oder Bierverleger,
Ob Postminister oder Schornsteinfeger:
Jeder ist — ein Leben lang —
Sein eigener Notausgang.

Wenn der Himmel hobelt, fallen Späne.
Mir im Knopfloch glitzert die berühmte Träne,
Mir, dem dummen Hans in tausend Gassen.
Schnödes Sachsenland, dich habe ich verlassen,

Denn ich hatte die Stadt Leipzig knüppeldick.
Als Zigeuner zieh' ich durch die kaiserliche Republik,
Bin kein Dichter, bin nur Literat.
Schmeckt die Lebenssuppe allzu fad,
Spucke ich mir mit Applomb hinein.
Ei, wie scherzhaft, auf der Welt zu sein!
Ich schlage mich schlecht und recht durch die Lande.
Die Kölner singen „An der Saale hellem Strande“,
In Dresden hingegen jaulen sie die Lorelei.
O weiche Melodei! Panta rhei, panta rhei.
Die Träne fließt, die Donau und die Pleiße.
Das ganze Dasein ist eine Reise im Kreise.
Sooft Euch die Sorge nicht schlafen läßt:
Blickt auf zu den Sternen! Die stehen fest, das steht fest.
Wozu Jammern, Seufzen, Schelten?
Da droben gibt es noch etliche Welten.
Der Frühling ist süß, und herb ist der Herbst
In Hamburg, in Bamberg, in Danzig, in Zerbst,
In Straßburg, in Konstanz, in Prag und in Genf.
Scheibenhonig wechselt mit Senf,
Und ringsum sprießen die Hühnerleitern.
Man lasse sein bissel Ethos vereitern,
Gewöhne sich an Abnorm- und Perverses
Und pfeife auf Diverses.
Beinah' wär' ein Philolog aus mir entstanden.
Aber ehe die Examina entbrannten, kam ich abhanden,
Bin vom Trittbrett abgerutscht
Und in ein Vakuum gekutscht.
Und jetzt schnitzle ich Löcher in mein Schädelbrett
Und laß mich für Geld sehen beis Kabarett.
Meine Seele fühlt sich schon fast wie Schleim an.
Ja ja, Ihr Leute, ich bin ein panta rheimann
Und melke zuweilen die traurige Leier.
Bitte schön: Schenken Sie mir einen Dreier!

„Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!“ sagte Allacher in den Spiegel hinein. Keine Miene des eigenen äußerst streng gefalteten Gesichtes entging seiner Prüfung. Im Reflex der Quecksilberfläche sah er das ganze Zimmer mit Tisch und Sessel und dem kleinen Bücherbord, davor aber immerzu nur sich, so breit wie das Porträt eines alten Meisters, der allerlei Detail zur Abdämpfung hinter die Kontur gerückt hat. „Sire!“, und er schlug sich die Augen wieder entgegen, durchbohrte sich, denn dort im Hintergrund der Pupille steckte ein anderer, den er anredete, der im Augenblick zwanzig Straßen entfernt lebte, eine Zigarre rauchte, mit seinem Hund spielte und vermutlich an Kongestionen von allzugutem Essen litt.

„Sire!“, und er nahm einen dritten Anlauf, „Sie wagten es, mich in Gegenwart der Schreibmädchen, der Sekretäre, des Lageristen und eines völlig außerhalb unseres Geschäftes stehenden Briefbotens, einen Tölpel zu schimpfen.

Als ich vor zwanzig Jahren eintrat, waren Sie das Gelächter des Hauses, und man putzte sich die Federn an Ihren Haaren ab. Nur weil Sie älter wurden, kam das in Vergessenheit. Sie verpaßten regelmäßig alle geschäftlichen Termine, Sie ließen sich von den Chefs, die junge Leute waren und Ihnen die Geliebten wegnahmen, wie einen Fußschemel behandeln; es war Ihnen alles ganz gleichgültig, weil Sie keinen Ehrgeiz hatten, es sei denn, daß er darin bestand, mit krummem Buckel die Leiter der Anciennität hinaufzukriechen. Sie befolgten das Rezept, nach oben zu dienern, nach unten zu treten.

Ich bin nur ein halbes Jahr jünger als Sie, ein Zufall wollte es, daß ich zwei Monate nach Ihnen eintrat, ich nützte dem Geschäft durch weite Verbindungen, durch mein Geschick und durch meine Aufmerksamkeit; ich dachte an dieses Geschäft, das für mich eine Lebensbedingung seelischer Art war. Sie sogen es nur aus, um in einen bequemen Klubsessel zu rutschen, Sie waren die Faulheit, die ihr bißchen Witz dazu anwendet, andere würgen und schaffen zu lassen, selbst aber zu genießen. Mögen Sie! Aber das gibt Ihnen kein Recht, mich einen Tölpel zu schimpfen. Denn ich erkannte Sie und Ihren Nichtsnutz. Sie saßen da und waren, der Sie eigentlich nicht sind. Ich stand hinter den Kulissen, bewegte die Unternehmungen, und immer, wenn mir etwas gelungen war und die Chefs kamen, mir mit einem Händedruck ihre Befriedigung auszusprechen, hockten Sie plötzlich auf meinen Schultern, muschelten die Hand und zeigten: S i e seien es gewesen!

Gestern hat man Sie an die Spitze des ganzen Hauses gestellt. Alle sind gekommen, Ihnen Glück zu wünschen. Meine Höflichkeit

und meine gute Erziehung verboten mir, wegzubleiben, auch hätte es aussehen können: ich neide Ihnen das Erreichte. Ich war niemals neidisch, ich hatte vor lauter Arbeit keine Zeit neidisch zu sein. Aber ich war nahe daran, Ihnen ins Gesicht zu sagen, Sie seien ein Parasit, Sie nährten sich, ohne einen Finger zu rühren, von der Arbeit Dritter, d. h. von meiner Arbeit, die den eigentlichen Wohlstand des Hauses aufgebaut hat.

Hätten Sie nicht die erhabene Geste zeigen können, auf mich zuzugehen und zu sagen: „Ich danke Ihnen, Allacher, gerade Ihnen, ohne dessen Kraft und Intelligenz ich Nichts erreicht hätte, und deren ich mich für die Zeit, in der ich hier zur Leitung berufen bin, aufs Herzlichste versichern möchte!"

Kein Stachel wäre in mir geblieben, ich hätte gelächelt und Ihnen kameradschaftlich die Hand gedrückt, und wir hätten ohne jede Prestigefrage gemeinsam das Interesse dieses Hauses gehütet. Aber Sie erhoben sich aus Ihrem Sessel, glitzerten die Leute, die Ihnen devote Wünsche entgegenbrachten, durch die Gläser an.

Da schlug hinter mir die Türe zu, Gott weiß, welcher Zufalls-Luftzug es so wollte.

Aber Ihr Auge bekam plötzlich die grausame Härte, die den Faulen eigen ist, und Sie schrien: „Tölpel!" Das war alles, und ich konnte gehen. Sire —", Allacher wechselte die Beinstellung, riß sich vor dem Spiegel zusammen, strich das spärliche Haar über die Glatze, schließlich fingerte er in seiner Rocktasche herum, „Sire, Sie ahnen wohl kaum, wieviel Beherrschung und Takt ich aufbrachte in diesem Augenblick, um Ihnen nicht den Groll von zwanzig schwer durcharbeiteten Jahren ins Gesicht zu speien, ich habe mir, um keine Ungeschicklichkeit zu begehen, die Finger ineinander geknotet, diese Leute rundherum hätten meinen Ausbruch vielleicht verstanden, aber die Abhängigkeit hätte ihnen verboten, sich entschlossen zu mir zu stellen. Ich habe um dieser Leute willen mich bezwungen und ein höfliches Gesicht gemacht. Aber Sie werden es auf eine anständige Weise wieder ausmerzen, Sie werden mich rehabilitieren; es würde mir sonst nichts anderes übrig bleiben, als Sie in Ihrer ganzen Lächerlichkeit bloßzustellen, — Sie verstehen —, ich müßte Sie und Ihre Trägheit durch mein plötzliches Ausscheiden aus dem Hause in die peinliche Lage versetzen, Ihre Unfähigkeit öffentlich einzugestehen. Sie erkennen die Alternative, die ich Ihnen stelle, und sofern ein Funke Klugheit in Ihnen ist, werden Sie Ihren Weg wissen!"

Allacher nahm vom Tisch den Hut. Die letzte Prüfung befriedigte ihn, der Spiegel sagte ja zu seiner Geste und sein Verstand billigte das Konzept der Rede.

Er war sehr gehoben in sich, als er durch die Neustadt ging. Die Sonne tat das ihre, eine Aureole um die kleinen Gärten zu spannen. Allacher hatte die lebhafteste Freude an den flotten Wagen, die nach dem Stadtwald fuhren, er grüßte, er kannte viele Menschen, langsam zog ihn eine süße Laune in das Bereich der Schlenderer, zu dem er seit je eine heftige Sehnsucht trug; morgen würde Rennen sein, er hatte schon seine Karte zu einem Tribünenplatz in der Tasche, man ahnte an solchen Tagen nicht, wer dieser Prokurist war; mit einem leidlich noblen Schwung erhob er sich über die Niederungen seines Pultes.

Nein, Zorn hatte er eigentlich nicht; er fand nur, es sei unverschämt, wie dieser Mensch, diese Drohne sich benommen hatte. Aber „Drohne" unterdrückte er schon in seinen Gedanken. Er begegnete Sybille, die ihm einen koketten Blick vom Pferd herunterwarf. Er begegnete den Equipagen, die mit blitzenden Speichen vorüberrollten, Grooms saßen hinten auf, und die Kutscher hatten silberne Tressen. Der Adel gab sich das nachmittägliche Stelldichein, während die Schlote der Stadt dampften und einige zehntausend Menschen sich die Buckel schief saßen und die schwarzen Lüsterjacketts schäbig scheuerten. Die Bäume der Allee wiegten sich nachlässig in einem frühen Abendwind, sie gehörten absolut dazu, hier gab es eine tiefinnerliche Zusammengehörigkeit. Nein, gewiß nicht, Zorn spürte Allacher nicht, man konnte eine Verstimmung haben, aber sie würde sich glätten, es gehörte zu den Gesetzen der Distinktion, nachsichtig zu sein. Und die Woge des Parkes schlug über ihn weg.

Eigentlich hätte er einen Querweg wählen müssen. Wozu? Was hatte er dort gewollt? Zu diesem Mann gehen, der Tölpel geschrieen hatte, ihm die Meinung sagen und vor eine peinliche Alternative stellen?

Da sah er diesen Menschen langsam die Promenade herabkommen. Eine Blutwelle schoß Allacher nach Knie und Schläfe und Arm, drängte resolut das ganze feine Konzept aus dem Kopf, der Arm machte einen scharfen Knick nach oben, der Hut hob sich von der Glatze, das Auge bekam einen liebenswürdigen Strahl. Der neue Chef sprach ihn an, sie schüttelten sich die Hände, sie lächelten seriös wegen einer Dame, die vorüberging. Allacher spürte, wie der andere den Arm in den seinen schob; so gingen sie weiter. Am Schwanenteich begegneten sie dem einen der Sekretäre, der den Hut aus den Haaren riß. Aber Allacher machte ein sehr bedeutendes Gesicht und bemerkte, die Rüster hätten in diesem Jahr so dicht angesetzt wie nie. Danach tauschten sie Tips für den nächsten Renntag aus und verschwanden im Park.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Septemberwoche

Ein hübsches Beispiel für die Zerfahrenheit des deutschen Devisenmarktes sind die Devisenkurse eines einzigen Tages an verschiedenen deutschen Börsen. Am 11. September, einem willkürlich herausgegriffenen Tag, notierte der Dollar amtlich (Briefkurs):

in Berlin	66,36	Millionen
„ Danzig	71,17	„
„ Frankfurt	77,19	„
„ Köln	90,22	„

Die Gegenüberstellung ist in vieler Hinsicht belehrend. Erstens: man sieht klar, von welchem Zentrum die maßlose Devisenhausse der letzten Woche eigentlich ausgeht. Beständig ist es das Rheinland, das sein Übermaß an flüssigen Mitteln unter jeder Bedingung und zu jedem Preis in Devisen anzulegen bestrebt ist, — sowohl im Rheinland selbst als auch an den übrigen Börsen. Daher ununterbrochen Rekordkurse Kölns, wo die Reichsbank direkt nicht als Abgeberin auftritt. Zweitens: man sieht auch, wie ungeschickt unter diesen Umständen die Taktik der Reichsbank ist, die ihre Abgaben auf den Augenblick der Kursfestsetzung zusammendrängt. Der Druck auf den Berliner Kurs, der damit ausgeübt wird, bleibt für die Kursfeststellung in der Provinz, die ja zur selben Stunde vorgenommen wird, vollständig belanglos; und da die Kursgestaltung jedes Tages erfahrungsgemäß die Tendenz hat, nicht von der niedrigsten, sondern von der höchsten irgendwoher gemeldeten Vortags-Notierung auszugehen, so ist auch für die Berliner Börse des folgenden Tages nicht der gedrückte Vortags-Kurs Berlins selbst, sondern der unbeeinflußte Frankfurts und Kölns richtunggebend. Drittens aber: man erkennt überhaupt, daß selbst die innerdeutsche Arbitrage so gut wie bedeutungslos geworden ist, daß jeder Platz ohne Ausgleich sein Eigenleben führt und sich kaum noch darum kümmert, was am anderen geschieht. Dies ist eine Folge des Tempos, in dem die Kursänderungen sich vollziehen, ein Tempo, mit dem sogar telephonisch nicht mehr Schritt zu halten

ist. Das Ergebnis ist, daß von einem organischen Devisenhandel, der ganz Deutschland umspannte, überhaupt kaum noch die Rede sein kann, daß das Kursniveau unter stärkeren Druck gerät als unbedingt notwendig wäre und daß aus der Vielgestaltigkeit der Kurse ernste Mißhelligkeiten für einen Vertrags- und Zahlungsverkehr entstehen, der größtenteils schon auf Dollar- oder daraus resultierender Goldmarkrechnung umgestellt ist.

Herr Dr. Stolper, der ausgezeichnete österreichische Wirtschaftsexperte, arbeitet in dem Aufsatz, den er unserer heutigen Nummer beisteuert, einen der entscheidensten Fehler aller derzeit umgehenden Goldwährungsprojekte mit einer Deutlichkeit heraus, die hoffentlich noch in letzter Stunde warnen wird. In der Tat leiden diese Projekte allesamt an dem Grundübel, an dem das heutige Deutschland überhaupt leidet: an der Feigheit, von schonungslosester Klarlegung eigentlicher Verfallsursachen auszugehen. Dies Übel, das auf politischem Gebiet nicht minderes Unheil angerichtet hat und immer noch anrichtet als auf wirtschaftlichem, ist im Begriff, auch die Währungsreform von vornherein wieder zu einer Kinderei zu machen. Denn selbstverständlich kann eine neue Währung nur dann stabil erhalten werden, wenn sie rigoros jedes der Elemente ausschließt, die zur Unstabilität der alten geführt haben. Aber weder die diskutierten Entwürfe noch die Veröffentlichungen der Regierung über den grundsätzlich bereits gefällten Entscheid enthalten greifbare Darstellungen darüber, wie man diese Elemente in der Praxis auszuschließen gedenkt. Vollkommen vage, ersichtlich feige, wird, wie Herr Dr. Stolper noch einmal feststellt, sogar das populärste dieser Zerstörungselemente behandelt: der Staatsbedarf, die sogenannte Inflation. Das staatliche Defizit und die daraus entspringende Papiergeldvermehrung war sicher eine wichtige Ursache des Markverfalls, wenn auch nicht, wie oft geglaubt wird, die einzige. Wie soll das Reichsedfizit unter der Herrschaft einer neuen Währung beglichen werden? In keinem der vorliegenden Entwürfe ist es faßbar gesagt. Aber grade dieses Schweigen über einen der wichtigsten Punkte beweist die Richtigkeit einer These, die in diesen Heften stets vertreten worden ist. Man kann die neue Währung entweder so konstruieren, daß der Staat die

Verfügungsgewalt darüber behält; dann muß unbedingte Gewähr dafür geboten sein, daß keine neue Geldvermehrung mehr eintritt, dann muß unbedingte Gewähr dafür geboten sein, daß aus dem staatlichen Defizit nicht auch in die neue Währung wieder die alte Krankheit überspringt. Oder es bleibt, wenn diese Gewähr nicht geboten werden kann, nur der eine, einzige Ausweg offen: die neue Währung muß jeglicher Beziehung zum Staat und zum Staatshaushalt enthoben werden, der Staat muß jeder Möglichkeit beraubt sein, sich ihrer für seine Bedarfsdeckung zu bedienen. Und angesichts dieser Alternative trennt sich meine Meinung von der des Herrn Dr. Stolper. Herr Dr. Stolper glaubt, daß eine Ausbalanzierung des Reichshaushalts und eine Stillegung der Notenpresse in kurzer Frist erreichbar sei. Ich glaube das theoretisch, aber ich glaube es nicht praktisch! Die deutsche Regierungsmaschine in ihrer gegenwärtigen Verfassung wird zu dieser Herkulesaufgabe so lange nicht imstande sein, wie nicht die äußerste Not sie dazu zwingt. Sie wird trotz aller Versprechungen und trotz aller Pläne so lange stets wieder auf die Druckerpresse zurückgreifen, bis nur noch unverwendbares Material aus dieser angenehmen Maschine herauskommt. Aus diesem pessimistischen Grunde, allein aus ihm, bin ich seit je der Ansicht gewesen und vertrete diese Ansicht heute überzeugter als je, daß die neue Währung nur unter Ausschluß jeglicher Interferenz des Staates konstruiert werden muß, dergestalt, daß man die Mark vollkommen dem Staate überläßt, die neue Einheit ihm aber ebenso vollkommen entzieht. Unter dieser Bedingung wird das Reich die fortbestehende Mark sehr rasch endgültig ruiniert haben, während die neue Währung endgültig gesichert würde. Aber das ist auch der einzige Punkt, in dem ich von Herrn Dr. Stolper abweiche. Der Grund dieses Abweichens liegt in dem größeren Mißtrauen, das ich der Sanierungsenergie unserer Regierenden unter heutigen Verhältnissen entgegenbringe, — ein Mißtrauen, das wahrscheinlich nur dann so radikal sein kann, wenn man die Dinge aus der Nähe betrachtet.

GLOSSEN

DEUTSCHE MILLIONEN

Zwei Vorfälle der jünsten Tage bezeichnen die ganze deutsche Not.

In München ist ein Mann verhaftet worden, der sonderbare Banknoten ausgab: Zwanzigmarkscheine nämlich, die mit dem Aufdruck „Eine Million" versehen waren. Ein Stück hatte er glücklich losgebracht. Man fand aber noch ganze Packen in seiner Tasche. — Der Mann wies sich als reicher Holzhändler aus und erklärte, die Noten von der kölnischen Reichsbankstelle bekommen zu haben. Und wirklich: die Reichsbank in Köln hatte die Noten ausgegeben, ohne die Berliner Hauptkasse zu verständigen.

Der Tiefsturz der Mark war eben so plötzlich erfolgt, daß man von heute auf morgen Millionen und Abermillionen an Zahlungsmitteln brauchte; da half sich jede Reichsbankstelle, wie sie konnte. — Ganz recht — das ist in Ordnung so — das seh' ich ein.

Doch wiederum in München sind Falschstücke der wirklichen Millionenscheine aufgetaucht; sie sind sofort kenntlich an ihrer ungewöhnlich sorgfältigen Druckausführung. — In diesem Fall nun benimmt sich die Reichsbank mehr als sonderbar: sie mobilisiert die Polizei, um des Fälschers habhaft zu werden, und setzt sogar einen Preis auf seinen Kopf.

Einen Preis? Ja. — Er wird wohl aus den falschen Markmillionen bestehen, die man dem Verbrecher abzunehmen hofft. Denn echte kann ja die Reichsbank garnicht genug herstellen, bei ununterbrochenem Tag- und Nachtbetrieb.

Ist es nicht widersinnig, dem geschickten Fälscher das Handwerk zu legen? Die Reichsbank sollte vielmehr froh sein, daß die Privatindustrie ihr in diesen kritischen Stunden beispringt. Die Reichsbank hätte die Herstellung von Markmillionen überhaupt freizugeben: jedermann drucke sein Geld selbst.

Man würde so viel Kosten sparen. Das Fabrizieren von deutschen Millionenscheinen ist — bei diesen Druckerlöhnen und Papierpreisen — ohnehin nicht mehr rentabel.

Roda Roda.

SCHEIBENSCHIESSEN

Indem man einen Gegenstand mit einem Vergrößerungsglas betrachtet und schadenfroh die nunmehr plastisch hervorspringenden Besonderheiten dieses Gegenstandes ins Auge faßt, ist man bereits auf dem besten Wege, eine Satire zu schreiben. Indem man die einwandfreien Eigenschaften des Phänomens gewissermaßen übersieht und die individuellen Willkürlichkeiten, einerlei, ob diese objektiv als Stärke oder als Schwäche zu werten sind, mit urkräftigem Behagen unterstreicht, ist man im Begriff, eine Parodie zu verfertigen. Es leuchtet ein, daß derjenige, der satirisch höhnt oder parodistisch verulkt, einen gesunden Menschenverstand braucht und erhaben sein muß über romantische und sentimentale Hemmungen. Auf Klarheit des Blicks und auf Sicher-

heit der Hand kommt es an, und darum ist der Sachse und Antipoet Hans Reimann der Parodist par exellence.

Sein (soeben in München bei Kurt Wolff erschienenes) Buch „Von Karl May bis Max Pallenberg in 60 Minuten“ zeigt ihn als einen Schützen, der mit grausam teufelischer Lust die tödlichen Pfeile seiner Spottsucht versendet. Das Buch wirkt, von einigen beinahe liebevollen Episoden abgesehen, wie ein ununterbrochenes Scheibenschießen, bei dem die Fetzen nur so durch die Gegend fliegen. Da bleibt kein Kloß ruhig und kein Auge tränenleer. Menschenopfer fallen unerhört. Hanns Heinz Ewers und Hedwig Courths-Mahler wälzen sich, von satirischen Pfeilen gräßlich durchlöchert, als abschreckende Beispiele am Boden umher. Der Anblick ihrer verstümmelten Körper würde die ältesten und härtesten Steine erweichen, wenn dem Schauspiel nicht gleichzeitig eine so überwältigende Komik anhäftete. Zwerchfellerschütternd schreitet Hans Reimann als sächsischer Papierkragenheld durch eine Indianergeschichte à la Karl May und Harry Piel. Artur Dinter ersäuft in einem homerischen Hohngelächter. Mit bewunderungswürdiger Bravour wird ein an Sternheimitis leidender Erlkönig ad absurdum geführt. Ein Meisterstück blutiger Ironie ist die von einem anonymen, sehr verbreiteten Schmock herrührende Varietékritik, und mit besonderer Freude stellt man — in „Schbießer“ — fest, daß der satirische Erkenntnistrieb des Verfassers auch vor der eigenen Person nicht Halt macht.

Wenn nun jemand fragt, warum und zu welchem Ende Hans Reimann dieses männermordende Scheibenschießen veranstaltet hat, und etwa noch hinzufügt, man solle doch in einer Epoche, die nach Wiederaufbau lechze, nicht seine Kraft an negative (um nicht zu sagen: nichtige) Verrichtungen vergeuden, so antworte ich ihm garnicht, sondern schneide eine Grimasse. Hans Reimann hat, wie sein Humorist Knobelmann, sofort die Lachmuskeln der Leser auf seiner Seite. Was er sinnt, ist Klamauk, aber in dem Klamauk, den er macht, stecken Witz, Methode und tiefere Bedeutung. *Hans Harbeck.*

TISCH MIT BÜCHERN

Raoul Auernheimer: Das Kapital. Roman. Verlag Ullstein, Berlin SW 23. — Das ist eine Raimundsche Legende, auf allerletzte Gegenwart angewendet. Ein USP-Proletarier wird durch das Testament eines kuriosen Millionärs

plötzlich beinahe Kapitalist. Und nun verändert sich ihm die Welt. Aber am Schlusse zerreißt die Seifenblase, es ist nichts mit der Millionenerbschaft. Der Proletarier ist ärmer als zuvor, denn jetzt hat er nicht einmal mehr seine revolutionären Illusionen. — Dieser Roman hätte in Deutschland gerade so aufmerksame Leser gefunden wie in Österreich, wenn er nicht ausschließlich für Wien geschrieben worden wäre. Er ist nicht äußerlich im Dialekt geschrieben, aber er ist in einem inneren Wienerisch gehalten, der ihn dem Reichsdeutschen im Kerne fast unverständlich scheinen läßt. Ist Österreichisch am Ende doch eine Sprache für sich? Es handelt sich hier freilich um ein eminent bürgerliches Buch. Der Verfasser ist mit allen Wurzeln im Erdreich der Wiener Bourgeoisie fest, er glaubt offenbar an die Ewigkeit, Unerschütterlichkeit und Unübertrefflichkeit der kapitalistischen Weltordnung. Deshalb hat sein Zeitroman ein Parfum von vorgestern. Aber vielleicht ist wirklich das Übermorgen wieder das Vorgestern: Der Zukunftsstaat von . . . 1913. Wer uns 1913 erzählt hätte, daß dieses Jahr einmal wie die Zukunftshoffnung angesehen würde, . . . *St. Gr.*

Otokár Březina: Musik der Quellen. Aus dem Tschechischen von E. Saudek und F. Werfel. (Kurt Wolff Verlag, München.)

Die Kunst des Essays wird von Vielen leidenschaftlich begehrt, aber sie versagt sich weitaus häufiger als die Kunst der Erzählung. Das Gerank der Forderungen und das Ephemere belasten ihn zumeist und wirken störend dahin, daß man vom eigentlichen Extrakt einer Persönlichkeit oder eines Zustandes nur einen Eindruck aus dritter Hand bekommt. Der Lyriker Brezina dichtet Essays, und vor allem haben sie Akkorde und Harmonie, die — ob er von der höchsten Gerechtigkeit, vom Lächeln der Zeit, von der ewigen Sehnsucht redet — jenes Schwebende haben, das den seelischen oder geistigen Zustand ganz wunderbar an uns heranträgt. Das Metaphysische in dichterischer Schönheit zu sagen ist heute, im Wirrwarr, im Schmerz, in der Not keinem so gegeben, wie diesem mährischen Lehrer, der religiös ist, ohne pastoral zu wirken, und der ein Europäer ist, ohne sich in flügellahmer Sentenz darüber zu verbreiten. *K.*

Die Einbanddecke für das 1. Halbjahr 1923, ebenso der gebundene Halbjahrsband sind jetzt fertiggestellt. Die Grundpreise betragen für Einbanddecken 0,70 M., für Halbjahrsbände 8,— M. (X Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins). Alte Bestellungen bitten wir zu wiederholen. Expedition des T.-B.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 36):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Přikopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis pro Monat in Deutschland 1,35 M. (mal Schlüsselzahl der Buchhändler), in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Fr., in Belgien 15 belg. Fr., in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in Tschechoslowakien 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Septemberwoche

Als Hilferding — vierzehn Tage bevor er Minister wurde — vor einem Pariser Ausfrager einen Ruhr-Eid schwor, da erhöhte er dadurch die Aussichten seiner Kandidatur, aber er erniedrigte zugleich die Chançen seiner Ministerschaft. Es gab keine Tribüne für einen Finanzminister mit dem hohlen Faß der Ruhrhilfe zur Rechten, und es gab keine Außenpolitik, solange Stresemann entschlossen war, Cunos unleugbare Niederlage im Westen durch pathetische Reden zu verschleiern. Das Entree des großen Ministeriums ist falsch gewesen. Es hätte mit einer donnernden Anklage vor Deutschland treten müssen. Die Nationalversammlung in Weimar hatte es vor vier Jahren unterlassen, Ludendorff vor den Staatsgerichtshof zu stellen — seines Gehilfen Hoffmann Erinnerungsbuch begründet (zu spät und leider nur vor den Lesern) die schwerste Anklage — was geschah? Ludendorff drehte den Spieß um, und Herr Hitler, der Ludendorffs Geschöpf ist, redete von Novemberverbrechern und droht denen das Gericht an, das allzumilde, allzusanfte Volksbeauftragte im November 1918 versäumt haben. Jetzt wird sich diese Farce wiederholen. Die Herren Becker, Hermes, Helfferich gehörten vor den Staatsgerichtshof, zusammen mit Cuno, dem freilich geminderte Verantwortung, weil geminderte Urteilskraft zugute kommt — statt dessen wird, wenn Stresemann jetzt den von seinen Vorgängern schimpflich bis zur letzten Karte verlorenen Ruhrkrieg liquidiert, ein großes Haberfeldtreiben gegen den Erben Cunos losgehen. Das Entree des Ministeriums Stresemann war falsch. Ein Politiker soll nicht gütig sein, jede konventionelle Silbe über Cuno und die Cunoisten, die Stresemann gesprochen, wird sich rächen. Er hätte vom ersten Augenblick an den Staatsgerichtshof für seinen Vorgänger fordern sollen. Dann hätte Cuno nicht so schnell nach Amerika — wie Lindström nicht nach Schweden — reisen können, aber die Verantwortlichkeiten vor dem Volke wären klar und deutlich festgestellt gewesen!

Kein Mensch in Norddeutschland hat sich die Mühe genommen, die Sonntagsrede des bayrischen Ministerpräsidenten v. Knilling, vor den Bauern von Tuntenhausen gehalten, genau anzusehen. Sie ist, das muß man anerkennen, ein Meisterstück bäurisch-bayrischer Tücke. Herr Knilling spricht im schwarzen Biedermannsrock. Man hört, nur als Leser, die hohen Töne seiner falschen Biedermännlichkeit. Oh, er ist reichstreu. Gewiß, er wünscht auch

Herrn Stresemann das allerbeste. Aber Bayern steht dennoch vor schweren Entscheidungen, die nationalen Verbände müssen sich bereit halten, der Bolschewismus und der Marxismus drohen. (Beiläufig: Wenn man den Knaben Knilling auf die Schulbank setzte und ihn fragte: Knilling, stehen sie auf, was wissen sie vom Marxismus? Der Zögling müßte blutrot im Gesicht werden und beschämt schweigen. Diese bayrischen Schulknaben, die in Marx nicht einmal geblättert haben, schwätzen mit frecher Sicherheit über den Marxismus, der ihnen ein Buch mit sieben Siegeln ist.) Nun, Herr von Knilling ist reichstreu — in der Reservestellung. Aber wenn die Regierung Stresemann zusammenbräche, dann erstünde für Bayern und für alle Bundesländer das Reichsproblem. Folglich, so müßte der Logiker schließen, müßte Herr von Knilling dem Reichskanzler das Geschäft erleichtern. Was aber tut der Bayer? Er redet in Tuntenhausen ein Langmächtiges über die Notwendigkeit der allgemeinen Wehrpflicht, er schreit es über die Grenzen, daß wir nicht eher zu unserem Rechte kommen werden, bis wir nicht wieder ein starkes Heer haben. In dem Augenblick, in dem Stresemann mit den Franzosen verhandeln muß, konnte es garnichts Nützlicheres, Reichsförderlicheres geben als Knillings Schrei nach dem alten Heer. Optimisten behaupten ‚es sei bloß schlichte Tölpelhaftigkeit, die Herrn von Knilling in dieser Stunde, da es der innersten und äußersten nationalen Disziplin bedarf, zu diesem Schrei nach Kanonen und Maschinengewehren trieb. Pessimisten halten den bäurisch-bayrischen Knilling für keinen blöden Tölpel. Die Rede in Tuntenhausen war wohl bedacht. Die Herren um König Rupprecht, den noch Ungekrönten, sind über die französische Psyche gut unterrichtet. Sie sind ja lang genug, nicht bloß durch Monsieur Richert, mit den Franzosen in Fühlung gestanden. Sie wissen ganz genau, wie all diese Militärparaden, Hitlermanöver und dieser Schrei dem alten Heer in Paris wirken. Dies alles verstärkt in Paris die immer wieder erwachende Angst vor dem militärisch wiederaufstrebenden Deutschland. Diese Angst legt sich wie Meltau auf alle zarten Blüten der Verständigung. Stresemann kann sich die Kehle aus dem Halse reden, eine Knillingrede in Tuntenhausen zerreißt die sorgfältig gesponnenen Fäden. In manchem Menschenfeinde erwacht die bittere Ahnung: Vielleicht ist den Franzosen diese national bemäntelte Tölpelhaftigkeit sehr erwünscht gewesen? Jedenfalls schoß Knilling im richtigsten Augenblick los. Die Konversation mit Stresemann war gerade ins Stocken gekommen! Nimmt man den Fall an, Herr von Knilling sei wirklich nur ein schlichter Verstand und wünschte sich eben ein starkes Heer. Nun, dann hatte er jetzt erst recht den Mund zu halten. Das deutsche Heer wird umso schwerer erstehen, je mehr von ihm geredet wird. Aber es ist nicht nötig, mit Knilling das Einmaleins durchzunehmen, der Knabe weiß ganz genau, welches Feuer er anzündet. Er steuert, klipp und klar gesagt, das Seine zum Sturze Stresemann, das be-

deutet heute: des Deutschen Reiches bei. Ist das Feuer ausgebrochen, nun, dann wird daran Rupprechts Süppchen gekocht werden. Es gibt sehr gut unterrichtete Leute, die meinen, Rupprecht müsse noch in diesem Herbst den bayrischen Königsthron besteigen. Nicht einmal sehr gerne. Rupprecht weiß, daß die Monarchie in Zeiten niedergehender Wirtschaft nicht gut gedeiht. Aber in Bayern ist so lange manövriert und paradiert, groß geschwätzt und diktiert worden, der Tag des Diktators ist so oft angekündigt und aufgeschoben worden, vor allem aber: die Konkurrenz der Ludendorffler ist so geschäftig, daß Rupprecht sich nicht so viel Zeit lassen darf, als er eigentlich möchte. Man macht sich außerhalb Bayerns keine Vorstellung von der drolligen Rivalitätswut der bayrischen Diktatoren. Ludendorff amtiert mit der Geschäftigkeit des alten Generalstabchefs, Hitler wiederholt seine hysterischen Reden mit der Kühnheit des Monomanen, seine Kriegspsychose ist ins Politische entartet, und dahinter drängen und schieben und zerren die Vertreter der Bauernschaft, die nur einen Wunsch und ein Programm haben: Nichts zu zahlen: keine Reparationen, keine Steuern. Wenn Rupprecht nicht eilt, kann ihm Ludendorff zuvorkommen! Aus dieser Konkurrenz erstehen nicht nur die hübschen Plänkeleien des „Miesbacher Anzeigers“ gegen den „Völkischen Beobachter“, dieses Wettrennen hat nicht nur den Gegensatz Hitler-Schweyer heraufgetrieben, diese Hast der Rivalen wird Rupprecht früher zur Thronbesteigung treiben, als der Klügste unter den bayrischen Kandidaten eigentlich wollte.

Dies alles bedeutet vielleicht weniger als die Helden dieser tragischen Posse glauben. Noch ist Nordbayern — trotz aller deutschen Tage in Nürnberg, Augsburg, Hof — noch reichstreu und weder verhitlert noch rupprechtisch. Aber die Öfen der Industrie erkalten langsam, Arbeitslosigkeit in diesen Vierteln wäre reichstödlich. Dies alles zwingt Stresemann zur Eile. Möge Segen auf des Reichskanzlers Haupt liegen, deutscher Segen und, wenn's gut tut, der Segen des römischen Hirten.

General von Epp tritt zurück. Der „Befreier von München“ wird pensioniert. Was bedeutet das? Der Reichswehrminister Geßler weilt in Bayern. All das stand kleingedruckt in den Zeitungen. Als ginge es um Nebensächliches. Aber die erste Nachricht von der Verabschiedung Epps wurde in der „Deutschen Tageszeitung“ veröffentlicht. Ein Signal aus Ludendorffs Lager! Der Kampf um Epp — ist das der Kampf um das bayrische Heer? Wird jetzt entschieden, ob Ludendorff oder Rupprecht oberster Befehlshaber des bayrischen Heeres wird? Und hat denn Herr Geßler, der Reichswehrminister, in diese Dinge noch etwas dreinzureden?

AN UNSERE ABONNENTEN!

Vom nächsten Quartal ab sind die Zeitschriften durch Verfügung des Reichspostministeriums gebunden, zur Preisberechnung in Grundzahl und Schlüsselzahl überzugehen. Die Schlüsselzahl wird dabei vom Buchhändlerbörsenverein festgesetzt.

Für diejenigen Abonnenten, die nicht direkt beim Verlag, sondern bei einer Postanstalt bestellen, tritt aber noch eine fernere Änderung ein: es werden nur noch Monats-, nicht mehr Vierteljahrsbestellungen entgegengenommen.

Unter diesen Umständen haben wir uns, um die Zahlungen zu erleichtern, dazu entschlossen, auch den direkt bei uns abonnierenden Lesern nach Wahl das Monatsabonnement zu ermöglichen, weisen aber zugleich darauf hin, daß das Vierteljahrsabonnement, das nach Wahl auch fernerhin benutzt werden kann, bedeutende Vorteile bietet. Denn das Vierteljahrsabonnement wird, sofern es bis zum 10. Oktober bei uns eingegangen ist, insgesamt nach der Schlüsselzahl des Monatsanfangs berechnet, während für das dreimal zahlbare Monatsabonnement jeweils die an den jeweiligen Verfallstagen gültige Schlüsselzahl zu entrichten ist.

Demnach können sich unsere Abonnenten je nach Wunsch der beiden folgenden Modalitäten bedienen:

1. Monatsabonnement.

Zu abonnieren sowohl bei der Post als auch beim Verlag direkt. Der Grundpreis beträgt M. 1,35, die Schlüsselzahl wird vom Buchhändlerbörsenverein in den nächsten Tagen festgesetzt. Jeder Monatsbetrag ist, falls er bis zum 10. des betr. Monats bei uns eingeht, auf Basis der zu Monatsbeginn gültigen Schlüsselzahl zu entrichten, bei verspäteter Zahlung auf Basis der am Zahlungstage gültigen Schlüsselzahl.

2. Vierteljahresabonnement.

Nur beim Verlag direkt zu abonnieren. Der Grundpreis beträgt M. 4,—. Der Betrag ist, falls er bis zum 10. Oktober bei uns eingeht, auf Basis der zu Quartalsbeginn gültigen Schlüsselzahl zu entrichten, bei späterer Zahlung auf Basis der am Zahlungstage gültigen Schlüsselzahl.

Das „Tage-Buch" nähert sich somit, dem Zwang der Verhältnisse gehorchend, dem Friedenspreis, obwohl es ihn noch nicht ganz erreicht. Wir wissen, daß das eine Verteuerung bedeutet, die manchen im ersten Augenblick bedenklich stimmen mag. Aber es ist eine Verteuerung, die sich durchaus im Rahmen der allgemeinen Preissteigerung bewegt, und unsere Leser sind zu orientiert über die wirtschaftlichen Verhältnisse und in ihrer Anhänglichkeit zu dem ihnen liebgewordenen Blatt zu sehr bewußt, als daß wir befürchten müßten, sie könnten uns um Scheinzahlen willen untreu werden.

Der Einzelverkaufspreis des Heftes wird ab 1. Oktober 35 Pf. mal Schlüsselzahl betragen.

Zahlkarten für Abonnement folgen in der nächsten Nummer.

Tage-Buch-Verlag G. m. b. H.

Die Namen wechseln, die Gesinnung bleibt unverändert. In alter Zeit hießen sie die Stände; nach dem Sturz des Absolutismus redete männiglich von der Kreuzzeitungspartei; unter Bismarck — im neuen Reich, von dem sie im Grunde des Herzens nichts wissen wollten — glaubten sie sich zweckdienlich als deutschkonservative Partei benamsen zu sollen; heute bezeichnen sie sich, weil nach dem 9. November nützlich schien, vor der — ansonsten mißachteten — dritten Wählerklasse schnell einen Bückling zu machen, deutschnationale Volkspartei. Aber es ist im Wesen allemal dasselbe; es sind die preußischen Junker, wie einst so jetzt, auch wenn sie Bürger und Bauern vor ihren Wagen zu spannen suchen.

Sie sind, versteht sich, monarchisch bis auf die Knochen, waren es, wenn der Monarch nach ihrer Pfeife tanzte, und sind der Zuversicht, daß er, kommt einer wieder, auch wieder pflichtschuldig tanzen wird. „Und der König absolut, wenn er unsern Willen tut." Wenn nicht, so können sie auch anders. Sie haben nicht vergessen noch verschwiegen, daß sie länger im Lande sind als die Hohenzollern. Sie haben schon einem Markgrafen an das Schloßtor geschrieben: „Joachimke, Joachimke, hüte di; fangen wir di, so hangen wir di." Der König, der sich auf seine „langen Kerls" stützte, ging mit den „Junkers" nicht sänftiglich um, sondern stabilierte ihnen gegenüber seine Souveraineté wie ein „rocher von bronze". Den Prinzen von Preußen, den späteren Kaiser, wollten die Junker, weil er ihnen als Freimaurer und Gegner der Kreuzzeitung verdächtig war, des Thronfolgerechts berauben. Den Kaiser Friedrich haben sie wütend bekämpft. Selbst Wilhelm II., der nach ihrem Wunsch dem ersten Kanzler den Stuhl vor die Tür setzte, haben sie die Gefolgschaft beim Mittellandkanal, bei den Handelsverträgen, noch während des Weltkrieges bei der Wahlreform verweigert. Auf Vorrecht und Vorteil war das ostelbische Junkertum von je versessen; es an Opferfreude für das Vaterland andern Schichten des Volkes voranzutun, ist nicht sein Ehrgeiz gewesen. Auch nicht in den Tagen der schwersten Not.

Wann war die schwerste Not über Preußen hereingebrochen? Damals, als die Junker herrschten und sich rühmten, mit Napoleon schon fertig zu werden, wenn sie nur mit der Reitpeitsche an ihre Lackstiefel schlügen. Vergebens hatte Stein seine Denkcsrift vom April 1806 mit den prophetischen Worten geschlossen: „Wer mit Aufmerksamkeit die Geschichte der Auflösung Venedigs, des Falls der französischen und sardinischen Monarchie liest, der wird in diesen Ereignissen Gründe finden zur Rechtfertigung der traurigsten Erwartungen." Er war der Prediger in der Wüste und wurde auch „in die Wüste geschickt", als „widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger Staatsdiener"; das Junkertum triumphierte bei Steins Entlassung. Aber als sich seine düstere Prophezeiung erfüllt hatte, da

schrieb die Königin Luise: „Ach mein Gott, warum hast du uns verlassen? Wo bleibt nur Stein? Er ist noch mein letzter Trost.“ Und Stein war großherzig genug, wiederzukommen und — aufs neue den Haß des Junkertums auf sich zu laden. Denn er verlangte „Beseitigung aller Privilegien und vollkommene Rechtsgleichheit aller Staatsangehörigen“. Seine Absicht war, „die Nation zu selbständiger, verantwortlicher Arbeit aufzurufen und ihr dadurch das Selbstvertrauen, den Mut und die Opferfreude der lebendigen Vaterlandsliebe zu erwecken“. Und Hardenberg, der nach Steins zweiter Entlassung sein Nachfolger wurde, sagte in seiner Denkschrift vom 12. September 1807, der Wahn, daß man die Revolution am sichersten durch Festhalten am Alten verhüte, „hat besonders dazu beigetragen, die Revolution zu befördern“. Er forderte „demokratische Grundsätze“. Herrn Ludendorff, der noch am 8. Dezember 1917 an den Minister des Innern schrieb, er sehe „keinen Grund zur Demokratisierung“, „die Zustände in den demokratisch regierten feindlichen Ländern können uns in keiner Weise zur Nachahmung reizen“, vielmehr sei die Nachgiebigkeit gegenüber dem „Zeitgeist“ höchst gefährlich: diesem General, der bürgerlich geboren, aber vom Kadettenhaus bis zu seinem Jena echt junkerlich geartet ist, wird noch bei der Erinnerung an Hardenberg ein Schauder überlaufen. Der Staatskanzler, ein Staatsmann, wagte sogar zur Verbreitung demokratischer Ideen einen Bund vorzuschlagen „ähnlich dem der Jacobiner“ und sandte dem König eine Denkschrift Altensteins, der „eine Revolution im guten Sinne“ forderte, wozu Hardenberg bemerkte: „Man schrecke ja nicht zurück vor dem, was er als Hauptgrundsatz fordert: möglichste Freiheit und Gleichheit.“ Die „Neuorientierung“, die der arme Bethmann Hollweg während des Weltkrieges plante und gegen Ludendorff und das Junkertum nicht durchzusetzen vermochte.

Es war immer dasselbe. „Der Geist, welchen Adel und Beamte gezeigt haben, ist so verderbt, so widersetzlich, daß eine Wiedergeburt kräftige Maßregeln erfordert,“ schrieb Stein. Der „Frechheit und Verwilderung“ der Beamten wollte er durch plötzliche Entsetzung, Verhaftung, Verbannung entgegentreten; alle anständigen Menschen rief er auf zum Kampf gegen die „elenden, verderblichen Schriftsteller, die den gegenwärtigen Zustand der Dinge als wohltätig darstellen“; gegen den Adel aber schlug er vor, die adeligen Korporationen, die Domstifte, den Johanniterorden aufzulösen; der Adel sei ebenso ungebildet wie anmaßend; „er drängt sich in alle Stellen, vom Hofmarschall bis zum Posthalter und Polizeiinspektor“. Hardenberg kleidete diese Gesinnung in die klare Formel: „Eine jede Stelle im Staat sei nicht dieser oder jener Klasse, sondern dem Verdienste und der Geschicklichkeit und Fähigkeit aus allen Ständen offen.“ Ebenso müsse das Vorrecht des Adels zum Besitz von Rittergütern fallen, desgleichen alle Vorzüge, „welche die Gesetze

bisher bloß dem Edelmann als Gutsbesitzer beilegten", desgleichen alle Steuerprivilegien des Adels. „Eine völlige Gleichheit sollte aus inneren Gründen auch hierbei stattfinden. . . . Gerechtigkeit fordert seine (des Adels) Heranziehung zu den Staatslasten und ihre gleichheitliche Verteilung." Stein verlangte überdies im August 1808 in einer Beratung mit Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann und Boyen, daß bei Ausbruch des Krieges die gänzliche Aufhebung des Adels zu proklamieren sei — wie es die Weimarer Verfassung der deutschen Republik getan hat. Unter allen Umständen aber müsse die Grundsteuerfreiheit der adeligen Güter und die Patrimonialgerichtsbarkeit beseitigt werden. Hardenberg ist dann der Urheber jenes königlichen Finanzedikts vom 27. Februar 1810 geworden, worin es heißt:

> „Alle Exemtionen sollen wegfallen, da sie weder mit der natürlichen Gerechtigkeit, noch mit dem Geiste der Verwaltung in benachbarten Staaten länger vereinbar sind. Die bis jetzt von der Grundsteuer befreit gebliebenen Grundstücke sollen also ohne Ausnahme damit belegt werden, und Wir wollen, daß es auch in Absicht auf Unsere Dominialbesitzungen geschehe. Wir hoffen, daß diejenigen, auf welche diese Maßregel Anwendung findet, sich damit beruhigen werden, daß künftig der Vorwurf sie nicht weiter treffen kann, daß sie sich auf Kosten ihrer Mituntertanen öffentlichen Lasten entziehen . . . ."

Was sind Hoffnungen, was Entwürfe! Das Junkertum legte die morschen Lanzen ein und sagte dem Staatskanzler und der Krone Fehde an. Denn Grundsteuer und am Ende noch Einkommensteuer zu zahlen, das wäre Preisgabe der heiligsten Überlieferungen, wäre unverzeihlicher gewesen als die Sünde wider den heiligen Geist.

Obenein erstreckte sich der „kühne Schnitt ins wilde Fleisch der Aristokratie" auch auf die Armee. Scharnhorst, der Bauernsohn, dekretierte, daß jedes Anrecht des Adels auf Offiziersstellen in Wegfall kommen. Reglement vom 6. August 1808: „Aller bisher stattgehabte Vorzug des Standes hört beim Militär ganz auf, und ein Jeder hat, ohne Rücksicht auf seine Herkunft, gleiche Rechte und gleiche Pflichten." Nicht einmal ausschließlich adelige Gardekavallerie-Offizierkorps sollte es geben. Und Gneisenau vollends verkündete zum Schrecken aller Gamaschenknöpfe, deren Grundsatz lautete: „Ohne Prügel gibt es keine Soldaten", die „Freiheit des Rückens." Es soll nicht mehr geschlagen, nicht gestoßen werden. Einem Offizier, der ohne Prügel nicht auskomme, sei der Unterricht abzunehmen und die Unfähigkeit in die Conduitenliste zu schreiben. Die Federbüsche sträubten sich zum Himmel. Der Junker von der Marwitz schimpfte noch 1820 in seinen Denkwürdigkeiten auf Scharnhorst, der mit der Zulassung der Bürgerlichen zu den Offiziersstellen „den Liberalen einen Freudenschmaus" gegeben habe. Aber, trotz der „hochtönenden Gleichheitsphrasen", „Art läßt nicht

von Art; vom Vater werden weit mehr Eigenschaften auf den Sohn vererbt, als die neuen Philosophanten und Sophisten zugeben wollen“. Deshalb meinte Herr v. d. Marwitz auch im Sinne der alten Quitzows, denen erst die „faule Grete“, des Burggrafen Geschütz, den Standpunkt klar machen mußte, der König könne gar keine Edelleute machen, sondern höchstens vornehme Titel verleihen. „Euch, die Kinder der Bankiers, der Kaufleute, der Ideologen und Weltbürger wird neunundneunzigmal unter hundert Fällen der Spekulant oder der Ladenschwengel hindurchblicken, der Krämersinn steckt in ihnen, der Profit ist immer vor ihren Augen. Der Sohn eines meinetwegen dummen Edelmannes wird sich immer scheuen, einer Gemeinheit beschuldigt zu werden.“ Dabei gesteht dieser selbe Junker, daß er bei einer Zurücksetzung als Offizier seinen Abschied hätte nehmen müssen. „Allein das schlechteste aller Motive, das Geld, vermochte mich, noch länger in der Sklaverei zu bleiben.“ Selbstverständlich entrüstet sich Herr v. d. Marwitz auch über die Abschaffung der Prügel. „Es war auch ein Opfer, welches dem allerliebsten Zeitgeist (siehe Ludendorff) gebracht wurde.“ Was soll es bedeuten, einen faulen Bauernbengel oder einen durchtriebenen bürgerlichen Racker aus der Stadt mit süßer Milch zu behandeln und „mit dem von Ehre zu reden, der nur tierischen Trieben zu folgen gewöhnt ist!“

Braucht hinzugefügt zu werden, daß die Junker sich empörten über die Aufhebung der Leibeigenschaft, der Hörigkeit, der Erbuntertänigkeit? Für sie waren die Bauern wie eisern Vieh, an die Scholle gebunden, zum Frohnden geboren. Der v. d. Marwitz, der Wortführer der „Stände“, gerät in gelinde Wut über das Wort „Landbewohner“, diese „fremdartige Benennung und Erschaffung einer Menschenklasse“, da doch auf dem Lande nur Domänen, Edelleute und untertänige Bauern existierten, und spottet über das königliche Edikt: „Zum Schluß der pomphafte Ausruf: ‚Mit dem Martini-Tage 1810 gibt es also in unseren Staaten nur freie Leute‘, worüber die Ideologen und Philosophanten von der Garonne bis zum Niemen ein Loblieb anstimmten. . . . Als aber der leichtsinnige, eingebildete Hardenberg das Ruder in die Hand bekam, da brach eine wahre Revolution aus, und den verderblichsten Neuerungen wurde Tür und Tor geöffnet.“ Schreibt der märkische Junker. Er und seine Standesgenossen haben denn auch nachträglich die Bauern wieder zu knechten versucht und verstanden, die Freizügigkeit des Gesindes hintertrieben; durch Bauernlegen den eigenen Besitz vergrößert; ihre Steuerfreiheit wiederhergestellt; die Grundsteuer nur gegen bare „Entschädigung“ auf sich genommen; die Patrimonialgerichtsbarkeit noch Jahrzehnte hindurch aufrechterhalten; noch gegen Bismarck einen leidenschaftlichen Kampf wegen der Kreisordnung geführt — sie blieben, wie sie waren, semper idem. Auch Bismarck war ihnen wie Stein und Hardenberg ein Revolutionär,

Jacobiner, Nivelleur. Dazumal, zwischen Jena und Waterloo, versuchten die es erst mit Schmeichelei; die adeligen Stände ließen sich von Adam Müller, dem bürgerlichen Chamäleon, eine Denkschrift ausarbeiten, worin Hardenberg gepriesen wurde: „Ew. Exzellenz hat die Natur jene bezaubernden Eigenschaften gegeben, vor denen alle egoistischen Rücksichten schweigen und jeder Einzelne sich wie von einem Vater angeredet und beraten glaubt." Nur gegen den „voreiligen Eifer des Herrn von Stein und seine öfters unüberlegte Nachgiebigkeit gegen die Systeme des Jahrhunderts" wurde protestiert; denn Stein habe die „großen Grundkontrakte des Staats" gebrochen und das „echt adelige Recht", das sie wiederhaben wollten, angetastet, Opfer für den Staat nicht Kraft Gesetzes, sondern nur Kraft eigener Bewilligung als „freie Vasallen" zu bringen. Da Hardenberg diese Denkschrift in den Papierkorb beförderte, gingen die Junker von der Schmeichelei zum Sturmlauf über. Wieder mußte der Bürgerliche Müller für die Ritterschaft eine große Eingabe machen, dieses Mal an den König, gegen die „fremden Grundsätze", gegen die Steuerpflicht des Adels, gegen die Aufhebung der Vorrechte, gegen den Erwerb von Rittergütern durch Bürgerliche; selbst an antisemitischen Mätzchen fehlte es nicht; just in dieser Eingabe steht die Litanei, wenn Juden Grundeigentum erwerben könnten, müsse „unser altes, ehrliches, brandenburgisches Preußen ein neumodischer Judenstaat werden". Den Deutschnationalen und vollends dem neubackenen Junker von Graefe aus der Seele geschrieben. Sie werden nicht begreifen, daß der König die ersten Unterzeichner dieser Eingabe, den v. d. Marwitz und den Grafen Finckenstein nach Spandau bringen und einsperren ließ, andere vom Amt kassierte und allen „Konsorten" sein allerhöchstes Mißfallen kund und zu wissen tat.

Aber die Gesetzgebung der Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Humboldt war nur eine Episode in der preußischen Geschichte. Kaum war Napoleon auf St. Helena, so setzte die Reaktion ein, das Junkertum kam wieder zur Herrschaft, die Privilegien des Adels lebten wieder auf — bis bei nach der Revolution von 1848 die bis auf die Knochen getreuen Vasallen des brandenburgischen Markgrafen mit ihm zusammen, nach Friedrich Wilhelms IV. eigenem Zeugnis, „auf dem Bauche lagen". Damals fielen abermals die Privilegien. Und nach sechs Monaten feierten sie abermals Auferstehung. Man konnte wieder von den Führern der Kreuzzeitungspartei dieselben Reden hören, wie in den Zeiten der Marwitz und Finckenstein, über Grundsteuer und Gutsherrlichkeit und den Adel, auf den der Deutsche so stolz sein könne wie der Schweizer auf seine Alpen. Und als die Zeit erfüllet und das Reich gegründet war, da wußte das Junkertum dem Großgrundbesitz bei Zolltarif und Steuergesetz Vorteile über Vorteile zu sichern, und einem Mann ohne Ar und Halm, der die Lebensmittel verbilligen wollte, das

Leben sauer zu machen und selbst dem flottenfreudigen Kaiser zu drohen: „Kein Kanitz, keine Kähne!" So waren sie, so sind sie. Haben sie doch noch heute nicht auf den Johanniterorden verzichtet, den schon Stein aufheben wollte, und den Bismarck im Krieg von 1870 als lästig und schädlich bezeichnete.

Sie führen ihren Mummenschanz auch unter der Republik auf und halten ihren „Tag" in Sonnenburg, und der „Herrenmeister" Eitel Friedrich, „von Gottes Gnaden Prinz von Preußen", wie er sich feierlich unterzeichnet, erteilt jedem neuen Johanniter den Ritterschlag und die „Accolade". Der darf, um mit Herrn v. d. Marwitz zu sprechen, „der Sohn eines meinetwegen dummen Edelmanns", auch selbst ein Dümmling mit Eichenlaub sein; aber die nötige Anzahl „Ahnen" muß er haben, rechter Hand, linker Hand; dann ist er des achtspitzigen Kreuzes mit den Adlern in den Winkeln würdig.

Name, was ist Name? Schall und Rauch. In der Tat, die Junker sind, wie sie waren, als Preußen ohnmächtig und zerstückelt am Boden lag; sie waren steuerscheu, als die Not den Gipfel erreichte: wie sollte man heute von ihnen Opfermut erwarten, wo jeder „Racker in der Stadt" von Lasten schier erdrückt wird? Der Stand, der seine Bürde erleichtert, seine Goldhypotheken mit entwerteter Papiermark abgestoßen hat und für seine Erzeugnisse beispiellose Preise erhält, ist der ländliche Großgrundbesitz und damit das Junkertum. Und es entspricht der geschichtlichen Folgerichtigkeit, daß in ländlichen Kreisen die Steuersabotagen großen Stils eingesetzt hat.

Die Bauern sollen dabei mittun oder vorangehen, wie sie ehedem Hand- und Spanndienste leisten mußten. Sind sie dumm genug, der Parole ihrer alten Bedrücker zu folgen? Die sind, auch wenn sie sich deutschnational und völkisch nennen, dieselben wie die Junker von einst, dasselbe Fleisch, derselbe Geist. Und die Wetterauer Bauern, wenn im Korn viele leere Halme hervorragten, sagten: unser Roggen junkert, wie die Schweden vom Müßiggang „Junkerra".

SIEGFRIED KAWERAU

DIE UMGEARBEITETE „HÖHERE TOCHTER"

Zehn Jahre vor Einführung des Wahlrechts für die Frauen gab es in Berlin Mädchenschulen wie diese: eine kleine, sehr bewegliche Dame mit schmaler Nase, zwei senkrechten Falten auf der Stirn, einem Kneifer und streng christlicher Gesinnung begrüßt jeden Morgen an dem großen Tor der Schule alle Schülerinnen persönlich, versammelt all die blonden und brünetten Köpfe, zitternd im Morgensonnenfunkeln, in dem Saal, hält Andacht und gedenkt jedes Geburtstagskindes aus der Schule mit warmen Worten. Sie gibt nicht leise knallende Küsse auf die Stirn wie Sesemi Weichbrodt, sie gibt

fromme und strenge Ermahnungen aus einem Herzen mütterlicher Liebe. 's ist alles wie eine große Familie. Wenn die Schulvorsteherin Geburtstag hat, gibt's für jede Klasse eine Torte, für die oberen Bowle, es wird gefeiert und dann getanzt. Es sind lauter Kinder aus christlichen Beamtenfamilien, die auf den Zeugnissen nur lobenswerte und sehr gute Leistungen aufzuweisen haben (bei dem Prädikat „genügend" wird das Kind von den Eltern unter Protest gegen die schlechte Schule abgemeldet). Der Französin bringt man Schokolade mit, um sie freundlich zu stimmen; in der Chemiestunde wird Seife unter ungeheurem Verbrauch von Eau de Cologne fabriziert, und die ganze Schule steht unter Duftwellen; in dem neu eingeführten fakultativen Lateinunterricht sitzt die Schulvorsteherin dabei und strickt Strümpfe, während der junge Lehrer, seines Zeichens Student im 8. Semester, den sinnigen Satz übersetzen läßt: Die Seeleute lieben das Wasser.

So wuchs die christliche höhere Tochter auf, in der Gesinnung tüchtig, in den Leistungen überwertet wie die Zwangsanleihe, bereit, in geduldigem Warten bei Staub-spielen und Klavier-wischen den Freiersmann zu ersitzen.

In solch idyllisches Dasein brach der kaiserliche Erlaß vom 15. August 1908 grausam ein. „Es ist zu verhüten, daß die ästhetische und die Gefühlsbildung zu sehr überwiegen, daß hauptsächlich die Phantasie angeregt und das Gedächtnis in Anspruch genommen wird, während die Verstandesbildung sowie die Erziehung zu selbsttätiger und selbständiger Beurteilung der Wirklichkeit zurücktreten. Es wird daher notwendig sein, dieses im deutschen und im fremdsprachlichen Unterricht stärker zu betonen . . . . ." Und nach einer Empfehlung des Mathematik- und naturwissenschaftlichen Unterrichts schließt der Kommentar triumphierend: „Vielmehr werden Religion und Deutsch nach wie vor im Mittelpunkt der Mädchen- und Frauenbildung stehen."

Männergeist stürzte verheerend über die Beete der höheren Töchterschulen, aus denen die sanften Gemüter der ästhetisch gepflegten Mädchen wie Spargelköpfe hervorlugten. In Rang und Titel wurden die weiblichen Bildungsanstalten gleichwertig — bisher waren diese Anstalten z. T. Versorgungsanstalten für examensverunglückte Oberlehrer gewesen. Und ein Oberlyceum entstand, ein vierter Weg zur Hochschule, ein eigener Weg für Mädchen. Und die Frauenrechtlerinnen waren empört, standen Seite an Seite mit Professoren und Hochschulen: nur das Abiturientenexamen macht reif; fort mit diesem Ding, das die Männer nicht haben; wir wollen alles genau so haben wie die Männer, wir sind stolz darauf, dieselbe Bildung zu haben wie die Männer.

Und so kam über die Mädchenschulen die Salzflut des männlichen Intellektualismus; die Köpfe wurden gedrillt, und bis in die Turnstunden hinein drang Imitation des Manntums, und in den Kon-

ferenzzimmern saßen Studienrätinnen und pafften Zigaretten — und so ward das Weib gleichwertig dem Manne!

Diese Studienrätinnen verphilologisierten mit der Zeit völlig, sie verehrten, so sehr sie erhaben taten, in ihrem Kämmerlein das Mannesideal der Bildung, sie wurden so männerbildungstrunken, daß sie noch intellektualistischer, noch „wissenschaftlicher" wurden als die Männer, sie luden sich mit historischer Grammatik der Fremdsprachen und explodierten dauernd.

Und ihre Vertreterinnen zusammen mit den Häuptlingen der Philologen warfen die Bildungsschlinge dem Kultur-Verwalter Preußens über den Kopf. Nach der amtlichen Denkschrift des Ministeriums ist gebildet, wer in zwei Sprachen denken und sich ausdrücken kann. Gemäß diesem Oberkellner-Ideal stellte man fest, daß die Mädchenschulen, trotz der Reform von 1908, nicht ganz so gebildet seien wie die Knabenschulen. Und so wurde die „höhere Tochter" zum zweiten Male umgearbeitet nach dem Modenschnitt der Philologen.

Es war ganz friedlich in den Studienanstalten Preußens, sie hatten nach den Osterferien 1923 ihre Arbeit ruhig begonnen; diese Schulen sind ja insofern glücklicher als andere, da an ihnen Männer und Frauen, akademisch und seminarisch vorgebildete Lehrkräfte in edlem Wetteifer Seite an Seite stehen. Es war ganz friedlich — da platzte in den Frieden der Schulstuben der Erlaß des Preußischen Kultur-Cunos. (Es wäre eine wertvolle Untersuchung, die Zusammenhänge zwischen dem Geiste und Wortlaut der diplomatischen Noten des politischen Cunos und zwischen Geist und Wortliebe unseres Bildungs-Cunos und seiner philologischen Gefolgschaft soziologisch festzustellen.) Man erzählt sich von einer Berliner Anstalt — die Geschichte ist allerdings unverbürgt aber treffend wie die L'etat c'est moi-Legende —, man erzählt sich, dort sei der Direktor in die Stunde einer Lyceallehrerin in der ersten Klasse des Lyceums hineingekommen, habe sie unterbrochen und erklärt, er selber werde die Stunde zu Ende geben, von jetzt an dürfe sie nur noch von der dritten Klasse an abwärts unterrichten, der Herr Minister habe das eben angeordnet. Die Gleichwertigkeit der Mädchen- und Knabenschulen ist nun vollkommen. In den oberen drei Klassen der Lyceen unterrichten fortan nur noch akademische Lehrkräfte. Was tut's, daß Lyceallehrkräfte Kurse mitmachten, im Ausland waren, jahrelang mit Erfolg unterrichteten — fortan ist der jüngste Studienreferendar geeigneter, er ist ja gebildeter! Er ist gesalbt mit dem Geiste der Philologenschaft und der Frauenrechtlerinnen! O ihr wackeren Frauen, die ihr in den Ministerien thront, ihr seid mit Recht auf euren Sesseln, ihr seid geschlechtslose Wesen geworden, ihr seid geheimrätliche Neutren, ihr gleicht d e n Ziffern auf unsern Geldscheinen, die nach der ersten folgen, und die erste, das ist der „gebildete" Mann, der Philologe, der Cuno, dessen Wert ihr erhöht.

Eure „Bildung“ ist einmal durch das Ideal des benachbarten Hotel Adlon mit seiner Vielsprachigkeit bestimmt, ein andermal durch die „Erfordernisse des praktischen Lebens“, d. h. durch die Diktatur lebensfremder Universitäten. Ihr gebt nach absolviertem Lyceum die „mittlere Reife“. Und damit auch diese „mittlere Reife“ den Anforderungen des „praktischen Lebens“ genügt, fordert der Philologentag Schaffung von mittleren Beamtenkategorien, die der „mittleren Reife“ bedürfen!! O dieser Kreislauf der „gebildeten“ Unvernunft, die Bildungsschichtung betreibt, weil das „Leben“ es fordert und die Lebensabkapselung treibt, weil die „Bildung“ es fordert! Was wißt ihr männerbildungstrunkenen Frauenrechtlerinnen vom Weibe? Weniger als jeder lebendige Mann. Was versteht ihr unter „Bildung“? Was unter „Leben“? — —

Wenn nun auch nicht gerade mitten in der Stunde, so doch mitten im laufenden Vierteljahr erfüllten viele Studienanstalten die Forderungen des Herrn Ministers vom 21. März 1923, die das Provinzialschulkollegium so spät verschickt hatte. Mitten im Vierteljahr verließen die Lyceallehrkräfte die oberen Klassen — mochten die Schülerinnen sich doch einen Vers daraus machen! Plötzlich klaffte ein Spalt in den Kollegien, die bis dahin frei waren vom akademischen Fimmel. Hier akademisch — dort seminarisch! Und auch in den unteren Klassen muß die Hälfte der Stunden den Akademikern reserviert werden. Kostenfrage? Ach, die spielt, wenn es um Philologenvereinsinteressen geht, keine Rolle. 45 000 Mark Schulgeld im Vierteljahr! Das langt vielleicht für die Tinte. Wo bleiben nun die überflüssigen Lyceallehrkräfte? Mögen sie mit gleichem Gehalt an Volks- und Mittelschulen gehen und dort den etwa 40 000 brotlosen Junglehrern den Platz wegnehmen. Und wenn ihr nach eurer Bestallung um einer „Reform“ willen nicht versetzbar seid — auch dafür weiß man sich Rat. Einerseits gibt's Ostern einen feinen Vorwand: da verschwinden die letzten siebenten Klassen der Lyceen. Und bei Abbau der Anstalt darf man versetzen. Und da können die in die unteren Klassen gedrängten Lehrkräfte versetzt werden. Andererseits bereitet man ein Gesetz für diesen Fall vor: Die so und so oft durchlöcherte Verfassung wird ja ein neues Loch vertragen.

Es handelt sich nicht um die Vorrechte der Lyceallehrer, es handelt sich um schärfsten Kampf gegen den Bildungshochmut der männlichen und weiblichen Philologie-Verfallenen. Und was bringt diese „Reform“ der Jugend? Eine größere Zahl von Mathematik-Stunden und zwei Stunden wahlfreies Latein im letzten Jahr des Lyceums, damit sie ähnliche Sätze verarbeiten darf wie den oben genannten und aufsteigen bis zu jenem: „Der Friede bewirkte, daß die Bürger die Beamten bestachen und die schlechten Sitten erneuerten“.

Die Pflichtstundenzahl beträgt in den Jahren der Entwicklung für die nun nach Knabenmuster benannten Klassen Untertertia und

Obertertia 34 — und das in einer Zeit, wo sich jeder Pädagoge darüber klar ist, daß sämtliche Stundenzahlen zu hoch sind. Aber wie dürfte man bei den Mädchen den Anfang machen? Die Ebenbürtigkeit der Anstalten, die Gleichwertigkeit der Bildung — was schadet dann ein wenig organisierter Jugendmord? Der Herr Minister behält sich die Entscheidung noch vor.

In andern Dingen läßt die Entscheidung des Ministers nicht so lange auf sich warten. Die Vorschulen sind als Familien- und Privatschulen wieder da; es wird kein ärztliches Attest mehr gefordert. und Anschläge an den Säulen laden zur Anmeldung ein. So wie der politische Cuno die deutsche Wirtschaft und — vielleicht?? — die deutsche Einheit zerschlug, so zerschlägt unser Bildungscuno die deutsche Grundschule und den Einheitsschulgedanken.

Hatten wir früher die „höhere Tochter" voll kleinbürgerlicher Sentiments, so haben wir nun akademisch dressierte, bleichsüchtige und lebensfremde Bücherwürmer feminini generis. Es gibt verschiedene Methoden der Politur: nach der Familien-, Privat- oder Grundschule die Volksschule, Mittelschule, das Lyceum alter Art (wo die Reform nicht mitgemacht wird), das Lyceum neuer Art, das die „mittlere Reife" erteilt (welch herrlicher Zustand: „mittelreif" zu sein, an einer Seite süß, an anderer sauer!), das Oberlyceum alter Art, das Oberlyceum neuer Art, die Studienanstalt (in allen Typen der Knabenschulen), die Aufbauschule und die deutsche Oberschule.

Herr Boelitz, unser Kultur-Cuno, schafft die Einheitsschule, garantiert den Mädchen eine den Knaben ebenbürtige Bildung und ist der Totengräber deutscher Kultur.

Wahre Bildung ist nur: Erfüllung jedes Menschen mit seinem höchsten Sein, Entwicklung edelster Möglichkeit aus jedes Menschen Anlagen. Und jeder Mensch hat e i n, hat s e i n Charisma! Wahre Bildung wächst in der einen Lebens- und Produktionsschule des ganzen Volkes, wo Knaben und Mädchen zusammen erzogen werden — nicht immer zusammen unterrichtet werden. Diese Lebens- und Produktionsschule bildet gleicherweise Kopf und Hand, läßt in der praktischen Arbeit die wissenschaftlichen Probleme aufspringen, erzieht durchs Leben in Haus und Hof, Werkstatt und Garten, Küche und Laboratorium zum Leben. Diese Schule ist um lebendiger, junger Menschen willen da, aber nicht um einer Berechtigung willen.

Wir laden alle Ehrlich-Suchenden ein, vom 30. September bis 4. Oktober die Produktionsschultagung des Bundes entschiedener Schulreformer im Auditorium maximum der Berliner Universität mitzumachen (Karten in der „Werkfreude", Magdeburger Str. 7), wir laden a l l e ein, auch die Frauenrechtlerinnen, auch die Philologen, auch Herrn Boelitz. Oder haben diese Wortfreunde das Suchen aufgegeben? Sitzen sie andächtig am geschaufelten Grabe?

ANTON SCHNACK

DER GANZE LUDWIG THOMA

Nun ist er da, der ganze Thoma, in sieben Bänden eingekapselt, ein bißchen bauernkirmeßmäßig aussehend in seinem hellblauen Umschlag, in dessen Mitte ein grasgrüner Obstkorb hineingepaßt ist, mit allerlei Früchten gefüllt, an denen ein langfüßiger Vogel herumpickt. Das soll wohl die Symbolik für den heimgegangenen Ludwig sein: ein Herumpicker und Versucher am vollen Korb des Lebens, ein Schnabulierer an den schönen und saftigen Dingen, die er mit der Schmatzhaftigkeit und breiten, auch etwas lärmenden Genußsucht des Bajuvaren anbiß.

Wenn es so gedacht, wäre es eine etwas schlechte Symbolik, denn Thoma war ein Bauerngeselchtes und eine Pfeife österreichischen Landtabaks, ein Maß Märzenbier und ein Dutzend Weißwürste sicherlich lieber als die etwas schon rheinische und frankogallische Vorliebe für Obst und Weinbeeren. Er war kein Kirschkernbeißer, er hieb kräftig in die volle Lebensfrucht und wenn es auch manchmal nach Sauerkrautbrühe roch, so war es doch ein Leben und keine Leberei.

Man kann in diesen sieben Bänden herumblättern, wo man will, im „Ruepp“ oder bei „Assessor Karlchen“, man kann mit seinen „Lausbubengeschichten“ sich eine trübselige Nacht erheitern oder über „Josef Filzers Briefwechsel“ vor Lachen brüllen, es ist ganz gleich, überall ist sein verschmitztes, knochiges und kühnes Bauern- und Jägergesicht zu finden, überall seine haarscharfe Charakterisierungskraft zu spüren, das dampft aus allen Seiten von Erdgeruch und Morgenfrühe, das lacht und gaudiert sich wie ein ganzes Bauernauditorium, das zuckt und zeigt überall Krallen, die kräftig zupackten, und Schminke, Leim und Holzmehl von demagogischen, bürokratischen, politischen und künstlerischen Größen und Hohlköpfen herunterrissen und herauszerrten.

Thoma ist der vollendete, aber auch der geschliffenste Typus des Altbayern. Beschränkt, aber in der Beschränkung ein Meister und ein ganzer Kerl. In Thoma hat sich die Seele und der Charakter eines rassigen und pompösen Menschenschlages in klarem und vollendetem Umriß herausgearbeitet. Er hat Humor und spritzt von Sarkasmus, er hat ihren Spieltrieb und ihre laute knallende Protzerei, hat ihre Umstandslosigkeit, ihre Pfiffigkeit und ihre schnelle Anbiederungsweise. Er zeigt sich nur in Hemdsärmeln oder im Lodenrock. Obendrauf auf dem kultivierten Dickkopf hat er das grüne Nationalhüt'l mit Gamsbart oder Birkhahngabel. Keiner hat die Bayern so wie er porträtiert. Ihr kollerndes, gurgelndes, spektakelndes und drastisches Idiom kannte er und sprach es von Kindesbeinen an. Er hat sie nicht verschönert, heroisiert oder amalgamiert, bei ihm stehen die Bauern und die Lackl, die Ge-

scheerten und Bua'm, die Dirndl und die Dorfpfarrer in voller und wahrhafter Größe und bis auf jedes Muskelzucken sicher und scharf getroffen da. Es sind keine Bronzegüsse und keine in dem Salon hinübertransponierte Porzellanfiguren, eher schon aus Fichten- und Ahornholz geschnitzte Kerle. Er hat ihre Dummheit und ihre Blödigkeit, ihre Verschlagenheit und ihre Gutmütigkeit, ihre Gaudibegeisterung und ihre Oberflächlichkeit, ihre Protzerei und ihren engstirnigen Ehrgeiz, ihre Naturhaftigkeit und ihre Erdennähe in blanken und handfesten Präparaten herausgestellt.

Literatur, die nur an der Zustandsschilderung sich ausschöpft, ist keine Dichtung. Thoma ist ein Konterfeier, aber dies konnte er vortrefflich und haarscharf. Aber noch etwas konnte er ausgezeichnet: erzählen. Jedoch nicht im großen epischen Sinne — das gelang ihm nur ausnahmsweise, streckenweise in den großen Bauernromanen — sondern im anekdotenhaften Genre. Thoma war kein schöpferischer Mensch im eigentlichen Sinne, aber er war ein Aufsauger, Erfasser und Umformer von fast genialem Format. Er hatte vor allem ein scharfes Ohr für tausend Sprachnuancen, -färbungen und -töne, dazu kamen noch helle, spähende und durchblickende Augen, die eine Figur in ihrem ganzen Charakter sofort erfaßten. Sein Metier war die Situation. Sein bestes war die Pointe.

In sieben Bänden — bei Albert Langen in München — ist die Essenz eines unentwegt und beharrlich produzierenden Lebens eingefangen. Eine scharfe Essenz zuweilen, die sich von beißenden bäuerlichen Düften nicht ganz freihält. Mit dem Duft frischgemolkener, schäumender Milch vermischt sich das brennende Ammoniak der Jauchegrube und der Tränen machende Rauch eines scharfen Land- und Krämertobaks. Das klingt nicht immer nach einem jodelnden Duliöh und den flüssigen und meckernden Lauten einer Klarinette auf einer Bauernkirta, das hat auch zuweilen den bösen, kläffenden und heiseren Laut eines Torhundes. Das ist aber leicht aus dem Reichtum des Guten und Fruchtbaren zu eliminieren. Diese Gesamtausgabe ist ein Denkstein für Thoma, der hier unbeschadet von Strömungen in eine geraume Zeit noch dauern wird. Die sieben Bände, die alles enthalten, was Thoma an Wesentlichem geschrieben, sind nicht allein ein Denkmal, sie sind auch ein Spiegel, in dem sich zeitgenössische Politik, zeitgenössische Literatur und Kunst, zeitgenössische Menschen von einem unabhängigen und originellen Kopf betrachtet und glossiert, vorüberdrehen.

Der siebenbändige Thoma ist eine amüsante Lektüre, die langweilige Nächte heiter und graue Stunden freundlich zu vertreiben weiß.

Der Hohe Meißner, eine Waldlandschaft im Kreise Eschwege, welche noch einige Spuren waldursprünglicher Urnatur zeigt, der Hohe Meißner war dazu ausersehen worden, alle Gruppen unserer deutschen Jugend (politische, religiöse, kommunistische, nationale, proletarische, bürgerliche) zu gemeinsamer Herzensaussprache zu vereinen.

Das mächtige Bergplateau ragt aus menschenbesiedelter Ebene mit sieben Wald- und Wiesenkuppen. Sie führen die Namen: Katzenrücken, Ochsenkoppe, Hundsrück, Schafberg, Kälbersattel, Hahnenhügel und Eselsköpfchen.

Alle diese von erratischen Blöcken der Eiszeit übersäten Hügelwellen umstehen einen spitzen vulkanischen Kegel, welcher, dem Parnasse gleich, die Gegend beherrscht. Er heißt die Kalbe.

Nach langen Diskussionen war in den Jugendbünden beschlossen worden, daß die Führerpersönlichkeiten sich auf der Kalbe versammeln sollten. Die einzelnen Verbände wollten dann die sieben umliegenden Wiesenkuppen unter sich aufteilen.

Die nationalen Verbände sollten das Eselsköpfchen haben. Der Jugendbund Eros den Hundsrück. Die fünf vegetarischen Wanderbünde und der Studentenbund Ethos den Kälbersattel. Die religiösen Verbände den Schafberg, welcher den breitesten Rücken hat. So sollte sich die Jugend über das Gebiet des Meißner verteilen und dann Stafetten aussenden auf die Kalbe, um die daselbst versammelten Führerpersönlichkeiten zu holen. Diesen sollte aber nicht vorhergesagt werden, worum es sich handele. Die Jugend behielt sich frei, bald diese, bald jene Führerpersönlichkeit bald auf diesen, bald auf jenen Hügel des Hohen Meißner zu berufen, um sie daselbst über alles, was ihr auf dem Herzen liegt, zu befragen und auszuhorchen.

Zum Glück für uns alle ist Poldel Casanova Langsterbehn (in der „Jugendbewegung" einfach der Poldel genannt) ein strategisches Talent. Poldel setzte auseinander, daß die topographische Aufteilung der Gegend nicht nach Gruppen und Vereinen erfolgen dürfe, sondern nur nach Diskussionsthemen. „Denn," so sagte Poldel mit Recht, „die einzelnen Verbände sind sich bereits klar über ihre Grundsätze und Weltanschauungen. Die Jungens und Mädels in den Verbänden kennen sich schon genau. Fruchtbar wird die Tagung der deutschen Jugend nur dann, wenn man Buben und Mädel, proletarische wie bürgerliche, unpolitische wie politische, freidenkende wie katholische, bunt durcheinander plaziert. Und das muß nach Diskussionsstoffen geschehen. Dann kann jeder das Menschheits- oder Kulturproblem aussuchen, welches er von unsern Führerpersönlichkeiten gelöst haben will."

So sagte der Poldel. Man beschloß demgemäß, bunte Reihe zu machen. Auch unter den Führerpersönlichkeiten. Denn wenn die Führerpersönlichkeit uns nicht Auskunft geben kann über alle Menschheitsprobleme, wozu ist sie dann eine Führerpersönlichkeit?

Nun darf aber auch die Jugend nicht einseitig beeinflußt werden. Sie muß sich selbst ein Urteil bilden können. Und damit das geschähe, so beschloß man, daß über jedes Thema zwei polar entgegengesetzte Führerpersönlichkeiten gehört werden sollten, ein „Referent" und ein „Korreferent", wobei sich übrigens bald herausstellte, daß dies auf dasselbe hinauskam, als wenn man ganz beliebige Führerpersönlichkeiten herausgriff und sie gleichzeitig um ihre Meinung bat.

Als Ehrenpräsidenten über das ganze wurden ausgewählt zwei um die „Jugendbewegung" hochverdiente Männer. Der Verfasser des grundlegenden philosophischen Buches: „Der platonische Eros auf logomathischer Grundlage", sowie der Verfasser des ebenso grundlegenden anderen philosophischen Buches: „Das absolute Logos auf physiologisch-erotischer Basis." Diese beiden waren der ehrwürdige Philosoph Longinus Somnifer und der bacchische Gründer der Siedelung „Kosmosblütendorf": Dionysios Wortestock. Beide Herren sollten auf der vulkanischen Kegelspitze der Kalbe einander widerlegen. Das Thema dazu wollte die Jugend sich vorbehalten.

Am 28. August, dem Geburtstage unseres Goethe, in der Morgenfrühe gegen vier, klomm von Abend her, gestützt auf die Schulter der blonden Anneliese Sinntneß, der hochgestimmte Longinus Somnifer die gewaltige Steinhalde zur Kalbe hinan. Und gleichzeitig klomm auf der Gegenseite, von morgen her, gestützt auf die Schulter der schwarzen Rationella Rabies, der hochsinnige Dionysios Wortstock am Bergeshange empor.

Man war auf beiden Seiten siegessicher und für jedes Thema gerüstet. Somnifer, welcher soeben den achtzigsten Geburtstag zur Freude des Landes gefeiert hatte, bedachte wie Zarathustra im Wandern, daß er sich nun schon seit achtzig Jahren und neun Monaten soziologisch betätigte und daß in Deutschland außer ihm keiner lebe, der die sechs Bedeutungen der Idee und die sieben Erosarten unterscheiden könne. Und wenn auch Wortestock viel lauter schreien konnte — was die Geduld anging beim logisch Disponieren, so konnte keiner Somnifern überwinden, denn Somnifer zählte zu den Seltenen, denen Philosophie auch den Schlaf ersetzt. Galt es begrifflich disponieren, sobrauchte er nicht zu schlafen. Denn dann wurde er reines intellegibles Ich und trat heraus aus dem „bloß Empirischen".

Aber auch Wortestock wußte sich unwiderleglich. Und im Wandern repetierte er alle ihm bekannten Gegensätze der deut-

(Fortsetzung S. 1339)



BALZAC

GESAMMELTE WERKE

IN DEUTSCHER SPRACHE

*

Taschenausgabe

Jeder Band einzeln käuflich

*

ERNST ROWOHLT VERLAG BERLIN

„ER HATTE DAS GESICHT EINES ELEMENTES" hat von HONORÉ DE BALZAC bewundernd ein Zeitgenosse gesagt. Und dies Antlitz des ursprünglichen, des allgemeinen, alles Menschliche umfassenden Genius schaut auch uns aus seinem Riesenwerke an. Er weiß wie kein andrer um die alltäglichsten und entlegensten Leiden und Entzückungen, Zuversichten und Verzweiflungen des Menschengeschlechtes. In den zweitausend Gestalten seiner Menschlichen Komödie, deren Schicksale er bis ins kleinste, bis in all ihre Verwandtschaftsverhältnisse, alle Einzelheiten ihres Berufes, Besitzes, ihrer Schulden, ihres Kredites und in die letzten Heimlichkeiten des Begehrens verfolgt, faßt er sein Jahrhundert zusammen, und was seinen Zeitgenossen noch als Übertreibung erscheinen konnte, ist der Nachwelt als wahrere Welt verblieben gegenüber aller historischen Überlieferung. Dies Weltgebäude baut Balzac weder als vom Stoffe überwältigter Naturalist noch als wählerischer Ästhet, sondern als Zauberer, der den ganzen Kosmos in seinem Kopfe trägt und aus sich hinausstellt. So offenbart er die Tiefen und Untiefen des Ozeans Paris, die schlimmen und köstlichen Geheimnisse der Provinzstädte und des Landlebens. Er ist zu Hause in der Hütte des bretonischen, tourainer, burgundischen Bauern wie im Adelspalast des Faubourg Saint Germain, in den Kulissen des Theaters wie in der Werkstatt des Buchdruckers, im Laboratorium des Chemikers wie im Bureau des Beamten, im bürgerlichsten, kleinbürgerlichsten Familienheim wie in dem wilden Bohèmeboudoir der Kurtisanen, Figurantinnen, „Löwinnen" und „Ratten". Alle Leidenschaften wohnen in seinem Welthause, alle Arten der Liebe von der bösen Gier der Greise und Wucherer bis zu der Engelsliebe der Seraphita, von der eigensinnigsten Einzelwahl bis zur frommen Seelengemeinschaft, vom Knospenhaften bis zum Reifsten, vom Banalsten bis zum Seltsamsten.

Aber was uns Heutigen Balzac gibt, ist noch mehr als sein Paris, sein Frankreich, sein Jahrhundert, es ist auch unsere Zeit, unsere Gegenwart. Die Gesellschaft, die er

schildert, ist wie die unsere durch Revolution, Krieg, Wechsel der Regierungsformen, Wechsel der sozialen Schichtungen, des Geld- und Gutbesitzes erschüttert. Sie lebt wie wir in der beständigen Unruhe der Untergänge und Aufsticge. Und so verstehen wir besser als die Generationen vor uns das Fieber seiner hochkommenden und niederstürzenden, frechen und verzagenden Geschöpfe. Die Menschheit der letzten Jahre und Tage, die Zeit, in der die Dienstmädchen und die Philosophen an der Börse spekulieren, kann sich spiegeln in dem Werke, in dem zum ersten Male das Geld selbst zum Gedichte geworden ist, zu einer Dichtung und einer Weltanschauung, zu einem Symbol der Lebensenergie. Prozesse der Energie, Verbrennungs- und Erhaltungsprozesse sind alle Lebensgeschichten dieses großen Chemikers des Willens. Alle seine Helden sind Willensmenschen. Ihr rastloses zielstrebiges Begehren macht sie zu Königen und Bettlern. Besessene sind sie alle, der junge Student, der von der Mansarde des lateinischen Viertels, von der einsamen Höhe des Père Lachaise Paris zum Zweikampf herausfordert, der Forscher, der im einsamen Laboratorium fiebernd und lebensblind nach dem Urstoff sucht, der große Empörer und König des Bagno, der die bürgerliche Gesellschaft richtet, der arme alte Fadennudelfabrikant, der alles für seine leidenschaftlich geliebten Töchter opfern und ihnen alle Schätze von Paris schenken will, der Geizhals über seinem Golde, die unersättliche Liebende über dem sterbenden Geliebten, die intrigierende alte Jungfer, der ehrgeizige Journalist, der über Leichen schreitende Wucherer oder Politiker, der aufstrebende Parfümfabrikant, der eitle Haarkräusler oder Hutmacher. Jeder will auf seine Art die Weltherrschaft, Eroberer sind sie alle, der Schatten des großen Korsen ragt am Horizonte all dieser Schicksale auf, wie er aufragt hinter den Träumen ihres Schöpfers, der ergriffen von dem Halbgottschicksal Napoleons und im Hochgefühle des eignen Schaffens das stolze Wort ausgesprochen hat: „Was er mit dem Degen begann, will ich mit der Feder vollenden.“

schen Sprache, oder, wie er das lieber nannte, alle „Antinomieen“. Denn darin war e r nun wieder Somnifer über. Durch lange Übung hatte er viele hundert Gegensätze, wie z. B. Eros und Logos, Weltseele und Weltgeist, empirisch und metaphysisch, hydrotisch und pyrotisch, und vieles andere in sich vereinheitlicht, sodaß er, was immer auch ein Gegner vorbrachte, leicht dazu die polare Gegenbehauptung fand, worauf er zuletzt beides, Behauptung und Gegenbehauptung, positiv bejahend mit einer seiner berühmten „kosmischen Synthesen“ überbaute, sodaß in seiner Gegenwart Diskussionen immer und nie zu Ende kamen.

Während so unsere beiden Ehrenpräsidenten zum Gipfel strebten, wanderte Deutschlands Jugend zu den sieben Nebenhügeln.

Der prachtvolle Augustmorgen des Goetheschen Geburtstages sah Deutschlands Hoffnung, mehr denn zwanzigtausend Hornbrillen und Ledermappen, aus allen Gauen der Heimat zum Hohen Meißner wallen. Der erste Sammelpunkt war die Burg Logiehenstein. Dort beschloß die Jugend zu übernachten.

Freilich ist diese weltbekannte, durch Spenden der Nation erhaltene Jugendherberge durch unsere Wandervögel schon recht verwohnt. Die Jugend, welche Nächte durch dort diskutiert, wirft nicht nur ihr Frühstückstullenpapier, sondern auch ihre Broschüren und Zeitschriftenreste achtlos umher, und unsere von den Menschheitsproblemen viel zu sehr beschäftigten Wandervogelmädel vergessen dann immer am Morgen, ehe sie aufbrechen, den Fußboden von Flugschriftenresten der letzten Nacht zu reinigen. Es sieht daher schlimm dort aus. Aber immerhin erspart man dank des vielen Druckpapieres an Stroh. Der Poldel, welcher unseren Auszug zum Hohen Meißner organisierte, hatte die Nacht (eingemuschelt in Druckbögen von „Untergang des Abendlandes“, „Wiederaufbau Europas“ und „Weckruf an die Menschheit“) recht gut geschlafen. Nun sah er all die Jungens und Mädels froh durch die deutschen Wälder ziehen.

Die Mädels hatten nach Sitte der Zeit sich einen Bubenkopf geschnitten oder trugen ihren schönsten weiblichen Schmuck aufgerollt in Entsagungsknoten. Die Buben hatten jeder eine Hornbrille und eine Ledermappe, worin sie ihre Broschüren und Mundvorräte zum Gipfel trugen. Vom Sirius aus gesehen schaute es aus, wie wenn Scharen großer grauer Spinnen durch die Landschaft krochen, wobei ja auch jedes Spinnenweibchen gleich ein Männchen im Beutel trägt. — Man hatte beschlossen, sieben thematische Gruppen abzuzählen. Die sieben Themata sollten dann polar gegliedert werden.

So sollte zum Beispiel Amandus Polygamios Heiliger, das Haupt des katholischen Quickborn, auf dem Kälbersattel sprechen über „Die Würde des rituellen Lebens“, worauf Nathan Springquell, ein

Jungzionistenführer, als Gegenleistung das Thema behandeln wollte „Meine Gedanken über die Liturgie". In gleicher Weise hatte man für sämtliche Hügel gegenpolare Redner vorgesehen, in der Erwägung, daß die Pfeile um so höher zur Sonne fliegen, je stärkere irdische Spannung sie beflügelt. Auf Eselsköpfchen zum Beispiel redete der Führer der kommunistischen Jugend Raufebald Spaltefroh über „Das Recht der Nationalität" und hinterher der Führer unserer nationalen Jugend Spaltelieb Raufebald über „Liebet Eure Feinde".

Immerhin zeigte es sich bald, daß weitaus die Mehrzahl der Buben und Mädel sich für die Kalbe entschied, woselbst als Thema „Die sexuelle Frage" diskutiert werden sollte. Als Referenten für dieses Thema wählte man den achtzigjährigen Longinus Somnifer; als Korreferenten Dionysios Wortestock. Als die Schar der sechstausend Knaben und Mädchen, welche die sexuelle Frage lösen wollte, auf dem Koryphäengipfel angelangt war, da begrüßten sie zunächst die ehrwürdigen Somnifer und Wortestock mit dreimaligen freideutschem Heil! Dann machten sie die große Frühstückpause. Und dann begann man nach einem geeigneten Platz zum Diskutieren zu suchen.

Der Poldel, welcher im Aufsuchen der Diskussionsplätze die meiste Übung hat und uns alle anführt wie ein Leitbock, der die Heerde nach den Tränkeplätzen des Lebens leitet, der Poldel hatte auf dem Gipfel der Kalbe bereits einen geeigneten Platz entdeckt.

„Kameraden," sagte der Poldel, „hier seht Ihr Reste eines Thing oder einer heiligen Vehme. Hier haben schon unsere Vorfahren dunkle Sprüche geraunt und ihre Opfer geschlachtet. Hier unter dieser uralten Wettertanne lasset uns diskutieren."

Der greise Somnifer, welcher wie unsere alten Barden, rüstig an der Spitze schritt, begann seine Brille zu putzen, blickte dann vorsichtig am Stamme des mächtigen Bauems empor und sagte langsam: „Herr Poldel, ich glaube, es ist keine Tanne. Das ist eine Föhre." Rübe aus Wolfenbüttel, welcher Naturwissenschaft studiert, rief mit seiner hellen Knabenstimme dazwischen: „Es ist eine Fichte." Aber dies erregte Widerspruch anderer Naturkenner, welche bewiesen, daß es eine Kiefer sei. Und so entstand sogleich ein Meinungsstreit, bis Wortestock mit der ihm allein eigenen Fähigheit zur großen kosmischen Synthese auch in diesem Falle „das Wort der Situation" fand. „In strittigen Lagen der Empirie," sagte Wortestock, „soll der Mensch auf apagogischem Wege sich zu einer befriedigenden Weltanschauung durchringen. Suchen wir nach negativen Instanzen, deren Dasein das Sosein dieses Baumes ausschließt, so ist es jedenfalls sicher, daß es keine Linde ist. Denn unsere Vorfahren pflegten Linden entweder in Burghöfe zu pflanzen oder auf Dorfplätze. Aber auf dieser diluvialen Halde findet Ihr weder Reste von Burgruinen noch solche eines alten Ziehbrunnens."

Die Jugend beschloß mit Stimmenmehrheit, bei dieser Definition sich zu beruhigen und nunmehr die Lösung der sexuellen Frage in Angriff zu nehmen. Zuvor aber sollte der Poldel seinen bekannten Vortrag halten: „Die Neugemeinschaft: Sonnengeschwister oder: Zurück zur Natur."

Während der Poldel seinen durch die bessere deutsche Presse schon zur Genüge bekannten Vortrag hielt: „Die Neugemeinschaft: Sonnengeschwister oder: Zurück zur Natur", tagte auf einer im Morgentau blitzenden Waldwiese am Frau-Hollen-teich, welchen tausedjähriger Wald umrauscht, eine Versammlung anderer Art.

Die Waldfräulein, die Erdmännlein, die Wolkenfrauen, die Faune und Wasserjungfern kamen dort zusammen aus allen Schlünden des Hohen Meißner. In der Mitte auf einem Findling der Urzeit präsidierte der alte Pan. Die Gesellschaft war wüst aufgeregt.

Ein Waldschratt ergriff das Wort: „Seit drei Tagen wimmeln unsere Wälder von Ledermappen. Das Gerücht geht, die deutsche Jugend will hier tagen. Ach, Ihr lieben Geschwister! Wir wohnen hier die tausend Jahr. Dies war die letzte Stätte, wo wir sicher waren. Wohin sollen wir nun flüchten?"

„Verflucht!" polterte der älteste Faun. „Alles liegt schon voll Papier. Diese Gattung zieht Redespuren hinter sich, wie die Waldschnecken ihren silbrigen klebrigen Schleim."

„Genossen," begann der Nickelmann, „wir müssen sozialisieren."

„Sehen Sie dort hinauf," fluchte der Faun, „dort wohnt Erda, die Baumnymphe. Polda sagt, sie sei eine Tanne. Rübe aus Wolfenbüttel, ein Naturforscher, nennt Erda eine Fichte und Wortestock hat bewiesen, daß sie keine Linde ist. Zehntausend Kinder haben wir zusammen gezeugt. Jetzt hocken dort sechstausend Hornbrillen und Bubenkopfmädel und diskutiere die sexuelle Frage."

„Schmettern wir sie zusammen," brüllte der alte Pan.

Da jauchzte die Gemeinde: „Heraus Ihr Wolkentöchter. Wettert Ihr Donnerdämone. Winder, prasselt ins Horn . . . . ."

Der ehrwürdige Somnifer hatte schon zwei Stunden lang logisch disponiert. Er machte gerade die erste Pause, welche Wortestock zur ersten kosmischen Synthese großzügig benutzen wollte: da ging es los: Wasser prasselten. Winder schnoben. Erda knarrte mit allen Ästen und warf ihre Nadeln auf Somnifers würdiges Haupt. Aber was ahnen die armen Naturgeschöpfe von der sittlichen Würde des intellegiblen Ich?

Keine Macht der Welt kann eine Führerpersönlichkeit, in dem Augenblick, wo sie endlich mal zum Reden kommt, davon abhalten,

das Wort zu ergreifen. „Deutsche Jugend!“, begann Wortestock. „jetzt gilt es zu beweisen, daß die Urkraft des deutschen Volkes nicht verstarb. Unsere Vorfahren haben mit Kanonen gekämpft. Wir kämpfen mit der Macht der Idee. Nicht durch Heeresgewalt siegen wir, sondern durch die Macht unseres Geistes. Einige haben Regenschirme; ich einen Gummimantel. Wir wollen tiefer in den Wald hinein. Ich weiß eine sturmfreie Waldwiese am Frau-Hollenteich. Und wenn die ganze Natur lostobt. Der objektive Geist ist stärker. Er wird die sexuelle Frage lösen.“

Da zogen sie denn tiefer in den Wald. Und kamen zu der Stelle, wo in der Morgenfrühe die Waldgeister getagt hatten.

Wortestock erkletterte mit Hilfe der Jugend den Findling aus der Urzeit, darauf der alte Pan präsidiert hatte. Dann erhob er mächtig seine Stimme und begann eine großzügige kosmische Synthese. Da standen und staunten rundum Waldschrätte, Faunen, Wasserfräulein und Wolkenmädchen. Sie ahnten beschämt die Macht des deutschen Geistes. Aber am Waldrand stand der alte Pan und weinte.

Und es wurde Nacht. Und es wurde wieder Tag. Und es wurde abermals Nacht. Und abermals wurde es Tag. Und es verflossen zwei Monde. Und es verrauschten zwei Jahre. Aber die Diskussion nahm kein Ende.

Denn immer, wenn Wortestock positiv bejahend eine großzügige Synthese gebaut und die beiden Antinomieen wieder kosmisch geeinigt hatte, dann kroch Somnifers stärkeres noologisches Genie wie ein langer Regenwurm daran empor und fand denn auch schließlich an der Spitze eine kleine Lücke und bohrte da hinein und spaltete die kosmische Einheit wieder in zwei dialektische Hälften. Aus denen mußte dann Wortestock eine neue noch nagefestere kosmische Synthese bauen.

So wuchsen ihre Geister durch die Zeit hinaus ins Absolute. Nicht bloß Empirisches klebte mehr ihnen an. Jenseits von Raum und Zeit wurden sie essentiale platonische Ideen, welche nicht mehr schlafen, trinken oder essen, sondern dauern als phänomenologische Bewußtseins-Tatbestände von adäquater, immediater und intuitiver Gültigkeit.

Was aber ist aus der deutschen Jugend geworden?

Was aus den Elementargeistern am Frau-Hollen-teich?

Die Elementargeister sind ausgewandert auf primitivere Gestirne.

Die deutsche Jugend aber (das muß leider gesagt sein) erwies sich als noch nicht reif für unsere der Menschheit vorangeeilten Führerpersönlichkeiten.

Schrecklich endete die Tagung auf den sieben Hügeln, wo die polar gespaltenen antithetischen Führerpersönlichkeiten dasselbe Problem von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus behandelten.

Man fand auf Kälbersattel und Eselsköpfchen unter Trümmern von Hornbrillen nur noch zerstreute Gliederreste. Neun Beine und eine Nase wurden agnosziert als die von Polygamios Heiliger, Nathan Springquell, Raufebald Spaltefroh und Spaltelieb Raufebald. Sie ruhen vereint auf dem Ehrenfriedhof in Schwätzingen. Pioniere der Neuzeit. Über ihrem Grab trauert das Standbild der deutschen Jugend, die Muse, welche in Fichtes „Wissenschaftslehre" liest.

Aber auch auf der Kalbe nahm die Sache ein schlimmes Ende. Oder eigentlich überhaupt kein Ende. Denn die sexuelle Frage wurde nicht gelöst. Knaben, welche in bartloser Unschuld auf Fahrt gegangen waren, kehrten zurück als Greise ungepflegten Vollbarts. Die Schönheit der Mädchen alterte; Ledermappen knarrten um das schlotternde Gebein. Minderwertige Elemente retteten sich zurück in empirische Raumzeitlichkeit. Bessere starben vor Entkräftung. Nicht der Poldel, nicht Rationella, nicht Anneliese erwiesen sich dauerfest im Absoluten verankert. Nur Somnifer und Wortestock bestanden jede Feuerprobe des Geistes.

Der Seher blickt in die Zukunft.

Ein neues Deutschland will kommen. Eine neue Jugend tagt.

Pan und die Dämonen sind verschollen. Die Gegend im Kreise Eschwege wird industrialisiert. Sie gehört Stinnes. Dieser errichtete am Frau-Hollen-teich eine Papierfabrik. Aber inmitten der nützlich gewordenen Welt bewahrte man einen Naturschutzpark. Darin diskutieren Longinus Somnifer und Dionysios Wortestock. Sie ragen durch die Zeiten. Redende Denkmale für die metaphysische Wetterfestigkeit des platonischen Eros und für den deutschen Idealismus.

„Wir in Deutschland sind lauter Particuliers; an Übereinstimmung ist nicht zu denken; jeder hat die Meinungen seiner Provinz, seiner Stadt, ja: seines eignen Individuums, und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen."

Goethe.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Septemberwoche

Die Dreier-Währung.

Nachdem noch zwei Tage vorher amtlich bekanntgegeben worden war, man habe das Goldbankprojekt nun doch ad acta gelegt und werde vorderhand nur den Helfferichschen Roggennotenplan verwirklichen, überraschte der Reichsfinanzminister die versammelten Pressevertreter am Dienstag mit der Mitteilung, man habe das Helfferichsche Projekt nun doch ad acta gelegt und werde zu einer ganz neuen Kombination Papiermark + Sachmark + Goldmark übergehen. Da dem Schreiber dieser Zeilen, der für die Währungsfrage immerhin einiges Interesse bewiesen hat, dank der Fürsorge des klügsten, bescheidensten, gebildetsten, geordnetsten Instituts, dessen wir uns heute erfreuen dürfen, nämlich der Reichspressestelle unter der Aegide ihres Kalle, eine Einladung zu jener Besprechung nicht zugegangen ist, muß er sich, wenige Stunden vor Antritt einer Reise, ausschließlich auf die Mitteilungen und Erläuterungen der übrigen Presse stützen. Aber es scheint, daß auch unter dem direkten Anhauch ministerieller Kommentare die Unklarheiten, die das neueste Definitivum ebenso wie die früheren Projekte verschleiern, nicht hätten zerrissen werden können. In der Tat ist dieser ministerielle Plan — eine Kombination aus sämtlichen vorliegenden Projekten, — durchaus nicht, wie es wohl die Absicht war, eine Zusammenfügung der besten Gedanken. — er ist ein recht künstliches Sammelsurium, für dessen Zustandekommen man nicht immer das rechte Verständnis aufbringt. Zuweilen scheint er das Erreichbare auf ganz merkwürdigen Umwegen erreichen zu wollen, zuweilen scheint er für erreichbar zu halten, was nach menschlicher Erfahrung kaum erreicht werden kann. Einfacheres, illusionsloseres war vorgeschlagen.

Von der Papiermark kann wohl gänzlich abgesehen werden. Sobald man sie in ein festes Einlösungsverhältnis zur neuen Sachmark bringt, die ihrerseits auf vollständig anderer Grundlage als der bisherigen Mark-Grundlage ruhen soll, wird sie de facto ein Teil der neuen Sachwährung, man hat höchstens, rein technisch, den Druck neuer Kleinstücke für die neue Sachmark erspart. (Wird gleichzeitig ein Nullenabstrich vorgenommen, sogar dies nicht.) Die Papiermark ist gewissermaßen also ein klein gestückelter, jederzeit umtauschbarer Gutschein auf neue Sachmark geworden, sie hat damit ihr Eigenleben verloren, und worin der Gewinn ihres Fortbestands liegen soll, ist dunkel. Ebensowenig wie der Pfennig früher

als besondere Währung neben der Mark gelten konnte, ebensowenig hat es Sinn, die Papiermark, als „Scheidemünze" der Sachmark, als einlösungsberechtigtes Substrat der Sachmark, in den bisherigen Zetteln fortexistieren zu lassen. Wenn das Einlösungsverhältnis zum Beispiel auf 30 Millionen Papiermark = 1 Sachmark festgesetzt werden wird, so ist es unerfindlich, warum nicht je 3 Millionen Papiermark faktisch auch gegen einen neuen Sachgroschen umgewechselt nud die Fluten der Papiermillionen damit auch physisch aus der Welt geschafft werden sollen. In ihrem Wertverhältnis wird die Papiermark ja doch an das Wertverhältnis der Sachmark gekoppelt, sie fällt mit ihr, sie steigt mit ihr, — wozu also die Beibehaltung zweier Namen? Dies ist eine Spielerei im Regierungsentwurf, über die man nur die Achseln zucken kann.

Nun aber die Sachmark, die sozusagen als Vormund vor die Papiermark gesetzt werden soll —: wie steht es mit ihr und ihrem Wert? Sie soll auf eine hypothekarische Vermögensabgabe der Industrie, des Handels, der Landwirtschaft und der Banken gegründet werden, als deren Ertrag 5 Milliarden Goldmark erwartet werden. Gestützt auf diesen Fonds soll aber nur 1 Milliarde Goldmark in neuen Noten emittiert werden, sodaß hier der außerordentliche Fall einer 500 prozentigen Notendeckung vorläge. Wie kommt die Milliarde in den Verkehr? Sie soll ausschließlich vom Reich verausgabt werden, sie soll der Zuschuß zu seinen laufenden Einnahmen sein, und sie soll es instand setzen, sich bis zur vollkommenen und dauernden Abstellung seines Defizits über Wasser zu halten. Ich möchte nicht in Zweifel ziehen, daß das Reich nach geeigneter Umstellung seiner Finanzen tatsächlich in der Lage sein muß, sich selbst zu ernähren (freilich nicht, solange das Ruhrgebiet weiter frißt), ich will nicht einmal in Zweifel ziehen, daß es in der Zeit geschehen kann, bis die gewonnene Goldmilliarde verbraucht ist. Aber rätselhaft ist nur, wozu fünf Goldmilliarden mobilisiert werden müssen, wenn man nur eine braucht. Und rätselhaft ist mir, warum man dazu des Umwegs über eine neue Währungsbank und eine neue Sachwährung bedarf. Währungen haben ja wohl nur dann einen Sinn, wenn man den Betrag einer verfügbaren Realdekkung für den Umlauf vervielfältigen muß. Wenn man nur noch eine Goldmilliarde Zuschuß braucht und fünfe zur Verfügung hat, dann kann man ja wohl auch viel einfacher so operieren, daß man nur den fünften Teil des verfügbaren Kapitals einhebt und es dem Reiche zu direkter Verwendung übergibt. Dann spart man die Bank, dann spart man die Währung Nr. II, dann kann man, wenn die Währungsentwertung wirklich nur aus dem Staatsdefizit stammt, auch die Währung Nr. I stabil erhalten. Aber gerade diese Erwägung zeigt, welche Gefahr besteht! Wozu diese ganze Sachwährung? Weil der Staat (was er bei der Währung Nr. III unbedingt muß), das

Währungsregal nicht aus der Hand geben will, weil er weiter in der Lage bleiben will, sich durch Drucken zu helfen, und weil er, während er von einer Goldmilliarde spricht, schon ahnt, daß es beträchtlich mehr werden wird. Dies aber gerade mußte abgewehrt werden. Man muß einem inflationsgewöhnten Staat jede Tür versperren, durch die er die Inflation doch wieder einschmuggeln kann, man muß ihm die Sanierungsmittel in genauer Summe, nicht in Überschußbeträgen zur Verfügung stellen, und man muß sie ihm zu direkter Verwendung übergeben, nicht zur Verwendung auf dem Umweg über einen Notendruck, der ihm nach modern gewordener Praxis freistellt, auch mehr zu verbrauchen, als man ihm gab.

Obwohl sich Dr. Hilferding als Finanzminister von heute verpflichtet glaubte, dem Finanzminister von morgen möglichst großen Manipulationsraum offen zu halten, so ist einem so klugen Manne wie dem Reichsfinanzminister diese neuerliche Verkoppelung von Staat und Währung zweifellos ebenso klar geworden wie nur irgendwem. Eben daraus leitete er die Notwendigkeit ab, neben der Währung Nummer zwei auch noch eine Währung Nummer drei zu veranstalten. Diese Währung Nummer drei nämlich, keine Sach-, sondern Goldwährung, soll nun vollkommen von den Reichsfinanzen getrennt und nur gegen private Goldwechsel in Verkehr gebracht werden. Aber die gute deutsche Staats-Sentimentalität! Während man die alte Papiermark auf dem Umwege über die Staatsmark der Reichsbank wegnimmt, dafür aber direkt den Staatsfinanzen ausliefert, scheidet man die neue Goldmark von den Staatsfinanzen, übergibt sie aber dafür der Reichsbank. Ein seltsames „Verwechselt das Bäumchen“-Spiel, dessen einziges Ergebnis sein wird, das ausländische Kapital von dieser Beteiligung sowohl an der materiell nicht erstklassigen Staatsfinanzwährung (Sachwährung) als auch an der ideell nicht erstklassigen Reichsbankwährung (Goldwährung) abzuhalten. Wie aber wird die Goldwährung ohne Auslandsbeteiligung ausreichend fundiert werden? Nachdem der innerdeutsche Besitz schon für die Sachwährung vorhypothekarisiert ist, bleibt dafür offenbar nur das Reichsbankgold übrig, das sich nach Abzug der Dollarschatzgarantien nur noch auf vierhundert Millionen beläuft. Mit dieser Fundierung ist unzweifelhaft — gerade wenn man eine (bei der Quittung mit der Reichsbank auch notwendige) außergewöhnlich hohe Deckungsquote bedenkt — nur ein unbeträchtlicher Umlauf zu inszenieren: ein Umlauf, der dem ohnehin weit unterschätzten Landesbedarf nicht im entferntesten genügt. Dann aber: niemals ist auch im Zusammenhang mit der neuen Konstruktion überhaupt erörtert worden, wie es dann mit den internationalen Zahlungen steht. Man tut immer so, als sei die ganze Markentwertung ausschließlich auf den gescheiterten Noten-

druck zurückzuführen. Aber sie ist ja auch eine Folge der passiven Zahlungsbilanz und wenn sie fortbesteht, wie soll die Wertverschiebung, die früher im Tauschverkehr Devisen contra Papiermark entstand, von dem Tauschverkehr Devisen contra Goldmark ferngehalten werden? Zweifellos wird ja die Goldmark (das ist ihre Bestimmung und kann schwerlich die Bestimmung der Sachmark sein) zum Medium des deutschen Außenhandels werden. Es ist unausbleiblich, daß ihr in dieser Funktion, solange kein Goldexport zum Spitzenausgleich möglich ist, die Passivität der Zahlungsbilanz ebenso rasch wieder verderblich werden muß wie der Sachmark die Passivität des Reichsbudgets. Einfuhrdrosselungen werden zwar angekündigt. Aber es ist sicher, es ist unglücklicherweise sicher, daß mit noch drosselnderer Gewalt (falls irgendwelche Einfuhr-Prohibition durchgeführt werden kann) demnächst auf Jahre hinaus eine Hemmung bevorsteht. Wie sollte die Balance hergestellt werden, die Balance der internationalen Zahlung? Niemand scheint sich darum zu kümmern. Aber wie soll die Konstruktion halten, ohne genügende Unterstützung der Basis, auf der sie stehen soll?

Sechs Erfordernissen muß die neue Währung genügen: sie muß schleunigst emittiert werden können, sie muß in genügenden Mengen emittiert werden können, sie muß auf fundibelsten Realwerten, nicht auf unrealisierbaren Ideenwerten basieren, sie muß von unantastbaren erstklassigen Instituten emaniert werden, sie muß vor dem neuen Mißbrauch des Finanzministeriums geschützt, sie muß vor neuem Verschleiß im internationalen Zahlungsverkehr gesichert sein. Der Regierungsplan schien auf der Idee zu beruhen, daß dies alles garnicht möglich sei, daß man sich darum am klügsten mit dem Mittel helfe, nicht eine, sondern mehrere Währungen zu veranstalten, von denen die eine diese, die andere jene Voraussetzungen erfülle, — zur Auswahl für jedermanns Geschmack. Das ist eine höchst gefährliche Methode! Ich fürchte, daß man auf diese Weise mit keiner der beiden Schöpfungen Wesentliches erreichen und niemals den Geschmack so völlig treffen kann, daß er keinerlei Anlaß mehr zu Unterwertung gibt. Es gab andere Wege, radikale. Sie sind zeitig genug beschrieben worden. Aber wie man die Zeit für die Goldmark erst dann für gekommen hielt, seit nicht mehr tausend, sondern nur noch vierhundert Millionen im Reichsbanktresor lagerten, so wird man auch die Zeit für diesen letzten Eingriff offenbar erst dann als gekommen erachten, wenn nicht mehr ein Deutsches Reich, sondern nur noch Splitter von ihm existieren.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGEBUCH

1.

Die Pass-Bürokraten oder Deutschland verschliesst sich vor einem Deutschen.

Ich bin auf der Heimreise aus Argentinien, über Italien, Oesterreich — in Italien habe ich überhaupt kein Papier gebraucht, Oesterreich hat mich rein- und rausgelassen, mein Gepäck ist schon drüben, da stellt der deutsche Paß-Kontrolleur fest, daß mein Paß „abgelaufen" ist. Das heißt, zur Identifizierung wäre er schon noch brauchbar, mein Bild und meine Unterschrift und mein Signalement, es muß sich also um die Gebühren handeln. Die will ich bezahlen, will sogar Strafe zahlen, will sogar, was ein Tag Aufenthalt in Salzburg kostet, Buße erlegen — für die Ruhr oder „sonstwas". Er läßt mich nicht durch, ist aber höflich, unbestechlich auch im Namen der hungernden Kinder (die Salzburger Hoteliers hungern nicht), aber läßt mich nicht rein. Als ich ihm klar machte, Deutschland dürfte mir als Deutschem nie verschlossen sein — wenn ich Rad und Galgen verdiente, hätte ich Anspruch auf deutsches Rad und deutschen Galgen —, meint er, daß man das erst noch sehen würde, und läßt mich nicht rein. Das Schrecklichste daran ist, das er wahrscheinlich recht hat — über ein erlittenes kleines Unrecht würde ich nicht klagen, aber ein so sinnloses Recht erträgt sich schwer. — Die deutsche Paßstelle in Salzburg arbeitet nur von 9-12 Uhr, es wird wirklich ein Aufenthalt von 24 Stunden daraus, die Gebühr beträgt 19 000 Kronen, Unkosten habe ich 190 000. Und dann sagt der (gleichfalls sehr höfliche) Sekretär auch noch, daß er meinen Paß nur ausnahmsweise verlängert. Wenn er diese Ausnahme (meiner guten Manieren, meiner „stahlblauen' Augen halber?) nicht machte? Dann wäre ich ausgestoßen von Mütterchen Deutschland, ein vaterlandsloser Geselle, denn einen neuen Paß bekomme ich nur in Deutschland, und da durfte ich nicht rein. Wenn man jetzt die Gebühr „ausnahmsweise" am Grenz-Schalter kassierte, oder nachträglich bei Ausgabe des neuen Papiers, oder ausnahmsweise den ganzen Visier-Schwindel aufhübe, diese Falle, die nur Lämmer fängt, nie einen Wolf . . . ? Und dann wenn ich etwa die Kronen für einen Tag Salzburg nicht besessen hätte? Auf der Bank schlafen, nichts essen — dann würde man es auch erst noch sehn, aber für solche Strafe hätte ich mir schon ein anderes Sündchen leisten können. So, jetzt fahre ich ab, lieber Großmann, drucken Sie noch dazu, daß ich nicht einmal schlechter Laune bin, weil ein sonniger Tag in Salzburg nie verloren sein kann. Ein Amtsrichter und zwei Schöffen und zwei Rechtsanwälte in München haben sich inzwischen die Augen nach mir ausgeweint, aber ich bin klein, mein Herz ist rein, die Salzburger Glokken, Nockerln, Marionetten, Frau Grete Kainz, Stefan Zweig, Sie hab ich auch noch getroffen, und für den versäumten Termin soll jemand anders zahlen.

Herzlichst Ihr B a l d o r O l d e n.

2.

Berlin, W 57 den 14. Sept. 23.

Sehr geehrter Herr Großmann.

Ganz wie Sie bin ich der Meinung, daß nicht nur was gesagt ist, sondern auch wer es sagt, für die Bedeutung einer Publikation entscheidend ist. Es entfallen somit einige Voraussetzungen Ihrer freundlichen Wertung meines Buches „England nach dem Kriege" im „Tage-Buch" vom 8. September, wenn ich Ihnen bekenne:

1. Ich bin nicht Bayer, sondern Preuße.

2. Ich bin nicht Katholik, sondern Protestant.

3. Ich bin nicht Zentrumsmann, sondern — aber auch bei dieser Gelegenheit finde ich mich außerstande, meinen Standort im Parteileben des heutigen Deutschlands eindeutig zu bestimmen.

Leider läge also auch in einer Vervielfachung meiner bescheidenen Existenz keine Hoffnung für eine Verständigung zwischen Bayern und dem Reiche.

Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie diese Berichtigung zur Kenntnis Ihrer Leser brächten.

In vorzüglicher Hochachtung

Werner Picht.

BEGINN DES MAHLER-ZYKLUS

Nun sollen wir also den ersten Deutschen Mahler-Zyklus erleben; eine auf den Zeitraum von acht Monaten verteilte Folge von zehn großen Orchesterkonzerten, in lückenloser Reihe die überdimensional ausgeweiteten Liedformen der Symphonien, die inbrünstig konzentrierte Symphonik der Orchesterlieder. Ein Unternehmen, geplant um das viel, doch ungleich geliebte Werk des Meisters als Ganzes, in seiner erratischen Riesenhaftigkeit vor uns aufzutürmen, auf daß wir wieder einmal so recht aus Herzensgrund mit der Moira hadern, deren Tritt hier ein wunderbares Schaffen vor der Zeit, vor der Vollendung, brutal zerstampfte.

Solche Pläne, gefaßt und in Angriff genommen zu einer Zeit, die einem havariertem taumelndem Schiff gleich ihre bedauernswerten Passagiere einer angstvollen Ungewißheit entgegenschaukelt, sind ihrer ethischen Wirkung nach nicht zu unterschätzen. Es gibt also in Deutschland noch Menschen, die daran glauben, daß auch diesen kommenden ganzen, langen, bitteren Winter hindurch in Berlin Musik gemacht werden wird, daß Leute da sein werden, denen es weder an Nerven für stundenlanges Stillsitzen und Sichkonzentrieren, oder mindestens Sich-konzentrieren-wollen, noch an Millionen zum Bezahlen der diesjährigen höchst freibleibenden Billetpreise fehlt. Es gibt noch Unternehmer in künstlerischen Werten, Spekulanten in der Mahler-Valuta, deren Kurs jetzt sehr hoch steht; Kapitalisten, die Garantiefonds für unrentable Angelegenheiten zeichnen, weil sie im Taumel der rentablen irgendwie fühlen, daß uns nichts jetzt so nottut, wie ein gelegentliches Aufatmen in Stunden, in denen es nur zu gewinnen und nichts zu verlieren gibt. Der Mahler-Zyklus ist Trost und Hoffnung zugleich. Bis das „Lied der Erde" verklingt, wird es in Deutschland anders aussehen als jetzt.

K l a u s P r i n g s h e i m, der seine Last und seine Freude auf sich genommen hat, ist nicht nur Dirigent; er ist Organisator und Agitator, unermüdlich, wo es sich um das Durchsetzen künstlerischer Pläne handelt. Als Schüler und Adept Mahler verbunden wie nicht viele Andere, ist die Ausführung dieses Zyklus wohl schon lange sein Lebenstraum gewesen, ein Traum, den er aber nicht bloß zu träumen, son-

dern mit aller Energie eines klugen, klaren, denkenden Kopfes zu verwirklichen suchte. Wir freuen uns, einen Musiker von seiner geistigen Regsamkeit und begeisterten Hingabe vor einer großen Aufgabe zu sehen, die ihn aus der Theatermusiziererei heraushebt — einer Aufgabe, an der er wachsen wird, allein durch die ungeheure Arbeit, die solche unmittelbare Eroberung des Mahlerschen Werkes für die menschliche Entwicklung eines Künstlers bedeutet.

Ein näheres Eingehen auf die anspruchs- und verantwortungsvolle Dirigentenleistung sei für den späteren Verlauf des Zyklus vorbehalten. Die Erste, die Jean Paul-, die Titan-, die Natur-Symphonie — eröffnete ihn verheißungsvoll; vorher sang Fritz Brodersen mit wundervoll tragender Stimme die „Lieder eines fahrenden Gesellen", deren innige Weisen sich als feines Geäder durch die mächtigen Satzquadern des größeren Werkes ziehen. Das Orchester spielte ausgeruht und klangschön; oder sollte sich seine Qualität seit der letzten Saison überhaupt verbessert haben? Der volle Saal, der große Erfolg stimmten freudig und wehmütig zugleich. Denn man gedachte des Mannes, dem es hätte vergönnt sein sollen, heute als Sechziger den resignierten Ausspruch zu widerrufen, den er vor siebenundzwanzig Jahren nach seinem ersten Berliner Debut — dieselbe Symphonie, dieselben Lieder standen auf dem Programm, wurden kritisiert, bespöttelt, zum Teil ausgepfiffen — getan: „Ich werde bald mein Letztes für diese teueren Aufführungen hingegeben haben, und dann wird es mit meinen Symphonien zu Ende sein, denn ein anderer wird sie mir nicht bringen . . . . ."

Gisella Selden-Goth.

FILM

My Boy

Dieser amerikanische Film hat keine dramatische oder temposchnelle Handlung; und wo etwas von Handlung hervorbricht, da ist es Schablonen-Kitschhandlung aus jenen primitiven Dämmerungszeiten des Kinos, als es weder Monumental- noch Trickfilme gab: der bekannte Waisenknabe kommt auf dem Zwischendeck nach Amerika, wird von dem bekannten rauhbeinigen, aber gutherzigen Seebären aufgenommen und schließlich von der bekannten, reichen und edlen Großmama gefunden. Zudem treten eigentlich nur zwei Personen auf. Und überdies ist ein Überfluß von Rührszenen und Tränen, daß ein Kübel Glyzerin geweint wird, aus dem sich alle fleißigen Frauen der Welt ihre aufgesprungenen Hände salben könnten.

Warum nun hat dieser Film überall, wo menschliche Wesen hausen, einen so außerordentlichen Erfolg? Weil den kleinen Waisenjungen ein gewisser Jackie Coogan spielt, von dem der wildeste Kritiker wie der blödeste Maulaffe unbedingt fühlt: hier ist ein großer Schauspielkünstler. Winzig klein geht Jackie durch den Film, mit trippelnden Schritten, Stupsnase, zwerghaften Armbewegungen, aber großen Bi-Ba-Bo-Augen. Er macht ein todestrauriges Gesicht, er lächelt, er wäscht sich, er nimmt Abschied . . . er kann machen, was er will, immer „hat"

er sofort den Zuschauer, immer wirkt er so ausdruckserfüllt, so anmutig-herzig, daß die Wirkung strahlendes Entzücken der Beschauer sein muß.

Die Amerikaner lieben weit mehr als die Europäer Kinder und Tiere im Film (und im Leben) . . . Sie lieben im Film (und im Leben) mehr als wir Süßlichkeiten und Scheußlichkeiten. Zugegeben, daß Jackie manches tut, was in der Art der alten Gartenlauben-Genrebilder verzuckert ist . . . aber dennoch: Hier kann jeder Schauspieler und Betrachter lernen, was es heißt: aus dem Körper heraus spielen. Dies Kind vollführt (meistens) nicht eingelernte Bewegungen, sondern es hat die Fähigkeit, natürliche innere Bewegungen vollkommen zu körperlichem Ausdruck ausströmen zu lassen.

My little boy . . . was wird aus dir werden, wenn du größer geworden bist? Was in letzter Zeit aus dir ward, werden wir hoffentlich bald in deinem Meisterstück „The kid" sehen. *Kurt Pinthus.*

Die Flamme

Diesen Film ließ vor fast einem Jahre sein Verfertiger Lubitsch mir vorführen. Jetzt endlich zeigt man das allzulange zurückgehaltene Opus öffentlich und verdientermaßen im Ufapalast. Was über „Die Flamme" zu sagen ist, schreibe ich nieder aus der Erinnerung an den damaligen Eindruck. Daß mir noch so viel von dem Film in der Erinnerung lebt, ist ein Beweis für seine Qualität. Er ist Lubitschs reifster, feinster, kultiviertester, zartester Film. Hier hat der Film zum erstenmal ein literarisches Werk nicht vergröbert, sondern gemildert. Hans Müllers wilder Reißer (mit der allerdings übermenschlich menschlichen Leistung der Käte Dorsch) ist hier nach Möglichkeit entkitscht; erst der Schluß ist wieder sentimental-theatralisch.

Die Geschehnisse sind aus der wienerischen Gegenwart in das Paris des dritten Napoleon verpflanzt, als die Damen in Krinolinen und bebänderten Kapotthüten, die Herren mit Taillenröcken, Zylindern und Enghosen kokett sich bewegten. Wenn ich sage: Geschehnisse, so ist das ein wenig übertrieben, denn der Film setzt sich eigentlich nur aus vielen kleinen Genreszenen zusammen. Diese Szenen sind aber im Milieu, in Stimmung, Belichtung so zärtlich-liebevoll und geschmackvoll, von anmutigster Bewegung erfüllt, kupferstichartig herausgearbeitet, sie schweben so leicht ineinander, daß man ohne Ermüdung in behaglicher Hingerissenheit zuschaut.

Pola Negri ist im Film natürlich nicht so dummgut, so blondstrotzend-wollüstig wie die Dorsch im Theater. Die Negri ist geschmeidig-grazlöser, dunkel-sinnlicher. Was von Lubitschs Arbeit, das ist auch von der Arbeit der Negri zu sagen: es ist ihre am sorgsamsten durchgeführte, schauspielerisch feinste Leistung.

Lubitsch hat hier das Verdienst erworben, sich und uns von dem Unheil, das er selbst heraufbeschwor, zu befreien: vom historischen Monumentalfilm. Hier ist das wirkende Wesen des Films nur noch stimmungsbewegtes Bild und sichtbar gewordene Menschlichkeit. Hier hätte Lubitschs Weg weiter führen können. Aber er fand statt dessen (vorläufig) nur den Weg nach Amerika. *Kurt Pinthus.*

TISCH MIT BÜCHERN

Bücher von Adolf v. Hatzfeld: Franzikus. Eine Erzählung. 4.—8. Tsd. — Die Lemminge. Ein Roman. 1.—5. Tsd. — Gedichte. 3.—4. Tsd. — Aufsätze. 1.—3. Tsd.,

sämtlich bei Paul Steegemann, Verlag, Hannover.

Wenn die Bewegung des — sit venia verbo — Expressionismus gleichgesetzt werden soll dem Bemühen: was aus innerlichem Erleben als wahr erkannt wurde, zu festigen und zu klarerem und reinerem Ausdruck zu bringen (dabei mitunter bequemen Weg und eingefahrenes Gleis verschmähend), — so läßt auch die literarische Produktion von heute solches Bemühen als ungemindert und höchst frisch am Leben erkennen. Wir leben sprunghafter, unstäter denn je — erstaunlich fix. Von heute auf morgen ist oft die Problemstellung eine andere, Apostel werden abtrünnig, Nachläufer gebrandmarkt und erledigt —; die Bewegung aber lebt und zeugt fort. Noch sind — fruchtbar, erlebensnah — Potenzen wie Döblin, Schickele, Weiß, Krell, Bronnen (um nur einige zu nennen) am Werke, mit ihnen, in der vorderen Reihe, der junge Adolf von Hatzfeld, dessen hauptsächliches Werk: Gedichte, Romane und Aufsätze in Neu- und Erstauflagen bei Paul Steegemann, Hannover, soeben erscheint.

Die Verse (1914—1920) sind von einer freudigen Diesseitigkeit und Daseinsseligkeit, die an Verhaeren erinnert. Ihre Themen: die Jahreszeiten, Sonne, Mond und Sterne, an die Natur, an Gott, an die Geliebte —, die Erscheinungen zusammenfassend in jene Form, die wir ganz zaghaft eben „Gott" nennen. Es fehlt ihnen, die von der Fülle der Gesichte überflutet scheinen, gelegentlich das Zwingende der restlosen Gestaltung und endgültigen Fassung. Stark und ergreifend aber sind sie, wo sie zu Einfachheit und Klarheit fanden:

„Ich will der Bauer vor dem Dorfe sein,
der an dem Rand des Ortes einsam wacht,
und trinken meinen herben Wein
und lauschen in die Nacht hinein,
wer in dem Dorfe weint und lacht."

Den Gedichten, die hohe Erwartung erregten, folgt (1918) das erste Buch Prosa: die Erzählung Franziskus, von einer starken Neigung zur Konfession, mit überzeugender Gewalt entscheidende Eindrücke seines Lebens und sonderlich die Chaotik und Not einer überwachen, lodernden Jünglingschaft formend. Die Geschichte einer bittersüßen Wanderschaft: Erinnerung zuletzt an den, der Fischen und Vögeln predigte: Franziskus. Eine neue, blutvolle Variation des Themas mit lyrischen Partien von großer Leuchtkraft und phantastischen Strecken von einem süßen Reiz. Wesentlich: daß das alltägliche Erleben bewußt ins Neuerleben des Dichters projiziert ist (zuweilen allzu bewußt und überhitzt — das Buch eines jungen Dichters).

Die Lemminge, deren Namen der zweite Roman Hatzfelds trägt, kleine mausartige Nagetiere, brechen hoch in den Bergen zu Tausenden auf, und mit unheimlicher Schnelligkeit, jedem Hindernis trotzend, unbeirrbar in ihrem Entschluß laufen sie zur Küste hinab, stürzen

sich kopfüber ins Meer und finden in den Wellen den Tod. Eine unbekannte Kraft treibt sie ohne erkennbaren Grund. Über die Leichen der unterwegs Verendeten stürzen sie sich, fanatisch, den sicheren Untergang vor Augen. Die Menschen dieses Romans s i n d Lemminge, bis auf einen Herrn König, den Normalmenschen. Alles in ihnen ist zur Todesruhe gekommen, ist fertig, nach außen abgeschlossen. Da ist, im Zentrum, Iwan Wagner, sein Leben angefüllt von den seltsamsten Begebenheiten und unerklärlichsten Dingen. Eine Frau verfällt ihm, einundzwanzig Jahre alt, an ihn gebunden durch das Unbegreifliche in ihm, und zerbricht. Der Sprung ins Dunkle ist die letzte Intensität, deren ihr Leben noch fähig ist. Auch Iwan Wagner springt in das Chaos, das dumpfe Singen im Blut, die Todeskühnheit der Lemminge. Dieser Roman ist in einer ganz neuen, bannenden Sprache geschrieben. Alles drängt zu Entladungen, bricht wie ein zweites Gesicht unter der Maske des Täglichen hervor, beängstigend, jäh, aber vollkommen überlegen und geschlossen. Groß, wie schon im „Franziskus", ist die Gestaltung von Eindrücken aus dem Bereich: Mensch — Tier — Landschaft gelungen. Der Eindruck dieses hinreißenden Buches ist nachhaltig, die Lemminge eine starke Probe von Hatzfelds epischem Können.

Die sechs lebendigen und geistig selbständigen (wenn auch an Wert unterschiedlichen) Studien des Bandes A u f s ä t z e schließen das Werk Hatzfelds vorläufig ab. Sie bringen neben den reiferen Versuchen über Achim von Arnim und Gottfried Keller eine temperamentvolle Polemik wider Edschmids „Kean" und den Amerikanismus auf der Bühne des Theaters, wider Pappe, Routine, Dumas und Trick. Des weiteren im „Haus der Humanität" noch einmal, ähnlich dem Franziskus, ein Stück gestaltete Geschichte seines Lebens, das aus krankem Herzen, aus völliger Hoffnungslosigkeit und Müdigkeit, den Ausweg in den ersehnten Tod suchte. (Der Dichter verlor bei einem Selbstmordversuch das Augenlicht. Zum besseren Verständnis seiner Schriften ist zu sagen nötig, was er selbst — man lese im Franziskus nach — nie verhehlte: die Katastrophe machte ihn demütig, liebend und innerlich gesund.) „Positano", die Aufzeichnungen aus einer italienischen Reise zeigen wieder den ungeheueren Ausdruck von Leidenschaft der mit dem inneren Auge gesehenen Hatzfeldschen Landschaft: Föhn stürmt von den Gipfeln in die Täler. Lawinen donnern. Wogen des Lichts schießen von Schneefeldern zur brennenden Sonne. Und dann: Ruhe der Nacht über den sanften Hügeln des Monte Verde...

Fiete Fischer (Dresden).

F r a n z B l e i : D e r K n a b e G a n y m e d. Moralische Erzählungen. (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.)

Die Folge dieses Buches wird sein, daß F. B. wieder zu hören bekommt: was für ein charakterloses Gemisch aus Libertinage und Klerikalismus er sei, und der Abbé d'Amour wird ihm vohl aufs Neue angehängt. Halten wir uns dabei nicht auf; erfreulicher ist, daß dieser unentwegte Entdecker (und Entlarver) von Begabungen und Beherrscher aller Kulturen selbst eine dichterische Persönlichkeit ist, der Novellen von großer Bezauberung gelingen. Diese Novellen sind vor Allem erzählt mit einem Geschmack, der alles wagen und sagen darf, ohne zu verletzen, und der, wenn er schon verletzt, es mit Geist und Witz tut. Er allein begehrt kein Sakrileg, wenn er Profanstes mit Heiligem mischt. Die alten Vorbilder und Melodien, die er wählt, mag man als das Cachet eines

Stets-modernen nehmen; der Vergleich mit Voltaire liegt nahe — und besagt doch nichts; denn es ist höchst bewundernswert, dies alles in Deutsch zu schreiben — im deutschen Idiom so viel Eleganz und Geschmeidigkeit aufzubringen, die erst die Freiheit des Inhalts (und der köstlichen Parodie) erlauben. Ich erinnere mich nicht, in der deutschen Literatur eine Parodie gelesen zu haben, in der der Angegriffene zusamt seinem Werk, der Habitus des Literaten und seiner Literatur, so voll getroffen wurde, wie in der Geschichte einer Wanze aus dem juste milieu. *K.*

Emil Ludwig: Shakespeare über unsere Zeit. Eine Anthologie auf das letzte Jahrzehnt. (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.)

Man kann auf einen einigermaßen universellen Geist alles vereidigen, alles abschwören; Zitate haben nur Sinn, wenn sie die Gesamtheit der Persönlichkeit auf die Bezugnahme festlegen können. Shakespeare ist eine Gottheit, deren Segen Wilhelm II. und Lenin auf ihre Waffen herabflehen durften; er kann für alle Zeiten und Zustände gemißbraucht werden. Tatsächlich bleibt Ludwigs Auswahl an ganz äußerlichen Stichpunkten hängen. Die Parallelen zur Gegenwart überraschen den Einfältigen, geben dem Parlamentarier hübsche Glanzlichter für seine Reden; im Grunde besagen sie nur, daß wir in einer Zeit leben, die an Chaotik ihre Vorläufer hat. Das Buch wäre prachtvoll, wenn daraus etwa das deutsche Schicksal einseitig und alleinig zu belegen wäre. Aber Shakespeare kann auch von Poincaré vollgültig gegen uns zitiert werden — was nur besagen soll: er dichtete den Menschen; eine politisches Instrument aus solcher Dichtung zu machen, ist ein vergänglicher Spaß. *K.*

Jean de Lafontaine: Fabeln. Deutsch von Theodor Etzel. Illustriert nach Stichen von Oudry. (Propyläen-Verlag, Berlin.)

So typisch und unbedingt für alle Zeiten als moralische Geschichten diese Fabeln gelten, so schwer dürfte es sein, sie dem Geschmack eines deutschen Lesers heute voll plausibel zu machen. Es kommt nicht nur darauf an, einige Grazie zu zeigen, die doch nur ein Abklatsch des französischen 17. Jahrhunderts wäre, sondern auch die gewisse Tendenz abzustreifen, die der alternde Epikuräer Lafontaine seinen Zeitgenossen vorhielt. Der lasterhafte Ton ist weniger wichtig zu nehmen und die dürftige zoologische Kontur schärfer nachzuzeichnen. Etzel hat beides, ohne zu fälschen, sehr gut fertig gebracht, d. h. er hat den alten Fabelkern herausgeschliffen und elegant geprägt — wie er es übrigens schon einmal mit Lafontaines Verserzählungen gemacht hat; und man darf nun sagen, daß Lafontaine mit dieser Wiedergabe uns dauernd gewonnen wurde. *K.*

ANEKDOTE

Höflichkeit und Takt.

Krüger und Hoffmann kommen aus dem sozialistischen Debattierklub, wo man viel über allgemeine Begriffe gestritten hat. Hoffmann schilt darüber, daß so viele spitzfindige Unterschiede gemacht würden.

„Was is denn nu eigentlich für ein Unterschied zwischen Höflichkeit und Takt?"

„Das will ich dir sagen," meint Krüger. „Sieh mal, neulich sollte ich beim Kommerzienrat Rösicke eine Reparatur im Badezimmer machen. Wie ich da hineintrete, steht die Kommerzienrätin mit dem Rücken zu mir nackt in der Wanne. Da zieh ich die Tür wieder zu und sage dabei: „Entschuldigen Sie, Herr Kommerzienrat." Siehste, daß ich gesagt hab „Entschuldigen Sie", das war Höflichkeit; daß ich aber gesagt hab: „Herr Kommerzienrat", das war Takt."

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 37):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis pro Monat in Deutschland 1.35 M. (mal Schlüsselzahl des Buchhändlerbörsenvereins). Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 12 franz. Franken, in Belgien 15 belgische Franken, in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, fünfte Septemberwoche

Wird dieses Heft in die Hände der Leser gelangen? Wann? Werden zwischen der Wochenmitte und dem Sonntag die Kommunikationen in Deutschland erhalten bleiben? Wird das Deutschland, wie es ist, erhalten bleiben? Es ist die bangste Zeit seit den Zusammenbruchstagen, und die Deutschen ertragen sie mit wenig Würde. Und doch will die Hoffnung nicht sinken, daß die Nation stärker ist als ihre Krankheit, daß Deutschland die Sepsis übersteht, ohne Operationen an absterbenden Gliedern, ohne Lähmungen, ohne Ohnmacht. Es ist in dieser bangsten Stunde ein beruhigender, ja beglückender Gedanke, daß ein geistiger und energischer Mann, ein Kopf, in dem die Gegensätze sich zur Synthese verbinden, ein „sanftmütig unerbittlicher" Charakter am Staatsruder steht. Stresemann genießt einen Vertrauenskredit, wie ihn seit Bismarck kein deutscher Kanzler erworben. An ihn glauben alle, die Politik nicht bloß mit dumpfem Instinkt betreiben. Er hat es verstanden, Stinnes zu bändigen (Stinnes, der eben in aller Stille wieder nach seiner Ruhrheimat übersiedelt), und Eduard Bernstein hat ihn vor einer Berliner Genossentagung verteidigt. Trügt der erste Eindruck nicht, so ist es ihm gelungen, Herrn von Knilling zu vaterländischer Besinnung zu zwingen, und Herr Dr. Zeigner, der seinen frisch erworbenen Sozialismus durch eine schofle Agitatorenpolitik glänzend zu lackieren wünscht, liegt knurrend an der Kette. Zur selben Zeit, in der der bayrische Schmussolini mit Bierstimme den Bürgerkrieg ankündigt, ist der Dollar gesunken! Das alles sind Symptome, die zur Zuversicht stimmen können. Schließlich ist jetzt — zum erstenmal seit dem Kriegsende — der Weg zu direkten Verhandlungen mit den Franzosen geebnet. Was Rathenau wollte, Wirth erstrebte, was mit Loucheur und Lubersac nicht gelang, wird der von Poincaré anerkannten „größeren Geschicklichkeit und größeren Aufrichtigkeit" Stresemanns vielleicht, wenn auch nicht auf den ersten Anhieb, gelingen. Man vergesse nicht: Deutschland war im Sommer 1922 am Beginne einer wirtschaftlichen Genesung, unsere Handelsbilanz auf dem Wege zur Gesundung, unser Budget fast ausbalanziert. Ohne den unverzeihlichen Wirth-Sturz durch die Sozialdemokratie, ohne das reichszerstörende Cuno-Abenteuer wären wir heute wahrscheinlich in einer nur durch mörderische Politik verhinderten Aufschwungsperiode. Das Deutsche Reich, es ist „ein kerngesundes Land". Das Fieber lügt, das sein Gesicht entstellt. Ein unauslöschlicher Wille zum Arbeitsglück lebt in allen, von dem besessenen

Stinnes, der nie nur Spekulant, immer auch Produktionsschöpfer war, bis zur rüstigen Arbeiterfrau. Ein Wille zur Stille, zu einem kleinen bißchen idyllischen Glück, lebt in diesem großen Bürgervolk, dem eigentlich alle politische Hysterie wesensfremd ist, deshalb ist Kleist, der nationale Neurastheniker, immer ungespielt geblieben, deshalb ist der Sowjetglaube auf ein paar Proletarierviertel in Berlin N und ein paar trostlose überhitzte sächsische Industriestädte beschränkt geblieben. Kaffeekochen im Freien, eine Weiße mit Himbeer, ein bißchen Tanzfreude — gebt diesem arbeitswilligsten Volk nur ein paar Löffel der richtigen Medizin — ein bißchen Freude, wie Th. Fontane riet — und es wird seinen Willen zur Idylle durchsetzen und alle hysterischen Politiker, die Bullen und Wullen, die Fischer und Koenen, mit gelassenem Humor erledigen. Stresemann, wenn er diese acht Tage siegreich überdauert, wird nicht der Letzte, er wird vielmehr der erste Reichs- und Volkskanzler Deutschlands sein und, immer vorausgesetzt, daß er die schwersten Krisentage übersteht, seine Kanzlerschaft wird lange Fristen brauchen und erhalten. Freilich erfordert die besondere Situation ungewöhnliche Mittel. Die Gräben zwischen Regierung und Volk müssen überbrückt werden. Wir haben das Glück, daß der Staatsmann, der regiert, auch ein Rhetor von ungewöhnlicher Kraft ist. In diesen Tagen der tiefsten Angst und Besorgnis trete der Reichskanzler mit seinen Gehilfen direkt vors Volk. Trotz der Last von Arbeit, die auf seinem Haupte liegt, spreche er in den großen Zirkus-Schauspiel-Festhäusern in Berlin, Leipzig, Magdeburg direkt zum Volke. Man wird den Mutigen, der vor Tausenden die Genesungsbotschaft verkündet, bejubeln, und dieser Jubel wird, zu ihm strömend, seine innerste Kraft steigern. Der Kraftaufwand, so ungeheuer er ist, wird sich lohnen. Cuno mußte, ein trockener Ableser vorbereiteter Schriftsätze, in der Isolierung zerstörend wirken. Stresemann, lebenerfüllt, mit den besten Geistern der Nation in Fühlung, trete mitten ins schaffende Volk und spreche zu ihm aus freier Brust. Es muß der Kampf für die schaffende Republik frohen Muts ins Volk selbst getragen werden, wir brauchen eine Auferstehung aller Stillen und Besten im Lande. Die Schreier müssen überschrien werden. Ein Versammlungssturm brause durch das zur Auferstehungsarbeit entschlossene Volk, und Stresemann selbst spreche das helle Signal!

In Österreich tobt ein Wahlkampf. Tobt? Bei aller Lebendigkeit der Gegensätze, bei aller Munterkeit der Propaganda geht es sehr sachlich und sehr anständig zu, weil nämlich die beiden großen Gegner, die Christlichsozialen und die Sozialdemokraten vor Beginn der Wahlkampagne ein Abkommen geschlossen haben, das zweierlei verbürgt:

Erstens: Keine persönlichen Angriffe der Kandidaten, keine Verleumdungen, keine Beschimpfungen, kein Hervorzerren privater Dinge;

Zweitens: Keine physische Gewalt, keine Versammlungsstörung, keine Bedrohung, kein feindlicher Aufmarsch der Wählermassen.

Dieses Abkommen wurde von Parteileitung zu Parteileitung vereinbart. Österreich liegt im Frieden, es hat Kredite, es baut seine Industrie auf, es schafft sich Wasserkräfte, es steigert seinen Export, mit einem Wort: Es fängt an, in normale Verhältnisse hineinzurutschen. Da könnte es sich, wenn es blind wäre, auch den Luxus wütendster Parteikämpfe leisten. Wir in Deutschland, verwundet und zerrissen, verarmt und verzweifelt, ohne Kredit, mit allmählich zerstörter Industrie, mit verschwindendem Export, mit niederschmetternder Handelsbilanz — wir gönnen uns in einer Stunde tiefster Isolierung die blutrünstigste Agitation, die rohesten Parteikämpfe, die wildesten Bedrohungen, Revolverschüsse von Partei zu Partei. Darf man sich wundern, wenn die Zuschauer von außen ohne Mitleid, mit einem Blick der Geringschätzung, auf diese Heimat des politischen Pöbels schauen?

„Ich war gezwungen, Europa durch Waffengewalt zu bändigen. Wer nach mir kommt, der wird es überzeugen müssen. Denn immer siegt der Geist über das Schwert."

Napoleon (auf St. Helena).

An unsere Leser!

In der Stunde, da das ganze Reich schwankt, darf auch eine Zeitschrift um ihre Zukunft bangen.

Wer das „Tage-Buch" erhalten will, erfülle jetzt seine Pflicht!

Diesem Heft liegen zwei Zahlkarten bei. Nur diesem Heft! Man benutze die Zahlkarte sofort zur Einzahlung, entweder

des Monatsabonnements von 28 350 000 M.,

oder des Quartalsabonnements von 84 000 000 M.

Wir bitten alle Freunde des „T.-B.", womöglich direkt die Abonnementsgelder an uns zu senden. Das verbürgt die prompte Zustellung.

Und wer's kann, denke an unseren Fond für geistige Arbeiter, aus welchem wir denen, die zu arm sind, das „Tage-Buch" zusenden.

Redaktion u. Verlag des „T.-B.".

Ihnen, Herr Radek, ist das Referat über die deutsche Entwicklung übertragen. Ihr Bericht bestimmt wahrscheinlich in hohem Grade die Haltung Sowjetrußlands zum Deutschen Reich. Das ist ein Glück, denn Sie sind einer der klügsten Leute, denen ich im Leben begegnet bin, Sie denken im Blitzzugtempo, Sie haben das Jugendtalent der verblüffenden Kombination, Sie sind Phantast und Logiker zugleich, und Ihr außerordentliches Wissen hat die Frische Ihrer Entschließungen nicht angekränkelt. Sie haben auch jenen Schuß Zynismus, den der Politiker unbedingt nötig hat, und ich hoffe, daß Ihre Feinde oder Ihre Freunde — zuweilen sind diese Kategorien nicht zu unterscheiden — unrecht haben, die Ihre Dosis Zynismus zu stark finden. Aber unzweifelhaft sind Sie ein treuer Diener Ihres Herrn, will sagen: Ihres Systems, und deshalb geht dieser Brief an die richtige Adresse.

Ich habe ursprünglich diesen Brief an einen führenden deutschen Kommunisten richten wollen. Aber an wen? Die deutsche kommunistische Bewegung, Sie wissen es besser als ich, ist ein enorm angeschwollener Körper, aber wo ist der Kopf oder das Köpfchen? Ich habe Koenen im Reichstag litaneien gehört, ich vernahm Fröhlichs unfröhliches Volksschullehrerpathos, ich ertrug Thalheimers trokkene Halbwissenschaftlichkeit, und auch dem falschen germanischen Gelb der Else Friedländer bin ich nicht erlegen. Es gibt deutsche Propagandisten des Kommunismus in Deutschland, aber keinen richtigen Führerkopf. Der Eine, der es hätte werden können, ist hinausgedrängt worden, und das ist wahrscheinlich ein Beweis gegen Levi. Kürzlich, so erzählen mir junge, gläubigere Freunde, hat man in einem kommunistischen Kreise eine Liste der Volksbeauftragten zusammenzustellen gesucht, die das kommunistische Deutschland zu regieren hätten. Es war nicht leicht, auch nur die sechs oder acht Namen zusammenzubringen, die man auf diese Liste setzen sollte. Einen deutschen Lenin gibt es nicht, auch keinen deutschen Trotzki, keinen deutschen Krassin und, Sie wissen es ja, auch keinen deutschen Radek. Man müßte die gute alte Tante Zetkin zur Reichspräsidentin machen, müßte Paul Levi zurückzuholen versuchen (an einem Sonnentag würde es Euch gelingen), aber damit wäre die Liste schon geschlossen. Wollt Ihr Wilhelm Herzog zum Außenminister und Koenen zum Reichswirtschaftskommissar? Soll Thalheimer die deutschen Handelsbeziehungen regulieren? Nicht einmal einen energischen und schlauen Offizier zur Schaffung und Leitung der deutschen roten Armee habt Ihr gekapert, Reventlow wäre dazu nicht verwendbar. Sie haben einmal geschrieben, es gäbe keine deutsche Revolution, ehe nicht 1 Million eingeschriebener Parteigenossen der KPD. existierte. Aber noch wichtiger wie die Massen-Einschreibungen ist die Gliederung einer Partei. Ihr verschmäht die westliche Demokratie, aber Ihr könnt das leicht, Ihr habt statt dessen

eine natürliche Oligarchie der Talente. Mit Lenin, Trotzki, Kamenew, Krassin, Radek kann man auskommen. Aber was soll eine Masse ohne führenden Kopf? Die Deutschen haben kein Talent zur politischen Aktivität, es ist ein Volk von Lyrikern und Privatdozenten, jeder Deutsche hat den Willen zum Gehorsam, aber wo sind die Leute, die das angeborne Talent haben, im richtigen Augenblick zu befehlen? Der deutsche Kommunismus, wenn er das Unglück hätte, regieren zu müssen, ergäbe in acht Tagen das kläglichste Fiasko — vor allem, weil die Hauptrollen des Dramas ganz unzulänglich besetzt wären. In München, Sie erinnern sich, mußten Leviné und Lewien einspringen; das hinderte nicht, daß daneben ein Wahnsinniger und ein Schieber in die wichtigsten Ämter drangen. Eine Partei muß nicht nur äußerlich gerüstet sein, eine Bewegung muß innerlich gereift sein zur Machtübernahme. Mit dem Reichskanzler Wilhelm Herzog ist Deutschland kaum zu regieren. Die paar Talente, die es gab, sind verdrossen und ausgewandert. Alfons Goldschmidt, den Sie auch nicht gelten lassen, wurde Mexikaner. Welcher geistige Mensch, der eine zeitlang in der deutschen kommunistischen Bewegung schwamm, würde nicht mexiko-reif? Es ist zum Verzweifeln.

An diesem geistigen Defizit, an diesem Köpfe-Mangel müßte das deutsche Sowjetreich in spätestens drei blutigen Wochen zusammenbrechen. Aber, lieber Radek, wie seid Ihr denn überhaupt für die deutsche Umwälzung gerüstet? Ohne Trotzkis Arbeit wäre Sowjetrußland den Denikin und Wrangel längst erlegen. Wie stellt Ihr Euch eine deutsche rote Armee vor? Das bißchen Kokettieren mit dem toten Schlageter hat ein sehr dürftiges Resultat gehabt. Die Reichswehr ist altpreußisch geblieben, sie ist für Euch nicht zugänglich. Eine rote Armee würde von Seeckt spielend (und mit Wonne) niedergeschlagen werden, nicht zu reden von Hitlers und Wulles frohlockenden Schutztruppen. Zu der militärischen Aussichtslosigkeit käme der Lieferstreik der Bauern und Grundbesitzer. Sie wissen aus eigner Erfahrung, mit den Bajonetten (die garnicht da wären) ist Getreide nicht aus den Speichern zu holen. Rußland ist eine Arbeiter- und Bauern-Republik. Deutschland aber wäre, wenn Sie jetzt für 14 Tage siegen wollten, ein Industrie-Arbeiter-Staat mit einer zerstörten Industrie. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Ihr Russen nicht so blöde wäret, Eure rote Armee für unser deutsches Glück einzusetzen. Die Sache wäre für Euch zu brenzlich, weil Polen und Tschechen sofort lebendig würden. Im Leben der Staaten gibt es keine Selbstlosigkeiten, ein Volk erkämpft seine Siege selbst oder garnicht. Der rote Staat ist ohne rote Armee undenkbar und wir haben auch keine kirgisischen oder chinesischen Kulis zur Verfügung. Gesetzt, Ihr hättet sogar ein paar Hundert Maschinengewehre herübergeschickt, das würde den Bürgerkrieg blutiger machen, die Opfer vergrößern, aber den Sieg der Seeckt-Hitler-Armee nicht lange verhindern. Ja, dieser Sieg über

Euch würde der deutschen Hitlerei die Sympathien der europäischen Bourgeoisie verschaffen. Mendelssohn würde sich mit Hitler verbinden — das wäre alles, was Ihr militärisch erreichtet.

Und wie seid Ihr denn, von dem Mangel an Köpfen, von der militärischen Aussichtslosigkeit ganz abgesehen, wie seid Ihr denn programmatisch gerüstet? Gesetzt, Ihr könntet zwei Monate regieren und Regieren hieße Euch Requirieren. Woher nehmt Ihr im November Getreide? Wie könntet Ihr Fett, Fleisch, Weizen kaufen? Mit der Sowjetmark? Das Hungern in einem Agrarstaat, wie es Rußland ist, wäre ein harmloses Leid neben der entsetzlichen Qual eines verschmachtenden Industriestaates. Es käme eine Periode tollsten Zerstörungswahns, aber schließlich läßt sich auch aus zerschlagenen Klavieren, zerrissenen Bibliotheken, demolierten Maschinen kein Tröpfchen Schmalz, kein Körnchen Getreide pressen. Glaubt Ihr an Kredite für Sowjetdeutschland? Glaubt Ihr an eine Handelsschiffahrt für Sowjetdeutschland? Glaubt Ihr an einen Seehandel für Sowjetdeutschland? Ihr könnt die Hamburger Rheder verhaften, aber ihre Schiffe zu bewegen wird Euch nicht gelingen. Und übrigens wollt Ihr doch die historischen Dummheiten Eurer eigenen Revolution nicht wiederholen. Die Bourgeoisie, die Ihr erschossen habt oder vertreiben oder verhungern ließet, würdet Ihr gerne auferstehen lassen. Warum solltet Ihr Grausamkeiten wiederholen, deren Sinnlosigkeit und Schädlichkeit Ihr selbst eingesehen habt? Würde die sächsische Textilindustrie belebt werden, wenn Ihr ihre Eigentümer erschlagt? Wichtig wäre es, die Baumwolle für die Fabriken heranzuschaffen. Aber die würden Eure Kommissare schwerer bekommen als die alten Industriellen mit erprobten Konnexionen. Wie verschafft Ihr der sächsischen Industrie amerikanische Baumwollkredite? Mit der Sowjetmark? Aber, werden Eure Advokaten, an denen kein Mangel ist, einwenden: Wir haben ein Währungsprogramm. Welches? Wie wollt Ihr die Notenpresse stillegen? Nachdem Ihr sie nicht einmal in Rußland plombiert habt, in Rußland, dem getreide-erzeugenden Land. Wie wollt Ihr, von der Bourgeoisie der ganzen Welt boykottiert, Kredite verschaffen? Getreide-Kredite? Erz-Kredite? Baumwoll-Kredite? Heute wäre die Sowjetisierung Deutschlands eine vernichtendere Katastrophe als das japanische Erdbeben.

Dies alles wird in einer Zeitschrift geschrieben, deren dauernder politischer Gedanke hieß: Verständigung mit Sowjetrußland. Aber wie die militärischen und wirtschaftlichen Dinge liegen, kann diese Verständigung keinen anderen Weg gehen als über die Regierungen. Hat denn Sowjetrußland selbst ein Interesse an einem devastierten Deutschland? Es braucht Maschinen, es braucht Industriearbeiter aus Deutschland. Es kann, je ausfuhrreicher es wird, den deutschen Getreidekäufer brauchen. Sowjetrußland hat die ganze kapitalistische Welt gegen sich; Deutschland ist zu schwach, um imperialistisch zu sein, es muß dreißig oder fünfzig

Jahre lang energischen Staatssozialismus betreiben, um Reparationen abzuzahlen und innerlich zu erstarken. Diese fünfzig Jahre Staatssozialismus bedeuten eine Präparation zum Sozialismus, wie sie kein Land der Erde durchmachen wird. Neue Erb-Begriffe, neue Vermögens-Begriffe, neue Staats-Begriffe werden sich einleben in einem entmilitarisierten Staat, der in seiner Seele den Gedanken der Volkswehr erst recht nicht aufgeben darf. Einen solchen Nachbar müßte sich Rußland erfinden, wenn er nicht existierte. Dieses werdende Deutschland totzuschlagen durch eine Sowjetrebellion von höchstens dreimonatlicher Dauer wäre der tölpelhafteste Dogmatismus, den die Weltgeschichte je gesehen.

Ich höre, daß die sogenannten Führer der KPD. in dieser Woche zu einer ausgedehnten Instruktionsstunde nach Moskau gerufen sind. Ich nehme an, daß Ihr die jungen Hunde zurückpfeifen werdet. Die kommunistische Bewegung in Deutschland hat die Wahl, Selbstmord zu begehen, nach dem kleinen Münchener Beispiel, oder in dieser historischen Stunde den Athem anzuhalten, nichts zu tun als zu werben, an der eigenen Erziehung und Erstarkung zu arbeiten und für die große Stunde vorzubereiten, die bald kommen möge, die Stunde des deutsch-russischen Bündnisses.

RICARDA HUCH

DEUTSCHLAND UM 1840

Ricarda Huch hat ein Buch über Michael Bakunin (im Insel-Verlag) geschrieben. Es ist, soweit man die kleine Flut der neuen Bücher übersehen kann, das bedeutendste Werk der letzten Zeit. Material zu einem großen Roman — und wertvoller als eine belletristische Verarbeitung wäre, weil dies Buch der Extrakt einer bedeutenden Dichtung ist, und dieser Extrakt ist verdichtete, d. h. zusammengepreßte Wahrheit. Um den Lesern einen Begriff dieser geistigen Malerei zu geben, sei hier ein in sich geschlossenes Kapitel abgedruckt.

Frühlingsstürme rauschten um das Jahr 1840 durch Deutschland, durch Europa. Welche Schmach, daß wir Deutschen diese Blüte des Jahrhunderts, mit ihr die edelsten Namen, verleugneten, daß wir nicht etwa nur die Besiegten und Untergegangenen noch bekämpften und verschütteten, sondern sie dem Gelächter oder der Verachtung preiszugeben versuchten. Wir, die wir mit dem Jahre 1870 begannen, nannten die großen Gedanken der Freiheit und Brüderlichkeit entweder lächerlich oder verbrecherisch, und während wir uns um Erfolg oder Geld, oder, wenn wir ideal waren, um eine literarische Richtung ereiferten, spotteten wir oder entrüsteten uns über jene, die auf den Barrikaden der Revolution verblutet waren. Wir besaßen einst eine heroische Jugend, die bereit war, für ihre Götter zu sterben, und starb; nicht nur, daß ihre Zeitgenossen sie einsperrten, marterten und töteten, wir entehrten auch ihr Gedächt-

nis und zogen ihre Schatten noch in den Staub. Es sollte keine andere Tugend gelten, als vom gesicherten Throne des Besitzes aus die bestehende Macht zu verehren.

Es gibt zwei Geschlechter von Göttern und hat sie immer gegeben: die Götter des Tages und die der Nacht. Die griechischen Götter, welche lachend an der goldenen Tafel des Glückes saßen, waren nicht die einzigen, nicht die wahren, die Griechen wußten das wohl; die echten waren namenlos verborgen im Gewölk, aus dem zuweilen Blitze zuckten und die allmächtige Kraft verrieten, die einst das herrschende Geschlecht stürzen würde. Im Namen der echten Götter wurde immer gekämpft und gelitten; aber es begibt sich mit ihnen wie mit den Göttern des Tages eine seltsame, unheimliche Wandlung. Wenn diese besiegt sind und sich in Rauch aufgelöst haben, darf man die Perücke, die den Würdenträger früher als apollinische Lockenfülle umgab, getrost in die Ecke werfen oder den Zopf abschneiden und mit Füßen darauftreten, man darf sogar das Heilige Römische Reich verspotten, man darf Napoleon fluchen, ja, ein anständiger Mann darf sozialistisch wählen — so wechseln die Ideale.

Wer wüßte nicht, daß Gott die Liebe ist? Der von der siegreiche Kirche auf den Thron gesetzte Herrscher veränderte seine Züge vollständig, aber allmählich und so im Zusammenhange mit den Menschen, daß sie es größtenteils garnicht bemerkten. Aus dem großen Jehova, dem Allvater, in dessen Händen Segen und Fluch liegt, aus dem ewig aus unerschöpflicher Fülle Schaffenden und Zerstörenden wurde ein Portier im Hotel Europa, der die Aufgabe hatte, für Ordnung zu sorgen in dem Sinn, daß die zahlungsfähigen Gäste es möglichst bequem hatten. Es war ein Portier mit Embonpoint und reicher Livree und so majestätisch, daß man sich ihm ohne ein reichliches Trinkgeld nicht zu nähern wagte; seine Witterung zur gesellschaftlichen Stellung eines jeden war untrüglich, vor seiner unnahbaren Miene, wenn der Habenichts seinen Nachtsack hereintrug, kam auch der Keckste zum Gefühl seiner Bettelhaftigkeit. Zu einem solchen Portier war auch allmählich Gott geworden. Dafür, daß er gut gefüttert wurde, mußte er das Bestehende erhalten. Mit ganzen Strahlenbündeln von Heiligkeit wurde das Bestehende überschüttet; es gab kein größeres Verbrechen, keine größere Dummheit, keinen schrecklicheren Irrwahn, als das Bestehende erschüttern zu wollen, ohne noch zu wissen, wie die Geschichtschreiber hinzuzufügen pflegten, was und wie man wieder aufbauen wollte.

Diese Umwandlung des Herrn der Heerscharen in einen gewöhnlichen Portier erklärt viele Mißverständnisse. Man begreift, daß viele gerade ideal gesinnte Menschen sich lieber Atheisten als Anbeter dieses Gottes nannten. Menschen mit jenem Kinderblick, der erkennt, daß des Kaisers neue Kleider garnicht vorhanden sind

und das Opfer seiner Menschenfurcht im Hemde einhergeht, bemerkten, daß die Majestät am Schalter unmöglich Gott sein könne, der das Licht leuchten ließ und die Erde vom Himmel schied, empörten sich gegen ihn und sagten ihm laut ins Gesicht, sie seien ihm keine Achtung schuldig und könnten ihn sogar hinauswerfen. Je mehr die Anbetung des lebendigen Gottes sie erfüllte, durch dessen Reich die Hotelbewohner hindurchgingen, ohne ihn zu kennen, ohne ihn zu grüßen, ohne sich nach ihm zu sehnen, desto widerwärtiger war ihnen die Majestät an der Hoteltür, und da dieser nun einmal auf den Namen Gott hörte, wurde ihnen der Name verhaßt, und sie vermieden ihn auszusprechen, ja, sie merzten ihn geradezu aus, um reine Bahn zu machen. So kam es, daß man von den russischen Nihilisten sagen konnte, ihre Logik sei gewesen: der Mensch stammt von den Affen ab, darum liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Sie fanden ein trotziges Vergnügen darin, jede Erkenntnis darin, jede Erkenntnis aufzusuchen, die der Kirche, der Bibel, dem Katechismus zu widersprechen schien, und schrieben Gottlosigkeit auf ihre Fahne, womit sie eigentlich Portierlosigkeit meinten.

Der Philosoph, der im Sinne dieser ungläubigen Gläubigen mit der Religion aufräumte, war Ludwig Feuerbach, einer von den hochbegabten Söhnen des berühmten Juristen Anselm Feuerbach. Der Sinn seiner Lehre in kürzester Zusammenfassung war der, daß das, was die Menschen Gott nennen, das Ideal ist, das die Menschheit sich selbst gesetzt hat. Dies wäre höchst wahr gewesen, wenn Feuerbach betont hätte, daß das Ideal nicht etwas ist, was die Menschen machen, was umgekehrt die Menschen macht, so daß die Menschen Objekt sind und das Ideal Subjekt ist, etwas, was im innersten Kern der Menschheit lebt und zur Entfaltung drängt, wenn er hinzugefügt hätte, daß der christliche Glaube darin besteht, daß das in der Menschheit verborgene Ideal in der Person Christi Fleisch wurde, so wie andere Ideale von Familien und Völkern in anderen Personen. Der selbstbewußt gewordenen Menschheit entsprach die Verwechslung, die schaffende Idee, von der sie abhängt, für das Geschöpf zu halten. Hatten nun die Theologen Recht, den Irrtum, die Menschheit sei selbst Gott, für eine Verirrung zu halten, so übersahen sie ganz, daß, wie fundamental auch der Irrtum war, doch mehr Wahrheit auf seiten der Irrenden als auf seiten der herrschenden Theologie war. Denn befreiend wirkte die Feuerbachsche Lehre auf diejenigen, auf welche es überhaupt ankam, durch die Wahrheit, die sie mitteilte, die als sogenannter Pantheismus oder Spinozismus so oft den deutschen Geist magnetisch berührte, daß Gott eine Kraft ist, die nicht von außen, außerhalb der Natur und Menschheit, sondern von innen heraus auf den Menschen wirkt, wenn sie auch den Menschen über sich selbst hinausreißt.

Feuerbach sehnte sich danach, Einfluß zu gewinnen, aber er hatte bei einer leidenschaftlichen Seele die Natur eines Gelehrten.

Der allgemeine Beifall hätte ihm vielleicht Schwung gegeben, aber erkämpfen konnte er sich nichts; es war ihm nur wohl in der Einsamkeit, in der Natur, am Schreibtisch. Von den Regierungen hatte er nichts zu hoffen, die öffentliche Meinung war gegen ihn; es war nur ein machtloses Häuflein, das sich um ihn scharte und ihn verstand. Die dreißiger und vierziger Jahre gehörten durchaus der wohlhabenden Bourgeoisie an, die ihren Sieg mit Behagen genießen wollte. Sie war gebildet und duldsam nach oben und unten, nach allen Seiten; sie verstand sich auf den verfeinerten Genuß des Lebens und wollte darum nicht gestört sein. Es war die Blütezeit des Theaters; die Helden der Bühne und ihre Darsteller befriedigten den Drang der Menschen nach dem Außerordentlichen. Man ertrug auch in Preußen den alten König Friedrich Wilhelm III., der sich keinen Dank und keine Anhänglichkeit seines Volkes verdient hatte, mit Hinblick auf seinen bevorstehenden Tod und den verheißungsvollen Nachfolger. Diese gemütliche Stimme konnte nicht schwer und erstickend werden, weil das unterirdische Klopfen der revolutionären Elemente sie lockerte. Solange es noch fernher tönte, wurde es von vielen gelitten, die es heftig bekämpft hätten, wenn sie es durchschaut hätten. Was für eine lösende Kraft damals von Deutschland ausging, zeigt der Einfluß, den es auf den jungen Jacob Burckhardt ausübte; auch den zu Skeptizismus und Pessimismus neigenden Basler riß eine edle Trunkenheit zu Schwärmerei und Begeisterung hin, so daß es ihm zurückblickend scheinen wollte, als habe er nur damals unter jungen Menschen, deren Überzeugung er nicht teilte, gelebt. Es ist merkwürdig, daß der Schweizer den berauschenden Anhauch der Freiheit nicht weniger stark empfand als der Russe.

Wenn liberal denkende Russen die deutsche Grenze überschritten hatten, pflegte sie alles, was sie wahrnahmen, zu entzücken, obwohl der Unterschied in Preußen zunächst noch nicht so augenfällig ist. Gewöhnlich hatte es unendliche Schwierigkeiten und Umschweife gekostet, den Paß zu erlangen, bis zum letzten Augenblick fürchtete man irgendein Hindernis, nun atmete man endlich frei und leicht. Auch Michael Bakunin empfing von Berlin den angenehmsten Eindruck. Er litt nicht wie Jacob Burckhardt unter dem schlechten Essen und dem beschränkten Raum, in dergleichen Dingen war er leicht zufriedengestellt; er rühmte die Theater, die Universität, die Cafés, das billige Leben. Es kam ihm zugute, daß er die deutsche Sprache schon ziemlich beherrschte, bald sprach er sie fließend, wenn auch mit fremdem Akzent. In der Gesellschaft wurde er gut aufgenommen; der alte Varnhagen, der jeden seiner Besuche in seinem Tagebuch vermerkte, verliebte sich fast in den eigenartigen Fremdling. Professor Werder jedoch, der Dozent der Philosophie, an den Bakunin durch Stankjewitsch empfohlen war, enttäuschte. Werder hatte gute Einfälle und konnte die Dinge von

einer neuen Seite betrachten, auch in eine gewisse Tiefe gehen, so daß man sich durch seine Vorträge angenehm erregt und erhoben fühlte; aber das befriedigte Michel nicht, wie liebenswürdig und auszeichnend der Professor ihn auch behandelte. Überhaupt gewann er Deutschland gegenüber einen ganz anderen Standpunkt, als er in Rußland gehabt hatte.

Er kannte Goethe, Schiller, Hegel, Fichte, E. T. A. Hoffmann: sie bedeuteten eine Welt von Schönheit und Freiheit für ihn, in die er sich aus der Welt der Alltäglichkeit und des Zwanges, die ihn umgab, gerettet hatte. Es schien ihm selbstverständlich, daß er den Gehalt dieser deutschen Dichtung im deutschen Leben finden würde; anstatt dessen sah er zahme, vorsichtige Menschen in sauber gepflegter, hübsch verzierter Umgebung, irgendwelchen vorgeschriebenen Beschäftigungen oder einem geordneten, unschädlichen Müßiggang ergeben; vor einer pedantischen, uniformierten, leicht gereizten und knurrenden Regierung sich duckend. Die Gebildeten schwärmten für Goethes „Götz" und Schillers „Räuber", für griechische Freiheit und römische Republiken; aber wenn ihre Ideale ihnen im Leben begegnet wären, so hätten sie sie der Polizei angezeigt oder wären vor ihnen davongelaufen.

„Die Deutschen," schrieb Michel deshalb, „sind schreckliche Philister; wenn der zehnte Teil ihrer reichen geistigen Erkenntnis ins Leben übergegangen wäre, wären sie prächtige Leute; aber bis jetzt sind sie leider ein sehr lächerliches Volk." Herzen äußerte sich später über die Deutschen, daß sie sich gewöhnt hätten, zu meinen, es sei mit der bloßen Erkenntnis schon etwas gewonnen. Diese Wut, die Dinge zu formulieren und dann befriedigt zu sein, als wären sie schon getan, hat seitdem noch zugenommen. Auch fand er, daß ihr Sybaritismus ihnen im Wege stehe, der nur wegen ihrer geringen Mittel weniger auffalle. In der Tat hängt der Deutsche sehr an seiner häuslichen Gewohnheit und Behaglichkeit, und wenn diese auch nicht in Sekt und Austern, sondern in Kaffee und Butterbrot gipfelt, so ist der Genuß dieser Mittelstands-Sybariten ebenso groß und ebenso einschläfernd als der des lukullischen Schlemmers, ja vielleicht folgenschwerer, weil er das tägliche Leben beherrscht. In keinem Volke ist die Klasse der Spießbürger so zahlreich wie in Deutschland und in keiner Stadt so ausgeprägt wie in Dresden. „Dresden, das Land der Kuchenfresser," so schilderte es Robert Prutz, „die verwaschenste, farbloseste, butterweichste Generation, die es in Deutschland gibt; Volk wie nasser Schwamm, nicht Welf, nicht Ghibelline, bloße träge Maulaufsperrer, die immer noch glauben, das alles geschehe bloß draußen, und bloß damit sie zu ihrem schlechten dünnen Kaffee alle Morgen eine interessante Zeitung zu lesen haben." Dahin ging Bekunin, als er von Berlin genug hatte, ohne zu ahnen, wie verhängnisvoll die gemütliche Residenz ihm einst werden sollte.

Diese (letzte) Antwort an Jane Eyre, die mit ihrer Anklage gegen die deutschen Männer so viel „Tage-Buch"-Staub aufgewirbelt hat, schickt mir eine junge Berlinerin, die — endlich eine! — sich zur Bürgerlichkeit zu bekennen wagt.

Es gibt erfolgreich und erfolglos Liebende. Letztere heiraten.

Ist man für Romantik, also den erfolgreichen Gegner, so ist Liebe = Spiel, Seele, Tiefe, Verständnis, Mondschein und Spaziergänge. Die Teilnehmer leben von der preisgekrönten „Lilien auf dem Felde Ernährung", und es gibt kein unfreundliches Wort wie Dollar, Devise, Substanz, Mark. Für solche Liebe läßt man sich am besten einen Casanova, Don Juan oder Faust verpassen, verlebt den Augenblick im Paradiese und beschäftigt sich sein übriges Leben mit Sitzengelassensein. Was seine Reize hat. Denn die einzig glückliche Liebe ist die unglückliche Liebe. Eine unglückliche Liebe ist etwas Abgeschlossenes, Sicheres, also Beruhigendes. Die ewige Angst vor einem andern „Sie" hört auf. Die Sorge um das neue Kostüm ist keine Lebensfrage mehr und ein unkleidsamer Hut keine Katastrophe. Man kann seinen Schmerz an einem rosa Bändchen spazieren führen, mit einer Märtyrerkrone einen nicht zu verachtenden Selbstkult treiben, und schließlich lassen versteckte Andeutungen noch Enkelkinder zu Großmamas Roman bewundernd aufsehen.

Romantische Liebe und Sitzengelassensein — das hat seine Reize. Ist man glücklich, so benimmt man sich wie der Hund auf der bekannten Grammophonreklame, wartet auf das Telephon und „die Stimme seines Herrn" und wird sinnig, poetisch und fett. Was aber verlangen Sie eigentlich vom Leben, verehrte Männeranklägerin? Den treuen Don Juan? Faust als Ehemann?

Es gibt nur den Brackenburg und den Egmont. Brackenburg will heiraten, Egmont gab Glanz.

Trifft man aber den flandrischen Helden, der uns spanisch zu kommen gedenkt, oder den stürmenden, suchenden, deutschen Faust, der alles, nur kein Bürger sein will, so ist er Verfasser historistischer Skizzen für mittlere Blätter, aus Breslau gebürtig oder Hilfsregisseur am Theater in Görlitz, macht Hochzeitsreisen mit kleinen Mädchen und trinkt gern Wein. Das ganze nennt er: „Zwischen Bechern und Brüsten sein Leben verströmen", und wenn man ihn auf Alpenhöhen oder an der Nordsee trifft, so wird ihm dionysisch zu Mute.

Nein, es ist nichts mit der Romantik mehr in Deutschland, man trifft in diesem Valutagefängnis noch nicht einmal einen ägyptischen Prinzen. Darum ziehen die meisten den Schnitzlerschen Kompromiß vor in Gestalt des lieben goldigen Jungen ohne Geld, mit viel Zeit, auf dem Hintergrund des bankdirektorlichen Gatten und des rosenthalporzellanlichen Teetischs.

Wie aber wärs, wenn wir noch einen Schritt weitergingen und in dieser bürgerlichen Republik den Mut zu einer Revolution letzten Schreis, nämlich einer reaktionären Revolution in rebus privatis hätten? Wenn die Treue wieder möglich würde und eine Scheidung blamabel?

Die Grundlage der Bürgerlichkeit, die Spartugend, ward vom Staate zerstört. Als es zwischen hausväterlicher Sorglichkeit und der Achtung vor dem Gemeinwohl keine noch so schmale Brücke mehr gab, flogen in den aufgetanen Abgrund die übrigen alten Tugenden wie Treue, Anständigkeit, Ehrlichkeit mit hinein. Nun gilt es neu aufzubauen. Es gehört heute mehr Mut zur anständigen Bürgerlichkeit als zum dunklen Reichtum, es ist einfacher ein geistvoller Libertin zu sein, als ein Bürger zu werden mit der Aussicht auf Gehirnverstopfung. Und dennoch muß dieser Mut zum kleinen bürgerlichen Glück gefaßt werden, was allerdings romantischen Frauen schwer fällt, denn nichts ist schwerer aufzugeben als die Dinge, die man nie besessen hat, den Indientraum, die Freunde, die man nie kennen wird, die Verse, die man nie dichten wird, aufzugeben für ein alltägliches, faßbares Glück. Es gehört Mut dazu, wie gesagt. Aber es muß wieder ein Ausgleich zwischen den beiden Fragen: „Männe, hast du mir Geld mitgebracht?" und „Liebster, hast du mich noch lieb?" gefunden werden, denn aus der glücklichen Kombination dieser beiden Fragen besteht ja das, was man unter Ehe und Bürgerlichkeit versteht.

Im internationalen Spiel der Grand Hotels, Luxuszüge, Bakkarat und Sensationsprozesse können wir doch höchstens noch als Sekretäre oder Sprachlehrer mitspielen, wenn wir nicht Stinnes sind.

Also gilt es vom Leben nicht Zobelmäntel, Männer, die im Hauptberuf Liebhaber und im Nebenberuf Industriekapitäne, Yachten, Hummern und Verruchtheit zu verlangen, sondern den reinlichen Tisch und den Mann, der zwölf Stunden schuftet, damit die Frau es erträglich hat, höher zu werten. Es gilt: sich zur Margarine zu bekennen, statt der Butter nachzujammern.

„Sind nur darum Europas Staaten,
Daß die Soldaten grünen und blühn?
Müssen für drei Millionen Soldaten
Unsre zweihundert Millionen sich mühn?

Freilich, das ist das Glück das moderne!
Das uns gelehrt hat, Soldaten erziehn:
Ganz Europa ist eine Kaserne,
Alles Dressur und Disziplin."

Hoffmann von Fallersleben (1840)

Die deutsche Mark, mit leichtem Sinn,
gab sich der Kriegsanleihe hin.
Die Kriegsanleihe drückte sich
Und ließ die arme Mark im Stich.
Natürlich war das Nächstgegebne:
Sie rutschte auf die schiefe Ebne.
Und einmal ging sie auf den Strich,
begegnet ihr Herr Helfferich.
Und dann gebar sie einen Sohn,
das war das Unflat Inflation.
Zwar liebte sie diverse Männer;
doch blieb ihr stets ein stiller Gönner,
das war ihr Onkel Havenstein,
der kleidete den Jungen ein.
Die Mark, nach dieser Niederkunft,
war fürchterlich zusammengeschrumpft.
Sie floh die Welt des Börsenlärmes.
Da kam der Götterbote Hermes;
der sprach: das Mädchen ist atrophisch.
Man heile es anthroposophisch.
Doch schwanden ihre letzten Reize.
Man machte schon drei Hakenkreize.
Sie sprach: Wie käme dieses dann?
Und hauchte: Cuno, sieh mich an.
Der gab ihr eine starke Dose;
Da fiel sie gleich ins Wesenlose.
Und als die Lethargie anfing,
da kam der Dr. Hilferding.
Der sitzt an ihrem Sterbebett
und spricht: Sie wird schon wieder fett.
Wir wollen sie noch nicht begraben.
— — — — — — — — —
Gut Hilferding will Weile haben!

Die Theater spielen — aber wieviel deutsche Zuschauer spielen mit? Wenn ein kleiner Ladenbesitzer seine Ware loswerden will, wird er das Gesicht des Käufers ansehen. Was wissen die Theatergeschäftsführer von heute vom Wunsch und Willen und innerem Leben des Zeitgenossen, den sie ins Parkett locken wollen? Es fehlt in dieser Epoche der Verstörung, der inneren Unsicherheit fast allen die Fähigkeit zur Sammlung. „Tasso", „Timon von Athen", „Baumeister Solneß" — wer hat Ohren, jetzt zuzuhören? Dieser Zeit, die sich nicht besinnen will, weil sie sonst trübsinnig wird, müßte ein neuer Mimus zur Aufheiterung geboten werden, eine Injektion Lebensfreude — gesungen, getanzt, vielleicht auch geplaudert. Also nicht bloß Mimus, sondern Revue. Peter Scher hat im Verein mit Karl Arnold ein Zeitspiel geschrieben. Aber die Direktoren, die immer nur den alten, planlos gewordenen Spielplan abhaspeln, gehen an den neuen Möglichkeiten taub vorüber. Deshalb drucke ich hier ein Bild aus Peter Schers Revue ab. Der Leser wird sich nicht daran stoßen, daß die Satire im Detail nicht mehr ganz stimmt. Aber der Zwischenakter, die Zeitgesinnung, die Methoden der Zeit sind in dem frischen Spiel besser eingefangen als in manchen aufgeplusterten Tiefsinneswerk, von dem für drei ganze Wochen eine Wende der Literatur abgeleitet wurde. Vielleicht verleitet diese Kostprobe auch einen oder den anderen Theaterdirektor auf andere nicht plattgetretene Wege.

Vestibül im Hotel Continental. Klubsessel, Hocker, Tische usw. Große Treppe. Im Hintergrund Portierloge. Internationale Gäste. An einem Tisch Gruppe in lebhafter Unterhaltung. Drinks. In Sesseln einzelne Wartende. Boys automatenhaft hin und her. Telephonklingeln aus Portierloge. Autohupen. Im Vordergrund Herr und Frau Bambeck stehend, betrachten Ölgemälde an Seitenwand. Portier, sie beschleichend, dann zu ihnen tretend:

Portier: Is there anything for you want, Sir?

Herr Bambeck (verlegener Seitenblick).

Portier: Haben die Herrschaften Wünsche? ***(Auf das Bild zeigend):*** Erstklassiger Meister. Garantiert echt. Zweitausend Dollars.

Herr Bambeck: Entschuldigen Sie, wir sind Deutsche.

Portier: Ah — so!

Bambeck: Wir warten auf unsern Sohn.

Portier: Hier?

Bambeck: Er ist aus Amerika zurück.

Portier (Verbeugung): Bitte sehr. ***(Zurück nach Loge.) Gelächter bei der Gruppe am Tisch. Ausrufe: Bless your heart, you little innocence! Porco diabolo!***

Bambeck (Blick nach der Gruppe): Sprachen hört man! Die ganze Welt ist hier beisammen.

Frau Bambeck: Ich bin so aufgeregt. Wie mag er aussehen! Mein Gott — unser Junge!

Bambeck: Nur Ruhe. Er muß jeden Augenblick da sein. Laß uns einstweilen die Bilder ansehn.

Frau Bambeck: Ich bin so nervös, Adolf. Wenn ich bedenke — unser Junge hier.

Boy (zur Gruppe am Tisch): Monsieur Schlesinger *(französisch aussprechen)* vous êtes appelé au téléphone. *(Der Gerufene mit Boy ab.)*

Herr Bambeck (mit der Hand deutend): Sieh mal, wie die Farbe hier dick aufgetragen ist. Interessant, son Originalgemälde!

Kellner (sie umschleichend): Beg your pardon. Is there anything for you want, Sir?

Herr Bambeck: Pardon — wir sind von hier.

Kellner: Ach so —

Bambeck: Wir erwarten unsern Sohn.

Kellner: Hier?

Bambeck: Aus Amerika.

Kellner: Ah so — *(Verbeugung, ab.)*

Frau Bambeck: Aber wie erfährt denn Paul, daß wir hier sind? Du hättest doch telephonieren sollen, daß wir ihn gleich sprechen müssen. Mein Gott, Adolf —

Ein Boy: Haben die Herrschaften Befehle?

Herr Bambeck: Danke nein — wir erwarten hier unsern Sohn.

Boy: Hier?

Herr Bambeck: Aus Amerika.

Boy (tiefe Verbeugung, ab).

Frau Bambeck: Dem hättest du's doch sagen können, Adolf. Ich halte das nicht mehr aus.

Herr Bambeck: So beruhige dich doch nur. Ich kann doch nicht hier so ohne weiteres — die Leute sehen ja schon zu uns her. *(Mit Entschluß):* Also — bleib du hier. Ich frage. *(Geht schüchtern nach rückwärts. Spricht Boy an.):* Entschuldigen Sie, mein Name ist Bambeck. Kann ich vielleicht meinen Sohn sprechen?

Boy: Ihren — wie bitte?

Bambeck: Mein Sohn wohnt hier. Kann ihm vielleicht gesagt werden, daß seine Eltern — daß wir auf ihn warten.

Boy: Augenblick. *(Rufe von Mund zu Mund. Stimme aus der Portierloge):* Ein Herr Bambeck — Bam—beck wünscht Mister Bambeck zu sprechen — Mr. Bam—beck. Bitte Platz zu nehmen, Mr. Bambeck wird gerufen.

Herr Bambeck (zurück): Er wird gerufen.

Frau Bambeck: Ich kann nicht sitzen und nicht stehen, Adolf.

Herr Bambeck: So nimm dich doch zusammen, Luise — da ist ein Journal. *(Beide setzen sich, sehen in Zeitschriften.)*

Vom Eingang großer Tumult, starkes Hupen, sämtliche Boys stürmen zum Eingang, bringen Berge von Kartons mit Aufschriften: Pelzwaren usw. hereingetragen. Hinter ihnen

Mrs. Quilp (Portier verbeugt sich): J bought a few little things, give me two more rooms, to put them away. Ich kauften einige Kleinigkeiten, ich brauchen noch zwei Zimmer.

Portier (sehr tiefe Verbeugung, tritt in Loge, telephoniert): Number onetwentyfour and onetwentyfive. Ja, Nummer 124 und 125.

Mrs. Quilp über die große Treppe empor, die Boys mit Kartons ihr nach.

Ein Schwede (zum Portier): Ich brauchen eine sehr gute Zimmer mit Kühlanlage.

Portier: Es ist eins der besten, die wir haben.

Schwede: Schicken Sie sofort zwölf Flaschen Schwedenpunsch hinauf. Halt, haben Sie Cederström?

Portier: Aber selbstverständlich.

Schwede: Halt — und vier Flaschen Whisky. *(Portier verbeugt sich.)*

Schwede: Halt und eine Flasche Aquavit.

Portier (mit tiefer Verbeugung): Skal!

Schwede (angenehm berührt): Sehr gut. *(Gibt ihm einen Schein aus der Brieftasche. Empor über die Treppe. Hupen.)*

Amerikaner (tritt ein, zu Portier): Ich uill two rooms and bath — zwei Zimmer und Bad mit Terrasse nach vorn.

Portier: Bedaure außerordentlich. Terrassenzimmer sind alle belegt.

Amerikaner: Muß ich haben.

Portier: Unmöglich.

Amerikaner: Kein unmöglich. Ich bleiben zwei Wochen. Lassen Sie anbauen.

Portier (Verbeugung): Bon äh — well — kann aber zwei Tage dauern. Bitte bis dahin mit Nummer 311 und 312 vorlieb zu nehmen.

Amerikaner (gibt ihm einen Schein aus der Brieftasche, ab über große Treppe.)

Portier (verbeugt sich tief, nimmt die erhaltenen Scheine und noch andere dazu aus seiner Brieftasche, macht Fächer daraus und fächelt sich. Die Boys kommen mit verständnisinnigen und bewundernden Blicken auf ihren Meister näher, treten der Größe nach abgestuft neben ihn.

Portier:

Da kämpft man um die Internationa—le
und kann sich jarnich scharf genug bedrohn,
ich aber sage freundlich nur: bezah—le
und hab' sie schon! Und hab' sie schon!

(Die Boys wiederholen mit rhythmischen Gesten und Handbewegungen):

Und hab' sie schon! Und hab' sie schon!

Portier:

A—me—ri—ka du machst das Herz mir warm,
der Schwei—zer-Frank ist auch nicht ohne Charme,
Tsche—cho—slowak — du bist zwar klein doch mein,
ein eng—lisch-Pfund will auch gemanaged sein.
Fran—zos — Fran—zos auf deiner stolzen Höh'
ich — sa—ge — nur — Revanche revanche, Mosjöh!

(Die Boys wiederholen jeweils mit entsprechenden Gesten die Schlußsilben jeder Zeile.)

Portier:

Ich bin ein Mensch mit aufgeweckten Sinnen
und lobe meinen internationalen Stand,
drum wiederhol' ich: bleibt ihr schon herinnen —
mit offner Hand! Mit offner Hand!

Die Boys (wiederholen): Mit offner Hand, mit offner Hand.

Portier (entläßt mit Handbewegung die Boys, sie fliegen davon, er rückwärts nach der Loge.

Hupen. Drei neue Ausländer erscheinen. Abenteuerliche Gestalten. Einer zieht Chartreuse-Flasche aus der Tasche, winkt einem Boy: drei Gläser! *Gießt ein, sie trinken, stehend und redend. Kommunikation nach der andern Gruppe angedeutet.*

Herr und Frau Bambeck haben abwechselnd gelesen und beobachtet.)

Herr Bambeck: Da hat man sein ganzes Leben in dieser Stadt zugebracht und hat keine Ahnung, wie es eigentlich hier zugeht.

Frau Bambeck: Wenn mir jemand gesagt hätte, daß ich Paul hier wiedersehen sollte — Adolf — ob er überhaupt da ist!

Bambeck: Aber Luise! *(Mit dem Blick nach den Fremden):* Wie ungeniert die sich benehmen! Wie zu Hause!

(Gongschläge. Ein Boy von hinten mit einem Zettel, geht bis zur Mitte der großen Treppe. Verliest die Tageskurse. Alle schweigen gespannt, aufmerksam. Einige machen Notizen. Beifallsausrufe in mehreren Sprachen. Boy feierlich wieder ab.)

Ein anderer Boy meldet: Mister Bambeck!

(Die Eltern erheben sich, die Ausländer sehen aufmerksam auf, respektvolle Blicke auf den Kommenden. Er grüßt nachlässig mit der Hand gegen sie hin.)

Mr. Bämbeck (gefolgt von seinem Sekretär): Vater—!? *(Händeschütteln.)* Ah — dann ist das Mutter! *(Händeschütteln.)*

Frau Bambeck (mit mütterlichem Elan): Paul —

Der Sekretär (hat von Boy Telegramme entgegengenommen, zu Mister Bämbeck): J beg jou pardon, Sir — very important! *(Reicht ihm ein Telegramm, das er mit Interesse liest.)*

Frau Bambeck (läßt die Hände sinken, dramatisch): Paul —

Mr. Bämbeck (zum Sekretär): Order immediatly fourthousand five hundred via Cherbourg. *(Setzt sich, indem er Eltern mit Handbewegung einladet. Alle, außer dem Sekretär sitzen.)*

Mr. Bämbeck (Zigarette): So — da seid Ihr nun all die Jahre in Deutschland gewesen!

Herr Bambeck: Ja, das waren wir wohl.

Mr. Bämbeck: Ihr hattet Krieg, Revolution, habt euch zu einer Republik arrangiert. Bei uns in Amerika hat man gearbeitet. *(Bietet eine Zigarette an.)*

Herr Bambeck: Danke, danke. Das habe ich mir abgewöhnt.

Mr. Bämbeck: Ach! — So alt bist du doch noch nicht!

Herr Bambeck: Nicht deshalb, mit der Gesundheit ging es ja Gottseidank immer ganz gut.

Mr. Bämbeck (spricht über die Schulter hinweg mit dem Blick nach der Ausländergruppe englisch zum Sekretär.) Der Sekretär geht an den Tisch der Ausländer, spricht mit ihnen, kommt mit einem Zettel zurück, den er schließlich Mr. Bämbeck zusteckt.)

Frau Bambeck: Christine läßt sich entschuldigen.

Mr. Bämbeck: Wer?

Frau Bambeck: Christine, deine Schwester Christine, die Christel.

Mr. Bämbeck: Ah ja — Christine.

Frau Bambeck (aufwallend): Weißt du noch, Paul — erinnerst du dich, wie ihr beide immer auf dem Reck auf unserm Korridor geturnt habt?

Herr Bambeck: Es war in der Friedrich-Stolzestraße, solche Korridore gibt's jetzt garnicht mehr.

Frau Bambeck: Einmal, als ihr allein wart, hast du Christel hinaufgehoben und bist fortgelaufen. Stundenlang hat das Kind da oben gesessen. So ein böser Junge!

Mr. Bämbeck: Bei uns in Amerika läßt man Kinder nie allein.

Herr Bambeck: Ja, es war wohl nicht richtig von uns.

Frau Bambeck: Hast du dich auch mit Erziehungsfragen beschäftigt?

Mr. Bämbeck: Bei uns in Amerika beschäftigt man sich mit allem. Es gibt drei Grundsysteme für Erziehung. Dr. Graham teilt die Kinder in solche ein, die bis zum dritten Jahr —

Der Sekretär (erinnert an den Zettel): Sorry to interrupt you, Sir.

Mr. Bämbeck: Six hundred fifty sofort effektuieren!

Frau Bambeck: Und wie ist es mit der Liebe, Paul? Sieht man wohl bald eine liebe Schwiegertochter?

Mr. Bämbeck: Bei uns in Amerika hat man keine Zeit für Privatgeschäfte. *(Nickt gegen die Ausländergruppe, indem er die Hand hebt und mit Fingerbewegung Summe andeutet.)*

Die große Treppe herunter schießt ein bärtiger Mann mit steifem Hut und wehendem Mantel, stürzt durch die Ausgangstür ab. Das Tempo seiner Bewegung muß von einem anschwellenden und abebbenden Surrgeräusch begleitet werden. Plötzliches Schweigen. Dann Stimme: Wer war das? *Andere Stimme:* Stinnes! *Gemurmel:* Stinnes — Stinnes — Stinnes.

Frau Bambeck: Dieser große Mann soll in einer Kutscherkneipe speisen.

Herr Bambeck: Ob es wahr ist, daß Radek ein unehelicher Sohn von ihm ist?

Frau Bambeck: Er hat so viel zu tun. Oft soll er ohne Krawatte zu sehen sein.

Mr. Bämbeck: Man mag über die Juden denken, wie man will. Dieser Stinnes ist ein tüchtiger Mensch.

Herr Bambeck: Aber Paul, Stinnes ist doch kein Jude.

Mr. Bämbeck: Na ja — aber tüchtig ist er doch! Man fühlt sich in seiner Umgebung wie zu Hause.

(Ein Postbote kommt mit Einschreibbriefen, Telegrammen usw. Mr. Bämbeck unterschreibt, der Sekretär öffnet Telegramme, reicht sie Mr. Bämbeck. Herr und Frau Bambeck flüstern miteinander.)

Herr Bambeck: Entschuldige, du bist so in Anspruch genommen. Wir werden uns ja noch öfter sehen.

Frau Bambeck: Lieber Paul, du kommst doch einmal zu uns. Es ist ja sehr bescheiden bei uns, aber du befindest dich unter lauter lieben Erinnerungen.

Mr. Bämbeck (von Telegrammen aufsehend, erhebt sich): Es hat mich herzlich gefreut, ihr müßt entschuldigen, ich bin sehr in Geschäften *(zum Sekretär):* Notieren Sie die Adresse.

Frau Bambeck (Aufschrei): Meine Tasche, Adolf! Eben hatte ich sie doch noch hier. Gestohlen. In einem so feinen Hotel.

Herr Bambeck: Luise! Man behält so etwas in der Hand. Hast du — *(Bewegung mit der Hand)* drin gehabt?

Frau Bambeck: Großer Gott! Die dreitausend Mark und die Schlüssel!

Mr. Bämbeck: Unerhört! Dreitausend Mark zu stehlen. Dilettant. *(Zu ihr):* Aber doch nicht wegen dieser Lappalie! *(Zum Sekretär):* Ein Auto für die Herrschaften.

Frau Bambeck (leise): Nicht Paul, Vater hatte mir ja das ganze Geld gegeben.

Mr. Bämbeck: Gute Mama. Ich freue mich, daß ich mich endlich einmal revanchieren kann. *(Zum Sekretär):* Arrangieren Sie das. Lieber Vater — liebe Mutter — ich habe mich sehr gefreut. Auf Wiedersehen. *(Eltern ab.)*

(Sekretär zurück.)

Mr. Bämbeck: An die Arbeit! Was haben Sie für Meldungen? *(Sieht nach der Uhr):* Go on, Herr Castiglione kann jeden Augenblick da sein. *(Bewunderungsgemurmel am Tisch der anderen Ausländer:* Castiglione! Castiglione!)

Sekretär (mit Stift und Notizblock): Übernahme der Galerie Moosdorf nahe Abschluß.

Mr. Bämbeck: Gut.

Sekretär: Warenhaus Silberberg zu Entgegenkommen bereit.

Mr. Bämbeck: Gut.

Sekretär: Häuserblock am Bayrischen Platz macht Schwierigkeiten.

Mr. Bämbeck: Stinnes?

Sekretär: Castiglione!.

Mr. Bämbeck: Überbieten,

Sekretär: Volksbibliothek Nord unsicher. Stadtrat protestiert.

Mr. Bämbeck: Presse?

Sekretär: Bedenklich.

Mr. Bämbeck: Fallen lassen!

Sekretär: Säuglingsheim West schwer räumbar.

Mr. Bämbeck: Für Notwohnungen sorgen. Projekt wichtig. Um jeden Preis perfektuieren.

(Heftiges Hupen.) Boy (aufgeregt): Herr Castiglione!

(Alle Ausländer erheben sich ehrfurchtsvoll. Castiglione, gefolgt von Sekretärin, sehr eleganter Dame, die Schreibmaschinenkoffer trägt. Mr. Bämbeck freudig auf ihn zu, Begrüßung, Vorstellung, Ausrufe in fremden Sprachen.)

Castiglione (vortretend, mit Blick nach dem Tisch): Die Herren sind im Bilde?

Mr. Bämbeck: Wir sind unter uns.

Castiglione: Fangen wir an.

Castiglione deutet auf den Tisch, die Dame legt ab, öffnet Maschine. Sitzt zum Tippen bereit. Die Herren gruppieren sich.

Castiglione (präsidierend): Meine Herren. Wir alle, die wir hier als Gäste weilen, sind uns klar, daß dieses schöne Land Kulturwerte besitzt, die nicht zugrunde gehen dürfen. Wir sind uns ferner klar, daß die Bewohner dieses schönen Landes vorübergehend verhindert sind, dem Verfall dieser Kulturwerte entgegenzuwirken. Meine Herren, die Pflicht als Gastfreund, die Pflicht gegen die Menschheit gebietet uns kulturfreudigen Ausländern, tätig einzugreifen, bevor es zu spät ist. Wie retten wir die deutschen Kulturwerte? Indem wir in sentimentalem Mißbrauch der Gastfreundschaft untätig ihrem Verfall zusehen?

Oder indem wir sie aufkaufen und damit für die Menschheit und also auch für Deutschland retten. Denn meine Ansicht ist, daß dieses schöne Land ein wertvoller Bestand der Menschheit ist und bleiben muß. *(Beifallsgemurmel.)* Meine Herren, ich habe — Sie haben — wir alle haben unsere Agenten ausgesandt, jeder hat das Seinige getan. Die Rettung deutscher Kulturwerte schreitet unaufhaltsam vorwärts. Mit einem Wort: die Konjunktur ist günstig.

(Boy bringt auf einem Tablett ein Telephon): Dringendes Privatgespräch für Herrn Castiglione.

Castiglione (spricht in den Apparat): Kaufen! Kaufen! Überbieten! Perfektuieren! Schluß.

(Boy mit dem Telephon ab.)

Castiglione (fortfahrend): Wo war ich stehen geblieben? unaufhaltsam fort — Kulturwerte — Konjunktur. — Aber meine Herren, so geht es nicht weiter. Was wir brauchen ist Organisation, Konzentration, eisernes Zusammenfassen aller Kräfte. Der Plan meines Freundes Bämbeck, den ich mir voll und ganz zu eigen mache, ist Gründung des *(fragender Blick nach Bämbeck)*

Mr. Bämbeck: Internationales Kultur-Arrangement — Ika.

(Gemurmel: Ika, Ika.(

Castiglione: Ich bitte zur Diskussion.

(Durch den Eingang erscheint ein Dienstmann mit einer Kolossalwachsfigur Wilhelms II. Boy bringt eine Karte zu Mr. Bämbeck.)

Mr. Bämbeck (aufspringend): Stellen Sie die Skulptur dorthin. Vorsichtig. *(Betrachtet die Figur, einige Herren sind dazugetreten. Ausrufe. Castiglione besieht die Figur durch Monokel.)*

Mr. Bämbeck: Neuerwerbung meines Agenten, Prachtstück aus Castans Panoptikum.

Castiglione: Wir wollen uns nicht in Details verlieren. Zur Sache. Die Gründung der Ika steht zur Diskussion. *(Alle respektvoll zurück, Dienstmann ab.)* Meine Herren. Einige allgemeine Worte. Die Konjunktur ist günstig — gewiß. Der Erfolg ist auf unserer Seite. Aber verhehlen wir uns nicht, daß in Österreich bei weitem flotter ging. Am exaktesten ist mit den Russen zu arbeiten. Die Russen wissen, daß sie Bauern und Arbeiter sind und als solche auf Kultur zu verzichten haben. Auch in Österreich waren Museen in Pauschale greifbar.

(Ein Beisitzer spricht: Die Deutschen sind schwerfälliger, es ist schwierig, mit ihnen ins Geschäft zu kommen. Das Kaiser Friedrich-Museum läßt sich nur auf Doubletten, allenfalls auf einzelne Stücke ein.

Ein Franzose: Letzten Endes müßte den Deutschen klar gemacht werden, daß sie Geld brauchen, um die Kriegsschuld an uns bezahlen zu können.

Ein Amerikaner: Als Amerikaner möchte ich ein moralisches Moment einwerfen: Deutschland hat uns bis zur Stunde noch keine Gegenleistung für die Einführung der Kartoffeln geboten.

Ein Franzose: Die Regierung meiner großen Kulturnation hat mir Tip gegeben, daß Aufkauf im besetzten Gebiet nicht erwünscht. Frankreich will deutsche Kultur mit ruhmreiche Armee erkämpfen.

Castiglione: Lassen sie den Säbel in der Tasche. Die Stärkeren sind wir. Wir kämpfen nicht. Wir kaufen. Eine Idee, meine Herren. Die Deutschen kultivieren mit Vorliebe Erinnerungen. Wir brauchen komplette Museen. Gut. Bieten wir ihnen Denkmäler mit Bronzetafeln. Hier stand die wundervolle Pinakothek.

(Stinnes surrt durch den Raum. Alles stutzt, Gemurmel.)

Castiglione: Sammlung, meine Herren, Konzentration! Wer von Ihnen ist bedingungslos für Konstituierung der Ika? *(Alle heben die Hand.)* Ich schlage als Generaldirektor meinen Freund Bämbeck vor. Es ist ihm überlassen, Galeriedirektoren in den Unter-Ressorts einzustellen, die für die Katalogisierung bei der General-Inventur verwendbar sind. Sind Sie mit Mr. Bämbeck einverstanden? *(Zustimmungsgemurmel.)* Meine Herren, der Ring ist geschlossen, die Gelder sind flüssig, die Unterhändler sind an der Arbeit, die Verteilung der Arbeitskomplexe ist Sache Mr. Bämbecks. *(Zur Sekretärin):* Schreiben! Die konstituierende Generalversammlung der Ika, Internationales Kultur-Arrangement ergab bei vollzähliger Anwesenheit sämtlicher Gesellschafter *(Gongschläge. Boy über die Treppe, verliest sehr niedrige Kurse, allgemeine Bestürzung, Anstarren. Ausrufe:* Der Boy ist betrunken! Wahnsinn! Go to hell you damned fool, son of a bitch)

weiter diktierend: Bei vollzähliger Anwesenheit sämtlicher Gesellschafter Stimmeneinheit über Bevollmächtigung: Mr. Bämbeck als Generaldirektor. Die Verteilung —

(Ein anderer Boy kommt hereingestürzt, liest noch niedrigere Kurse. Alles springt auf, starrt sich gelähmt an.

Starker Tumult von draußen, Hupen, Geschrei. Eine gellende Stimme: Extrablatt, Extrablatt, Extrablatt! *Gleichzeitig setzt eine Art Vereinsmusik ein, die abebbt und allmählich in die Musik des Schlußcouplets übergeht.)*

Portier (stürzt herein mit einem Paket Extrablätter): Meine Herren! Meine Herren! *(verteilt die Blätter, alle lesen gleichzeitig: Deutschland gerettet! Alles Wesentliche in Stinnes Hand! Mark stabilisiert! Alles bis auf Mr. Bämbeck sinken stöhnend in die Sessel).*

Mr. Bämbeck (der mit den anderen zugleich gelesen hat, fährt, ohne abzusetzen, fort):

Das Unglaubliche ist wahr. Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an. Meine Herren. Ich erkläre hiermit meinen Austritt aus der Ika. Ab heute bin ich nur noch Deutscher — freibleibend.

Stimmen: Der Direktor! Der Direktor!

Der Hoteldirektor: Ich beehre mich, den Herrschaften mitzuteilen, daß infolge der total veränderten Lage ab sofort ein Preisaufschlag von tausend Prozent — *(gellende Aufschreie, Panik, alles ab.)*

Ununterbrochene Gongschläge.

Mr. Bämbeck (einen Augenblick allein, zündet sich eine Zigarette an): Jetzt heißt es, Anschluß an Stinnes suchen. *(Auto, ab.)*

Gongschläge. Einen Moment ist alles leer, dann tauchen von unten Köche in weiß, auf der Treppe oben Zimmermädchen, von allen Seiten Kellner und Boys auf.

Portier (geht nach vorn):

So ist das Leben. Die Mark erholt sich.
Man spricht gern deutsch nach all dem Auslandskram.
Die Kundschaft wechselt, uns geht's nicht schlechter,
Weil wir ja unsre offnen Hände ham.

(Zu den Köchen):

Denn man muß essen —

(Die Köche wiederholen):

Denn man muß essen —

(Zu den Mädchen):

Denn man muß schlafen —

(Die Mädchen wiederholen):

Denn man muß schlafen —

(Zu den Kellnern):

Man braucht Bedienung —

(Die Kellner wiederholen):

Man braucht Bedienung —

(Zu den Boys):

Und man muß immer, immer Auto fahr'n. —

(Die Boys jubelnd):

Denn man muß immer, immer Auto fahr'n.

Alle:

So ist das Leben, die Mark erholt sich.
Man spricht gern deutsch nach all dem Auslandskram,
Die Kundschaft wechselt, uns geht's nicht schlechter,
Weil wir ja unsre offnen Hände ham.

(Gongschläge.)

Portier (mit Haltung): Ab heute gilt der neue Kurs: Ich führe euch herrlichen Zeiten entgegen. Jeder Deutsche sein eigener Stinnes.

GLOSSEN

Die zweite Hälfte des Wirtschaftlichen Tagebuchs mußte ich von der Reise aus telephonisch nach Berlin übermitteln lassen. Bei dieser technischen Improvisation haben sich eine Reihe teilweise recht grotesker Hörfehler eingeschlichen, deren Berichtigung im einzelnen sich aber erübrigt, da der Sinn bei einiger Kombinationsgabe doch stets rekonstruierbar war.

Zugleich bitte ich die Leser um Entschuldigung, daß ich das gewohnte Tagebuch der Wirtschaft diesmal wegen einer Reise ausfallen lassen muß. L. Schw.

BRIEFE AN DAS TAGEBUCH

Arizona Kickers.

Eine Düsseldorfer Zeitung, die ich nicht aus ihrer Verborgenheit aufstören möchte, indem ich sie öffentlich nenne — eine Düsseldorfer Zeitung also schreibt:

„Herbert Eulenberg und Roda Roda haben sich vor einigen Monaten mit der Mission betraut, als „Vertreter deutschen Geisteslebens" nach Amerika zu gehen..." usw. usw.

Eulenberg wohnt in Düsseldorf. Offenbar erumpiert da eine örtliche Verärgerung und sendet ihre ungeheuren Wogen bis zu mir nach München.

Nun, ich bin nicht befugt, in Eulenbergs Namen zu reden. Da ich aber zufällig Zeuge war seiner Amerikafahrt, möchte ich auch nicht schweigen müssen:

Es ist unwahr, daß Eulenberg sich „mit der Mission betraut" hätte, „als Vertreter deutschen Geisteslebens" über den Ozean zu fahren. Wahr ist: daß eine New Yorker Korporation deutsche Vorträge in Amerika gehalten wissen wollte, von Schriftstellern, und dazu zwei Leute herbeirief — Leute, die verstehen sollten, vorzüglich zu r e d e n. Da konnte die Wahl nur auf uns beide fallen: Eulenberg hatte jahrelang Morgenfeiern bei Luise Dumont veranstaltet, im Düsseldorfer Schauspielhaus; ich war von Königsberg bis Kehl, Kiel bis Konstantinopel allüberall aufgetreten — der einzige Autor, der sich sogar ins Variété gewagt hat: ich habe über hundertmal im Riesenraum des Wiener Apollotheaters gesprochen.

Es ist unwahr, daß der Versuch mit Eulenberg und mir der Korporation „gründlich mißlungen" sei; wahr ist das Gegenteil: Manager, Presse und Publikum in Amerika waren mit unserem künstlerischen Wirken sehr zufrieden und haben das überaus vernehmlich kundgetan. Einen geldlichen Erfolg brachten die Vorträge allerdings nicht — das ist bei den ungeheuren Kosten einer amerikanischen Veranstaltung begreiflich; doch auf Geldgewinn hatte von vornherein keiner der Beteiligten gerechnet; das weiß ich von den Unternehmern und mir bestimmt; Eulenberg hat es mir oft bekräftigt; die Unternehmer haben das Defizit gern getragen, hatten seine Höhe sogar a priori festgesetzt.

Es ist unwahr, daß Eulenberg „nicht weit kam, sondern sofort umkehrte". Wahr ist, daß er, ganz wie es geplant gewesen, in vielen Städten der Union Vorträge hielt — außer in New York z. B. in Philadelphia, Washington, Milwaukee, Chicago. Ich dehnte meine Rundreise etwas weiter: über den Mississippi. Sowohl Eulenberg wie ich hätten leicht auch Kalifornien und Texas besuchen können; wir mußten nur wollen.

Jene Düsseldorfer Zeitung zitiert das Urteil der „Cincinnati Freien

Presse" und nennt sie ein „angesehenes" oder gar „hochangesehenes" Blatt. Die „Cincinnati Freie Presse" hat weder Eulenberg noch mich gehört — sie wieder beruft sich auf das Zeugnis einer „literarischen deutschen Dame".

Ich kenne die „literarische Dame" von Cincinnati, Mrs. W., persönlich, bin ihr vorgestellt worden. Mrs. W. meinte allerdings, man hätte nicht Eulenberg und mich importieren sollen . . .

„Sondern . . .?"

„Sondern Gerhart Hauptmann und Freiligrath."

Gerhart Hauptmann wollte aber nicht.

Die hochangesehene „Cincinnati Freie Presse" nennt die deutsche Literatur der letzten zwanzig Jahre „überhaupt einen Schweinestall". Sehr undankbar von der „Cincinnati Freien Presse": sie bestiehlt diesen Schweinestall seit zwanzig Jahren.

Die „Cincinnati Freie Presse" findet: ich hätte zu kurze Zeit in Amerika geweilt, als daß ich meine Eindrücke schildern dürfte. — Nun, Alfred Kerr ist jüngst nur eine Woche drüben gewesen; und hat in dieser einen Woche weiter und tiefer gesehen als sämtliche Scherenschleifer Cincinnatis seit 1848. Kerrs Aufsätze haben drüben den Beifall aller Vernünftigen gefunden. Meine Aufsätze ebenso.

Meine Briefe aus Amerika sind nicht meine ersten Federübungen; ich habe vorher Spanien bereist, Frankreich, Belgien, die Schweiz, Italien — einen Teil Rußlands — Österreich-Ungarn aber und die Balkaninsel bis in die allerletzten Winkel, bis hinein nach Kleinasien. — Müßt ein schlechter Journalist sein, der einen Gegenstand nach vielmonatiger Anschauung noch nicht aufs Haar getreu zu schildern verstände; und ich bin ein guter Journalist. *Roda Roda.*

EIN LEBENSZEICHEN

In Düsseldorf erscheint ein heftig nationales Blatt, die „Düsseldorfer Zeitung", von deren unheilvollem Wirken im „T.-B." schon einigemal die Rede war. Das heftig nationale Blatt ist, natürlich, dagegen, daß deutsche Männer die Regiezüge benutzen, welche von französischen Lokomotivführern geleitet werden. Das hindert die pathetische Zeitung nicht, folgendes heitere Inserat zu veröffentlichen:

Die junge Dame,

die am Donnerstag Abend 6 Uhr in Duisburg in Begleitung ihrer Mutter den Regiezug nach Düsseldorf benutzte, sich mit dem ihr vis-à-vis sitzenden Herrn aus Herne unterhielt, wird um ein Lebenszeichen gebeten u. Z. 3336 a. d. Geschäftstelle dieser Zeitung.

Ein Lebenszeichen? Wie? Die französischen Regiezüge sind doch vielmehr ein Sterbenszeichen? Wie viele Leute wurden öffentlich angeprangert, weil sie nicht mit der umständlichen Straßenbahn, sondern mit den französisch-militarisierten Zügen fuhren. Und da kommt ein entzückter Herr aus Herne, also aus dem Ruhrgebiet und gesteht im hinteren Teil der Zeitung ungeniert ein, daß er im Regiezug gesessen habe. Einer jungen Dame gegenüber. Er bittet um ein Lebenszeichen . . . Läsen die heftig nationalen Redakteure doch den Inseratenteil ihrer Zeitungen, sie wüßten um ihre eigenen Volksgenossen besser Bescheid. Vorne in der Leitartikelwelt geht es still und stumm zu, aber hinten, in der Inseratenwelt, da klingeln freche Lebenszeichen!

———

FILM

TAIFUN

Man scheint uns zeigen zu wollen: Auch die Amerikaner stellen so tempolahme, langweilige Filme her, daß selbst ein Publikum, das bei Amerikanern immer ein Auge zudrückt, mit dem anderen noch so viel Mittelmäßiges und Geschmackloses sieht, daß es in Scharen die Vorstellung verläßt. Da sieht man immerzu die jungfräuliche Kapitänin eines Schmugglerschiffs, blitzblank an Körper und Seele, die sich in den sie verfolgenden Zolloffizier verliebt. Natürlich kann sie boxen, schießen und küssen und verläßt ihr in Pulverdampf und Mordgeheul sinkendes Schiff nicht ohne ihr kleines Lieblingsäffchen. Aus Todesnot gelandet, findet sie sofort am Strand einen Säugling, nur um mit ihm einige süßliche Bilder zu stellen; denn sie gibt ihn im Findelhaus wieder ab, als sie sich zu neuer Fahrt einschifft, damit er nicht seekrank werde. Da steht man machtlos und schweigt so laut, daß es wie Hohngelächter klingt. *K. P.*

TISCH MIT BÜCHERN

Alfons Paquet: Der Rhein, eine Reise. (Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M.)

Es ist ein Nachteil fast aller Reisebücher, daß sie sprunghaft sind und ein Land, ein Gebiet in den Einzelheiten allzu weit zerreißen. Paquets Rhein-Reise wirkt dem entgegen besonders glücklich, weil sie einen organischen Zusammenhang bietet. Der Strom trägt ihn, er ist immer identisch mit dem Strom; er rückt nicht auf, um zu kritisieren, sondern er läßt die Ufer zu sich herankommen, um von ihnen überrascht, begeistert und erfüllt zu werden. Der Rhein, der heute ein politisches Kapitel ist, wird durch Paquet zu einem Lebewesen von reicher seelischer Substanz; indem er von den Alpen ausgeht, sieht er den Wechsel völkischer, wirtschaftlicher, künstlerischer Schicksale —, und er macht daraus — was es ja ist, aber was zu zeigen und zu gestalten eine sichere Hand verlangt — ein europäisches Schicksal, für die die malerischen Fähigkeiten des Schreibers immer die bezeichnenden Farben und Plastiken finden. Daß hierbei keine zerstörerische Tendenz, sondern ein leidenschaftlicher Wille zu Schöpfung und Erhaltung am Werk ist, wird jeder wissen, der den Namen Paquet liest. *K.*

Edmond und Jules de Goncourt: Marie Antoinette. Dieselben: Die Dubarry. Deutsch von K. Merling. (Rösl u. Co., Verlag, München.)

Dem hier schon empfohlenen Lebensbild der Pompadour folgen diese beiden ausgezeichneten Studien aus dem Zeitalter der französischen Revolution. Es ist Geschichte, aber nicht in wissenschaftlicher Gliederung und Akribie, ohne alle Spitzfindigkeit und künstliche Erregung. Mit einem hohen Maß an Objektivität gehen diese beiden Künstler — die in erster Linie Temperamente und Psychologen waren — an ihre Motive heran, sie verfallen keiner parteiischen Laune, ein fast übertriebenes Gerechtigkeitsgefühl wäre aber festzustellen. Die biographischen Umrisse füllen sich

mit anekdotischem Detail, das niemals spielerisch angehäuft bleibt, sondern seine tiefe logische Beziehung zum Gesamtbild behält. Die Schreibweise (von der die deutsche Wiedergabe ein zwar sauberes, aber nicht voll beschwingtes Beispiel gibt) entzückt durch ihre klare Anmut und Durchsichtigkeit, die dem Historiker, der alles geben möchte, niemals gelingt. *K.*

F r a n z J u n g : D i e E r o b e r u n g d e r M a s c h i n e n. (Malik-Verlag, Berlin.) Ein Zeitroman, der die Arbeiterbewegung behandelt, ebenso wie Franz Jungs Schauspiel „Die Kanaker" mehr (subjektiv) darstellend als überredend und mehr überredend als überzeugend. Streikheere werden aufgeboten gegen „das ganze Theater, das man Staat und Gesellschaft nennt". Arbeiter rotten sich zusammen gegen die Welt der Maschinen, gegen die Mechanisierung des Lebens. Agitatoren wühlen. Polizeitruppen werden in Marsch gesetzt. Verhaftungen. Belagerungszustand. Maschinengewehre. Tote. Gefangene. Neuer Aufruhr. Weltrevolution. Aber zum Schluß dringen die Sonnenstrahlen der Zuversicht und wissenden Glücks durch die Gitterstäbe von Gefangenenzellen, und eine Melodie klingt an von Menschheit und Menschlichkeit. Und dies ist die gläubige Antwort des Dichter-Kommunisten auf die Frage nach dem Sinn des Lebens: „Sich zu vollenden, sich zu steigern, sich über das Einzel-Ich hinauswachsen zu lassen, eins zu werden mit der Gemeinschaft, gemeinsam die Gemeinschaft zu leben und die lebendige Gemeinschaft zu steigern, nach der Breite wie nach der Tiefe des Glücks, des gemeinschaftlichen wie des Eigen-Glücks." Ein Bekenntnisbuch, aus Erlebnis entstanden, das gelesen zu werden verdient. t a n.

I n a S e i d e l : S t e r n e d e r H e i m k e h r. (Deutsche Verlagsanstalt, Berlin und Stuttgart 1923.) Die naturhafte Reinheit von Ina Seidels Lyrik durchweht auch diese Erzählung. Eine dreisätzige Sinfonie voll weicher Harmonien und Dissonanzen quälerischer Leidenschaften. Gedämpftes Saitenspiel romantischer Verträumtheit, unterbrochen vom dumpfen Grollen elementarer Entfesselung. Zarte Verhaltenheit und Sinnlichkeit, die in einer schwülen Juninacht aufsprüht wie ein Feuerwerk. Spielerische Anmut ist in diesem Buch und geistige Tiefe, die Müdigkeit eines Sommermittags und die kühlende Frische eines Regenabends. Und Menschen, die eine Dichterin geformt hat. t a n.

JÜDISCHE ANEKDOTEN

Zum Tarnowitzer Rabbiner kommt Leibel Gerechter aus Brody. „Rebbe, ich hab nischt mehr zu leben. Ihr kennt mich doch, bringt mich wo unter."

Da der Tempeldiener von Tarnowitz eben gestorben ist, sagt der Rabbiner: „Du kannst die Stelle vom Schammes kriegen. Geh gleich einkassieren und quittier; hier ist die Liste." Da kratzt sich Leibel den Kopf und sagt: „Rebbe, ich kann nischt schreiben."

„Nu, dann kann ich dir nicht helfen."

Leibel bettelt sich nach Wien durch, „schiebt", und schiebt sich schnell hoch, wird ein großer Mann und macht Riesengeschäfte mit dem Staat. Eines Tages wird zwischen ihm und dem Minister ein wichtiger Vertrag abgeschlossen, und der Minister fordert Leibel auf, ihn gleich zu unterzeichnen. Leibel, etwas unruhig, sagt: „Ich wer' dazu schicken meinen Prokuristen."

„Aber wozu denn, Sie können doch gleich selbst unterschreiben.

Da kratzt sich Leibel wieder den Kopf und sagt:

„Exzellenz, ich muß Ihnen n' Geständnis machen: ich kann nischt schreiben.“

Der Minister schlägt die Hände zusammen:

„Aber, Herr Gerechter, was wäre aus Ihnen geworden, wenn Sie auch doch gleich selbst unterschreiben.“

„Das wer' ich Ihnen sagen: Schammes in Tarnowitz.“

*

Wenn Heimann Silberstein — so in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — seine Kundschaft an den östlichen Grenzen der Provinz Posen besucht hatte, pflegte er bei seinem Freunde Joelsohn in Wreschen vorzusprechen, bevor er sich zu weiteren Geschäftsreisen über die russische Grenze begab. Bei einer solchen Rundreise hatte er unerwartet viele ausstehende Forderungen einkassiert und wollte das Geld nicht mit hinübernehmen. Er bat also seinen Freund, ihm 50 000 Taler bis zu seiner Rückkehr aus Rußland aufzuheben. Silberstein nahm sie in Empfang, rief seinen Prokuristen Feibel und legte das Geld vor ihm als Zeugen in seinen Geldschrank. Nach drei Wochen kommt Silberstein zurück, die Freunde begrüßen sich, unterhalten sich, aber Joelsohn macht keine Anstalten, das Depot zurückzugeben. Endlich beim Aufstehen sagt Silberstein: „So, und nu möcht ich mein Geld mitnehmen.“

„Was für n' Geld?“

Silberstein wird blaß. „Nu, die 50 000 Taler, die ich dir zum Aufheben gegeben hab.“

„Du mir? Ich weiß von nischt.“

Silberstein wird blasser. „Aber dein Feibel is doch Zeuge gewesen!"

„Mein Feibel? Feibel, kommen Se mal rein. Wissen Sie was davon, daß Herr Silberstein mir 50 000 Taler zum Aufheben gegeben hat?"

„Keine Ahnung."

Silberstein ist vernichtet. Da geht Joelsohn an seinen Geldschrank, holt das Geld heraus und sagt: „So, da hast de deine Taler."

„Aber um Gotteswillen, warum hast de denn erst solche Geschichten gemacht?"

Da lächelt Joelsohn schlau und sagt: „Ich wollte nur mal sehen, ob ich mich auf meinen Prokuristen verlassen kann."

*

Der Sohn zum Vater:

„Vater, ich will das Mädchen heiraten."

„Wieso, sie hat nichts und du hast nichts."

„Vater, ich liebe das Mädchen."

„Na und?"

„Vater, ich kann nur dann glücklich werden, wenn ich das Mädchen heirate."

„Na und was hast du schon davon, wenn du glücklich wirst?"

Die Einbanddecke für das 1. Halbjahr 1923, ebenso der gebundene Halbjahrsband sind jetzt fertiggestellt. Die Grundpreise betragen für Einbanddecken 0,70 M., für Halbjahrsbände 8,— M. (X Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins). Alte Bestellungen bitten wir zu wiederholen. Expedition des T.-B.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 38):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Bezugspreis pro Monat in Deutschland 1,35 M. (mal Schlüsselzahl des Buchhändlerbörsenvereins). Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 12 franz. Franken, in Belgien 15 belgische Franken, in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Oktoberwoche

Armer Stresemann. Ein politischer Führer sein und solches .... Volk führen müssen. Er ist der Kopf, die Energie, das Talent der Deutschen Volkspartei, er übernimmt, nicht ganz gesund, widerstrebend die Regierung, und ehe er noch den Ruhr-Trümmerhaufen Cunos einigermaßen abtragen konnte, bricht in seiner eigenen Partei ein Aufstand der abgetakelten Excellenzen aus, der ihn am Leben bedroht. Der Dolchstoß von hinten, von dem die Treudeutschen so gern fabeln (weil sie mit mit dem Begriffe sehr vertraut sind, ein Freudianer nennt diese „deutsche Treue" gern den typischen Minderwertigkeitskomplex) — hier war er klinisch zu studieren. Der Augenblick schien günstig. Herr von Kahr wird Diktator. In Cüstrin, Döberitz, Frankfurt a. O., Spandau regt sich die schwarze Reichswehr. Sofort wittern die Treudeutschen Morgenluft. Herr Stegerwaldt — man braucht ihn nur einmal anzusehen, sein Anblick entschleiert — hausiert im Zentrum mit der stupiden Parole „gegen den Marxismus". (Nie war Marx nebensächlicher und unwirksamer als jetzt.) Aber Herr Stegerwaldt war einmal preußischer Ministerpräsident, die Wunde seiner Demission will sich noch immer nicht schließen, auch ist er und sein Blatt von der deutschnationalen Handlungsgehilfen-Organisation abhängig — na, und der deutsche Handlungsgehilfe, geschäftig hinterm Pult, barsch gegen die Kundschaft, dienernd vor dem Chef, ist als Politiker das Opfer der öligsten Phrase. Die liefert ihm, aufs karge Brot zu schmieren, der redegewandte Stegerwaldt, der eigentlich von Gott zum Assekuranzagenten geschaffen wurde. Daß dieser Wackere wühlt und konspiriert, versteht sich fast von selbst. Das gehört zu seinem angenehmen politischen Gewerbe. Darüber würde Stresemann nicht klagen. Auch daß die Demokraten mobilisiert wurden, ist nicht weiter verwunderlich. Herr von Siemens, der diesmal die Campagne leitete, ist der verläßliche Handlanger des Herrn Stinnes in der Demokratenpartei. Unangenehme Geschäfte, die Herr Stinnes anonym, nicht in der eigenen Partei und nicht in eigener Person unternehmen will, läßt er durch diesen biederen Knecht im benachbarten

Lager in Schwung bringen. Das alles ist Herrn Stresemann nichts Neues. Daß aber in der Partei, deren Vorsitzender er bis vor kurzem gewesen, daß in seiner eigenen Deutschen Volkspartei, die ihm vorgestern noch ein einstimmiges Vertrauensvotum ausgesprochen, daß in seiner nächsten Nähe der Sklavenaufstand anheben werde — damit hat selbst ein so erfahrener, menschenverachtender Geist wie Stresemann nicht rechnen können. Das ist ein Schulfall deutscher Treue, der selbst zynische Psychologen noch in Wut bringen könnte. Der edle Herr Scholz, Vorsitzender der Deutschen Volkspartei, der abgewirtschaftetste aller Wirtschaftsminister, führte den Reigen gegen seinen Führer. (Ich wüßte nicht, wenn je ein Franzose, geschweige denn ein Engländer einen ähnlichen Streich, in einer Stunde tiefster nationaler Bedrängnis, gewagt hätte — man kann nicht!) Nicht genug, daß der edle Parteifreund Herrn Stresemann Bedingungen vorschreibt, er verschärft sie durch die persönliche Beifügung, eigentlich müßten die Deutschnationalen in die große Koalition einbezogen werden. Drei Stunden später wars natürlich ein Mißverständnis. Aber inzwischen war die Krise heraufbeschworen, der Versuch, Herrn Stresemann den Teppich unter den Füßen wegzuziehen, war geschehen; denn daß die Sozialdemokraten in der Stunde des Cüstriner Putsches nicht mit den Protektoren der Stahlhelm- und Bismarckbünde marschieren können, war selbstverständlich. Zu einer solchen ganz großen Koalition, die auch einmal denkbar wäre, müßten die Deutschnationalen schon eine andere Ouvertüre spielen. Und wen sonst suchte sich der abgewirtschaftete Wirtschaftsminister zur Schießscheibe aus? Den eigenen Parteigenossen, den klugen Dr. von Raumer und den Oberbürgermeister von Essen, den Ernährungsminister Dr. Luther, der auch Volksparteiler ist. Nie war Fraktionsranküne ungenierter, nie der Haß der Intimität skrupelloser. Dies alles, man vergesse es nicht, während Stresemann Tag und Nacht, verhandelt, mit französischen, englischen, römischen Gesandten und Mittlern. . . . In der Stunde, da dieses Heft in Druck geht, scheint der Aufstand der intimsten Parteifreunde Stresemanns halb und halb gebändigt. Aber wen, der dieses dumpfe Treiben einer verächtlichen Menschengattung aus der Nähe besieht, wen mußte nicht Ekel vor diesen Ränkespinnern überfallen, die, versteht sich, alle hellblauen Auges sind, blondhaarig aus Prinzip und treusinnig wie's in den Rassevorschriften des Verlages Lehmann in München steht.

Die Schlacht von Cüstrin ist gewonnen, Heil! Sie hat uns, wir sehnten uns danach, die schönsten Errungenschaften der Kriegszeit wieder heraufbeschworen. Kriegszensur und amtliche Heeresberichte. Fehlte nur, daß Max Osborn als Kriegsberichter-

statter nach Cüstrin in ein Kriegspressequartier berufen wurde, um in sinnig-humorvoller Weise, als wärs ein Frauentoast, über die nationalkommunistische Schlacht zu schmusen. Aber während es den deutschen Zeitungen verboten war, über die Bewegungen in Cüstrin, Döberitz, Spandau, Frankfurt a. O. zu berichten, sind natürlich in allen Wiener, Prager, Züricher, Pariser und Londoner Zeitungen die ausführlichsten und übertriebensten Berichte zu lesen gewesen. Ganz wie in der Kriegszeit mußte man sich entschließen, die „Neue Zürcher Zeitung" oder das „Prager Tagblatt" zu lesen, um zu erfahren, was in der Nähe von Berlin vorging. Ist es doch geschehen, daß die Zeitung in Cüstrin, am Tage nach dem Siege, bloß „Gerüchte über Unruhen in Cüstrin" verzeichnete oder verzeichnen durfte. Die deutsche Presse nahm die Mundverstopfung hin, ohne die Faust zu ballen. Sogar der Stumpfsinn der Meldung der obersten Heeresleitung, der von einer „nationalkommunistischen Bande" sprach, wurde ohne Hohn, ja ohne Kritik hingenommen, trotzdem alle Redaktionen wußten, daß es sich um die halbmilitärischen Stahlhelm-Verschwörungen handelte, die nicht von einem Hauche des Kommunismus je berührt waren. Aber die Verlogenheit der Benennungen ist deutsches Ausdrucksgesetz geworden. Wer dafür eintritt, daß Deutschland Reparationen zahle, um nach der vollendetesten Niederlage der Geschichte zum Frieden zu kommen, der wird ein „Marxist" genannt, von Dummköpfen und unwissenden Bengeln, die nie auch nur die Umschlagseite eines Buches von Marx gesehen. (Ich will diesen stupiden Nichtswissern einmal hier Marxens Schrift über das Judenproblem vorsetzen, die ich vor einigen Jahren bei Rowohlt neu herausgegeben habe. Daraus könnten die treudeutschen Schwachköpfe, wenn sie lernen wollten, erkennen, um wie viel tiefer Marx den jüdischen Komplex erfaßt hat als alle diese bombastischen Schwätzer zusammen.) Wenn Stresemann von den Kahr-Leuten ein „Angestellter des Marxismus" betitelt werden darf, warum sollte dann der Major Buchrucker, der Stahl-Helm-Führer, von den amtlichen Fälschern nicht ein „National-Kommunist" genannt werden? Lüge, Lüge, Lüge, wohin das deutsche Auge irrt. Nie ist eine Nation bis in den Grund korrumpierter gewesen, und der Sumpf ist dort am trübsten, wo seine Oberfläche in schwarz-weiß-roten Schmutzfarben schillert.

Aus München kommt dem „T.-B." die ganz bestimmte Nachricht: Herr von Kahr, der bayrische Diktator, erwäge alle Vorbereitungen, um so bald als möglich die allgemeine Wehrpflicht für Bayern wieder einzuführen. Der Gedanke ist so dumm, daß er wahrscheinlich ist. Welche Torheit, welche Sünde an der Nation wäre in der dümmsten Stadt nicht diskutabel? Leute, die es wissen können, schätzen die Hitlersche Armee heute auf

etwa 80 000 junge Leute. Es hat seine finanziellen Schwierigkeiten, diese Sturmbataillone mit Uniformen, Pferden, Waffen zu versehen. Die hellsten Aufrufe des nicht zu verbietenden „Völkischen Beobachters“ sind nur Dekoration, Schwindel, vorbereitete Ausrede. Es gibt in Wirklichkeit ganz andere Wege, um diese exerzierende Jugend auszurüsten und auszustatten. Aber es scheint, daß diese heimlichen Methoden den bayrischen Armee-Dilettanten schon zu umständlich sind. Herrn von Kahr, der den Vertrag von Versailles beseitigen will, indem er ihn ignoriert, wäre es zuzutrauen, daß er eines Tages für Rupprechts Königreich die allgemeine Wehrpflicht verkündet. Man sollte dieses bayrische Genie nicht stören. Man sollte Herrn von Kahr ungestört diktieren lassen. Sein Selbstbewußtsein steht im umgekehrten Verhältnis zu seiner politischen Erkenntnis. Und wie groß auch das Wohlwollen sei, das Rupprecht sich bei den Franzosen erwirkt hat — eines Tages wird dieser paradenreiche Kahr-Freitag jäh abbrechen. Der politische Schwachsinn ist immer nur kurzlebig gewesen.



ADOLF HITLER
AUS NÄCHSTER NÄHE GEZEICHNET

HITLER SELBST HAT DEM ZEICHNER (OHNE ES ZU WISSEN)
LANGE MODELL GESESSEN.

Zu dieser Zeichnung, die dem „T.-B." aus München geschickt wurde, schreibt der Künstler, der sich in diesen Kopf vertieft hat: „Beachten Sie die zurückfliehende Stirn, die winzige, vogelkopfähnliche Schädelhöhle, das kleine, stechende Auge, die schmale, lebensunfreie Lippe, das gewalttätige Kinn." Ist dies wirklich das bayrische Antlitz?

Geschichte und Geschichten. Talleyrand hatte einen Plan zur Umgestaltung Deutschlands entworfen. Dazu bemerkte Napoleon am 31. Mai 1806: „Für das mich zunächst interessierende Süddeutschland ist mein Plan fertig. Einen Reichstag zu Regensburg wird es nicht mehr geben; denn das Gebiet von Regensburg erhält Bayern; das Deutsche Reich als solches hört auf zu existieren."

Am 12. Juli 1806 erklärten eine Reihe deutscher Potentaten, unter Vorantritt des Wittelsbachers, sie hätten sich „entschlossen, durch angemessene Vereinbarungen den inneren und äußeren Frieden des südlichen Deutschlands zu sichern, wofür nach langjähriger, noch ganz neuerlich bestätigter Erfahrung die deutsche Reichsverfassung nicht länger irgend eine Gewährleistung darbieten kann". Im November 1805 hatte Bayern, Napoleons allzeit gehorsamer Vasall, im Preßburger Frieden aufs neue 583 Quadratmeilen und 1 028 000 Untertanen erhalten, am 1. Januar 1806 auch von des Korsen Gnaden die Königskrone. Nachdem Maximilian I. Josef seine Tochter mit Napoleons Stiefsohn Eugen Beauharnais vermählt hatte, schrieb er dem Deutschen Reich den Totenschein und ließ am 1. August 1806 auf dem Reichstag verkünden:

> „Die Begebenheiten der drei letzten Kriege, welche Deutschland beinahe ununterbrochen beunruhigt haben, und die politischen Veränderungen, welche daraus entsprungen sind, haben die traurige Wahrheit in das hellste Licht gesetzt, daß das Band, welches bisher die verschiedenen Glieder des deutschen Staatskörpers miteinander vereinigen sollte, für diesen Zweck nicht mehr hinreiche, oder daß es in der Tat schon aufgelöst sei." Die Erfahrung der letzten Jahre habe „im Grunde nur die Hinfälligkeit einer in ihrem Ursprunge ehrwürdigen, aber durch den — allen menschlichen Anordnungen anklebenden — Unbestand fehlerhaft gewordenen Verfassung bestätigt . . ."

AlleBegriffe von gemeinschaftlichem Vaterland und Interesse seien geschwunden; „vergeblich suchte man Deutschland mitten im deutschen Reichskörper". Daher hätten die Souveräne des mittäglichen und westlichen Deutschlands „sich bewogen gefunden, einen neuen und den Zeitumständen angemessenen Bund zu schließen", der aber seinen Zweck nicht erreichen könnte, „wenn sie sich nicht zugleich eines mächtigen Schutzes versichert hätten, wozu sich nunmehr der nämliche Monarch, dessen Absichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt haben, verbindet".

> „Eine so mächtige Garantie ist in doppelter Hinsicht beruhigend. Sie gewährt die Versicherung, daß Se. Majestät

der Kaiser von Frankreich, Allerhöchstdero Ruhmes halber ebenso sehr als wegen des eigenen Interesses des französischen Kaiserstaates, der Aufrechterhaltung der neuen Ordnung der Dinge in Deutschland und der Befestigung der inneren und äußeren Ruhe sich angelegen sein lassen werden."

Somit wurde die Firma des heiligen römischen Reichs Deutscher Nation gelöscht und der Rheinbund geschaffen, dessen größter Staat Bayern war. Maximilian I. verpflichtete sich, dem „hohen Protektor" in allen Kriegen dreißigtausend Mann Hilfstruppen zu stellen. — — —

Der „große Sohn und Erbe der Revolution" bediente sich der dynastischen Eigensucht der deutschen Fürsten, um sie zu willigen Werkzeugen seiner Fremdherrschaft über Deutschland zu machen. Nach seinem Diktat vollzog sich ein großes Aufräumen unter den kleinen und kleinsten Territorien . . . Wie das Geschmeiß hungriger Fliegen stürzte sich Deutschlands hoher Adel auf die blutigen Wunden seines Vaterlandes (Treitschke) . . . Wieder klafften Nationalität und Staat in Deutschland verhängnisvoll auseinander . . . Zugleich aber hatte die „Staatlichkeit" deutscher Landesfürstentümer einen entscheidenden Fortschritt gemacht. (Mit den vielen Territorien, Reichsstädten und Reichsritterschaften vergrößert, von Napoleons Gnaden zur heißbegehrten Souveränität als „europäische Macht" gelangt, hatte namentlich Bayern „das seit Jahrhunderten verfolgte Ziel der Wittelsbacher Politik erreicht".) So zu lesen in der Schrift des früheren Reichsministers Hugo Preuß über Deutschlands republikanische Reichsverfassung.

Bayern hatte bis 1806 schon 56 deutsche Territorien eingesackt und konnte eine glänzende Bilanz aufstellen beim Sturz Napoleons, den es, als sein Stern erblich, rechtzeitig verlassen hatte, um unmittelbar vor der Schlacht von Leipzig, am 8. Oktober 1813, zu den Verbündeten hinüberzuwechseln und statt Napoleon 30 000, ihnen 36 000 Mann zu liefern. Der Wittelsbacher hatte sich natürlich, ehe er seinen Schutzherrn verriet, von Metternich den Besitzstand verbürgen lassen. So hatte denn Bayern, seit sein Oberhaupt am 28. Februar 1799 dem französischen Geschäftsträger Garnier eröffnet hatte: „Ich bitte Sie, mich für einen Franzosen zu halten . . . Bei jedem Erfolg der französischen Waffen habe ich gefühlt, daß ich Franzose bin," bis zum Abfall gewonnen: Würzburg, Bamberg, Augsburg, Freising, Bayreuth, Aschaffenburg, Regensburg, Nürnberg und viele andere Gebiete. „Alle deutschnationalen Bestrebungen wurden verfolgt, während man Frankreich gegenüber knechtisch unterwürfig war," muß selbst der Chronist im großen Meyer bekennen. Die königlich bayerische Verwaltung des Geheimen Staatsarchivs unter der Herrschaft der Wittelsbacher aber hielt die Akten über jene Periode vor jedem Geschichtschreiber verschlossen und versiegelt. Weshalb?

Aus den Denkwürdigkeiten des bayerischen Staatsministers Grafen von Montgelas (1799—1817):

Seite 149. „. . . Man war eben (1806) ziemlich allgemein verletzt durch die Ansprüche auf religiöses und politisches Übergewicht, welches der Norden Deutschlands gegenüber dem Süden geltend zu machen beliebte; das Vertrauen in die Aufrichtigkeit des Berliner Hofes war geschwunden, und man erfreute sich der Aussicht, denselben gedemütigt und für sein fortwährendes Hin- und Herschwanken bestraft zu sehen. So kämpften denn auch unsere Soldaten (unter dem Befehl Jerome Bonapartes) mit einer Erbitterung, über die in Preußen geklagt wurde als über eine Rücksichtslosigkeit in Anbetracht desjenigen, was früher geschehen war, um Bayern vor der Unterjochung durch Österreich zu bewahren." (Hardenberg, der Staatskanzler Preußens, nennt in einer seiner von Ranke herausgegebenen Denkschriften Bayern den seit Jahrhunderten treulosesten und bösesten von allen Nachbarn Preußens.)

Seite 391: „. . . Deutschland sollte (1814) zu einem Bunde souveräner und unabhängiger Staaten gestaltet werden; allein wo fand sich das Mittel, die hierin liegenden unversöhnlichen Gegensätze zu versöhnen? . . ."

Seite 394: „. . . Diese schwache Seite (Metternichs Trägheit des Geistes und Unstetigkeit der Ansichten) würde ich benutzt haben, wenn unser damaliges Ministerium erhalten geblieben und zur Behandlung der wichtigen Frage einer Trennung Bayerns vom übrigen Deutschland gelangt wäre."

Seite 439: „. . . Wir unserseits verlangten (1815), daß der beim Bundestag zu schaffende Gerichtshof hinwegfalle und an seine Stelle eine einfache Austrägalinstanz trete."

Seite 523: „. . . Ein derartiges Verfahren ließ sich aber mit den Interessen Bayerns in keiner Weise vereinigen, für welches die vollständigste Unabhängigkeit in der inneren Verwaltung von größter Wichtigkeit war, und welches sich die Freiheit seiner Bewegungen sichern mußte. Deshalb wurde auch (1816) beschlossen, unter keiner Bedingung von den nachstehenden Grundsätzen abzugehen: völlige Gleichheit aller Bundesglieder ohne Rücksicht auf Macht und Größe; Beschränkung des Bundespräsidiums auf den Vortritt unter Gleichgestellten ohne irgend ein wesentliches Vorrecht, das nicht notwendig aus der Führung des Vorsitzes fließt; Anerkennung des Bundes als einer lediglich politischen Vereinigung freier, unabhängiger Staaten ohne gerichtliche, militärische oder Verwaltungsorganisation; Zusammenstellung der einzelnen Kriegskontingente in solcher Art, daß das unsrige stets ein eigenes Korps bildet; Beseitigung jeder der Souveränetät des Landesherrn beschränkenden Gerichtsbarkeit in seinen Festungen, deren Besatzung in Friedenszeit dem Territorialherrn zusteht." (Zugleich wurde ein Ausschuß

zur Beratung der Frage eingesetzt, „welche Stellung Bayern einzunehmen habe, falls es sich durch die Umstände genötigt sehen würde, aus dem Bunde zu treten und sich damit von dem übrigen Deutschland zu isolieren".

Wesentlich auf Bayerns Betrieb wurde der deutsche Bund auf einen ohnmächtigen völkerrechtlichen Verein beschränkt, von dem später Heine sang und Bismarck wiederholte: O Bund, du Hund, du bist nicht gesund.

*

Schwarz-Weiß-Rot mit dem Hakenkreuz ist die Fahne der „Vaterländischen" im Bajuwarenlande. Schwarz-rot-gold ist ihnen der „Judenlappen" des „Berliner Saustalls". Wobei denn eine Ironie der Geschichte will, daß schwarz-weiß-rot dereinst die Farben des Stammes Levi in Palästina waren und ein Wittelsbacher anno 1848 dringend die Aufpflanzung des schwarz-rot-goldenen Banners auf dem Bundespalast in Frankfurt verlangte. König Ludwig, von seiner Lola Montez wider Willen getrennt, warf sich, von den Barrikaden bedroht, auf die deutsche Einheit. „Bayerns König ist stolz darauf, ein teutscher Fürst zu sein . . . Alles für mein Volk, alles für Teutschland!" Er beantragte beim Bundestag plötzlich die Änderung des Grundvertrages: „Deutschlands Gesamtinteresse muß die Sonderinteressen überwiegen." So sagte Ludwig, und so ungefähr sagte er um dieselbe Zeit — denn die Not lehrt beten — auch Friedrich Wilhelm IV. in Berlin, ließ ebenfalls in Frankfurt die Hissung der schwarz-rot-goldenen Flagge beantragen, schmückte sich selbst mit diesen, wie er sagte, „alten deutschen Farben", ließ die Truppen die schwarz-rot-goldene Kokarde anstecken, und „Preußen geht in Deutschland auf". Nach Tisch las man es anders, an der Isar wie an der Spree. Hier wie dort galt die deutsche Einheit wieder als revolutionärer Nationalitätenschwindel. Ernst Moritz Arndts „Was ist des Deutschen Vaterland" ward wieder verfehmt und verboten. Dann kam der Bruderkrieg von 1866; Bayern selbstverständlich gegen Preußen. Das Haus Wittelsbach wurde durch die Sprengung des deutschen Bundes voll souverän. Mußte aber mit Preußen ein Schutz- und Trutz-Bündnis schließen. Die „Mainlinie" trennte Nord und Süd. Ludwig II. entzog dem Dichter Emanuel Geibel den Ehrensold, weil er ein Kaisertum der Hohenzollern prophezeite. Dann 1870, als es sich um den casus foederis handelte, waren Stimmungen und Strömungen gegen die Teilnahme am Krieg mächtig in München. Da erhob sich in der Kammer ein Mann namens Simon Levi und redete den Abgeordneten ins Gewissen, Gut und Blut einzusetzen für deutsche Freiheit und Einheit. Er war aus der Pfalz, aus Landau. Wenige Stunden nach der Kriegserklärung konnten die Franzosen sein Anwesen verwüstet haben. Der Kriegsminister war süßsauer für die Teilnahme am Kampf, beklagte aber, daß sich bayrische

Truppen fremdem Oberbefehl unterstellen sollten. Und Ludwig forderte einmal über das andere Garantien für seine unverminderte Selbständigkeit. Am 3. Februar 1870, also etliche Monate vor Kriegsausbruch, hatte der Abgeordnete Hutler, Mitglied der bayrischen „Patrioten"-Partei, von der Tribüne erklärt: „Der König ist souverän, und dieser König darf keiner fremden Macht unterworfen werden. Würde sich das Ideal eines Deutschen Reiches verwirklichen . . ., ja, wenn der König von Preußen statt des schwarzweißen das schwarz-rot-goldene Banner aufpflanzt und in Frankfurt a. M. ein deutsches Parlament beruft, dann ist der Frühling Deutschlands gekommen." Nur müsse Österreich dabei sein, damit die Süddeutschen nicht majorisiert würden. Und nach Sedan schrieb die bayrisch-klerikale „Augsburger Postzeitung": „Manches, was vor dem Kriege halt- oder erreichbar war, ist es heute nicht mehr; die allgewaltige Logik der Tatsachen hat auch die patriotische Partei auf den Weg „durch Einheit zur Freiheit" verwiesen. Deutscher Bund, deutsches Parlament dürfte auch ihre Parole sein." Sie legte aber besonderes Gewicht auf Herstellung eines neuen Bundes „mit dem schwarz-rot-goldenen Banner".

Damals wußte man also in Bayern noch nicht, daß das schwarz-rot-goldene Banner ein Judenlappen sei. Man hat sich auch später dort nicht für schwarz-weiß-rot begeistert, sondern zumeist blau-weiß geflaggt. Der Wittelsbacher konnte nicht vergessen noch vergeben, daß er nicht mit dem Hohenzollern abwechselnd die Kaiserkrone tragen, daß er auch nicht einmal, was Bayern schon auf dem Wiener Kongreß verlangt hatte, den größten Teil Badens mit Heidelberg und Mannheim erhalten sollte. Aber wenigstens die bayrische Briefmarke und der bayrische Eisenbahnwagen und der Raupenhelm waren bei den Versailler Verträgen gerettet worden.

*

Am 19. Juli 1917 sagte Kronprinz Rupprecht in einer Denkschrift an Hertling: „Durch hier nicht zu erörternde Umstände ist der Kaiser um alles Ansehen gekommen, und die Verstimmung geht so weit, daß ernsthaft denkende Leute bezweifeln, ob die Dynastie der Hohenzollern den Krieg überdauern wird . . ."

Anfang Juni 1920 berichtete das „Salzburger Volksblatt", der Hauptmann de l'Epine, Führer der französischen Militärmission, habe in einer Unterredung mit dem Vorstandsmitglied der deutschfreiheitlichen Partei, Professor Karl Wagner, den Kronprinzen Rupprecht gerühmt, und die Salzburger seien doch Süddeutsche und könnten die preußische Eigenart nicht ausstehen; ja, wenn sie und alle Österreicher sich an ein unter der Herrschaft Rupprechts stehendes monarchistisches Bayern anschließen wollten, hätte Frankreich dagegen nichts einzuwenden.

August 1921 gab die „bayrische Königspartei" die Parole aus: „Los von Preußen und Anschluß an Frankreich." „Wir können von

Frankreich alles erlangen, Kohle und Geld, wenn wir es fertig bringen, mit unserem neuen Königreich einen Keil in die preußische Politik zu treiben. Der zukünftige König, Prinz Rupprecht von Bayern, steht mit seiner Person für alles ein." Der „Vorwärts" rief damals in die Welt hinaus: „Rupprecht will König werden." Oder Kaiser?

Wie französisches Geld stetig die Trennung Bayerns vom Reich förderte, haben die Prozesse Leoprechting, Fuchs-Machaus und andere mehr dargetan; wie Anordnungen des Reichs in Bayern beurteilt und behandelt wurden, weiß die Welt. Zwar hat Rupprecht mehrfach einen gewaltsamen Umsturz als „geradezu verbrecherisch" bezeichnet. Aber der Münchener Vertreter des „Daily Express" glaubte Ende November 1920 auch melden zu können, Rupprecht denke sich die Zukunft so, daß sich Deutschland vielleicht in eine „Föderation von einem halben Dutzend Königreiche" verwandle.

*

Ein neuer Bund? Wenn auch kein neuer Rheinbund. „Das Deutsche Reich hört auf, zu existieren?" Eine neue Erklärung, daß sich die Verfassung des Reichs überlebt hat? Ein neues, wenn auch ganz uneingestandenes Protektorat Frankreichs? Hier soll nur über Geschichte und Geschichten berichtet, nicht der Vorsehung in die Karten geguckt, nicht prophezeit werden. Allah weiß es besser.

---

* * *

DAS UNGESETZ ALS GESETZ

Von einem republikanischen Reichswehroffizier wird uns geschrieben:

Die Verordnung über den Ausnahmezustand, die die gesamte vollziehende Gewalt in die Hände des Militärs legt, bedeutet staatsrechtlich einen Rückschritt hinter die Reichsverfassungsreform des Prinzen Max von Baden vom 28. Oktober 1918. Denn damals unterstellte man das Militär den Zivilbehörden, weil man nur so ein reibungsloses Zusammenarbeiten der beiden auseinanderstrebenden Gewalten für möglich hielt. Man wollte: der Oberbefehl über die Exekutive solle nicht in den Händen der Militärs liegen — nach allen schlechten Erfahrungen, die man im Kriege gemacht hatte. Jetzt aber wäre die Diktatur dem Reichskanzler Dr. Stresemann selbst zu übertragen gewesen. Statt dessen überließ man sie dem Militär. Es scheint, daß man nicht nur nichts aus den schlechten Erfahrungen der Kriegszeit gelernt hat, sondern man belastet sogar noch in dieser ernsten Stunde das Militär selbst mit einer Verantwortung, die es nur höchst ungern übernimmt. Es gibt für den Soldaten nichts Schlimmeres, als wenn er durch die Umstände gezwungen ist, auf die eigenen Landsleute zu schießen. Tritt die Notwendigkeit zu schießen ein, so wird der Soldat gehorchen und seine Pflicht tun. Ihm aber auch noch die Verantwortung für die gesamten politischen Voraussetzungen zu

übertragen, aus denen vielleicht eine Situation hervorgeht, in der geschossen werden muß —, das scheint mir ein unbilliges, psychologisch völlig unrichtiges Verlangen.

Maßnahmen der allgemeinen Politik sind von Zivilisten zu treffen. Die Entscheidung über politische Dinge mehr oder weniger den Wehrkreiskommandeuren zu überlassen, das ist ein Unternehmen, wie es in keinem anderen demokratischen Lande der Welt möglich oder auch nur jemals ernstlich erwogen worden wäre. Man bringt damit die Herren, die gewiß nur das Beste wollen, aber den politischen Verhältnissen meistens gänzlich fernstehen, in die Versuchung, die Politik nicht als Politik zu betreiben (was sie ja auch ihrer ganzen Natur nach garnicht vermögen), sondern politische Maßnahmen unter einem rein militärischen Gesichtspunkte zu treffen, kurzum das zu tun, was das gesamte Ausland mit dem Namen „Militarismus" bezeichnet. Im französischen Staatsrecht ist es der oberste Grundsatz, daß das Militär niemals aus eigener Machtvollkommenheit handeln darf. Das englische (ungeschriebene) Staatsrecht geht noch weiter. Es gestattet geradezu dem Soldaten in der Eidesformel, die er leisten muß, eine Handlung zu verweigern, die nicht im Einklang mit den Gesetzen steht: „I do swear, that I will be faithful and bear true allegiance to His Majesty King George V., His heirs and successors, according to Law." Nach dem Recht, wie es durch die deutsche Ausnahmeverordnung geschaffen wurde, sind jedoch sowohl der Reichswehrminister als die einzelnen Wehrkreiskommandeure befugt, selbst Recht zu schaffen, das heißt also, sie sind theoretisch imstande, ein Recht zu schaffen, das praktisch die Reichsverfassung aufhebt. Ein derartiger Zustand widerspricht dem Grundgedanken einer demokratischen Verfassung und unterscheidet sich staatsrechtlich in nichts, aber auch in garnichts von der antidemokratischen, diktatorischen Gewalt, wie sie in Rußland und in Spanien ausgeübt wird und wie man sie nicht einmal in Ungarn oder Italien einzuführen gewagt hat. Es ist schlechterdings unverständlich, daß ein so hervorragender, weltbekannter Jurist wie der Reichsjustizminister Radbruch den Erlaß einer Verordnung gutgeheißen hat, die rechtlich und gedanklich die geschriebene Reichsverfassung in Frage stellen kann. Dringend wäre zu wünschen, daß diese ungeheuere Verantwortung, mit der jetzt das Militär belastet ist, ihm wieder abgenommen und ihm nur die Durchführung der (von zivil-politischen Gesichtspunkten diktierten) rein militärischen Aufgaben seitens der zivilen Reichsregierung und ihrer Organe übertragen wird.

Und noch etwas ist zu fordern: In anderen demokratischen Ländern liegt das gesamte Militärintendanturwesen in der Hand von Zivilisten und untersteht keineswegs militärischen Befehlen. Wenn man diesen Grundsatz in Deutschland rechtzeitig beachtet hätte, so wäre der Kapp-Putsch unmöglich gewesen. Denn: Die Militärintendanten hätten bei Beobachtung dieses richtigen demo-

kratischen Grundsatzes seitens der Regierung nur dann Decken, Fleisch, Brot, Reis usw. usw. herausgegeben, wenn die meuternden Generäle einen ausdrücklichen Befehl des Reichswehrministers hätten vorzeigen können, wonach größere Rationen als sonst hätten verteilt werden sollen. Es muß die erste Aufgabe der Regierung sein, sobald die gegenwärtige Krise überwunden ist: die unbedingt notwendige Trennung zwischen der Militär-Intendantur und dem eigentlichen Militär zu vollziehen, — eine Trennung, die einer gegenseitigen Kontrolle und einer von-einander-Abhängigkeit gleichkommt. Wagt man das nicht, oder will man das nicht, so wird man niemals eine wirklich demokratische Wehrmacht haben können. Die Geschichte aller Zeiten und aller Völker beweist das.

EDUARD FÖRTSCH (Madrid): **DER SPANISCHE DIKTATOR**

Für alle unerwartet ist über Nacht der große Umsturz gekommen: das „pronunciamiento" des Generals Miguel Primo de Rivera, Marqués de Estella. Sein Vorgehen hat mehrere Beispiele in der spanischen Geschichte des vergangenen Jahrhunderts, es ist „echt spanisch" (wie auch das Wort „pronunciamiento", als Bezeichnung von Auflehnung eines Heerführers gegen die Regierung, in den Sprachschatz anderer Länder übergegangen ist, weil dort ein zutreffender Ausdruck fehlt).

In Spanien ist die Armee seit jeher eine selbständige politische Macht; ja, gewissermaßen eine bewaffnete politische Partei, die sich — wie jede andere — zunächst selbst zu erhalten sucht, ihre Notwendigkeit und Nützlichkeit beweisen will, und vor allem das Wohl ihrer Anhänger vertritt. Nebenbei hat sie die Verpflichtung übernommen, das Vaterland im Not- und Kriegsfall zu verteidigen; wenn auch naturgemäß die dazu nötigen Opfer zumeist von den zahlreichen unfreiwilligen Mitgliedern der Partei gebracht werden müssen.

Spanien ist keine militärische Großmacht; deshalb bleibt es frei vom Vorwurf des Militarismus. Es ist aber festzustellen, daß Generale und höhere Offiziere von jeher in die innere und äußere Politik persönlich eingegriffen haben. Es muß jedoch zu Spaniens Entlastung gesagt werden, daß die hiesige Bevölkerung nicht im allerentferntesten soldatisch gesinnt ist und der Offiziersstand nicht mit jener berüchtigten Ausschließlichkeit aufgebaut und infolgedessen sehr volkstümlich ist (wie überhaupt die spanische Monarchie angesichts aller Äußerungen des öffentlichen Lebens als sehr demokratisch bezeichnet werden kann).

Die Absicht des General Primo de Rivera ist gewesen: daß gesamte Ministerium (Vorsitz: García Prieto, und gebildet aus Mitgliedern der verschiedenen sogenannten „liberalen" Parteien) ins Gefängnis zu werfen; und insbesondere den Außenminister A l b a, der großer Unterschlagungen usw. beschuldigt wird, vor ein Kriegs-

gericht zu stellen. Die Regierung verfügte die Absetzung des Generals, der der militärische Oberbefehlshaber der katalonischen Provinzen war. Primo de Rivera leistete dem Befehl keine Folge und erließ einen Aufruf ans spanische Volk, in welchem er erklärte, er habe die Regierung übernommen und werde jeden Widerstand mit Waffengewalt brechen.

Die (vorher verständigten) Befehlshaber der anderen großen Garnisonen stellten sich sogleich auf die Seite des neuen Herrn. Für die bisherige Regierung erhob sich im ganzen Lande keine ihr nicht selbst angehörende Stimme.

Den König erreichte die Nachricht von den Vorgängen in Barcelona, während er in San Sebastian, seinem Sommer-Aufenthalt, einem Konzert beiwohnte. Alfonso XIII. scheint (ich sage: scheint) von der sich vorbereitenden Entwicklung der Dinge keinerlei Kenntnis gehabt zu haben; doch ist wahrscheinlich, daß er, vor die vollendete Tatsache gestellt, nicht ungern beipflichtete. Im Aufruf des Diktators war auch mehrmals zu lesen gewesen: „Hoch Spanien! Es lebe der König!" — sodaß die Bewegung sogleich einen monarchistischen und nationalistischen Charakter trug; mindestens als Aushängeschild.

Die alte Regierung trat (man muß sagen:) lächelnd zurück; der Minister Alba begab sich eilig „zu Auto" nach Frankreich. (Alba war erklärter Deutschenfeind, was viele seiner Amtshandlungen von jeher bewiesen. Es wird ihm nachgesagt, daß er sich von den Franzosen bestechen ließ.)

Dem General Primo de Rivera wurde durch königliche Verordnung die volle Regierungsgewalt übertragen, da er sie sich schon selbsttätig genommen hatte. Der General war während des Krieges einer der wenigen spanischen Militärs, die sich offen für die Alliierten erklärten. Er war England-Freund. Eine deutsch-feindliche Außen-Politik ist jetzt jedoch keineswegs zu befürchten; es ist im Gegenteil anzunehmen, daß der Handelsvertrag zwischen beiden Ländern nunmehr bald endgültig erneuert wird; und den deutschen Waren zum Mindesten keine neuen Zoll-Belastungen auferlegt werden.

Die ersten Erlasse des „militärischen Direktoriums" — wie sich die Militär-Diktatur bezeichnet (der General Rivera hat sich neun andere Generäle zu Mitarbeitern erwählt) — bestanden in Sicherheitsmaßnahmen, damit jede Gegenbewegung sogleich mit den schärfsten Mitteln, sozusagen: gesetzlich, niedergeschlagen werden könne. Für ganz Spanien wurde der Kriegszustand erklärt; scharfe Zensur für die Zeitungen vor deren Erscheinen und Aufheben mehrerer Verfassungsgarantien, (sodaß heute Verhaftungen, Haussuchungen usw. ohne weiteres vorgenommen werden können, usw. usw.).

Ferner wurden zur Aburteilung der besonders in Barcelona überaus häufigen sozialen Attentate die Kriegsgerichte für zuständig erklärt. Schon büßten mit dem Tode zwei syndikalistische „pistoleros"

einen Raubüberfall auf eine Sparkasse und die Erschießung eines Mitgliedes der Bürgerwehr. Mit dem Ruf: „Es lebe die Anarchie!" starben Beide, vom Hals-Eisen erwürgt. (Es ist dies die in Spanien übliche Hinrichtungsart: eine Erdrosselungs-Methode.)

Alle Besitzenden begrüßten mit Freude die strengen Maßnahmen und hoffen nun, durch selbst ausgeübten Schrecken den sie bedrohenden Schrecken niederzuhalten, durch Töten das Getötetwerden zu vermeiden.

Sogleich erfolgte auch die Auflösung des Senats und der Cortes: des spanischen Parlaments. Die Militärgewalt regiert also uneingeschränkt.

Eine weitere außerordentlich wichtige Maßnahme war auch: die Abschaffung der Geschworenengerichte. Die Rechtsprechung liegt also ausschließlich in Händen (und Herzen!) der beruflichen Richter. Die betreffende Verfügung wird als durchaus notwendig erklärt: weil viele Geschworene politischen Einflüssen nicht unzugänglich gewesen seien; und vor allem, geleitet von Angst um ihr eigenes Leben, die Mehrzahl der sogenannten „sozialen Verbrecher" — von denen überdies nur wenige gefaßt werden — ganz oder fast straflos ausgehen ließen.

Die äußere Ordnung im Lande wurde durch den Umsturz keine Stunde gestört. Die Bevölkerung verhielt sich zuerst gleichgültig und jetzt abwartend. Die Hoffnungen sind: Verbilligung der Lebensmittel und bessere Verwaltung der öffentlichen Ämter. (Auch alle der letzten vorhergegangenen Regierungen waren im Volk niemals beliebt; denn es war zu deutlich offenbar: daß Niemand es verstanden hatte, das Land — das nach dem Krieg eines der reichsten und am meisten gefestigten hätte sein sollen — so zu führen, daß dies erreicht worden wäre — womit freilich nicht gesagt ist, daß dieses Ziel hätte erreicht werden können.

Die Rechtsparteien sind dem Direktorium sehr zugetan. Die Linksparteien sind naturgemäß Gegner, doch können sie ihr Mißfallen in keiner Weise öffentlich äußern.

Feinde der jetzigen Regierung sind auch die Separatisten, von denen es in Spanien ebenfalls mehr als nötig gibt. Von den Kataloniern kann gesagt werden: „Das einzige Gute, das sie haben, nämlich: daß sie Spanier sind, wollen sie nicht gelten lassen." (Auch für andere europäische Länder besteht dieser Satz zurecht.)

Für bewaffnetes Vorgehen bei diesen Loslösungs-Bestrebungen einzelner Landschaften ist vom militärischen Direktorium die Todesstrafe festgesetzt worden und schwere Freiheitsstrafen für jede Art von Aufwiegelung.

Durch sehr lobenswerte Änderungen der inneren Verwaltung wußte sich die neue Regierung viel allgemeine Sympathie zu erwerben. So wurden viele nominelle Ministerialbeamten, die zwar Gehalt bezogen, aber keinerlei Tätigkeit ausübten, kurzerhand ent-

lassen. Den unzähligen anderen Schmarotzern, die unter allen möglichen Vorwänden irgend eine staatliche Bezahlung erhielten, wurde das Handwerk (und Mundwerk!) gründlich zerschlagen. Einer dieser Herren bezog Gehalt als Still-Amme einer Kleinkinderfürsorge; ein bekannter Schriftsteller bekam Bezahlung als Ober-Straßenkehrer.

Es ist Ordnung und Pünktlichkeit in die staatlichen Geschäftsräume eingezogen. Es darf ferner angenommen werden, daß die Mitglieder des Direktoriums den Bestechungen und anderen ähnlichen Einflüssen nicht zugänglich sind, wie dies ohne Zweifel bei vielen der früheren Berufspolitiker der Fall war und in manchen Angelegenheiten zu beweisen ist.

Sehr guten Eindruck rief auch hervor, daß sogleich mehrere durchgreifende Sparmaßnahmen getroffen wurden. So verschwand der bis jetzt im Staatshaushalt befindliche und von allen Seiten weidlich ausgenutzte Posten: Geheimkosten Marokko . . 21 Millionen Peseten.

Von größter Bedeutung für das Land ist die nunmehr von einem anderen, rein-militärischen Standpunkt aus erfolgende Behandlung des Problems „Marokko". Alle Links-Parteien sind stets für eine Zivil-Verwaltung eingetreten, und für eine mehr wirtschaftliche Ausbeutung des Landes (Minen), auf vertraglicher Grundlage und unter Einverständnis mit den Bewohnern, also rechtmäßigen Besitzern des Landes.

Die Rechts-Parteien, insbesondere die Nationalisten, stimmen natürlich für eine Eroberung und völlige Unterwerfung des weiten Gebietes und erklären die Ehre Spaniens an die Erfüllung dieser Forderung gebunden.

Das Heer wird nun versuchen, so rasch als möglich durch weiteres Vorrücken, durch Vergrößerung der militärisch besetzten Zone im „Protektorat Marokko" den zum Teil sehr beschädigten Ruf der Armee wieder herzustellen. Mancherlei Mißgeschick, Ungeschick und viel Nachlässigkeit bei niederen und höheren Führern brachte es mit sich, daß sehr strenge kriegsgerichtliche Strafen verhängt werden mußten. Auch ist insbesondere die große Niederlage, die fast völlige Vernichtung der afrikanischen Armee im Juli 1921 an Abd-el-Krim, dem Führer der Aufständischen, noch nicht gerächt. (Man nennt die Marokkaner nämlich „Rebellen". Der Verlauf der Weltgeschichte zeigt jedoch, daß „Rebellen" im allgemeinen diejenigen Leute sind, die Recht haben. Es soll damit allerdings die Grausamkeit und Verräterei jenes wilden Völkerstammes nicht entschuldigt sein.)

Der nun Jahrzehnte andauernde Kampf in Nord-Afrika kostet viel Blut und viele Millionen. Dem ganzen „Abenteuer in Marokko" ist das Volk in höchstem Grade abgeneigt. Es ist also anzunehmen, daß die Entschließungen des militärischen Direktoriums keinen freudigen Widerhall finden werden.

Die neuen Verhältnisse in Spanien werden auch in allernächster Zeit in der internationalen Frage des vielumstrittenen Tanger ihre Wirkungen äußern. Spanien fordert die Stadt für sich und findet bei dieser Forderung zweifellos die Unterstützung Englands (gegen Frankreich, das gegenwärtig Tanger so ziemlich beherrscht). Durch eine weitere Verschiebung der Konferenz von London soll den Spaniern anscheinend Gelegenheit gegeben werden, ihre Herrschaft in Nord-Afrika dergestalt zu festigen, daß eine Übernahme von Tanger erleichtert würde.—Das Wort „Tanger" hat viel Balkan-Geschmack an sich, und es ist vielleicht bald einmal der Ausgangspunkt, der äußere Anlaß zu schweren internationalen Verwicklungen.

Das Problem „Nord-Afrika" ist für Spanien das weitaus wichtigste und gefährlichste. Es ist zu hoffen, daß ein gewissermaßen symbolisches Ereignis sich nicht tatsächlich als „Vorbedeutung" erweist: An den Klippen des Vorgebirges von Mellilla liegt gestrandet und hilflos das Linienschiff „España" — eines der drei größeren Kampfschiffe der nunmehr kleinen spanischen Armada.

Der Gewaltstreich des Generals Primo de Rivera ist eine Tat des spanischen Nationalismus, ja des „internationalen Nationalismus" — wie Mussolinis Marsch auf Rom, wie der Einmarsch der Franzosen ins Ruhrgebiet, wie die Parademärsche der Deutschen in München . . bei denen es nicht bleiben wird. Denn auch wir Deutschen haben einen General . . . Er hatte kürzlich „irgendwo" Tränen in den Augen. Um der Toten willen, die schon tot sind? Oder um der Toten willen, die erst tot gemacht werden? Und er lobte und pries das Deutschland Albrecht Duerers. Es ist aber kunsthistorisch nicht erwiesen, daß Duerer seine Bilder mit dem in flüssiges Rot getauchten Säbel malte.

Der Umsturz in Spanien vollzog sich aber ohne Kampf, da kein bewaffneter Gegner vorhanden war und auch die allgemeine Stimmung des Landes sich nicht für Gegnerschaft eignet. Die Nationalisten — wenn sie sich hier auch nicht selbst so nennen — griffen den Ereignissen auch gewissermaßen voraus; denn abgesehen von den terroristischen Attentaten, die vielfach gar keine sozialen Beweggründe hatten, und von höchst unsozialen Anarchisten ausgeführt wurden, gab es hier keine Bewegung von Bedeutung, die als anti-national bezeichnet werden könnte; es sei denn, daß das weitverbreitete Widerstreben gegen die als zwecklos angesehene Eroberung von Steinhügeln in Afrika als eine solche gedeutet worden wäre. Es mag dies allerdings zutreffen; sintemalen auch in unserem deutschen Land das Verlangen, täglich essen zu wollen, vielfach bereits als schamlose Anmaßung eines kommunistisch verderbten Volkes betrachtet zu werden scheint.

Es ist dem spanischen Land aus allgemeinem Gerechtigkeitsgefühl—und von deutscher Seite her: aus Dankbarkeit—zu wünschen, daß das regierende militärische Direktorium die seiner Natur nach

möglichen Vorteile bringt. Dann mag es in friedfertiger Weise von einer ganz anderen Regierung abgelöst werden, nicht nur durch die bereits jetzt von militärischer Seite vorgesehenen Zivilbeamten, denen die Ministerien vielleicht bald übertragen werden sollen. Denn: wahre Befreiung des schwer belasteten Landes und Errettung aus seiner Trübsal kann von einer Militärgewalt keinesfalls erhofft werden.

„Wer da?“

„Hie gut Freund!“

„Doch trägst du Säbel und Gewehr! Leg deine Waffen ab, so will ich dir glauben.“

„Ich bin Soldat.“

„Dann umso schlimmer! Was kann von Bewaffneten Gutes kommen?“

ERICH WEINERT

DIE STEHENGEBLIEBENE UHR

Entnommen dem Bande Der Gottes-Gnaden-Hecht und andere Novellen“ von Erich Weinert, Elena Gottschalk-Verlag Berlin W 30.

Eine Turmuhr war einmal stehengeblieben
auf: fünf Minuten nach Viertel sieben;
und da sie an Altersschwäche zu leiden schien,
unterließ man, sie wieder aufzuzieh'n. —
Doch dies war für eine rechtschaffene Uhr
von Standesehre eine wahre Tortur.
Wollte einer sie um die Zeit befragen,
wurde er wider ihren Willen belogen;
und dabei konnte sie nicht einmal sagen:
Verzeihen sie, ich bin nicht aufgezogen! —
So von achte bis fünfe ungefähr
war dies ja allen augenscheinlich;
aber dann wurde die Situation prekär,
und jeden Blick empfand sie peinlich. —
Und zwischen fünfe und sechse, o Gott!,
da fühlte sie sich schon moralisch bankrott. —
Aber nach sechse, da wars ihr, als kröche
es eiskalt über die Vorderfläche.
Das war immer die moralische Krise.
Denn wer nicht wußte um ihre Schwäche,
Der meinte, sie ginge nicht mehr präzise.
Daß sie gelegentlich einmal stehe,
ist ja für eine rechtschaffene Uhr
kein Mangel an Präzision und Kultur;

aber daß sie nicht mehr ganz richtig gehe,
bringt eine Uhr mit zarten Gewissensregungen
geradezu auf Selbstmorderwägungen. —
Aber fünf Minuten nach Viertel sieben
ging ein Leuchten über ihr Angesicht;
da vergaß sie, daß sie stehengeblieben
und empfand den schrecklichen Makel nicht.
Und als jemand in solchem Augenblick
einst seine Uhr nach ihr korrigierte,
empfand sie ein so unaussprechliches Glück,
daß sie ihr Innres erschüttern spürte.
Es klirrte und knarrte in ihrem Geräder;
das Gewichteseil riß mit dumpfem Knall,
und durch ihr verrostetes Geäder
ging ein erlösender Schlaganfall.
Die Zeiger fingen an zu taumeln
und blieben auf halbsechs oder halbsieben baumeln.
Genauer gesagt, sie hingen jetzt beide
auf sechs. — Bei einer lebendigen Uhr
ist das ja unmöglich und wider die Natur.
Nun war es vorbei mit ihrem Leide. —
Daß Gott ihr die ewige Ruh' bescheide,
die sechs Uhr zwanzig zur Ewigkeit fuhr!

CARL LUDWIG SCHLEICH

APHORISMEN

Wolfgang Goetz gibt mit Unterstützung von Frau Hedwig Schleich demnächst einen Band „Aus dem Nachlaß von Carl Ludwig Schleich" im Ernst Rowohlt-Verlag heraus. Der Tote, der Entbehrte, tritt noch einmal auf uns zu. Seine Weisheit, stärkend wie immer, ist nicht unzeitgemäß geworden.

Iß nur, wenn du wirklich hungrig bist, und selten aus Vergnügen.

*

Bestrebe dich, beim Mahle weniger zu essen als die andern. Fast alle Menschen essen mehr als sie brauchen.

*

Nimm ab und zu Genußmittel, aber laß dich nicht von ihnen beherrschen. Wer sich gegen den Alkohol wehren muß, ist ihm auch verfallen. Wer durch Abstinenz nörglich und hilflos wird, ist ein Säufer. Für solche ist der Alkohol das tödlichste Gift.

Sauberkeit sei eine Sittlichkeit. Reine Hände sind schreckhaft, schmutzige sollten uns zittern machen. Unsauberkeit ist die Visitenkarte der Gefahr.

*

Unreine Luft sollte man wie ein moralisches Unrecht, das einem angetan wird, empfinden. Ventilierte Räume haben etwas Heiliges.

*

Nichts ist den Göttern näher als reine Luft, wir werden ihnen ähnlicher, wenn wir sie zu uns einlassen.

*

Jedes Jahrhundert weiter wird neue Zauber der reinen Luft entdecken und wird sie wachsend verehren.

*

Fabriken in Städten sind Verbrechen am Volke.

*

Denke, wenn du dich wäschst, daß du einen Feind deines Kindes erwürgst.

*

Mach keine symbolische Handlung aus Baden und Waschen.

*

Sich reinigen ist schwere Arbeit, nicht Genuß.

*

Sauberkeit ist das einzige, was der Mensch tun kann, um Göttern ähnlich zu werden.

*

Wenn Schmutz gesund wäre, müßten die Reichen eine höhere Sterblichkeit haben als die Armen.

*

Daß Dreck gesund ist, ist eine faule Ausrede der Schmutzfinken.

*

Betrachte den Traum wie das Gebet deiner dir selbst entflohenen Seele.

*

Der Schlaf sei das tägliche Brot deiner Seele.

*

Denke, daß die ganze Natur sich zur Ruhe streckt, wenn die Sonne versinkt. Warum will der Mensch allein wachen?

*

Die Stunden, die du vor Mitternacht schläfst, zählen doppelt.

*

Laß nicht lange die Sonne schlafen, ehe du zur Ruhe gehst.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Oktoberwoche

Nach wie vor dem Ruhrkampf: zahlen!

Moderne Kriege zeichnen sich dadurch aus, daß sie offenbar niemals mehr für die Anführer gefährlich werden können! Nicht physisch: denn sowohl im militärischen wie im wirtschaftlichen Kampf stehen die Anführer so weit hinten in geschützter Etappe, daß sie weder von Tod noch von Not bedroht sind. Und nicht moralisch: denn da der Durchhalte-Atem der Anführer somit stets um mehrere Kilometer länger reichen muß als der Durchhalte-Atem der eigentlichen Kämpfer, da die Strangulations-Symptome, die Erstickungs-Symptome, die das Endstadium eines verlorenen Krieges charakterisieren, nie bei ihnen, sondern nur eben bei den Kämpfern auftreten, können sie, wenn die Kämpfer in solcher Verfassung nach Waffenstreckung rufen, stets leicht und mit Tatsachen schwer widerlegbar behaupten, nur mangelnde Tapferkeit, mangelnde Treue, mangelnde Duldkraft von Verrätern habe ihnen den sicheren Sieg entwunden. In früheren Zeiten war es anders! Der Feldherr war bei der Truppe, er teilte ihr Brot, und solange er selbst noch kämpfte und entbehrte, bewies er, daß auch andere noch dazu imstande sein mußten; wogegen, wenn er schließlich kapitulierte, auch kein Zweifel bestand, daß er selbst die Lage als unerträglich erkannt hatte. Hier lief der Feldherr noch ein Risiko, und oft genug kostete ihn ein verlorener Krieg Kopf und Kragen. Aber der moderne Feldherr, fern den Geschossen, auf weichen Polstern und gut genährt, gibt mit eigenem Leibe überhaupt nicht mehr Beweise; er kann frisch und froh in jedem Augenblick sich darauf versteifen, es sei absolut möglich, auch noch länger standzuhalten; und wenn Truppe und Volk zusammenbricht, bleibt ihm stets das Dolchstoß-Plädoyer zur Verfügung. Hier hört jedes Anführer-Risiko auf. Der Politiker, der General brauchen vor den wüstesten Abenteuern nicht zurückzuschrecken, der Mechanismus ihrer Entlastung ist von vornherein gegeben, und wenn sie gar über eine gut finanzierte Entlastungspresse verfügen und die Gewißheit haben dürfen, daß man ihnen nicht verwehren wird, für die erste, kritische Zeit nach Holland, Schweden oder Amerika zu verduften, so ist eigentlich garnicht mehr einzusehen, was sie verhindern soll, mit dem Schicksal eines großen Volkes Würfel zu spielen. Geht's gut, waren sie's. Geht's schlecht, war's das Volk.

Mit dem Schicksal Deutschlands ist Würfel gespielt worden, ist vernagelt aussichtslos Würfel gespielt worden, — das Spiel ist verloren, komplett verloren —, aber die Spieler sind schon wieder unschuldig gewesen, das Volk, das arme Volk selbst ist schuld! Schuld? Ja, gewiß — aber nicht in diesem Sinne! Nicht an Mut, Zähigkeit, Opferbereitschaft hat es den Menschen gefehlt, die in der Hoffnung auf eine Fata morgana mehr als acht Monate den Druck übermächtiger Militärgewalt und die Auszehrung beispiellos rapiden Währungsverfalles ertrugen —: ihre Schuld ist die Dummheit, die unglaubliche Dummheit, die sie verführte, das vorgespiegelte Unmögliche wider jede Wahrscheinlichkeit für möglich zu halten, die ihnen Phrasen nahrhaft wie Brot scheinen ließ, die sie — nicht erst seit jetzt, sondern schon seit Jahren — in die Gefolgschaft einer Politik verleitete, deren Ende nur ein Zusammenbruch und Auseinanderfall, schlimmer als im Jahre 1918, werden konnte. Diese Politik war die Politik der Reparationsdrückebergerei, diese Phrasen waren die Phrasen der Niederlage-Ignorierung, diese Unmöglichkeit war die Unmöglichkeit, schlichte Wahrheiten wegzulügen. In alledem hat sich das deutsche Volk von tollen Führern bluffen lassen. Dieselben Leute, die niemals Hohn genug für die Phantasmagorie internationalen Rechtes hatten, die nie laut genug predigen konnten, daß nur Kanonen und Bajonette Tatsachen zu schaffen vermögen, begannen plötzlich an den juristischen Grundlagen und Verpflichtungen des Versailler Vertrages herumzudeuteln und täuschten der Öffentlichkeit vor, gegen tausendfach überlegene Exekutiv-Macht etwas ausrichten zu können, wenn sie nachwiesen, in Artikel soundsoviel sei irgendein gebrochener Vorbehalt, oder wenn sie gegen „die Schuldlüge" protestierten, „mit der der ganze Vertrag stehe oder falle". Dieselben Leute, die für Weltgewissen, internationale Sympathie, Völkerfreundschaft stets nur ein zynisches Rülpsen übrig hatten, begannen plötzlich auszutrommeln, die Mißbilligung der Welt werde es schließlich sein, vor der Frankreich kapitulieren müsse. Dieselben Leute, in deren Depots die Aktienbestände berghoch anschwollen, auf deren Namen oder für deren Strohmänner in London, Zürich, New-York und Buenos Aires immer gewaltigere, dem Ausland besser als dem Inlande sichtbare Konten angelegt wurden, deren alter Besitz rapid entschuldet und expandiert, deren Kreditgewinn Tag um Tag in neuen Industrieen investiert wurde, bejammerten die Überlastung der deutschen Wirtschaft. Mit falschen Statistiken, die den Amtsvertretern von objektiven, ja, wohlwollenden Sachverständigen (ist es bekannt geworden?) mit brüskem Unwillen als dumm und dreist zugleich vor die Füße geworfen wurden, mit Schreckschüssen, die nicht explodierten, mit Beteuerungen, die nicht ernst gemeint waren, mit Behauptungen, die keine Prüfung vertrugen, und Vorspiegelungen, die nicht verwirklichbar waren, mit Zeitungen und Broschüren, mit Reden und Films, mit Revolvern, Schlagringen, Telegrammen und

Resolutionen, mit einem Aufwand, der Milliarden gekostet und Tausende von Angestellten aller Art in Nahrung gesetzt hat, stürmte man ein in das arme Volk und machte ihm plausibel, daß es möglich sei, die Niederlage noch nachträglich wieder ungeschehen zu machen, den Konsequenzen der Niederlage noch nachträglich sich zu entwinden. Das Volk, das es glaubte, ist um deswillen schuldig. Es ist schuldig der Dummheit und Leichtgläubigkeit. Aber wessen sind die Führer schuldig, die Führer dieser Propaganda und Politik, — die Führer, deren bornierter Assessorendünkel, deren verbissenes Kassenschrankinteresse, deren geile Gier nach Rückeroberung der Macht die Propaganda und Politik leitete; die nun in den grausigsten, in seiner Stupidität dabei nicht einmal pathetischen Kladderadatsch neuer Geschichte führte, —. einen Kladderadatsch, dessen Chaos monatelang unklärbar bleiben mag?

Für Deutschland gibt es nur eines: zahlen! Hanswurste, die sonst nur Klagen über Materialismus und Mammonismus auf der Walze haben, haben die dreiste These ausgesprengt, zahlen gehe wider die Ehre. Aber was hat Geld mit Ehre zu tun? Die Ehre eines falliten Kaufmanns gebietet, daß er sein Leben auf einem neuen, anspruchsloseren Standard aufbaut, daß er, indem er Abstand nimmt von den Geschäften, die zu seinem Ruin führten, den Kredit seiner Firma wiederherstellt, daß er seine Schulden, insbesondere die Schulden an kleine Leute, langsam abträgt und sich damit die Basis für neue Solvenz schafft. Sollte es mit Staaten anders stehen? Wer es gut meinte mit Deutschland, wem Reichs-Freiheit nach Jahrzehnten wichtiger schien als Steuer-Freiheit in der Gegenwart, der trat am Tage nach dem Londoner Ultimatum mit der Mahnung auf: „Nun laßt uns zahlen, wir werden's schon schaffen." Konnten wir's schaffen, können wir's schaffen? Wenn wir ein balanciertes Budget haben (— und die Balancierung, die jetzt endlich in Angriff genommen werden soll, war vor zwei Jahren zehnmal leichter als heute! —), wenn wir ein balanciertes Budget haben, können wir's, und es ist nicht einmal wahr, es ist nur eine der seit dem U-Bootkrieg landesüblich gewordenen Zahlenfälschungen, daß wir dabei trockenes Brot essen müßten. Schätzt den Reichsbedarf auf maximal zwei Milliarden jährlich, rechnet dazu zwei Milliarden Reparationen, so habt Ihr einen Gesamtaufwand von vier Milliarden Gold pro anno, oder 70 Goldmark auf den Kopf —: nicht mehr als die meisten Nachbarstaaten für den inneren Haushalt plus Zinsendienst und Heeresaufwand (die uns beide keine Sorge mehr machen) aufzubringen haben. Die Schwierigkeit der Übertragung solcher Summen in fremder Währung von Land zu Land ist beträchtlich, sie erfordert große Bereitschaft der Welt, deutsche Waren gegen Bezahlung aufzunehmen. Aber mit Beteiligung aller Art, mit Koopera-

tionen aller Art, mit Monopol- und Zollverpfändungen ist auch diese technische Seite des Problems schließlich lösbar, und schließlich hat die Verwandlungsschwierigkeit nichts mit der Aufbringungsschwierigkeit zu tun. Laßt uns das Budget ausgleichen, die Währung sanieren, die Steuerverweigerer endlich unterjochen, laßt uns den Willen zur Zahlung an die Stelle des Willens zur Nichtzahlung setzen, laßt uns Schluß machen mit den statistischen Dreh's, die jeder Sachverstand in 10 Minuten durchschaut, mit dem sterilen Gejammer, das uns nirgendwo Sympathie wirbt —: und wir werden in anderthalb Jahren imstande sein, ohne Ruin für uns selbst große Summen zu leisten. Vor zwei Jahren hätten wir es ohne Rheinlandbedrohung und ohne Finanzkontrolle haben können. Die Finanzkontrolle, der Verlust der Souveränität wird heute nachdem so viele Retter ihr gottverlassenes Handwerk betrieben haben, nach menschlicher Voraussicht nicht mehr vermeidbar sein. Das Rheinland ist, vielleicht, noch zu halten! Wir können es vielleicht halten, wenn wir es wollen. Jedenfalls können wir den Frieden der Atempause haben, wenn wir wollen. Es ist nichts notwendig, als Geld dafür zu opfern, — Geld in Beträgen, die wir aufbringen können. Da wir für Champagner, Automobile, Mordorganisationen, Vergnügungsparks, Parfüms, Propagandafeldzüge, Alkohol, Kriegervereinsfeiern und Pelzmäntel Geld haben —: sollten wir es nicht auch für die Erhaltung des Reiches, für die Entgiftung der Politik, für die Wirtschaftsstabilität und unseren guten Namen haben?

Der nächste Finanzminister, ob er Helfferich, Minoux, Bergmann oder Hirsch heiße, wird mit den Vorbereitungen, — mit der wirklichen Währungsreform, mit der wirklichen Steuerreform, — Ernst machen müssen, und man möchte fast wünschen, daß tatsächlich Herrn Helfferich das historische Los treffe, beamtet das Gegenteil dessen tun zu müssen, was er außer Amtes propagierte. In dem Augenblick, in dem diese Zeilen geschrieben werden, scheint es freilich, als sei Herrn Dr. Hilferdings Stellung wieder gefestigter. Aber es ist wohl nur eine Anstandsfrist, die man ihm bewilligt hat; die Enttäuschung über sein Versagen ist so groß, daß sogar seine nächsten politischen Freunde nicht mehr mit großer Begeisterung für ihn eintreten. Was ist unter ihm, von dem man Sanierung erhoffte, für die Sanierung, für die Solventmachung geschehen? Welche Leitartikel aus der „Freiheit" oder dem „Vorwärts" sind verwirklicht worden? Welche sozialistischen, welche sozialen, welche kapitalistischen Fortschritte wurden erzielt? Vom Standpunkt keiner einzigen Partei, keiner einzigen Wirtschaftsrichtung, weder seiner eigenen noch irgend welcher gegnerischen, ist auch nur die geringste Leistung, die geringste Vorbereitung einer Leistung in diesen acht Wochen festzustellen. Was vor sich ging, war eine Stützungs-

aktion, so gottverlassen wie irgend eine frühere, dagegen von noch kürzerer Dauer als jede frühere, und eine Verschleppung der Währungsreform, eine Zusammenwurstelung aller möglichen heterogenen Gedanken, die entweder in einem Begräbnis oder in einer Bastardgeburt enden müssen. Solch trübe Wahrheiten auszusprechen, ist selbst in einem Augenblick Pflicht, in dem die konzentriertesten Angriffe auf Dr. Hilferding von einer Seite ausgehen, mit der diese Zeitschrift nicht die geringste Sympathie verbindet. Es ist notwendig, weil die Finanzreform hoch über allen sonstigen Notwendigkeiten steht, und weil sich gezeigt hat, daß der gegenwärtige Finanzminister nicht, wie man hoffte, eine Förderung für diese Reform, sondern, gradherausgesagt, eine Hemmung für sie bedeutete. Wer Herrn Dr. Hilferding in den letzten Wochen gesprochen hat, kann sich das Rätsel seiner Wirkungslosigkeit auch erklären. Das Geheimnis ist, daß dieser Sanierungsminister innerlich offenbar keinerlei Hoffnungen hegt, daß er jedem Plan, jeder Methode nur Skepsis entgegenbringt, daß er sogar an die Heilkraft derjenigen Projekte nicht glaubt, die seine eigene Unterschrift tragen. Aber an die Spitze der deutschen Finanzverwaltung gehört in dieser Zeit äußersten Aktionszwanges kein kritisch-dialektisch eingestellter, müder Pessimist, sondern ein konstruktiv-imperativ eingestellter, restloser Optimist. Wer sanieren will, muß an die Sanierung glauben! Dieser selbstverständlichen Voraussetzung hat Dr. Hilferding nie entsprochen, und wenn es problematisch bleibt, wieso er in dieser geistigen Verfassung sein Amt überhaupt übernehmen konnte, so ist nicht problematisch, wieso er in ihm versagen mußte. Für die Wahl seines Nachfolgers aber ist die erste Vorbedingung jetzt klarer als je geworden. Pessimisten inbezug auf den Gegenwartszustand, Optimisten inbezug auf die Heilkraft eigenen Willens. Ingenieuroptimisten, Energieoptimisten sind gesucht!

Vor dem Affenkäfig.

Pavian, Meerkatz und Mandrill
lesen ihre Zeitung still;
wie sie Politik betreiben,
das wird mustergültig bleiben.
Was sie auch erregen mag —
niemals tritt es scharf zu Tag;
nichts Gedrucktes kriegt sie unter —
nur ihr Hinterer leuchtet bunter.
Warum sind wir Menschen nicht
auch so praktisch eingericht't?

Peter Scher.

GLOSSEN

SCHWERE ZEITEN IN TIBET.

Nach dem Sturz der Jon-Dynastie (um das Jahr 1200 n. Chr.) hatte Tibet seine schwerste Zeit: Tempel und Kornkammern waren ausgeraubt durch einen überlangen Krieg. Im Feld geschlagen, von den Grenzen allenthalben zurückgedrängt, litt das Volk an Pestilenz und Hunger. In der fruchtbarsten nördlichen Provinz standen die Ischgüzarren. Der Himmel selbst schien sich gegen Tibet gewandt zu haben: Erdbeben und Unwetter suchten die Städte heim, die Reichsgebiete des Südens wurden eine Beute der Ströme.

Die Verzweiflung war allgemein, und Hilfe nirgends. — Man schrie nach einem Führer; doch niemand war bereit, ihm zu folgen; selbst der letzte Schuhflicker, indem er heftig verlangend wie ein Ertrinkender die Arme nach Rettung reckte, meinte gleichzeitig, der einzig berufene Steuermann des Staatsschiffes zu sein.

In diesen Tagen der Ratlosigkeit erstand die Partei der Betrunkenen. Nicht all die Tausende, die zu ihr zählten, waren wirklich von Branntwein benebelt — doch sie benahmen sich, als wären sie es. Torkelten brüllend durch die Gasen, am liebsten hordenweis, mit weitaufgerissenen, rollenden Augen — ohne das Nächste zu sehen — kriegerisch und streitsüchtig, schäumend von Haß — und führten große Worte im Mund von „Aufräumen", „Einfach niederschlagen". Da dieser Haß aber in Wahrheit ohne Gegenstand war — denn der Feind, gegen den er sich richtete, das Unglück des Volkes, war nicht greifbar und angreifbar — wandten sich die Scharen der Betrunkenen gegen alles irgend Nahe: Zäune, feste Türen, Häuser, Bäume — rüttelten daran, suchten es zu zerstören mit Fäusten, mit Stöcken — wenigstens mit heftigen Reden.

In Tibet wohnten von altersher einige Kalmücken — etwa auf zweihundert Tibetaner ein Kalmücke, an seiner platten Nase kenntlich. Auf der Suche nach dem Feind, dem Unglück, das man erwürgen wollte — und weil es die gequälten Seelen der Betrunkenen nach Triumph verlangte, kehrte sich die Wut gegen die Kalmücken. Man beschuldigte sie, die Brunnen verseucht zu haben, und erschlug sie, wo man ihrer konnte habhaft werden.

Die Partei der Betrunkenen hatte Zulauf aus allen Schichten: es schlossen sich ihr Veteranen des langen Krieges an, die, dunkeln Drangs nach Abenteuern, der Arbeit entwöhnt, nichts rechtes mit sich zu beginnen wußten — doch auch Jünglinge ohne Zucht torkelten mit und schrieen Verwünschungen und tobten.

Die merkwürdigste Erscheinung dieser Volkspsychose aber: Die Betrunkenen, von einem Wahn besessen, an derselben Verblendung leidend, völlig einheitlich in ihrem Verhalten, gaben nicht nur vor — nein, sie bildeten sich leidenschaftlich ein, zwei einheitlich getrennten Lagern anzugehören, die einander scharf bekämpfen müßten. Noch mehr: jedes der Lager leitete seine ganze Erregung von der Existenz

des andern Lagers her. Um den „Blauen" nicht die Oberhand zu lassen, müßten die „Grünen" auf der Hut sein, Stöcke tragen, bei Tag und Nacht Randal schlagen und an festen Gegenständen rütteln.

Eines Tages fielen die beiden Lager wirklich übereinander her. Es dauerte lange, ehe sie merkten, daß sie eigentlich um nichts kämpften.

Als viel Blut vergossen war, viel Gut zerstört, wich der ungeheure Rausch Tibets einer ungeheuren Ernüchterung, einem säkularen Katzenjammer. *Roda Roda.*

FILM

Die Königin von Saba

Die Königin von Saba ist eine bereits ältere pompöse Dame, die, mit gewaltigen Kosten strotzend aufgetakelt, schwerfällig, aber doch mit dem Bemühen, flott zu erscheinen, daherrauscht. Damit soll der Film charakterisiert sein, nicht etwa die Darstellerin der Titelrolle, die, wie alle anderen Frauen dieses ehrwürdigen Kostümschinkens, eine hochgewachsene Schönheit von gleichgültigem Typ ist. Vor sechs Jahren hätte man diesen Prunkfilm bestaunt; heute wirkt er lächerlich in seinen stumpfsinnig-kindischen Geschehnissen; wirkt er lächerlich durch den hochfahrenden Schwulst seiner Titel, durch die Figur des Königs Salomo, dessen berühmte Weisheit sich in schwülsüßliche Albernheit pervertiert hat; wirkt er lächerlich durch die kuriose Kostümierung der Gestalten; alle diese rivalisierenden Wüstenköniginnen gehen durchaus gekleidet und frisiert wie die Dame der 5. Avenue bei einem großen Gesellschaftsabend, sie bewegen sich mit entsprechender steifer Grazie und geben kleine Gefühlswallungen von sich, mit denen sie stereotyp und wirkungslos große Leidenschaften ausdrücken wollen. Diese Fürsten und Intriganten sehen aus wie Trustkönige und Schieber, die sich für ein Maskenfest zurecht gemacht haben, ohne aber ihre smarten Yankee-Gesichter ablegen zu können. Wenn König Salomo hingerissen der Sabäerkönigin sanft die Hand küßt und sie bittet: „Nur eine Nacht sollst du mir gehören, bis zum Morgenrot", um in dieser Nacht das obligate Kind zu zeugen, das die Amerikaner nun mal in jedem Film sehen wollen, so sind von solcher Feinheit die Zuschauer aller Länder entzückt . . . und es gibt für sie nur noch eine einzige höhere Wonne: sportlicher Wettkampf. Aber auch hierfür ist prima prima gesorgt, denn das finish der beiden rivalisierenden Königinnen im Kampf um die Liebe des weisen Königs wird — wie das nun damals so üblich war — durch ein Dreirundenmatsch im Vierspännerwagen-Wettrennen ausgefochten. Und die Aufnahme des Wagenrennens ist nicht nur der Höhepunkt dieses Films, sondern ein Höhepunkt in der Entwicklung der Kinematographie überhaupt.

Tatjana

Angekündigt wird ein Film aus Rußland mit der schönen und begabten Olga Tschechow. Aber, wehe, was ward vorgeführt? Ein schlechter Roman ist schlecht verfilmt worden. Von russischem Leben? Nichts! Ein spannender Gesellschaftsfilm? Keineswegs! Ein fein durchgearbeiteter Kammerfilm? Durchaus nicht! Eine psychologisch unmögliche Angelegenheit wird — technisch sauber — langgezogen wie Gummizucker mit einer Ungeschicklichkeit des Manuskripts und der Personenführung, die man heutzutage nicht mehr für möglich hielte, wenn sie nicht, als abschreckendes Musterbeispiel für die gesamte Branche, hier öffentlich dargeboten würde. *Kurt Pinthus.*

ANEKDOTEN

Das Möbel

Mein Vater, der Nervenarzt war, wurde eines Tages auf ein westfälisches Schloß zur Konsultation gerufen. An der Mittagstafel erschien die ebenso zahlreiche wie höchst degenerierte Familie, deren Mitglieder sich alle unter Wahrung des steifsten Komments ihm vorstellten. Ganz zuletzt trat ein frischer, netter Kerl ein, der dem Auge des Arztes als gesunde Ausnahme-Erscheinung in diesem Kreis recht angenehm auffiel. Der junge Mann begab sich mit einem leichten Kopfnicken gegen alle auf seinen Platz am Ende der Tafel. Mein Vater wünschte, ihm vorgestellt zu werden, wurde aber vom Fürsten mit einer höchst distinguierten Bewegung zurückgehalten: „Lassen Sie das gut sein, Herr Professor, das ist nur ein Möbel — der Erzieher meines jüngsten Sohnes, des Prinzen Philipp." X.

Noch drei Schmied-Anekdoten

I.

Rudolf Johannes Schmied schlief auch im heimatlichen Argentinien nicht zu den normalen Bürgerzeiten. Jedenfalls erschien er eines Morgens erst gegen sieben Uhr in leidlich vergnügtem Zustand im Hausflur, um sich zu Bett zu begeben. Der Vater kam gerade die Treppe herunter. Er war über das Phänomen weniger erzürnt als traurig und sagte: „Schämst du dich nicht vor dem Hausmeister, der schon seit zwei Stunden seinem Beruf nachgeht?" Worauf R. J. höchst indigniert ablehnte: „Laß mich doch in Ruhe mit deiner schäbigen Öldruckphantasie!"

II.

R. J. S. schlenderte eines Nachmittags am Café Schillings vorbei. Auf der Terrasse saß, schnatternd und schnarrend, ein Mädchenpensionat, geschart um den üblichen bebrillten Drachen. R. J. S., begierig, jede Situation auszukosten, setzte sich gelassen an den Tisch der jungen Mädchen und ließ eine Garbe witziger Bemerkungen steigen. Aber der Drache war auf das Peinlichste verletzt über seine Zudringlichkeit und forderte vom Kellner die sofortige Entfernung des ungebetenen Gastes. Und der Kellner tat das Seine. Schmied fühlte sich verpflichtet, den Mann für seine Mühe zu entschädigen; und er tat es mit der Sentenz: „Mein Lieber, das Ende aller Dinge ist eine tiefe Melancholie!"

III.

Über R. J. S.s Sexualleben wird meistens geschwiegen, und das entspricht auch ganz seiner wirklich sauberen Natur. Immerhin gelangte doch folgendes kleine Erlebnis zur Kenntnis seiner Freunde: Er war in die intimste aller Beziehungen zu einem Mädchen getreten, aber der gewünschte Effekt seiner Bemühungen trat nicht ein. Da glaubte er dem Mädchen eine Erklärung schuldig zu sein, und er sagte: „Du mußt wissen, ich bin vom Stamm jener Asra, welche sterben, wenn sie lieben!" X.

TISCH MIT BÜCHERN

Julius Zeyer: Florenz im Schnee. Aus dem Tschechischen von René Wellek und herausgegeben von F. K. Ginzkey. (Rikola-Verlag, Wien.)

Die Beflissenheit der Tschechen, ihrem neuen Staat ein geistiges Gepräge, losgelöst von der bisherigen deutschen Vorherrschaft, zu geben, rückt auch ihre Literatur ins europäische Bewußtsein. Sie ist sehr jung und in ihren jüngsten Trägern frisch und stark. Aber die Ausgrabungen, mit denen man eine Tradition schaffen möchte, sind wenig glücklich. Zeyers Novellen haben gute Qualität, doch erschöpft man sie, wenn man sie historisch verbrämte Unterhaltungsstücke nennt, flüssige, mit Gefühl für Zeit und Charakter geschriebene Sachen, die sich an fremde Vorbilder anlehnen: eine tschechische Repräsentanz bedeuten sie nicht; und der Herausgeber F. K. Ginzkey macht sich einiger Übertreibung schuldig, wenn er sogar „europäische“ Dichterlorbeeren an einen bescheidenen, romantischen Plauderer verschenkt.

K.

Ernst Heilborn: Die gute Stube. Berliner Geselligkeit im 19. Jahrhundert. Mit 17 Bildtafeln. (Rikola-Verlag, Wien.)

Das Titelbild zeigt einen Amor mit Laute und Kaffeekanne in biedermeierischer Kontur. Aber der Inhalt ist ernsthaft und garnicht aus dem Winkel der Ironie zu betrachten. Heilborn gibt ein wesentliches Stück Berliner Kultur aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, indem er den gesellschaftlichen und mithin für damals geistigen Kristallisationspunkt: die gute Stube im historischen Beispiel aus Briefen, Erinnerungen, Tagebüchern darstellt. Das geistige Element, das in den Tagen der Romantik von Berlin ausging, bekommt seine soziologische Begründung. Die Rahel erscheint, die Mendelssohns, später Lassalle, Kugler, Frau von Olfers. Hier öffnet sich ein gutes Stück Berliner Lokalgeschichte aus jenen inneren Quellen, die die offizielle Geschichte nicht oder kaum berücksichtigt und die doch für das Gesamtbild äußerst bezeichnend sind. Das Tempo war behaglicher als heute, aber es war unter ähnlichen politischen Aspekten weit mehr gefüllt mit geistigen Spannungen — was kein Seufzer der Resignation sein soll, sondern eine historische Feststellung.

K.

Ernst Müller (†): Das Bacchanal. (Verlag Die Dachstube, Darmstadt, Hoffmannstr. 19.)

Ernst Müller beendete sechzehnjährig ein Leben, das zu bändigen ihm nicht gelungen war, das er aber in seiner vollen, schmerzlichen Süße schon gespürt hatte. Die Realität zerschlug seinen feinen Organismus, und der zwischen Überreife und Naivität Taumelnde konnte die Brücke vom Fühlen zum Begreifen nicht finden; dem Ikariden schmolz der Flügel an der Sonne. Er hinterließ zwanzig Seiten Fragment, die

man lesen sollte: es sind Zeichen, die erschüttern, weil sie jenes Verworrene aussprechen, das durch uns alle, als wir sechzehnjährig waren, hindurchging, und das zu formen wir schon zu schwerfällig wurden. Vom Eros paidikos zu sprechen, deutet nur den rohen Umriß an; nicht die Enttäuschung einer Knabenliebe macht dieses Fragment aus, sondern das blutige Gerinnen eines Gefühls, das doch so keusch, so voller Mühe und Schmerzen ist, daß es barock unter Schnörkeln verlorenzugehen droht. Man erkennt es nur mit gutem Willen; doch lasse man sich durch manches Unfertige, Mißglückte nicht vom Kern wegtreiben, in dem der Mensch sich tragisch enthüllt. *K.*

Josef Ponten: Die Uhr von Gold. Erzählung. (Der Falke, Bücherei zeitgenössischer Novellen, Bd. 8. — Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Eine psychologische Geschichte, die auf den herkömmlichen psychologischen Apparat verzichtet und sich lediglich aus der Erschütterung eines Tatsachen-Befundes herleitet. Das alte Gleichnis zwischen Uhr und Leben bekommt eine neue Deutung, die ganz sacht in die Auflösung hinübergeführt wird. Der Besitz einer Uhr wird zum Hebel dreier Existenzen, die einen Dreiklang seltsamer Harmonien wecken. Das ist kompositorisch von letzter Vollendung, die Fuge erschöpft sich in allen Variationen, ohne breit ins Uferlose zu strömen. Es tut heute außerordentlich wohl, diese schöpferische Persönlichkeit am Werk zu sehen, die mit Disziplin ihre quellende Fülle meistert, Herz und Witz hat, die natürlichen Elemente erlebt und belebt und sie leicht und schön einordnet in das Spiel menschlich gebundener Charaktere. *K.*

Ilja Ehrenburg: Die ungewöhnlichen Abenteuer des Julio Jurenito usw. (Welt-Verlag, Berlin. Aus dem Russischen von Alexander Eliasberg.)

Dieses Buch bedeutet eine herzhafte Erlösung zum Lachen. Sein Verfasser ist ein neuer Jean Paul, und von diesem nur durch so viel unterschieden wie die Gegenwart von der Romantik, was auf weite Sicht hin nicht gar so viel sein dürfte. Julio Jurenito tritt als Allerweltsreporter auf, er hat einen Sarkasmus, besser noch, er ist der überlegenste Zyniker seit Wedekind. Und wenn Jean Paul den Kosmos in der Stube eines armseligen Schulmeisters entdeckte, so findet ihn Jurenito auf den Weltmärkten, in den politischen Regesten, in der famosen Lächerlichmachung alles dessen, was der Mensch zwischen Kreml und Vatikan, zwischen einem Bohème-Café am Boulevard Montparnasse und einem sozialistischen Hotel unglaublich ernst nimmt. Man kann das Buch auch sehr wichtig nehmen, wenn man es ethisch auffaßt und in ihm zeitkritische Elemente aufstöbert. Aber warum? Wen es zum freien Lachen treibt, der steigt schon aus der Misère, kommt zu einem geistigen Behagen, das mit keiner Fakultät etwas zu tun hat, dafür aber Weisheit und gesunden Fatalismus verzapft. *K.*

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 39):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Přikopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,35 M., pro Quartal 4,— M. (mal Schlüsselzahl des Buchhändlerbörsenvereins). Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Franken, in Belgien 15 belg. Franken, in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. mal Schlüsselzahl des Buchhändlerbörsenvereins. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Oktoberwoche

Der Deutsche, wirklichkeitsblind, unfähig zur Nüchternheit, vom schrillsten Schlagwort schnell besoffen, wird von zwei Seiten mit nationalsten Redensarten beregnet:

Aus der bayrischen Phrasenwolke: Dort ist Herr von Kahr, angeschwollen von Vaterlandsbeteuerungen, die sofortige Aufhebung des Versailler Vertrages fordernd, jede schmählich-schwächliche Berührung aus der marxistischen Stresemannschaft verabscheuend — aber im Schatten, ganz im Hintergrunde, steht der klug rechnende Rupprecht, der nicht nur durch Monsieur Richert Wege nach Paris gefunden; nicht nur Herr Heim, Kahrs Parteigenosse, der französische Abgesandte für die Wittelsbachische Donaumonarchie zu gewinnen gesucht; dort lebt und webt auch, ungestört, Monsieur Dard weiter, der Begünstiger aller Zersplitterungspläne. Die tollste nationale Redensart — wozu ist sie Schild und Versteck?

Der andere heftige Platzregen strömt aus der deutschnationalen Wolke der Deutschen Volkspartei. Es ist das bayrische Vokabularium, das auch hier in Verwendung steht. Stresemann, der Angestellte des Marxismus, gilt als nationaler Schwächling. Aber Herr Stinnes, mit seinem Vögler-Gefolge, berät und verhandelt auf eigene Faust mit Monsieur Degoutte. Verhandelt — weiß der Kanzler des Reichs, was alles Herr Stinnes schon verhandelt und verhökert hat?

Herr von Kahr, der sich dem Reichsgesetz nicht fügt, Herr Stinnes, der als selbständiger Monarch handelt und verhandelt, beide ignorieren den Willen des Reichs, beide verachten „Berlin". Der Weg von München nach Paris ist weißblau geflaggt, der Weg von Mühlheim nach Paris wird mit schwarzweißroten Fahnen gefüllt sein. Welcher Deutsche würde von so viel pathetischen Farben nicht überwältigt? Nationale Blechmusik schmettert durch das ganze Reich und macht alle Tölpel besoffen. Nur in das wohl verhängte Düsseldorfer Verhandlungszimmer des französischen Bevollmächtigten dringt kein deutscher Ton. . . . .

Das Problem der Arbeitszeit ist von Stinnes und den andern Zechenbesitzern im Ruhrgebiet durch einen Anschlag gelöst worden, einen Anschlag im doppelten Sinne. Durch ein Plakat wurde den Bergarbeitern unter Tag angegeben, daß sie von nun ab nicht bloß acht Stunden unter der Erde arbeiten müssen, sondern daß Ein- und Ausfahrt und all die Vorbereitungen zur Arbeit außerhalb dieser acht Stunden zu geschehen haben. Die Bergarbeiter behaupteten, sie seien nun mit einer neunstündigen Arbeitszeit bedacht, sie protestierten, der Streit wird demnächst ausgetragen werden. Hier, im Tage-Buch, an einer der wenigen Stellen, an denen keine Gehorsamspolitik zugunsten einer befehlenden Klasse gemacht wird, muß dieses Problem aufgegriffen werden, weil an diesem Beispiel die Torheit und Roheit einer politischen Methode gezeigt werden kann. Vorerst also die Feststellung, daß der Wunsch nach erhöhter Produktion begreiflich und berechtigt ist. Die Ferienzeit im Ruhrgebiet war lang, der Wunsch, nun mit verstärkter Kraft Verlornes einzuholen, verständlich. Freilich ist es psychologisch verfehlt, eine Bergarbeiterschaft, die sieben Monate müßig in der Sonne gesessen, nun ohne Übergang auf längere Zeit als vorher in den Schacht zu bannen. Wer sozialpsychologisch zu denken vermag, wird wissen, wie wichtig die Übergänge sind. Aber, sagten die Stinnesleute, unser Mangel an Kohle ist so groß, wir können uns keine Zartheiten leisten. Darauf wäre zu erwidern: Dieses Wissen hätte Euch schon vor drei Monaten, als Curzon zum Abblasen des passiven Widerstandes riet, kommen können. Wo war da Herr Dr. Becker, der stinnesische Wirtschaftsminister? Müssen in Deutschland immer überstürzte Entschlüsse gefaßt werden? Muß die Ludendorff-Neurasthenie, die heute ein unabsehbares Durchhalten, morgen den augenblicklichen Waffenstillstand kommandiert, muß diese Plötzlichkeit der Entschlüsse noch immer Gesetz der deutschen Politik sein. Aber nein, wir wollen auf Vorwürfe verzichten. Die Arbeitszeit der Bergleute muß verlängert werden. In den christlichen Gewerkschaften und im sozialdemokratischen Lager gibt es nicht wenig Führer, die diesen Wunsch begreifen. Die Kurzarbeit in der verarbeitenden Industrie, der fürchterliche Kohlenpreis knapp vor Einbruch des Winters — auch der Sozialdemokrat sieht sich ängstlich nach Besserungsmöglichkeiten um. Es ist kein Geheimnis, daß während der Stresemannkrise die Sozialdemokraten zu erkennen gaben, daß sie für Ausnahmszeiten Ausnahmsleistungen, verlängerte Arbeitszeiten, begreiflich finden. Aber es versteht sich, daß eine Arbeiterpartei gerade solche Beschlüsse, die dem Proletarier erst erläutert werden müssen, mit einer gewissen Vorsicht und Behutsamkeit fassen will. Hinter den Sozialdemokraten steht ja die Argumenten unzugängliche Schar der rein agitatorisch eingestellten Kommunisten. Ein jäher Entschluß, dem nicht eine Bearbeitung der Genossen vorausgegangen ist, kann die Arbeiter-

führer die Führerstellung kosten. Haben die Stinnes und Vögler ein Interesse daran, die ganze deutsche Arbeiterschaft der kommunistischen Demagogie zu überlassen? Vielleicht. Nur in diesem Sinne war es richtig, die Verhängung des Neunstundentags im Bergwerk durch dekretierten Anschlag zu verkünden. Sieben Monate Spaziergehen, dann jählings forciertes Roboten. Kein Versuch, durch Verhandlung, Besprechung, Erläuterung in den Gewerkschaften selbst die Zustimmung zu notwendigem Geschehen zu erlangen. Jäher Befehl statt vorbereiteter Übereinkunft. Es ist die Ludendorffsche Politik der Gewalttätigkeit, aufs soziale Terrain übertragen. Ihr steht die englische Methode gegenüber, die Methode der längeren Voraussicht, welche, da Entschlüsse nicht im Handumdrehen gefaßt werden müssen, Vorbereitungen, Übergänge, Vereinbarungen zuläßt. Dieser Methode dankt es England, daß ihm eine kommunistische Bewegung fremd bleibt, während wir der gewalttätigen Wirtschaftspolitik der Plötzlichkeiten die Aufreibung und Zerstörung reformistischer Arbeiterparteien zu danken haben.

Im Kabinett Stresemann sitzt wie im Kabinett Cuno, Herr O e s e r, der Demokrat. Ein Freund des Tage-Buches stellt folgende Fragen: Kürzlich hat der badische Demokrat Hummel in einer Rede festgestellt, daß führende Demokraten schon im Juni von der Notwendigkeit der Einstellung des passiven Widerstandes überzeugt waren. Stresemann hat fast an demselben Tage im Reichstag daran erinnert, daß Curzon um diese Zeit den dringenden Rat gegeben habe, rechtzeitig abzubrechen. In der Regierung Cuno war kein Sozialist. Aber Herr Oeser, der Demokrat, saß darin. Er war Reichs-Minister des Innern. Die Fragen des Ruhrgebietes gingen auch sein Ressort an. Was hat Herr Oeser zum Durchbruch der Vernunft getan? Hat er der Einsicht, die sein Parteigenosse Hummel, und nicht nur er, besessen, hat Herr Oeser irgendwie versucht, die private Erkenntnis in Regierungsaktion umzusetzen? Und wenn er dies unterlassen hat, wenn Herr Oeser die sträfliche Dummheit des cunoistischen Systems widerstandslos mitgemacht hat, wie ist es möglich, daß dieser beschädigte Demokrat in aller Stille auch in das nächste Kabinett hinübergleiten konnte? Ist ein Politiker, der die Dummheit, mit Curzon zu reden, des cunoistischen Systems willig mitgemacht, berufen, in der korrigierenden Vernunft des Kabinetts Stresemann mitzuwirken? Gibt es denn keine politische Verantwortlichkeit unter Demokraten? Heißt Demokratie auf deutsch Geschlechtslosigkeit? Fühlt Herr Oeser, der Allzuschweigsame, nicht das Bedürfnis, sein Durch-Dick-und-Dünn-Gehn öffentlich zu rechtfertigen?

A. FREYMUTH,
Senatspräsident
am Kammergericht

DER BAYRISCHE AUSNAHMEZUSTAND — EINE REICHSGEFAHR!

Nach Artikel 48 Abs. 2 der Reichsverfassung kann der Reichspräsident, wenn im Deutschen Reiche die öffentliche Ordnung und Sicherheit erheblich gestört und gefährdet wird, die nötigen Massnahmen treffen, darf auch vorübergehend die in gewissen andern Artikeln festgesetzten Grundrechte ausser Kraft setzen. Nach Absatz 4 dieses Artikels kann bei Gefahr im Verzuge die Landesregierung für ihr Gebiet einstweilige Massnahmen der in Abs. 2 bezeichneten Art treffen. Auf Grund dieser Vorschrift hat die bayrische Regierung am 26. September d. J. den Regierungspräsidenten von Kahr zum Generalstaatskommissar bestellt, die erwähnten Grundrechte ausser Kraft gesetzt und die Behörden des Reiches, des Landes und der Gemeinden — mit Ausnahme der Gerichte, Verwaltungsgerichte und Militärbehörden ihm unterstellt. In der mit der Verordnung zugleich veröffentlichten Bekanntmachung erklärt die bayrische Regierung, dass sie Herrn von Kahr die vollziehende Gewalt übertragen habe. Ebenfalls am 26. September, aber wie man nach den Zeitungsnachrichten und sonstigen Anzeichen an-

nehmen muss, erst infolge der bayrischen Verordnung hat der Reichspräsident nach Abs. 2 des Art. 48 für das ganze Reichsgebiet, also auch für Bayern, eine ähnliche Verordnung erlassen. Diese Verordnung zeigt aber insofern einen grundsätzlichen Unterschied, als in ihr die vollziehende Gewalt auf den Reichswehrminister übertragen ist, der sie auf Militärbefehlshaber übertragen kann und tatsächlich übertragen hat. Die Verordnung sieht ferner Regierungskommissare vor, denen aber keineswegs die vollziehende Gewalt als Allein-Inhabern übertragen ist, sondern die nur dem Militärbefehlshaber in gewisser Weise zur Seite stehen und von deren Mitwirkung in gewissen Fällen die Rechtswirksamkeit der Vorschriften des Militärbefehlshabers abhängig ist.

Die bayrische Verordnung ist von vornherein gesetzwidrig gewesen, weil eine Landesverordnung nur bei Gefahr im Verzuge statthaft ist. Gefahr im Verzuge liegt nur vor, wenn es wegen der besonderen Plötzlichkeit der zu bekämpfenden Gefahr der Einzelregierung nicht mehr möglich ist, sich mit dem Reichspräsidenten in Verbindung zu setzen. Davon war hier natürlich keine Rede. Die bayrische Regierung hat die Verordnung nicht erlassen, weil es ihr nicht mehr möglich war, den Reichspräsidenten zu erreichen, sondern sie hat die Verordnung erlassen, weil sie genau wusste, dass der Reichspräsident sie niemals erlassen würde. Eine Vorschrift also, die nach dem Wortlaut und Sinn sowie nach der Entstehungsgeschichte dazu da ist, um in ganz besonderen Notfällen, wo der Reichspräsident nicht erreichbar ist, der Landesregierung zu ermöglichen, in seiner Vertretung, für ihn, in seinem Sinne, eine Verordnung des sog. Ausnahmezustandes zu erlassen, hat die bayrische Regierung benützt, um sie genau im gegenteiligen Sinne zu handhaben. Ganz sicher muss man ferner annehmen, dass die Verordnung durch die spätere Verordnung des Reichspräsidenten von selbst ausser Wirksamkeit getreten ist. Denn sonst wären in Bayern jetzt zwei Ausnahmezustände, der eine von der bayrischen Regierung verkündete, und der zweite vom Reichspräsidenten angeordnete in Kraft — eine rechtliche, logische und tatsächliche Unmöglichkeit. Es bestehen auch tatsächlich Verschiedenheiten. Wie erwähnt, hat nach der Verordnung des Reichspräsidenten der Militärbefehlshaber, sofern der Reichswehrminister dies anordnet, die vollziehende Gewalt, und nur mitwirkend kann neben ihm — ebenfalls als Organ des Reiches — ein Regierungskommissar stehen. Nach der bayrischen Verordnung aber hat der bayrische Generalstaatskommissar allein die vollziehende Gewalt. Er kann daher auch selbständig Anordnungen erlassen und damit ist dem Reichswehrminister, mittelbar also dem Reichspräsidenten, die maßgebliche Einwirkung auf die allgemeine Richtung, in der sich die vollziehende Gewalt zu bewegen hat, entzogen. Wie Herr von Kahr die vollziehende Gewalt in Bayern ausübt, ist bekannt. Er führt, wie er offen

erklärt, den Kampf gegen den Marxismus, d. h. gegen die Arbeiterschaft, gegen die republikanische Gesinnung und am letzten Ende gegen die Republik. Er hat ja auch daraus kein Hehl gemacht, daß er ein Anhänger der Monarchie ist, wenn er auch zurzeit die Herstellung der Monarchie nicht für angebracht hält.

Die Verwertung des Artikels 48 Abs. 4 durch Bayern braucht keinesfalls schon an den Grenzen zu sein. Es liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit, dass die bayrische Regierung z. B. ein ordnungmässig zustande gekommenes Reichssteuergesetz im Verordnungswege für Bayern ausser Kraft setzt. Ausserdem: was dem einen Lande recht ist, ist dem andern billig. Nach der Mitteilung der Vossischen Zeitung Nr. 474 vom 6. Oktober 1923 hat Sachsen jetzt die Absicht „nach bayrischem Muster einen Generalstaatskommissar zu ernennen.” Nach derselben Quelle hat der Reichswehrminister der sächsischen Regierung darauf eine zugleich aufklärende und abwinkende Erklärung zugehen lassen. In der Tat muss selbstverständlich völlige Anarchie entstehen, wenn jedes Land munter Anordnungen erlässt, mit denen es Reichsrecht aufhebt, schwerwiegende Sondervorschriften einführt, gegen die Richtlinien der Politik der Reichsregierung ankämpft. Aber: gilt dieses alles etwa zwar dann, wenn es sich um Sachsen, nicht aber, wenn es sich um Bayern handelt?

Es rächt sich jetzt in schlimmster Weise die außerordentliche Schwäche, die das Reich stets gegenüber Bayern gezeigt hat. Das Reich läßt sich schon seit Jahren die bayrischen Volksgerichte gefallen, die den wichtigsten und nicht nur in Deutschland sondern in allen Kulturländern geltenden Vorschriften des Strafverfahrens ins Gesicht schlagen. Im Juli 1922 hat die bayrische Regierung das Republikschutzgesetz auf Grund des Abs. 4 des Artikels 48 einfach ausser Kraft gesetzt und hat die betreffende Verordnung erst nach umständlichen, für das Reich im Ergebnis durchaus demütigenden Verhandlungen aufgehoben. Dann hat der bayrische Ministerpräsident von Knilling in der öffentlichen Sitzung des bayrischen Landtages vom 16. November 1922 erklärt, Bayern habe sich gegenüber dem Reich im Zustande berechtigter N o t w e h r befunden! Dann hat die bayrische Regierung ebenfalls auf Grund des Artikels 48 Abs. 4 den § 89 des Strafgesetzbuches — Vorschubleisten einer feindlichen Macht während des Krieges — durch die Verordnung vom 11. Mai 1923 auch für den Fall der in Friedenszeit erfolgten Besetzung deutschen Gebietes für anwendbar erklärt.

Verfassungsmäßig sind alle Maßnahmen, die eine Landesregierung auf Grund des Abs. 4 trifft, auf Verlangen des Reichspräsidenten oder des Reichstages außer Kraft zu setzen (Abs. 4 Satz 2). Dieses Verlangen zu stellen hat der Reichspräsident noch nie gewagt, desgleichen nicht der Reichstag. Wenn auch jetzt wieder der

Reichstag und der Reichspräsident vor Bayern zurückweichen, so muss das zu einem derartigen Zwiespalt zwischen der allein möglichen und erfolgreichen Reichspolitik und der von Bayern befolgten Politik führen, dass jede Reichsregierung notwendigerweise scheitern muss. Die Politik der Schwäche und der Nachgiebigkeit gegenüber Bayern führt nicht zum Ziele, wie die Erfahrungen dieser Jahre genugsam beweisen. Der Reichspräsident oder der Reichstag — am besten beide im Zusammenwirken — müssen schleunigst die Aufhebung der bayerischen Verordnungen, namentlich der Verordnung vom 26. September fordern. Wenn Bayern der ihm dann gesetzlich obliegenden Pflicht der Aufhebung seiner Verordnung nicht nachkommt, so kann der Reichspräsident es dazu nach Artikel 48 Abs. 1 mit Hilfe der bewaffneten Macht anhalten. Der Reichswehrminister hat ja stets erklärt, daß er der Reichswehr sicher sei. Die Befürchtung, dass ein entschiedenes Auftreten des Reiches gegenüber Bayern die einerseits hinter Kahr, andererseits hinter Hitler und Ludendorff stehenden, zu einander in einem gewissen Gegensatz befindlichen rechtsradikalen Scharen vereinigen könnte, und dass diese Scharen die deutsche Republik mit Gewalt vernichten könnten, ist nicht als zutreffend anzuerkennen. Wenn die Reichswehr wirklich republiktreu ist, so ist sie ohne Frage auch den vereinigten rechtsradikalen Scharen gegenüber mächtig genug, um die Republik und die Reichsverfassung zu schützen. Auch gegenüber der bayerischen Regierung ist anzunehmen, dass im Falle des entschiedenen Einschreitens das Reich sich durchsetzen würde. Würde die bayerische Regierung trotz Verlangen des Reichspräsidenten oder des Reichstages den Ausnahmezustand nicht aufheben, so wäre das ein offener Verfassungsbruch — die bayerische Regierung könnte in diesem Falle keine noch so missbräuchlich herangezogene Verfassungsvorschrift für sich anführen. — Nach der ganzen Sachlage ist es aussichtslos und äusserst gefährlich, die Frage des bayerischen Ausnahmezustandes ausweichend und opportunistisch zu behandeln, wie dies der Reichskanzler Stresemann ausweislich der Wiedergabe seiner Reichstagsrede in der Vossischen Zeitung (Nr. 475 vom 7. Oktober 1923) getan hat.

Das Richtige trifft die Kundgebung, die der Vorstand der Freien Gewerkschaften in Gelsenkirchen gemeinsam mit der V. S. P. D. am 5. Oktober gemäß Nachricht der Vossischen Zeitung in Nr. 473 vom 6. Oktober 1923 erlassen hat. Dort wird als Nummer 5 gefordert: „Herstellung der Reichsautorität in Bayern mit allen Mitteln". Mit Recht weist die Kundgebung auf den engen Zusammenhang mit den Vorgängen in Bayern und den Vorgängen im Rhein- und Ruhrgebiet hin. Gelingt es dem Reiche nicht, sich in Bayern durchzusetzen, so ist das Rhein- und Ruhrgebiet für Deutschland nach aller Wahrscheinlichkeit verloren.

GIULIO GIAMBELLI (Turin)

ITALIEN UND DER DEUTSCHE FASCHISMUS

Der Verfasser dieses Aufsatzes gehört einem piemontesischen Kreise an, der in einem gewissen Gegensatz zu Mussolini sowohl als auch zum italienischen Sozialismus steht. Wir bringen diese Ausführungen hier in deutscher Übersetzung als einen Beitrag zur Stimmung des Auslandes über Deutschland.

In diesem Jahre 1923 ist die Auflösung der europäischen Zivilisation auch dem Einfältigen deutlich geworden. Von den beiden bisherigen Trägern unserer Geschichte scheint der eine vernichtet: der Liberalismus. Der andere — die Kirche — hält sich im Hintergrunde und wartet, bis sich ein Mächtiger findet, der ihr dienstbar sein will. Dafür sind zwei neue, und zwar illegitime, Kräfte auf der Bühne erschienen, die sich in diesem Augenblicke noch die Wage halten: Der Bolschewismus mit dem Zentrum in Moskau und der Faschismus, dessen Zentrum fälschlicherweise nach Rom verlegt wird. In Wirklichkeit liegt es viel eher in den Kontoren der Industrieherren des Ruhrgebietes. Ihre geistige Verfassung war es ja auch, die Deutschland in die endgültigen Fehler des Sommers 1914 hineingetrieben hat; und will man die Gründe für die Verwesung unserer Zivilisation erkennen, so muß man an ein Wort von Guglielmo Ferrero denken, der den Untergang der antiken und der modernen Zivilisation mit dem Satze identifiziert: „Nirgends wollte man sich der alten Wahrheit erinnern, daß eine zu große Anhäufung von Macht gefährlicher wirken kann als die Schwäche.“ Und er fährt fort: „Schließlich beruhte das monarchische Regierungssystem über Europa gänzlich auf der Vorherrschaft Deutschlands. Sie ließ sich für die Dauer nur aufrechterhalten, wenn man zeigte, daß die Macht, die sie begründet hatte, noch dieselbe überwiegende Bedeutung besaß wie im Jahre 1870 oder etwas danach. Früher oder später mußte Deutschland vor der Welt diese Probe ablegen.“

Nun, das sind die Worte eines Historikers von Weltruf, und ich könnte hier schließen. Aber als Politiker ist es einem nicht gestattet, die Dinge allsogleich zu realisieren, die der Flug des Gedankens in kurzer Zeit durchmißt. „Wir Politiker kochen eigentlich alle nur mit Wasser,“ hat Lord Grey einmal gesagt. So ist es begreiflich, daß die deutschen Schwerindustriellen noch keineswegs glauben wollen, die Probe sei bereits abgelegt und von Deutschland nicht bestanden. Sondern sie bereiten sich gerade in diesem Augenblick darauf vor, die Probe zu wiederholen. Ich weiß nicht, ob sie sich darüber klar sind, daß sie damit die Keime zu einem neuen europäischen Kriege ausstreuen, und ich weiß nicht, ob sie sich auch darüber klar sind, daß dieser neue Krieg den Boden ihres Vaterlandes nicht unberührt lassen könnte. Aber ich hoffe, sie wissen es. Und ich hoffe, sie wissen auch, daß Europa ihnen nicht zum zweiten Male gestatten wird, daß sie mit einer militärisch gestützten Indu-

strie-Hegemonie (unter der Maske eines Verteidigungskampfes) das europäische Gleichgewicht stören.

Schließlich sind es die Magnaten an der Ruhr gewesen, die den deutschen Generalstab im Jahre 1917 dazu ermuntert haben, Lenin und Trotzki im plombierten Waggon durch Deutschland nach Rußland zu führen, um dieses Land zu revolutionieren. Daß damit auch die Revolutionierung Deutschlands unvermeidlich wurde, das stand nicht in der Vorausberechnung der Ruhrherren. Der Schrecken über das unerwartete russische Ereignis schuf den deutschen Faschismus. Zunächst aber bekam Italien die unerfreulichen Rückschläge der russischen Bewegung zu spüren. Wir Italiener haben damals das einzig Mögliche getan, um die Revolution zu verhindern: Wir haben sie nicht mit Gewalt niedergeschlagen. Wir haben sie ignoriert. So waren wir sicher, daß sie an sich selbst zugrundegehen würde. Denn wir sagten uns, daß eine Bewegung scheitern müsse, wenn sie keinen Gegner hätte, an dessen Widerstand sie selbst erstarken könne. Die Ereignisse haben uns Recht gegeben. Die Welt weiß, daß in jenen furchtbaren Tagen der italienische Faschismus geboren wurde.

Sobald man in Italien überzeugt war, daß die deutsche Industrie niemals den Anspruch aufgegeben hatte, über das neue Militär zu gebieten, wie sie 1914 und schon früher über die Truppen Wilhelms II. geboten hatte; daß sie sich eine Schutzgarde aus militärischen Geheimverbänden gründete; daß sie niemals den ernstlichen Willen zur Erfüllung der Friedensverträge und zur Ableistung der Reparationen hatte; daß alle deutschen Regierungen (seit Juni 1920) nur die Beauftragten der Ruhrherren waren —, mußte der italienische Faschismus Annäherung an den deutschen suchen, um über die Ereignisse und Absichten in der faschistischen Bewegung Deutschlands unterrichtet zu sein.

Aus diesem Grunde reiste Benito Mussolini im Sommer 1922 (einige Monate, ehe er Minister wurde) nach Deutschland. Er hatte in München und Berlin Unterredungen mit mehreren Führern des deutschen Faschismus. Man unterrichtete Mussolini mit vollkommener Aufrichtigkeit über die deutsche Bewegung. Allerdings glaube ich, daß die deutschen Faschisten ihre Bedeutung in diesen Gesprächen etwas übertrieben haben. Mussolini kam aus Deutschland mit einem doppelten Eindruck zurück:

1. daß eine sozialistische Gefahr von Deutschland aus nicht mehr zu befürchten sei,
2. daß aber die Gefahr einer militaristischen Erhebung gegen die Friedensverträge bestehe, da dies im Programm der deutschen Faschisten liege.

Unter diesen Voraussetzungen sind Mussolinis Schritte zu beurteilen, die er — einmal Minister geworden — inbezug auf Deutschland getan hat. Von diesem Augenblick ab war er nicht

mehr nur Führer seiner Partei, sondern Vollstrecker des Gesamtwillens der italienischen Nation. Es war deshalb eine seiner ersten Handlungen — auf der Konferenz der interalliierten Minister in Lausanne (Ende Herbst 1922) —, alles, was er von den deutschen Faschisten erfahren hatte, sogleich an Raymond Poincaré weiterzugeben.

Über die Zweckmäßigkeit dieses Schrittes kann es verschiedene Ansichten geben. Wahrscheinlich hielt Mussolini die deutsche Gefahr für sehr groß. Es hat sich inzwischen bei den letzten Ereignissen in Bayern, wo die Aufhebung des Versaillser Vertrages gefordert wurde, wirklich gezeigt, daß Mussolini Recht hatte. Wahrscheinlich auch haben die deutschen Faschisten seitdem verstanden, warum es Poincaré so eilig hatte mit seinem Marsch an die Ruhr. Wahrscheinlich ferner hat Mussolini, um der — sonst unvermeidlichen — Gefahr einer deutschen Faschistenerhebung entgegenzuwirken, bereits seit dem Frühjahr in Berlin loyale Ratschläge zur Aufhebung des passiven Widerstandes gegeben. In der Tat war der Ministerpräsident der erste, der — übrigens in Übereinstimmung mit Lord Curzon — öffentlich (in der Deputiertenkammer) die Einstellung des passiven Widerstandes von Deutschland (im Juni) als eine Vorbedingung für irgendwelche Verhandlungen forderte. Unglücklicherweise hat die deutsche Regierung diesen Rat zu spät befolgt. So wurden die Ereignisse von Cüstrin möglich, die uns nicht überrascht haben.

Die italienische Regierung hält die deutsche Gefahr für so ernst, daß der Ministerpräsident im letzten Monat zweimal eine Warnung veröffentlichen ließ: daß Italien nicht gleichgültig bleiben könne, wenn in Bayern Ereignisse einträten, die eine solche Schwächung Deutschlands mit sich brächten, daß dadurch von selbst ein Übergewicht anderer europäischer Mächte über den Rahmen des Versailler Vertrages hinaus sich ergeben würde. Italien besteht darauf, daß Deutschland den Friedensvertrag genau und pünktlich erfüllt. Es erwartet, daß auch alle anderen Kontrahenten ihn erfüllen. Ereignisse, die sich so nahe der italienischen Nordgrenze abspielen würden, könnten uns in der Tat nicht gleichgültig lassen. Hierüber gibt es bei uns keine Meinungsverschiedenheit.

Wir hoffen aber, daß Deutschland aus eigener Kraft imstande ist, die schwere Krisis zu überstehen, in die es jetzt nicht ohne eigene Schuld hineingeraten ist. Denn kein wahrer Freund Deutschlands kann wünschen, daß es durch verkehrte Ratschläge seiner Industrieherren zum zweiten Male den Anlaß zu europäischen Störungen gibt, die es in Wirklichkeit selbst zu bezahlen haben würde —, mit Menschen, Geld und moralischen Kräften. Wir glauben, daß Deutschland immer noch stark genug ist, die verkehrten Wege seiner Industriellen zu durchkreuzen, wenn es nur will. Wir vertrauen auf die loyale Gesinnung der Mehrheit des deutschen Volkes.

SOWJETRUSSISCHES EHERECHT

Diese Darstellung stützt sich auf die Gesetzessammlung der R. S. F. S. R. über die Zivilstandsakten des Ehe-, Familien- und Vormundschaftsrechts.

Der Kampf um die freie Liebe war von jeher eng verbunden mit dem Kampfe um die sozialistische Wirtschaftsordnung, denn auch für den Nichtsozialisten ist es selbstverständlich, daß nur im sozialistischen Staat die freie Liebe vom unerreichbaren Ideal zur Wirklichkeit werden kann. Sobald die gesellschaftliche Produktion an die Stelle der individuellen, die gesellschaftliche Fürsorge an die Stelle der Fürsorge des Familienvaters tritt, hört die Familie auf, ein wirtschaftliches Erfordernis zu sein. Die staatlich oder kirchlich reglementierte Ehe hat alsdann keine Daseinsberechtigung mehr. „Die gesetzliche Fesselung von Mann und Weib" wird, um mit Kautsky zu sprechen, überflüssig. Die Annahme liegt nahe, daß Rußland, das seit nunmehr sechs Jahren in zähem Kampfe versucht, sein staatliches und gesellschaftliches Dasein nach den Lehren des Marxismus zu gestalten, auch das sozialistische Eheideal verwirklicht habe.

Doch umsonst wird man in den Erlassen und Verordnungen der Sowjetrepublik nach der Beseitigung der Ehe, nach Anerkennung der freien Liebe suchen. Das sozialistische Rußland hat nicht vermocht, die „gesetzliche Fesselung von Mann und Weib" aufzuheben oder entbehrlich zu machen. Es ist der Sowjetrepublik noch nicht gelungen, die gesellschaftliche Produktion so weit zu verwirklichen, die gesellschaftliche Fürsorge so weit auszubauen, daß der Bestand der Familie überflüssig geworden wäre.

Rußland kennt noch keine freie Liebe. Nur die Zivilehe (die weltliche Ehe), die in der Registrationsabteilung für Zivilstandsakten registriert ist, wird staatlich anerkannt.

Die Formalitäten der Eheschließung sind äußerst bürokratisch. Die Ehen werden öffentlich in einem besonders hierfür bestimmten Raum und zu bestimmten Tagen und Stunden in Gegenwart der zuständigen Beamten geschlossen. Sie sind mit ihrer Eintragung in das Register vollzogen.

Wer heiraten will, muß dies der Behörde mündlich oder schriftlich melden und eine Bescheinigung beifügen, in welcher die Brautleute erklären, daß es ihr freiwilliger Wunsch ist, in die Ehe zu treten, und daß gesetzliche Ehehindernisse nicht im Wege stehen.

Trotz dieser streng bürokratischen Form der Eheschließung wäre es falsch, anzunehmen, daß das russische Eherecht von den Prinzipien des Marxismus unberührt geblieben sei. War Rußlands sozialistische Wirtschaftsordnung noch nicht so weit fortgeschritten, anstelle der reglementierten Ehe ein freies Zusammenleben zu ermöglichen, so hat die russische Gesetzgebung es doch unternommen, der freien Liebe den Weg zu bereiten, indem sie die

gesetzlichen Verpflichtungen der Eehgatten gegeneinander auf ein Minimum beschränkte und die Scheidung außerordentlich erleichterte.

Die Kindererzeugung ist nicht das Ziel der sozialistischen Ehe, und irgendein Recht auf körperliche eheliche Gemeinschaft steht den Ehegatten in Rußland nicht zu. Die Geschlechtsgemeinschaft ist eine rein freiwillige. Die Bestimmung des § 1353 BGB. (Verpflichtung zur ehelichen Gemeinschaft) ist dem russischen Eherecht unbekannt.

Die Gemeinschaft der Eheleute drückt sich nach außen in ihrem gemeinschaftlichen Familiennamen aus. Dabei bleibt jedoch die Freiheit der Ehegatten in weitestem Umfange gewahrt. Es wird ihnen überlassen, ob sie als Ehenamen den Namen des Mannes oder den der Frau oder eine Zusammensetzung beider Namen wählen wollen. Die Wahl des Wohnortes und der Wohnung steht den Ehegatten nur gemeinschaftlich zu. Der Wechsel des Wohnortes seitens des einen Ehegatten verpflichtet den andern nicht, ihm zu folgen.

Die Ehe begründet keinerlei Vermögensgemeinschaft. Das Verfügungsrecht der Frau über ihr Vermögen wird in keiner Weise berührt. Die Ehegatten dürfen zwar alle zulässigen Vermögensabmachungen treffen, doch sind Vereinbarungen, die eine Verminderung der Vermögensrechte eines Gatten zur Folge haben, sowohl unter den Ehegatten wie Dritten gegenüber nichtig. Eine generelle Unterhaltspflicht des Mannes der Frau gegenüber ist gesetzlich nicht festgelegt. Jeder Ehegatte hat für den Unterhalt des andern zu sorgen, soweit diesem das Existenzminimum fehlt und er arbeitsunfähig ist. In solchen Fällen kann der Anspruch auf Unterhalt gesetzlich erzwungen werden. Das Recht des bedürftigen und arbeitsunfähigen Gatten auf Unterhalt bleibt auch nach der Scheidung bestehen. Selbstverständlich ist darüber hinaus zwischen den sich scheidenden Gatten eine freiwillige Übereinkunft über gegenseitigen Unterhalt möglich. Wollen die Ehegatten eine derartige Übereinkunft treffen und können sie sich nur über die Höhe des Unterhalts nicht einigen, so wird diese durch den Richter bestimmt.

Die Scheidung der Ehe ist nicht von bestimmten gesetzlich festgelegten Scheidungsgründen abhängig. Als ihre Grundlage dient sowohl gegenseitige Übereinkunft wie der Wunsch des einen Gatten, sich scheiden zu lassen.

Wird der Scheidungsantrag von beiden Gatten gestellt, so genügt zur Scheidung die Registrierung des Scheidungswunsches bei der Registrationsabteilung, bei welcher die Ehe geschlossen wurde. Die Behörde stellt dann den Ehegatten den Scheidungsschein aus.

Geht der Scheidungsantrag von einem der beiden Gatten aus, so wird er beim zuständigen Lokalgericht eingereicht. Die Scheidung wird dann in einem besonderen Prozeßverfahren durchgeführt.

Auch die Gesellschaftsordnung Rußlands ist also noch ebenso im Umbau wie seine Wirtschaftsordnung.

FRIEDRICH SCHÖNEMANN

DIE AMERIKANISCHE UNIVERSITÄT

Die amerikanischen Universitäten von heute sind das Ergebnis einer langen, bodenständigen Entwicklung. Ihre Grundform ist das „college", englischen Ursprungs, aber auf ein neuzugründendes Land gepfropft, dessen Bedingungen es sich anpassen mußte. Trotzdem bewahrte es sich einige englische Züge sehr zäh, z. B. die zeitliche Verteilung des Studiums auf vier Jahre, die etwa der deutschen Prima und den ersten drei bis vier Universitätssemestern entsprechen. Wichtiger ist der englische Geist geblieben, der sich noch heute in den Würden des „A. B." und „A. M.", d. h. des Bakkalaureus und Magisters, verrät und von amerikanischen Nachläufern englischer Kulturideale gern dem deutschen Doktor und Universitätsgeist entgegengestellt wird.

Schon von England übernahm Amerika im ganzen nur, was es für sein neues Dasein gebrauchen konnte. Von der englischen ist die amerikanische Universität heute grundsätzlich und praktisch verschieden u. a. in ihrem Hauptziel, dem demokratisch-republikanischen Amerikanertum und in der Art und Zusammensetzung der Studentenschaft. Sie ist ein einheitliches Ganzes, das die einzelnen „Colleges" innerhalb der englischen Universität nicht kennt. Diese Einheit leuchtete amerikanischen Erziehern schon früh ein, freilich galt auch die Notwendigkeit einer bewußten Gemeinschaftsform der Studierenden. In den kleineren „Colleges" ergab es sich von selbst, daß man die Studenten auf dem Gelände der Schule in sogenannten „Halls" ansiedelte, nur ergab sich nicht ebenso selbsttätig eine einheitliche Collegekultur, weil u. a. die erstrebte Gemeinschaft durch sich absondernde „Brüderschaften" (fraternities) unterbrochen oder gehindert wurde. Auch in Amerika kämpfen Mächte der Aristokratie und der Demokratie gegeneinander. Andererseits diktierte die moderne Großstadt den „großen" (big) Universitäten Dasein und Entfaltung, wie man in New York, Chicago, Philadelphia, Boston und Newhaven sehen kann, wo ein wirkliches studentisches Zusammenleben so gut wie ganz fehlt. In England hat man in den einzelnen „Colleges" wenigstens ein inniges Gefühl von Zusammengehörigkeit, das für die Führerauslese von Wert ist, wenn es auch der wahren Demokratie wenig dient.

Deutschland gegenüber hat Amerika es jedoch leichter, die Studentenschaft als solche zusammenzubringen und zu halten. Die „fraternities" sind weniger „exklusiv" und öffentlich als bei uns die Korporationen. Zudem gibt es in der „Phi Beta Kappa"-Gesellschaft, die an allen großen und kleinen Universitäten aus den erfolgreichsten Studierenden besteht, eine Art Geheimbund der Begabten, der alle anderen Standes- und Klubgrenzen verwischt. Und noch mehr trägt der allgemeine Universitätsklub zur Vereineinheitlichung bei, dem alle Mitglieder ein und derselben Universität angehören; er ist nicht nur eine Sammelstelle für Stiftungen

an die alma mater, sondern auch ein gesellschaftlicher Zusammenhalt und vermittelt besten Falls sehr günstig zwischen der Universität und dem praktischen Leben, was dem deutschen Universitätsleben noch fehlt. Innerhalb der Selbstverwaltung arbeitet der amerikanische Student lebhafter als der deutsche, der sich leichter mit der bloßen schönen Satzung begnügt. Dagegen fehlt dem amerikanischen Studentenleben vielfach die Anregung, die von zahlreichen wissenschaftlichen Studentenvereinen in Deutschland ausgeht; es fehlt ihm aber auch der Alkoholismus. Schließlich kann der Deutsche noch die kluge Behandlung der ausländischen Studenten lernen, die an den bedeutendsten Universitäten in „Cosmopolitan Clubs“ zusammengefaßt sind, wo ihnen hauptsächlich Sinn für die amerikanische Kultur und Dankbarkeit für Gastfreundschaft beigebracht wird.

Ein wirtschaftlicher Unterschied, der früher sehr stark zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Studentenleben bestand, ist durch den Weltkrieg und seine Not fast aufgehoben worden. „Sich durch die Universität arbeiten,“ d. h. sich durch Arbeit oder Beschäftigung die Mittel zum Studium und, und zwar während der Studienzeit, zu verdienen, war in den Vereinigten Staaten einmal viel gebräuchlicher als in Deutschland, wenn es auch hier mehr Studenten taten, als man gemeinhin wußte. Heute ist der Nebenerwerb und die Unterbrechung der Studienzeit durch Handarbeit bei uns gang und gäbe, und die wirtschaftliche Not zahlloser deutscher Studenten wächst ganz furchtbar. Das verhindert bereits, daß man nur Gutes in der Ergänzung der Kopfarbeit durch der Hände Verdienst und in der praktischen Förderung des stutendischen Unternehmungsgeistes sieht. Gerade amerikanische Erfahrungen warnen. *Neben* dem vollen Studium ist körperliche oder geschäftliche Arbeit von Gefahr, sie macht die Studierenden beiderlei Geschlechts nervös oder hysterisch und drückt die Güte der wissenschaftlichen Arbeit herunter. Dagegen ist sie vor und nach und auch zwischen den Studien unbedenklich. Allgemein stählt sie den Charakter der jungen Menschen, sie macht selbständig und praktisch und hat einen unschätzbaren volkserzieherischen Vorteil, daß sie nämlich die studierende Jugend unter das einfache Volk bringt, was für beide Teile von Segen ist. Ein großer Teil des deutschen Klassenhasses kann in Amerika nicht aufkommen. Man kennt sich drüben besser. So können vielleicht auch wir aus der Studierenden Not eine nationale Tugend machen zum Nutzen des ganzen Volkes.

Soweit nun die amerikanische Universität der wissenschaftlichen Ausbildung und Forschung dient, ist sie ohne das ständige Vorbild der deutschen Universität nicht denkbar. Von Benjamin Franklin an, der sich 1766 Göttingen ansah, um Anregungen für seine pennsylvansiche Universität zu bekommen, bis zu Andrew D. White, der 1868 Cornell nach deutschem Muster begründete, geht

ein Strom von deutschen und amerikanischen Beziehungen, die einen Höhenpunkt mit der Errichtung von Johns Hopkins (1876) und Clark (1887) erreichten. Nachher störten politische und wirtschaftliche Spannungen den segensreichen Verkehr, und der Professoren- und Lehreraustausch konnte nur noch wenig wirken. Immerhin knüpfte er manche wertvolle persönliche Beziehung. Freilich haben die Amerikaner die deutschen Einrichtungen nicht stets klug nachgeahmt. So wollte der berühmte George Bancroft das ganze amerikanische College am liebsten gänzlich in eine deutsche Universität verwandeln, was natürlich unmöglich war. Im einzelnen kann sich der Deutsche aber doch freuen, wie so manche deutsche Einrichtung an amerikanischen Universitäten verständnisvolle Aufnahme und sogar Weiterentwicklung fand. Das deutsche Vorlesungs- und Seminarwesen hat befruchtend gewirkt. Der deutsche Professor hat den amerikanischen Schulmeister alten schlechten Stils verdrängt. Freilich waren die amerikanischen Studenten schlechter vorbereitet, auch jünger und unreifer, daneben anders gerichtet als die deutschen, folglich konnte der amerikanische Professor weniger voraussetzen, kurz, mußte einfacher, praktischer in das Wissensgebiet einführen. Das z w a n g einfach zur Universitätspädagogik, mit der es bei uns z. T. recht schlecht steht. Man schränkt drüben die rein theoretische Belehrung weise ein und regt möglichst früh zum Selbststudium an, zum Selbstlesen, Selbstbeobachten. In den meisten Universitätsfächern gibt man drüben bedeutend mehr v o n den Sachen als ü b e r sie, was sicherlich das selbständige Denken fördert. Man hat großzügig zusammenfassende Vorlesungen, die bitter nötig sind, — oft nötiger als mehrere sich lang hinziehende Vorlesungsreihen. Man hat nicht nur „Vorlesungen für alle Hörer“, sondern innerhalb der fachlichen Unterweisung auch solche mit ausgesprochenem Kulturcharakter, die belehren u n d b i l d e n sollen. Und man scheut sich auch nicht, unnötige Schwierigkeiten zu beseitigen. So benützt man Übersetzungen auf allen wissenschaftlichen Gebieten, wo der deutsche Student ein halbes Leben über den sprachlichen Schwierigkeiten des Originals verbringen muß, und kommt auch dadurch eher an den Inhalt heran. Hier liegen sicherlich allerlei Winke für den deutschen Hochschullehrer.

In einem ist die moderne amerikanische Universität dem ursprünglichen amerikanischen College treu geblieben: im Streben nach einer unbedingt national getönten liberalen Bildung. Der Begriff dieser Bildung hat sich drüben wie in der ganzen Welt gewandelt. Die alten Sprachen und Kulturen sind immer mehr in den Hintergrund getreten, in Amerika allerdings noch rascher und radikaler als anderswo, und die Naturwissenschaften und die Muttersprache haben dafür an Boden gewonnen. Aber was die amerikanische Universität vor der deutschen wie jeder anderen auch heute noch auszeichnet, das ist der frische, natürliche, selbstsichere

und zukunftsgewisse Geist, der sich auch in der ungeheuren Entfaltung der amerikanischen Nation offenbart, ist vor allem die durch und durch politische Erziehung, die notwendig, praktisch und anwendbar ist: Man kann sogar sagen, daß liberale Bildung in den Vereinigten Staaten heute einfach nationale Bildung und Erziehung zum Staatsbürgertum bedeutet. Der amerikanische Student von heute — der amerikanische Bürger und Führer von morgen — studiert eifrig und in einem für Deutschland unbekannten Umfang die Wirtschaft, den Staat und die Politik des eigenen Volkes, während bei uns die Staatswissenschaften überreichlich wirtschaftlich betrieben und Politik und Staatslehre vernachlässigt werden.

Nicht nur im Geist, auch in der Organisation ist das amerikanische Universitätswesen praktischer und einheitlicher als das deutsche. Die deutsche Einheit steckt in der Persönlichkeit von Professoren und Studenten, die amerikanische im System, im Organismus selber. Die amerikanische Universität arbeitet mit einem einheitlich geregelten Vorlesungswesen und dem Kollegzwang für die Studenten bis hin zur letzten Stufe der wissenschaftlichen Vorbereitung und findet sich im großen und ganzen wohl dabei. Eine gewisse feste Regelung der Vorlesungen wie ihres Besuches wäre auch in Deutschland am Platze, insbesondere im Hinblick auf die schwere Wirtschaftslage, die eine volle Ausnutzung aller Lehr- und Lernkraft rechtfertigt, ja fordert. Das würde Professoren und Studenten im Interesse des Volksganzen einige praktische Beschränkungen auferlegen, auf deutsch: unsere ein wenig zu sehr gerühmte akademische Freiheit äußerlich einschränken, was nicht viel Schwierigkeiten zu machen brauchte; von inneren Werten ginge dadurch nichts Wesentliches verloren.

Aber wenn alles in akademisch-pädagogischer Richtung gesagt ist, bleibt eine deutsche Überlegenheit unbedingt bestehen: die Gründlichkeit, die dem Gegenstand des Wissens volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, oder es wenigstens ehrlich und ernstlich will, und, was damit zusammenhängt, die Gewissenhaftigkeit, die nicht gleich Vorurteilen erliegt, die bei wissenschaftlichen Folgerungen nicht erst Rat bei der „öffentlichen Meinung" oder den Geldgebern der Universität einholt, sondern nur ein Ziel und einen Weg kennt und verfolgt: die Wahrheit. Das rührt an die Schicksalsfrage der amerikanischen Universität, die Frage der wahren, der inneren Freiheit. Noch heute gibt es nur an ganz wenigen auserwählten Universitäten der Vereinigten Staaten eine Gedanken- und Redefreiheit im deutschen und europäischen Sinn. Kirche, Staat und Kapitalisten haben da mehr „verboten" als in den schlimmsten Zeiten der preußischen Reaktion. Wissenschaft und Wahrheit können aber nur blühen und gedeihen, wo der Geist nicht gedämpft wird.

Der Rittergutsbesitzer und ehemalige Hauptmann Karl v. Kähne auf Petzow in der Mark ist am 4. Oktober 1923 durch das Schwurgericht Potsdam von der Anklage des Totschlages freigesprochen worden. Den Spruch fällte ein Volksgericht, das keineswegs nur aus Standesgenossen des Angeklagten zusammengesetzt war, und das Verdikt ist, von der hier kaum in Frage kommenden Revisionsmöglichkeit abgesehen, inapellabel. Der Mord oder Totschlag an dem sechszehnjährigen Sohn des Obstzüchters Otto Laase in Geltow wird also voraussichtlich keine Sühne haben.

Die Geschichte dieses Prozesses verdient trotzdem aufgezeichnet zu werden, weil sich in ihr der starre Widerspruch zwischen zwei Weltauffassungen dokumentiert. Der einen nämlich, daß der Besitz etwas ist, das über dem Menschenleben steht und selbst mit den rohesten Mitteln geschützt werden kann, und der andern, daß niemand das Recht hat, selbst Justiz zu üben und sich wegen eines gefährdeten Eigentums an Leben und Gesundheit seines Nebenmenschen zu vergreifen.

Die in Frage kommenden Paragraphen des Reichsstrafgesetzbuches lassen aber deutlich erkennen, daß selbst der Gesetzgeber — im Widerstreit der beiden Anschauungen — in einer m. E. mit unserer Zeit garnicht mehr in Einklang zu bringenden Gesinnung befangen ist. Das erhellt besonders aus den richterlichen Auslegungen, die der Notwehrparagraph findet. Zum Beispiel heißt es:

„Ein unmittelbar bevorstehender Angriff genügt." — Die sogenannte „Putativnotwehr"! Und diese unter 53 a XXVIII Strafgesetzbuch § 53 noch ausdrücklich durch das beinahe ridiküle Beispiel erhärtet:

„Ein höhnisches Auslachen des Lehrers durch den Schüler kann sich als rechtswidriger Angriff darstellen" — der also den Lehrer zu einer Notwehrhandlung berechtigt! . . . Aber nicht allein ein Angriff auf die Person berechtigt zur Notwehr, nein auch ein Angriff auf das Eigentum berechtigt zur Gegenwehr, wenn das Eigentum im Vergleiche zu der, dem Notstandsberechtigten drohenden, Gefahr einen so hohen Wert besitzt, daß ihm nicht zugemutet werden kann, dasselbe unbeschützt zu lassen." . . . . Hier wird ganz deutlich gesagt, daß man sein Eigentum auch mit der Waffe verteidigen, also z. B. hinter einem fliehenden Diebe herschießen darf.

Ist es da ein Wunder, wenn Menschen, deren „konservative" Weltauffassung an sich schon zu einer Überschätzung des eigenen Rechtes, der eigenen Person neigt, bei jeder Gelegenheit zur Waffe greifen und das Leben des Nebenmenschen unbedenklich gefährden und auslöschen, wenn ihnen der Verlust von ein paar Fichtenstangen droht?!

Karl v. Kähne gehört zweifellos zu den Leuten, die den Notwehrparagraphen als ihr persönliches Recht in Anspruch nehmen,

Sagte er doch in seinem Schlußwort in der Potsdamer Verhandlung ausdrücklich dem Vertreter der Anklage ins Gesicht hinein: er würde sich von keinem Staatsanwalt der Welt das Recht nehmen lassen, sein Eigentum zu beschützen.

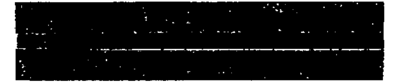
Wie Karl v. Kähne bei solchen Gelegenheiten vorging, dafür legt der nachfolgende Vorgang wohl beredtes Zeugnis ab, den ich selbst ermittelt habe:

Der Maurer Stoof, ein Mann von 36 Jahren, wohnt in Glindow. Er hat den unheilvollen Krieg mitgemacht und sich in den flandrischen Schützengräben eine Tuberkulose geholt. Ich habe den todkranken Mann, dem keine irdische Macht mehr etwas anhaben konnte, gehört. Kaum vernehmbar, von unablässigem Husten unterbrochen, erzählte er mir die Geschichte seines Zusammenstoßes mit v. Kähne:

In einer dunklen Oktobernacht (1910) wollte Stoof Holz stehlen, mit zwei Kameraden. Das Holz (Klafter) lag ganz nahe dem Gutshause am Ufer des Glindower Sees. Das muß v. Kähne durch seine Leute erfahren haben. Er machte sich sofort mit noch sieben anderen Männern auf (drei waren mit Gewehren bewaffnet), um, wie es sein gutes Recht war, sein Eigentum zu schützen. Nach Stoofs Darstellung, die — auch logisch betrachtet — einen durchaus glaubwürdigen Eindruck macht, haben sich seine beiden Mittäter, sobald sie Unrat witterten, sofort davon gemacht. Er selbst stand im Kahn und konnte nicht fort. Er sah in der Finsternis auch vorerst gar nicht, was vorging, sondern nahm an, seine beiden Begleiter seien mit Kähneschen Gutsleuten im Disput. — Stoof trat also aus dem Kahn an Land und fragte: „Was ist denn hier los?!“ — Im selben Moment bekam er einen so furchtbaren Hieb über den Kopf, daß er zusammenknickte; er stand aber sogleich wieder auf. (Stoof war vor seiner jetzigen Erkrankung ein sehr kräftiger Mann.) Er schwang nun ein aufgegriffenes Stück Scheitholz und hörte gleichzeitig, wie jemand sagte: „Schieß doch! schieß doch!“ Im selben Augenblick schoß v. Kähne (Vater), der dicht vor ihm stand, drei Schüsse auf ihn ab. Der erste Schuß traf Stoof an den Unterleib, der zweite an den Oberschenkel, der dritte schlug ihm ein fünfmarkstückgroßes Loch in die linke Hand. Ich habe die fürchterlichen Narben der drei Schüsse gesehen. Stoof bekam die Schüsse, als er sich schon zur Flucht gewandt hatte. Mit einer fast übermenschlichen Durabilität rettete sich Stoof nun ins Wasser, wo er sich eine halbe Stunde versteckte, in der Überzeugung, daß die dauernd am Ufer nach ihm suchenden Verfolger ihn gänzlich stumm machen wollten. Hernach watete er am Ufer entlang, erreichte Glindow, begab sich dann zum Arzt Dr. Boitin, der ihn notdürftig verband. Am anderen Tage wurde er in hohem Fieber in das Krankenhaus in Hermannswerder eingeliefert. Dort hat ihn der Leiter der Anstalt, Professor Dr. Wolff, behandelt (13 Wochen lang, länger zahlte die Kasse nicht). Professor

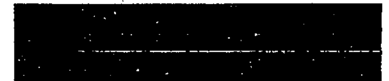

Soeben erschienen:
VICTOR MARGUERITTE
La Garçonne
Sittenroman aus dem heutigen Paris!
Kampf des hervorragendsten französ. Schriftstellers gegen die Rheinlandbesetzung!
Der Autor wurde dieses Buches wegen aus der Ehrenlegion ausgestossen, trotz Einspruchs von Anatole France u. a. Persönlichkeiten!
Über 800.000 Exempl. in Frankreich verkauft!
Gz. 4 broch., Gz. 6 geb. in Halbleinen × Buchhändlerschlüsselzahl
KURT EHRLICH VERLAG
BERLIN SW 61, BLÜCHERSTR. 12
! In deutscher Sprache !

DER DICHTER
DER DEUTSCHEN REVOLUTION
FRANZ JUNG



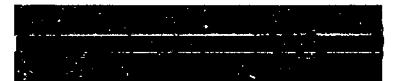
PROLETARIER
EINE REVOLUTIONSERZÄHLUNG
Mit Umschlagzeichnung von George Grosz

Kartoniert 1.—
Geschenkband 2.—

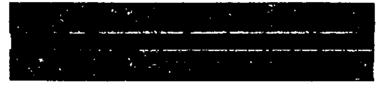


ARBEITSFRIEDE
ROMAN
ILLUSTR. VON GEORGE GROSZ

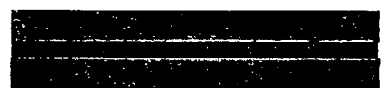
Pappband 1.50
Geschenkband 2.50



DIE KANAKERI
WIE LANGE NOCH?
ZWEI SCHAUSPIELE
Kartoniert 1.—



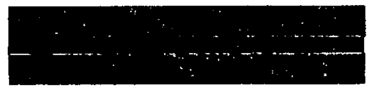
DIE TECHNIK DES GLÜCKS
ZWEI BÄNDE
Broschiert à Band 1.—
Halbleinen à Band 2.—





DIE ROTE WOCHE
ROMAN
ILLUSTR. VON GEORGE GROSZ

Broschiert 0.50 Pappband 1.—
Halbleinen 1.50 Geschenkband vergriffen



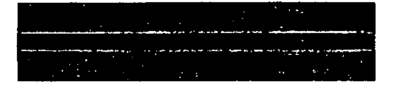
DIE EROBERUNG DER MASCHINEN
ROMAN AUS DEM RUHRGEBIET

Broschiert 1.50 Halbleinen 3.50
Pappband 2.— Geschenkband 5.—



ANNEMARIE
EIN SCHAUSPIEL IN VIER AKTEN

Kartoniert 1.50



HUNGER AN DER WOLGA
EIN REISEBERICHT
Broschiert 0.50
Pappband 1.—

PAPIERMARK-PREIS = GRUNDPREIS × BUCHHÄNDLERSCHLÜSSEL
AUSLAND: 1 GRUNDMARK = 1,25 SCHWEIZER FRANC

DER MALIK-VERLAG BERLIN W 9

Wolff hat nachher ein sehr ausführliches Attest dem Amtsgericht in Werder über die fürchterlichen, zweifellos bei der Flucht erfolgten Verletzungen des Stoof ausgestellt. — Vor dem Amtsgericht Werder, Vorsitzender Dr. Eichelkraut, sagte v. Kähne aus, Stoof habe ihn mit geschwungener Holzklobe angegriffen. Darauf hätte er ihm einen Schrotschuß durch die Hand gegeben. Die beiden anderen Schüsse seien ihm versehentlich losgegangen. Notabene aus einer Doppelflinte, die überhaupt nur zwei Schuß zu versenden hat, alsdann muß man sie erst wieder von neuem laden!

Und das Amtsgericht, das ja v. Kähne (Vater) ebenso wie den v. Kähne (Sohn) dauernd in Behandlung hatte, glaubte dem altpreußischen Edelmann alles aufs Wort. Herr v. Petzinger, damals Oberstaatsanwalt in Potsdam, fand keinen Anlaß, Strafantrag gegen v. Kähne zu stellen. Er blieb unbehelligt. Nur Stoof bekam drei Tage Gefängnis wegen versuchten Holzdiebstahls. Die Leute in dortiger Gegend sind mehr als gottergeben. Stoof kam nicht einmal auf den Gedanken, Strafantrag wegen Totschlagsversuches gegen v. Kähne zu stellen — so qualifiziert sich dessen Tat für den Nichtvoreingenommenen! — Er wollte den Freischützen auf Schadenersatz verklagen, bekam aber das beantragte Armenrecht nicht zugebilligt und mußte so, arm wie er war, auch davon Abstand nehmen — fiat justitia! . . . Kähne hat die beiden ersten Schüsse als die letzten angegeben. Stoof schildert anschaulich, wie ihm, fliehend, der letzte Schuß, der die Hand von hinten traf, mit brennendem Schmerz den Arm nach vorn-oben riß.

Stoof ist wenige Tage, nachdem ich ihn auf seinem Leidensbett gehört hatte, gestorben. Ich habe nicht den geringsten Anlaß, an der Aussage des totgeweihten Menschen zu zweifeln.

Daß danach v. Kähne ein Mann, von dem man sich eines Totschlages, wie etwa des an dem jungen Laase begangenen, versehen kann, wird kein objektiv Denkender bezweifeln. Es war also, als ich mit Laases Vater (nachdem v. Kähne eben wieder den Arbeiter Nietert auch in Notwehr, wie das Gericht annahm, durch die Lunge geschossen hatte) in Verbindung trat, meine Pflicht, den vollkommen ungeklärten Fall des Mordes an dem jungen Laase von neuem zu untersuchen.

Otto Laase jr. wurde, nachdem er seit dem 2. Juni 1921 spurlos verschwunden war, im Walde von Petzow, im sogenannten „Stern", am 30. Juli deselben Jahres als Skelett aufgefunden. An seinem gewaltsamen Ende konnte niemand zweifeln, wenngleich v. Kähne dem Vater gegenüber mit größter Hartnäckigkeit die Fiktion eines Selbstmordes aufrecht erhielt.

Das mit der Untersuchung befaßte Amtsgericht Werder hat die Sache vollkommen unter den Tisch fallen lassen. Auch der sofort verständigten Potsdamer Kriminalpolizei scheint ein qualifizierter Totschlag, wenn nicht Mord, nicht Anlaß genug gewesen zu sein, um

mit der nötigen Energie einzugreifen. Laase (Vater) konnte es trotz aller Bemühungen nicht einmal erreichen, daß auch nur eine Belohnung für die Aufhellung dieses schweren Verbrechens ausgesetzt wurde. In solcher Lage, fast verzweifelt über den Tod seines Sohnes und von wütendem Schmerz gestachelt durch die Nichtbeachtung dieser scheußlichen Tat seitens der Behörden, lernte der Mann mich kennen. Seiner Bitte, sein und des erschlagenen Sohnes Recht wahren zu helfen, mußte ich nachkommen. Dafür bin ich Publizist. Wer sollte denn in einem solchen Falle des mit Füßen getretenen Rechtes dem Verletzten zur Seite treten, wenn nicht der Schriftsteller, der Journalist, dessen vornehmste Pflicht es bleibt, das Recht zu wahren und dem Unrecht zu steuern?

Das hat die oberste, preußische Gerichtsbehörde, das Justiz-Ministerium, wohl begriffen. Ich hatte garnicht nötig, lange um Beistand zu bitten. Mit größter Bereitwilligkeit wurde mir der Kriminalassistent Otto Busdorf, einer der fähigsten Beamten aus unserer ausgezeichneten Abteilung IV des Berliner Polizeipräsidiums, zur Seite gesefellt bzw. mit der Wiederaufnahme des nun schon mehr als ein Jahr alten Falles beauftragt. Busdorf, ebenso wie der Potsdamer Erste Staatsanwalt Gerlach, haben denn auch ihr Möglichstes getan. Und zeitweise verdichteten sich die Verdachtsgründe gegen v. Kähne und seinen Förster Lacher derart, daß beide in Haft genommen, aus dieser allerdings nach zwei Wochen wieder entlassen wurden.

Nun war in Potsdam eine offenbar einflußreiche Bewegung zugunsten Karl v. Kähnes vorhanden. Die Gerichte lehnten die Erhebung der Anklage gegen ihn mehrfach ab. Doch das Kammergericht, auf das sich schon der Müller von Sanssouci Friedrich dem Großen gegenüber berief, dessen Präsident heute einer der besten und vornehmsten Juristen Deutschlands, Dr. Tigges, ist — das Kammergericht entschied: Kähne soll sich vor dem Potsdamer Schwurgericht verantworten.

Das hat er getan und ist freigesprochen. Seine Gegenzeugen waren armselige, zum Teil vorbestrafte Leute; die ihn früher stark belastenden Beamten hatten ihre Ansicht geändert. Kähne hatte auch das Glück, einen Vorsitzenden von seltener Umsicht, Intelligenz und Unparteilichkeit zu treffen; und das vergossene Blut war längst tief versickert in dem Petzower Waldboden, als der Gerichtshof und seine Zeugen in zwei Automobilen hinauseilten in den Herbstwald! Ja, alles kam zusammen, um den v. Kähne befreienden Spruch der Geschworenen wachsen zu lassen. Ich selbst gestehe, daß ich nach dieser Verhandlung, besonders nach den Gutachten der Sachverständigen, den Schloßherrn von Petzow vielleicht auch nicht verurteilt hätte. Doch nicht etwa, weil ich die Überzeugung von seiner Unschuld habe, sondern weil mir das Zeugnis Bellins zu einer Verurteilung nicht ausreichend erschienen wäre.

Von der Aussage des Zeugen Rehfeldt ganz zu schweigen, der ich von Anfang jedes Mißtrauen entgegenbrachte . . . . War es deswegen weniger nötig, Laase beizustehen und v. Kähne vor die Schranken zu ziehen? — Nein und dreimal nein! Wo jeder andere, einfachere Mann sich längst hätte reinigen müssen, da war's die Forderung des elementarsten Rechtes, auch den Adligen und Reichen vorzufordern. Schon um die Justiz nicht mit dem so oft gehörten Vorwurf zu belasten, sie messe mit zweierlei Maß! . . . Daß dem Hauptamnn v. Kähne mit diesem Gerichtsverfahren selbst ein großer und guter Dienst geleistet worden ist, das wird, wenn nicht er, so doch jeder objektiv Urteilende begreifen.

HEINRICH EDUARD JACOB

UNTERGANG VON DREIZEHN MUSIKLEHRERN. NOVELLE.

Heinrich Eduard Jacob, Autor von „Beaumarchais und Sonnenfels", des „Tulpenfrevels" und des „Flötenkonzerts der Vernunft" gestaltet in dieser Novelle, die wir in Fortsetzungen bringen, zum ersten Male die Not unserer gegenwärtigen Stunde in ihrer Unerbittlichkeit und zugleich ihrer Unwirklichkeit.

I.

Der Nachmittag war sanft und traurig, dabei eines starken und unbestimmbaren Lebens voll.

Im gelben und warmen Oktoberhimmel stand ein Fischzug von lila Wolken.

Es hatte geregnet, kurz und heftig, wie ein Gesang im April. Auf den Dächern der Potsdamer Straße war etwas eingetrommelt worden, angekündigt, ein Ungemeines — aber was? Auf April folgt Sommer — auf Oktober mußte November folgen — der neunzehnhundertzwanzigste und dritte dazu, in Berlin und seit Christus.

Dieser November; kein anderer. Und sicherlich: auch mit diesem Monat begann keine neue Lebens-Art. Eher schon eine Redens-Art. Eine von den feststellenden, die nicht satt machen sondern frech. Noch immer, mitten in diesem Oktober, sagten sie: „Das ist ja allerhand! — Ist ja allerhand! Sjallerhand!" sagten sie. Und sie hatten recht. Beim Himmel: war's denn nicht allerhand? Etwas Besseres ließ sich auch nicht im November sagen.

Aber der Regen war schön gewesen. Als würfe einer Hagebutten auf eine Tenne, die weißduftend sprängen — als platze ein Schwall von Stachelbeeren: so war das auf den Dächern gewesen. Dabei nicht recht einzusehen: weshalb. Zu welchem Ende, zu welchem Anfang: dieser Aprilschauer im Oktober?

„Das Ganze ist mit seinem Regen, mit Kräuterduft und holder Beleuchtung nur eine Täuschung!" dachte Koerber — Friedrich Koerber, der sich sofort mit den Valeurs dieses Nachmittags angefüllt hatte. Er ging dahin; er war sanft und traurig; dabei eines starken und unbestimmbaren Lebens voll.

Unglücklich, sehrend unglücklich war ihm nicht. Nein, dieser Zustand, wo ein verdickter Ysopschwamm von den Lanzenknechten der Galle hinaufgereicht wird, um das Leben des Kopfes zu tränken — diesen Zustand empfand er nicht. Es war ihm ja auch kein Unglück geschehen, sondern nur etwas Trauriges. Etwas vielleicht sehr Trauriges. Er war — ja, dies taugt freilich nicht für das große Ohr der Zeit, darein nur die Trompetenstürze politischer Orchester fallen und der Tschinellen-Krach der Börse — er war — nur in das kleine Ohr vernehmt es, das zum Herzen führt: er war seiner Bibliothek begegnet. Oder doch: jener Bibliothek, die die seine gewesen war. Auf einem Wagen zum Kaufen und Nippen, an der Ecke der Linkstraße. Natürlich nicht den ganzen Büchern. Wie einer an einem geschnitzten Tischbein sein früheres Mobiliar erkennt, so hatte auch hier ein Tischbein gerufen, eine Particula des Ganzen. Schon von Weitem hatte er es erkannt, was vor zehn Wochen noch sein Organ gewesen war, sein Blut und Mitlauf — Hausrat und Geistrat: die zweibändigen Briefe Liszts, ein Leben Carl Maria von Webers, Cohens „Idee in Mozarts Operntexten", Wasiliewskis „Violine", Ambros' „Lehre vom Quintenverbot", Heubergers „Logik in der Musik". Rührend, wie sie zusammenhielten. Die abgesprengten, ganz verlassenen, um Nahrung von ihm aufgegebenen: bis hierher waren sie geschwommen, gemeinsam im Strom der lieblosen Märkte, höchst brüderlich. Wenn einer sie kaufte, schrieen sie dünn: „Kauf uns zusammen!"

Als Koerber ein allzuschweres Buch, ihm unbekannt, Lexikonformat, zerbiegend auf ihren Rücken sah, trat er näher und lüftete es. Er fühlte gleich, daß sie ihn erkannten, die lieben Bücher. Wie blinde Kaninchen schnupperten sie nach seiner Hand . . . Der Mann mit der Schirmmütze blickte her, ob der Fremde ein Käufer sei. Als er den „Blätterer" erkannte, wandte er sich gleichgültig ab. Koerber öffnete ein Buch, sah seinen eigenen Namenszug durch das Exlibris hingeschwungen, wie in eine Unendlichkeit des Besitzens. Verlangen brannte. Es fing zu regnen an. Der Verkäufer warf eine Plache über den Wagen. Sie reichte nicht. Die linke Ecke mit den Musikbüchern wurde naß. Das Wasser stürzte auf Leinen und Leder, auch in das geöffnete Buch, das Koerber noch immer vor sich hinhielt. Als der Mann in den Hausflur schlüpfte, knöpfte Koerber sorglich das Leben Webers in seine Brusttasche ein. Er hatte ein Recht, das Buch zu schützen, das das Seine gewesen war. Er hatte ein Recht, kraft dieses Schutzes, das Buch sogar zurückzuverlangen, es vom Schicksal zurückzufordern — es überdies vielleicht zu „fodern"; keiner durfte ihn schließlich hindern in Gedanken ein r auszulassen und die Schillersche Form zu gebrauchen, die im Gleichklang mit „lodern" war.

Es regnete kurz, es regnete heftig und duftreich wie ein Gesang im April. Auf den Dächern der Potsdamer Straße platzten die

Tropfen wie Stachelbeerschalen. Koerber stand mit gesenktem Kinn, die Hand auf der klopfenden Brusttasche. Er dachte nach; vielleicht zehn Minuten. Dann über den heiter gewordenen Asphalt ging er an den Wagen zurück und praktizierte das Leben Webers wieder unter die Wachstuchdecke.

Es war ihm plötzlich eingefallen, daß in den alten deutschen Sagen der sterben muß, der sich selbst begegnet. Nun, er war sich selbst begegnet, in seinen Büchern, den abgetrennten. Ganz wie der Sagenheld mit der Lanze den Wald durchwildernd sein Spiegelbild schaut, hatte er in der fremden Straße seine Hand, seinen Kopf, sein Hirn angetroffen, höchst drittig und nicht zugehörig — als verlorenes Ich, als kühles Es. Es hatte schließlich keinen Sinn, das Leben Webers zurückzuheimsen für den vielleicht bald eigenen Tod. Nicht mehr fodern und nicht mehr lodern! Dies vielleicht auch hatte der Regen auf den Dächern eintrommeln wollen — diese ungemeine Erkenntnis: daß er vielleicht bald sterben müsse. Daß er vielleicht bald sterben müsse, war ein Gedanke, sanft und traurig, dabei eines starken und unbestimmbaren Lebens voll. Sanft, traurig, stark, unbestimmbar lebendig: die Quersumme davon hieß eigentlich heiter. Und Koerber ward heiter, tief erheitert durch den Gedanken, nicht lang mehr zu leben und durch die Gepäcklosigkeit bis ans Ende. Da er nicht viel gegessen hatte, füllte er sich widerstandslos mit den Valeurs des Nachmittags an. Obwohl er den Täuschungsversuch des Lichts, den mitleidsvollen, sofort durchschaute, stand ihm in gelben und warmen Gedanken sogleich ein Fischzug von lila Wolken.

Er wanderte, nicht ohne Trällern, dem Konfitürengeschäft vorbei, in dessen großer Glasscheibe vor zehn Jahren die Geliebte ihm von hinten ins Ohr gesagt hatte: „Fritz, du siehst aus wie eine Geige.“ Es war nicht falsch, auch jetzt nicht falsch. Er probierte gerührt die Hüften. Er trug ja denselben Herbstanzug, den Anzug von neunzehnhundertdreizehn, den sorgsam vor dem Krieg verwahrten, die Bienentaille der Eleganz. Recht schön, wie die rötlichbraune Bedeckung von dem Halse des Stimmstocks her in den Resonanzboden einging, aus der edlen Ton-Enge wieder ins Klangvoll-Breite schweifte, und wie eine unsichtbare Zarge vorne und hinten melodisch verband. „Nur die Därme,“ sagte er gedankenverloren, „sind mir noch drinnen.“

Er hatte es kaum zu Ende gedacht, kaum weitergesponnen, wie es klänge, wenn ein Mensch sich selber ans Kinn setzte und nun bemerkte, daß er ganz leicht, ein Lufthaus aus Ahorn und Fichte sei, mit wiederklingenden F-Löchern an Stelle der früheren Schlüsselbeine — als er über die Folgen erschrak und über den Schreck auch schon lächelte. Drüben am Schöneberger Ufer hatte er, aufs Geländer gestützt, eine Klarinette gesehen, die melancholisch ins Wasser starrte. Er drückte verwundert die Augen ein; als er sie wieder öffnete, hörte er freilich auf zu lächeln: die Klarinette stand

immer noch dort. Das Befremdliche ihres Anblicks noch erhöhend, sich gar nicht entschließend, Spuk und optische Täuschung zu sein, zuckte sie mehrmals ihre Achseln. Dann hob sie mit lässiger Gebärde die linke Hand an den weichen Hut und grüßte zu einem Spreekahn nieder.

Koerber ward etwas ungehalten. „Man sollte vielleicht, um klar zu bleiben," grübelte er, „nicht so wenig essen. Man sollte die allerletzten Wochen im schweren Leben eines Menschen sich überhaupt nicht zu leicht machen. Sich gar nicht mehr um Nahrung bemühen? Das ist nicht gerade heldenhaft, Friedrich!" Doch schon verlor er den Gedanken, der zu schwer war für dieses Schweben, für dieses Violett und Gelb, das durch die Mienen der Häuser hinspielte. Sein Anzug führte ihn milde fort. Er schwebte mit ihm. Die schönen Hosen, an den Kanten wie Flügel flatternd, regierten träumerisch die Beine. Das Sesam „Neunzehnhundertdreizehn", von diesem Anzug ausgesprochen, erinnerte an eine Fabelwelt, in der man einst Bürger gewesen war. Hatte es das denn wirklich gegeben: die überseltsamen Gesetze leichten, reibungslosen Lebens, jene morganische Geographie der Wünsche und Meteorologie der Luftspiegelungen, die Festland waren? Der Anstoß eines Billardqueues genügte, um in England zu sein. Damals: schon auf dem Leipziger Platz begann Italien mit Apfelsinen, der Brennerpaß war sehr viel näher, um viele Tausende von Mark näher, als heute der Wannsee war. Das Nordkap saß als lichtes Plakat mit regenbogenfarbigen Vögeln, besahnter Felsen, im Kaufhaus des Westens . . . . Jede Lust war zu kaufen gewesen — und zwar hatte der Arme damals fast besser eingekauft, als der Reiche, der sich zu sehr belastete. Es war beinahe eine Freude gewesen, damals nicht reich zu sein. Der Schlanke genoß das Leben tiefer als der Dicke. Seltsame Zeit!

Er kam in der Melodie nicht weiter. Auf seine Schulter sank eine Hand — aber war es auch eine Hand? Kein Berühren, kein Streichen, kein Zupfen, es kam schon mehr aus den Provinzen eines guten Bläsermundstücks. Es war wie ein Hauch gegen seine Schulter, der gleichwohl durch alle Nähte ging:

„Nehmen se 'n Allasch! Nehmen se 'n Allasch!"

Friedrich Koerber gedachte nicht, sich umzudrehen. So deutlich er die scharf geflüsterten Worte hörte, so machte der Tonfall ihn doch träumen. Er zweifelte an der Existenz, der logischen dieses Wortkörpers. Das n, das m, das s, das l, das Übergehen in den sanften Zischlaut ergriff ihn als Musikalität. Er hatte sogleich die holde Empfindung, ein fremdes Opernhaus zu betreten, das — reichlich vor Anfang — noch halb leer war. Goldene Paste der Erwartung über den Augen lauschte er auf das Stimmen der Instrumente. Eine brodelnde Klarinette, alkoholisch und leicht gezuckert, irrlichterte zwischen h_1 und f_3 immer zu ihr: „Nehmen se 'n Allasch!"

„Nehmen se 'n Allasch!!!" Um vieles härter mahnte der Gänger hinter ihm und Friedrich Koerber drehte sich um. Er geriet in die größte Verlegenheit. Einerseits war es ein guter Bekannter, ein sehr guter, der vor ihm stand (nur hatte er seinen Namen vergessen) — andererseits war es die Klarinette, die er eben jenseits des Ufers unter den Herbstbäumen winken gesehen. Drittens war es ein fremder Mann, dem er noch niemals begegnet war, der aber eine seltsame und fast alberne Ähnlichkeit mit einem Blasinstrument besaß und auf diesem Weg wieder vertraut, kollegial und nicht unheimlich wurde. Er wenigstens kannte Koerber genau, sonst hätte er nicht diese sanft gestopften und beleidigten Töne gewagt.

„Da gehe ich immer hinter Ihnen und rate Ihnen, einen zu trinken . . . Sie stapfen vorwärts und hören nichts." Wieder schien es, als ob diese Worte, auf einem Ruch von Melodie hinflößend, keine Worte wären. Plötzlich sprang die Stimme nach oben, grashüpferscharf, durch viele Oktaven. „Nehmen se 'n Allasch! Nehmen se 'n Allasch!" Es klang ohne Wohllaut und anstrengend schrill.

Koerber starrte die Stimme an, von der er ahnte, daß sie nicht aus einem Munde heraustöne, sondern aus einer Hirnschale, die offen unter dem Schlapphut lag. Der Kopf, unten schmal, erwölbte nach oben wie eine umgekehrte Birne. Mund, Augen, Wange und Nasenlöcher waren schlecht ausgeführte Striche, wie sie an Küchentöpfen erscheinen, wenn die Stunde der Mitternacht kommt.

Koerber blickte kindhaft zu Boden. „Jetzt fehlt nur noch," dachte er voller Neugier, „daß er den schwarzen Mantel öffnet, darin er mit seinen Fingern spielt und daß auf seinem hageren Bauch ein System von Messingklappen erscheint . . . ." Er holte die Augen wieder herauf und sagte langsam: „Entschuldigen Sie! Erstens habe ich Sie im Anfang nicht ganz deutlich verstehen können, zweitens weiß ich nicht ganz genau (und Sie wissen's noch weniger!), ob ich genügend Geld besitze, in eine Likörstube einzutreten."

Nicht ohne Anstrengung fiel der andere in das Register der Schalmei. Er dunkelte die Worte hin: „Ich habe Geld . . . . ich habe Geld. Ich habe gestern meine Klarinette verkaufen müssen. Ich habe Geld."

Koerber schwieg argwöhnisch erstaunt; dann machte er ein paar Pizzicati:

„Sind sie denn selbst keine Klarinette?"

Aus wehmutstiefen Waldklüften scholl es: „Ich, mein Bester, wo denken sie hin?" und nochmals in schauernder Parallele: „Wo denken sie hin?" Er war zu bekümmert, um mehr zu sagen. Man merkte ein Blase- und Speichelgeräusch, das tonlos blieb — doch rissen die Finger zornig und ächzend den Mantel auf. Schon dachte Koerber: Du bist erkannt!

(Fortsetzung folgt.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Oktoberwoche

Die Quintessenz der ganzen Vorgänge ist, daß das Großunternehmertum (nicht „die Wirtschaft“, nur das Großunternehmertum!) sich ebenso zur Separation von der Staatsgewalt anschickt, wie Bayern die Separation vom Reiche im wesentlichen schon vollzogen hat. Auch der Beweggrund ist für beide letzten Endes gleich: sie sind beide entschlossen, unter keinen Umständen Reparationen zu zahlen! Bayern hat diese Weigerung jahrelang dadurch zu realisieren versucht, daß es das Reich an Zahlungen hinderte; nachdem der Ausgang des Ruhrkrieges Gewißheit darüber gibt, daß mit dieser Methode nichts mehr zu erreichen sei, beginnt es, sich vom Reiche loszulösen. Auch die Großindustrie hat ursprünglich die Meinung gehabt, sie könne die Reparation durch fortgesetzte Renitenz dem ganzen Lande ersparen; aber auch sie hat diese Methode heute aufgegeben, sie sucht jetzt nach Mitteln, wie sie den Großteil der Zahlungen wenigstens von sich selbst abwälzen und anderen Schichten auflasten kann; dazu ist notwendig, daß die lastenregulierende Instanz, nämlich die Reichsregierung, mattgesetzt wird, daß die Industrie selbst in die Lage kommt, die sozialen Verhältnisse nach eigenem Gutdünken zu regulieren. Solange die Geldentwertungsgewinne in Blüte standen, konnte man sich noch darauf beschränken, gewisse Vorbereitungen zu treffen. Die Zeche zahlte damals, mit liebenswürdiger Unterstützung der Reichsbank, der Mittelstand. Aber seitdem am Mittelstand nichts Erhebliches mehr zu verdienen ist, — eine Tatsache, die sich am Spekulationsmarkt in fortwährenden Geldversteifungen, Zinskrisen und in einer außerordentlichen Verknappung des angebotenen Materials äußert, — seitdem vom Mittelstand, den der Staat von allem Anfang an schutzlos gelassen hat, nichts mehr zu holen ist, wird es täglich dringender, zum Angriff auf eine andere Schicht überzugehen und zugleich ihre Schutzmächte zu überwältigen. Diese neue Ausplünderungsschicht, diese neue Reparationszahlungsschicht soll jetzt die Arbeiterschaft sein, die sich bisher halbwegs auf ihrem Standard zu erhalten wußte. Der Kampf wider die Arbeiterschaft und ihre Schutzmacht, den Staat, ist lange und großzügig vorbereitet worden, alle ersinnbaren Ressentiments wurden aufgewühlt, alle Kreise, selbst diejenigen, die nicht den mindesten Anlaß dazu hatten, wurden in die Campagne hineinagitiert. Gleichzeitig wurde unablässig an den

Wurzeln der Staatsautorität gesägt. Mit Zuständen, die man selbst geschaffen hatte, wurde der Staat diffamiert, stets neue Sturmtrupps und Agitatoren wurden gegen ihn ausgeschickt. Nun hebt die Krönung der Campagne an: der Staat wird endgültig beiseitegeschoben, mit Lohnkürzung und Schichtverlängerung wird, wie früher aus dem Mittelstand, so nun aus den Arbeitern die Quote der Reparationen, die auf die Unternehmer entfallen würde, herausgeholt, und auf den Trümmern des Reiches, auf den gebeugten Nacken der abhängigen Bevölkerung, vom Arbeiter bis zum verarbeitenden Industriellen, wird die krasseste Oligarchie, die der Weltball bisher sah, aufgerichtet: die Obligarchie derjenigen, die auch von physischer Gewalt nicht mehr von ihrem Thron gestürzt werden können, denn der Kronschatz ihres Thrones liegt längst im Ausland, er ist auch vor dem Zugriff neuer Revolutionen geschützt.

Der Prozeß, der zu diesem Ende, zu diesem nahe bevorstehenden Ende im Einzelnen führte, ist eine grauenerregende Folge von politischen Dummheiten auf Seiten derjenigen, die jetzt überwältigt werden. Es sind Dummheiten, wie sie wahrscheinlich nur in Deutschland begangen werden konnten, Dummheiten insbesondere deshalb, weil seit Jahr und Tag die Symptome der Entwicklung immer deutlicher wurden und weil in der Öffentlichkeit von diesem Überwuchern der Industrie über die Staatsgewalt auch häufig genug die Rede war. Wie es aber vorgekommen ist, daß eine deutsche Großbank selbst dem Spekulanten die Kredite gab, mit deren Hilfe er die Majorität dieser Bank erwarb, so hat die deutsche Regierung selbst denjenigen, die auf ihren Zusammenbruch spekulieren, Tag um Tag mehr von den Mitteln in die Hand gegeben, mit denen sie den Zusammenbruch herbeiführen konnten. Und die deutsche Arbeiterschaft? Sie hat sich in der Zeit, in der eine Arbeiterschaft immer mächtig ist, in der Zeit aufblühender Konjunktur, stets bestimmen lassen, die End-Auseinandersetzung noch zu verschieben, und sie hat sie jetzt glücklich auf einen Termin verschoben, an dem keine Arbeiterschaft der Welt Gewalt besitzt: auf einen Termin schroff abfallender Konjunktur. Sie mag dies mit ihren Führern ausmachen, die sich in der Tat zu keinem Zeitpunkt der Nachkriegsgeschichte irgendwelcher Führerrolle gewachsen zeigten. Für uns, die wir zwar nicht Arbeiter sind, die wir aber, ökonomisch betrachtet, vom freien Geistesarbeiter angefangen bis zum mittleren Fabrikanten nicht Antipoden, sondern Annexe der einzigen ökonomischen Klasse sind, die der Großindustrie gegenüber noch halbwegs organisiert war, — uns bleibt nichts anderes mehr übrig, als die Hände in den Schoß zu legen und zuzusehen, wie auch wir unter das Joch geraten. Tag für Tag sausen die Schläge nieder, und schon ist die

neueste, gigantischeste aller Mark-Zerrüttungen veranstaltet, — ein bewußter, letzter Axthieb wider die letzte parlamentarische Regierung. Es wäre kindisch, zu glauben, daß es noch Rettung gibt. Dieser Weg, zu neun Zehnteln schon vollendet, wird auch zu Ende geschritten werden. Die einzige Fehlrechnung, die die Herren vielleicht zu beklagen haben werden, ist die, daß den Girondisten der Revolution schließlich auch einmal die selbstgezüchteten Jakobiner folgen können —: daß Herr Hitler oder Herr Wulle Herrn Stinnes abknallt.

Folgende Tatbestände sind nebeneinanderzustellen:

1. Am 30. September haben die Kohlenunternehmer des Ruhrgebietes beschlossen, einem mit Gesetzeskraft ausgestatteten Schiedsspruch des Reichsarbeitsministeriums nicht Folge zu leisten und den Bergwerksarbeitern die ihnen zugebilligte Lohnerhöhung von 75 Prozent nicht auszuzahlen.

2. Am 7. Oktober haben die Kohlenunternehmer aus eigener Machtvollkommenheit verfügt, daß die gesetzlich festgelegte Arbeitszeit in ihren Revieren keine Geltung mehr habe und daß die Arbeiter, ungeachtet entgegenstehender Verfassungsrechte, verpflichtet seien, wie vor dem Krieg 8½ Stunden unter und 10 Stunden über Tag zu arbeiten.

3. Am selben 7. Oktober hat eine Gruppe von Ruhrindustriellen, — darunter auch ein preußischer Beamter, der Leiter der Preußischen Bergbauverwaltung von Velsen — ein 48stündiges Ultimatum an die Reichsregierung gerichtet, das unter anderem folgende Forderungen enthält: Aufhebung der Kohlensteuer, Aufhebung der staatlichen Kohlenwirtschaft, Aufhebung sämtlicher Demobilmachungsverordnungen, Verlängerung der Arbeitszeit auf 8½ Stunden unter und 10 Stunden über Tag, Desinteressement der Reichsregierung an allen Verhandlungen der Ruhrindustriellen mit den Besatzungsbehörden. Ferner war in dem Ultimatum suggeriert, die Reichs-Eisenbahn der besetzten Gebiete einer neuen Gesellschaft zu überlassen, deren Gesellschafter „das Rheinland (nicht: das Reich!), Frankreich und die Industrie" sein müßten.

4. Noch vor Erlaß dieses Ultimatums sind dieselben Industriellen (darunter immmer auch der preußische Beamte von Velsen) ohne Wissen der Reichsregierung zum französischen Oberkommandierenden Degoutte gefahren, um ihn zu bewegen, daß er seinerseits im Namen der Besatzungsmächte die deutschen Arbeitszeitgesetze außer Kraft setze; und sie ließen, obwohl der General das mit Berufung auf die Rechtslage ablehnte, von ihren Nachrichtenagenturen verbreiten, die Besatzungsbehörde habe tatsächlich den Zehnstundentag schon verordnet.

Die juristische Qualifikation dieses vierfachen Vorgehens bereitet keine Schwierigkeiten. Es handelt sich, soweit Arbeitslohn und Arbeitszeit in Frage stehen, um einen Bruch geltenden Rechts, der nicht nur die sozialistischen, sondern sogar die christlichen Gewerkschaften zu der telegraphischen Forderung an den Reichskanzler veranlaßte, die Zechendirektoren im Ruhrgebiet zu verhaften. Soweit die Verhandlungen mit Degoutte in Frage stehen, handelt es sich überdies um ein Verbrechen, das die kommunistische Reichstagsfraktion durchaus zu dem Antrag berechtigte: „Gegen die Industriellen Hugo Stinnes, Klöckner, Vögler, v. Velsen usw., sowie die Industriellen-Organisationen, die die vorgenannten Personen vorgeschickt und beauftragt haben, ist sofort wegen Komplotts gegen die innere und äußere Sicherheit des Deutschen Reichs, sowie wegen qualifizierten Hoch- und Landesverrats die Anklage vor dem Staatsgerichtshof zu erheben, weil sie ohne Auftrag und ohne Vorwissen der verfassungsmäßigen Reichsregierung mit Frankreich, vertreten durch die Personen des Oberstkommandierenden der Ruhrbesatzung, General Degoutte, und des Mitgliedes der Interalliierten Kommission Tirard, über die Aufhebung deutscher Gesetze . . . . in offizielle und geheime Verhandlungen eingetreten sind . . . .“

Auch moralisch liegt der Fall sehr klar, er ist besonders klar dadurch geworden, daß Herrn Stinnes' einflußreichster Mitarbeiter, der gewiß nicht übersensitive Herr Minoux, sofort nach Bekanntwerden all dieser Vorgänge „wegen politischer Unstimmigkeiten“ aus der Firma austrat. Aber in einem Lande, in dem es eine Justiz offenbar ebensowenig mehr gibt wie eine Moral, wäre es Spielerei, sich auf juristische oder moralische Wertungen überhaupt noch einzulassen. Die Vorgänge sind einfach als Tatsachen zu nehmen.

„Es gibt ein Land, wo man sich durch tägliches und lange genug fortgesetztes Lügen einer Stelle von 20 000 Francs Einkommen würdig macht. Welche Art Geist muß in jenem Lande besonders glänzen? Die Kunst zu reden. Auch wird dort dieser oder jener Minister deshalb so bewundert, weil er zwei Stunden lang über alles und jedes geistreich reden kann, ohne eigentlich etwas zu sagen.“ Stendhal.

GLOSSEN

BALZAC ÜBER FREUNDSCHAFT UND LIEBE

(ins Deutsche übertragen von Fiete Fischer-Dresden)

Freundschaft kennt keinen Bankerott des Gefühls, keine Pleite des Vergnügens. Liebe gibt anfangs mehr als sie hat, am Ende zumeist weniger als sie empfängt.

*

Nichts kommt der himmlischen Liebe näher als hoffnungslose Liebe. Diese schweigende, opferbereite Resignation, darin sich ein väterlicher und zugleich göttlicher Stolz birgt, bedeutet den Kult der Liebe um ihrer selbst willen — l'amour pour l'amour, gewissermaßen.

*

Auch die unkomplizierteste Frau verlangt vom bedeutendsten Manne noch eine Dosis Schauspielerei — die schönste Liebe gibt nichts, wenn sie natürlich ist. Sie braucht Inszenierung, braucht ein gewisses Drum und Dran.

*

Frauen sind Heldinnen, sobald sie wissen, daß sie einem bedeutenden, makellosen Manne alles sind.

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

Zum Fall Stiedry

Dr. Fritz Stiedry, bisher erster Kapellmeister der Staatsoper, hat, da ihm weiteres Wirken als solcher unmöglich gemacht wurde, seinen Abschied genommen und die Klage wegen Vertragsbruch erhoben. Das Gerichtsverfahren, das nun anhebt, wird in diese vielerörterte, doch immer noch reichlich dunkle Angelegenheit Licht zu bringen haben.

Denn das Wenige an Communiqués und Erklärungen, das bisher aus den Dossiers der Intendanz in die Blätter sickerte, ließ nicht erkennen und nicht verstehen, weshalb Blechs Abgang für den — ihm koordiniert gewesenen — Dr. Stiedry eine Lage schaffen muße, die mit künstlerischer wie menschlicher Selbstachtung nicht zu vereinigen war. Und während die Staatsoper bisher zwei hervorragend bewährte, in langjähriger Arbeit mit dem Orchester verwachsene Dirigenten besaß, deren sehr verschiedene Art in ihrem Nebeneinander-, ja selbst Gegeneinanderarbeiten dem Opernbesucher vielerlei Reiz und Anregung bedeutete, erscheinen heute allerhand mehr oder weniger obskure Kapellmeister mit Provisoriumsallüren am Pulte Mucks und Richard Straußens, ein sehr jugendlicher und sehr unbekannter Musiker ist insgeheim und über Nacht auf den neugezimmerten Thron eines omnipotenten Generalmusikdirektors gesetzt worden — und zwischendurch dirigiert auch der Intendant recht oft, wenn auch nicht annähernd so oft, wie sein Herz wohl begehrt. —

Es soll hier durchaus nichts gegen Herrn Erich Kleiber gesagt werden. Er ist, wie erwähnt, so unbekannt, daß man umsomehr auch alles Gute von ihm erwarten darf, als es heißt, daß er ebenso begabt wie energisch sei. Leicht dürfte ihm sein Herrschertum auch mit diesen Qualitäten nicht werden. Er hat — frei nach Klemperer — bei seinen Engagementsverhandlungen die Forderung „Alles oder Nichts" erhoben, und da man im Ministerium just der Ansicht war, daß die Staatsoper fortan nur unter autokratischem Zepter gedeihen könne, bot man ihm „Alles". Obwohl auch dort wohl kein Einsichtiger wirklich glauben kann, daß ein Opernhaus wie dieses auf die

Dauer mit einer einzigen Dirigentenkraft sein Auslangen findet. Nur keinen Hinweis auf die Wiener Mahler-Aera, bitte! — ihr trübes Ende war die Konsequenz des rapiden Wechsels von sauren Repertoirewochen und den frohen Festen, da Er, der Einzige, Unvergeßliche, den Stab hob ... Einer kann nicht alles vollbringen, ein Kleiber wahrscheinlich noch weniger als ein Mahler. Es fragt sich also, wer sich neben dem neuen Generalmusikdirektor an erster Stelle betätigen soll. Tristan, Elektra, der Holländer, geben die Antwort: Der Intendant.

In dem sehr begreiflichen Wunsche eines durch sein Amt zum Schweigen verurteilten Musikers, dirigieren, viel dirigieren zu wollen, wird der Schlüssel zur Affaire Stiedry zu finden sein. Der Dirigent Max v. Schillings wollte Luft haben. Daran scheiterte die Berufung Walters ebenso wie jene Zemlinskys, mit dem sich Stiedry — von der Intendanz nach Prag entsandt — bereits in bester Form geeinigt hatte. Der Vertrag mit Kleiber aber sicherte Schillings jede Wunscherfüllung. Mit dem von ihm „gemachten" Mann getraute er sich, was die Repertoireverteilung anging, am ehesten fertig zu werden. Ob zwischen dessen Vertrag und seinem eigenen, genau zur selben Zeit erneuerten, Zusammenhänge bestanden — —? Daß dieses Engagement und die Art, wie es vorgenommen wurde, eine rücksichtslose und kränkende Zurücksetzung des bisherigen ersten Kapellmeisters bedeute, der sich plötzlich in eine subalterne Stellung gedrängt und vor den Kopf gestoßen sah, mußte Schillings wissen. Auch daß Doktor Stiedry auf diesen Affront nicht anders als mit seinem Abschied reagieren könne. Offenbar wollte es der Intendant nicht anders.

In dem Prozeß, der nun einsetzt und der dem durch solche Vertragssabotage schwer Geschädigten moralische und materielle Genugtung geben soll, wird es wohl an Versuchen nicht fehlen, dem Kläger die Qualifikation für eine wirklich leitende Stellung abzusprechen und auf Grund verschiedener Urteile zu demonstrieren, daß er sich für das eigentlich recht naheliegende Vorrücken an Blechs vakante Stelle persönlich wie künstlerisch nicht geeignet hätte. Daß er also ein Opfer der an sich notwendigen Neuordnung der Dinge werden mußte. Ebensowenig, wie hier die Dirigenteneignung Schillings so weit betrachtet werden soll, um aus dieser Neuordnung Bedenkliches für die Zukunft der Staatsoper zu prophezeien, möchte ich jene Stiedrys analysieren. Er ist ein unkonventioneller Fanatiker, ein Narr Gottes in Musica, besessen von seiner Kunst und zufrieden, wenn man ihn den Taktstock führen läßt. Keine überwältigende Persönlichkeit, vor der sich alles beugte, hat es ihm neben einer wachsenden Gemeinde nie an einer respektablen Zahl von Gegnern gefehlt; doch auch diese werden es nicht leugnen, daß sein Rosenkavalier, seine Josephslegende, sein Barbier von Bagdad zu den besten, stilvollsten und erfolgreichsten Aufführungen im Berliner Opernleben der letzten Jahre gehörten. Der vorliegende Konflik dreht sich aber durchaus nicht um Qualitätsfragen. Die

Intendanz hat Stiedrys Vertrag in einer bestimmten Form bis 1924 verlängert; als sie es tat, mußte sie wissen, ob der Mann ihr paßte. Heute handelt es sich um Recht oder Unrecht; und es muß gesagt werden, daß — abgesehen von dem ideellen Schaden, der nach der Anschauung vieler der Staasoper aus dieser Affaire erwächst — hier die Grenze überschritten wurde, jenseits welcher keinerlei künstlerische Notwendigkeit menschliche Unbill zu entschuldigen vermag.

Gisella Selden-Goth.

ABENTEUER IN MÜNCHEN.

Es war der Abend der verhinderten vierzehn national-sozialistischen Versammlungen. Es lag eine Spannung in der Luft, und ich schlief nach der gewohnten Hinunterspülung eines gewissen Quantums Hofbräuhausbier schwerer ein als sonst. Die Bettdecke lastete dumpf, und die Zimmerdecke schien sich auf mich herabsenken zu wollen.

Plötzlich fuhr ich steil in die Höhe. Hastige Schritte und heisere Schreie waren auf der Straße hörbar. Ich lauschte verwirrt und unruhig. Ich unterschied das Wort „Saujuden", das heftig aus rauhen Kehlen hervorgestoßen wurde, und dann erkannte ich, daß man die Fenster der gegenüberliegenden Synagoge mit Steinen bombardierte. Jeden Wurf begleitete der Ruf „Saujuden", und auf fast jeden Wurf folgte das Klirren der zerbrochenen Scheibe.

Die Urheber dieser nationaktivistischen Heldentat schienen sich in einer nervösen Erregung zu befinden und bei aller Entschlossenheit ängstlich zu sein. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit hatten sie ihr antisemitisches Mütchen gekühlt und verschwanden wie Diebe in der Dunkelheit.

Ich war sonderbar bewegt und erschüttert. Mein Herz, das immerhin die Schrecken des großen Krieges erlebt hat, klopfte laut. Ich fand keinen Schlaf mehr. So stark war mein Wesen umgewühlt, und so schmerzlich traf mich das Schicksal, das mich dazu verurteilte, einem Akt menschlicher Dummheit und Erbärmlichkeit aus nächster Nähe beizuwohnen. *Hans Harbeck.*

KUKIROL VOBISCUM!

Jetzt reißt mir der Geschmack! Das mit dem ekelhaften Dr. Unblutig hab' ich nun dermaßen satt, daß ich meinem Ärger Luft schaffen muß. Gut, schön, ich gebe es freiwillig zu, daß Hühneraugen nicht nur gottgewollt, sondern auch ungeheuer appetitlich sind. Aber durch die Reklame der Firma Krisp bei Magdeburg irgendwo wird einem die ganze Menschheit verekelt. Natürlich weiß ich längst aus Brehms Tierleben, daß die Mitesser, die man in den Ritzen der Nasenflügel hat, hundsordinäre Milben sind. Jawohl. Ist es nun, bitteschön, erforderlich, mich

ununterbrochen daran zu erinnern. Ich weiß ferner, daß es Spulwürmer und Magenkrebse gibt. Seis drum. Der Zorn des großen Mantou hat uns schwer gestraft. Ich weiß, daß es Hämorrhoiden gibt. Verzeihung. Doch ich wünsche nicht, tagtäglich diese Tatsache unter die Nase gerieben zu bekommen. Das tut die Firma Krisp mit ihren Kukirol-Inseraten. Nie im Leben hab ich ein Hühnerauge gehabt. Sollte ich freilich durch den unerforschlichen Ratschluß meines Todfeindes Hühneraugen kriegen, so werde ich unter keinen Umständen, ich gelob es, das Mittel der Firma Krisp anwenden. Lieber Salzsäure oder die Axt. Denn was mit der Kukirol-Reklame geleistet wird, das ist wahrscheinlich zum Kotzen. Ein krampfadriger Hintertreppen-Humor wird mobil gemacht, um meinem Hirn und meinem zartbesaiteten Gemüt den Begriff „KUKIROL" einzuhämmern. Ich verzichte darauf. Das Kukirol widert mich an. Ich bin nicht gesonnen, mir von Herrn Dr. Unblutig mitteilen zu lassen, daß ein Herr die Hühneraugen seiner Geliebten in Brillanten gefaßt als Manschettenknöpfe trägt. Nächstens wird ein Kult mit Nasenpopeln getrieben. Das fehlt noch. Ich danke. Der gute Geschmack ist eher schon zu den Hunden geflohen. Es ist traurig, durch systematische Inserate den letzten Rest kulturellen Schamgefühls zu versauen. *Hans Reimann.*

Nachtrag: Mein Verleger Paul Steegemann in Hanover leistet an widerwärtiger Reklame ebenfalls Beträchtliches, indem er die aufdringlichsten Plakate für meine bei ihm erschienenen Bücher vom Stapel läßt. Ich stelle das um der Gerechtigkeit willen fest und betone, daß mich Steegemanns Geschrei nicht minder anekelt als die Kukirol-Reklame. Hochachtungsvoll *H. R.*

FILM

Tragödie der Liebe

Kurz und kraß herausgesagt: hier haben wir den schlechtweg besten Gegenwarts-Film, der bislang in Deutschland gedreht ward.

Es ist der Film, der in Vollkommenheit alles bietet, was man am jetzigen Entwicklungspunkt der Kinematographie von einem Film fordern kann. Also z. B. keine literarisch-psychologischen Experimente, sondern eine konzentrierte, rasche, spannende, jedermann interessierende Handlung aus dem zeitgenössischen Leben mit vielen Entfaltungsmöglichkeiten. Das alte Motiv von der Frau, die sich in den Mörder ihres Mannes, den sie entlarven will, verliebt, ist von Birinski und Lantz teils knallig, teils komplizierend und verfeinert zu einem sehr geschickten Manuskript variiert worden.

Man kann einwenden: Kolportagehandlung! Meinetwegen ... was aber hat der vortreffliche Joe May daraus gemacht! Das Wort, mit dem der unsterbliche Effektdramatiker Sardou seine Dramatik definierte: das Leben durch die Bewegung! — dieses Wort ist sicherlich auf das heutige Theater nicht anwendbar. Wohl aber muß: das Leben durch die Bewegung! als Motto für die gegenwärtige Filmproduktion gelten — und Joe May weiß das. In rapidem Tempo, unter Benutzung einer geschickten Gegenhandlung aus den tiefsten Schichten des Volkes, toben immer die Geschehnisse mit abgewogener Dynamik nach einigen spannenden Ritardandos zusammen, durchwebt von ausgespielten Spielszenen, die aber niemals schleppend und ermüdend wirken, sodaß sie darstellerische Kabinettsstücke sind. Joes energische Hand jagt dies alles wundervoll klar durcheinander und lockt aus grandiosen Spielern wie Jannings als tierhaft wildem, doch

gutartig primitivem Apachen noch Grandioseres (aber auch sehr Verfeinertes) heraus; er entfesselt die Gläßner zu strotzend geiler Lasterhaftigkeit; er entpreßt Frau Mia mehrfach wirkliche Bewegtheit und hindert, daß der wirklich schöne Mann des Films Gaidorow allzu Süßliches von sich gibt.

Es tat einem leid, daß es nicht gelang, den Film so zu konzentrieren, daß beide Teile an einem Abend laufen können, sondern daß man nur die erste Hälfte sah. Und gerade der Schluß dieses ersten Teils, der zehnte (!) — offenbar für Amerika gemachte — Akt, wirkt auf uns über die Maßen langweilig und rührselig: wie die unglückliche Mutter immer und immer wieder von ihrem Kinde betränten Abschied nimmt, der so lange dauert wie sechs Kabinettskrisen. (Hier ist aber Mia, die mit diesem Abschied auch Abschied vom Publikum nimmt, ganz ausgezeichnet.) In solchen Fällen, wo das Geschäftsinteresse der Begabtheit des Regisseurs widerspricht, sollte man für die verschiedenen Länder verschiedene Schlüsse drehen, wie das Griffith mit „Zwei Waisen im Sturm" machte.

Jenseits dieses Einwandes aber ist der Film regiemäßig und technisch (schauspielerisch nicht immer) einwandfrei, voller Einfälle charakterisierender und humorvoller Art, durchfunkelt von wirksamen Tricks, virtuos geschnitten . . . Es soll jedoch hier keine trockene Aufzählung der Vorzüge und keine Herauspolkung besonders geglückter Szenen folgen, — sondern lieber nach Anblick des zweiten Teils noch einiges abschließend Prinzipielle gesagt werden. *Kurt Pinthus.*

ANEKDOTE

Für Goethephilologen.

Ein Goetheforscher des vergangenen Jahrhunderts hörte von einem alten Mütterchen zu Mommenheim im Elsaß, daß es noch Friederike von Sesenheim gekannt habe. Er suchte die Alte auf und ließ sich von ihrer schönen Gespielin erzählen „Riekchen war so ein herziges Kind; alle Welt hatte sie gern".

„Na, und Goethe?", fragte der Forscher.

„Ja, der Goethe, richtig, der Goethe", sagte die Alte, „der hat unser Riekchen so geliebt. Wir glaubten alle, es würde ein Paar aus den Beiden. Aber eines Tages war er auf und davon. Und kein Mensch hat je wieder etwas von ihm gehört."

TISCH MIT BÜCHERN

Karl Lorenz: Das neue Hamburg. (Gemeinschaftsverlag Hamburgischer Künstler, Hamburg.)

Förmlich zur Illustration des kürzlich hier angezeigten Buches von Hans W. Fischer — „Hamburger Kulturbilderbogen" — soll auf diese Publikation eines den Expressionisten nahestehenden Künstlerkreises hingewiesen werden, der der gewissen Hamburger Philistrosität durch die Konsequenz seiner künstlerischen Revolution Anerkennung abzutrotzen sucht. Man stellt mit Vergnügen fest, daß die einzelnen Beitraggeber zu diesem Werk sich nicht auf die expressionistische Geste festgelegt haben, sondern in einer energischen Formgebung über das Orphische hinaus zu Klarheit kommen wollen. Und das ist in den Holzschnitten noch wesentlich ausgeprägter, als in der Dichtung. Auch der Essay kommt mit einem sympathischen Beispiel von Gustav Pauli über den „Stil" zu Wort. Das Werk ist (in kleiner Auflage) splendid hergestellt, wenn auch gewisse Schnörkel in der Antiqua stören. Dafür kann es sich rühmen, die am besten gedruckten Holzschnitte jüngster Publikationen aufzuweisen.

K.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 40):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1935, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,35 M., pro Quartal 4,— M. (mal Schlüsselzahl des Buchhändlerbörsenvereins). Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Franken, in Belgien 15 belg. Franken, in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. mal Schlüsselzahl des Buchhändlerbörsenvereins. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Oktoberwoche

Ist die Geschichte von moralischen Gesetzen abhängig? Rächt sich die Lüge am Lügner? Stresemann ist mit einer geschichtlichen Fälschung ins Amt getreten. Er hat das bayerische Problem zu Tode ignorieren wollen. Vor den bewaffneten Hitlerbanden hat Stresemann die Augen geschlossen, obwohl sachverständige Schätzung sie auf mehr als 80 000 Mann schätzt, also fast die Höhe der uns gestatteten Reichswehr. Den proletarischen Hundertschaften in Sachsen aber ließ Stresemann auf den Leib rücken, sie wurden aufgelöst. Es kann sein — kein Besonnener wird es wünschen — daß Stresemann an dieser inneren Unwahrheit sterben wird. Von dem doppelten Maß, mit dem hier Recht gemessen wird, sei nicht die Rede. Politik kann nicht immer Augenblicksgerechtigkeit sein, eine gute Sache muß warten können. Aber Stresemann hat, so muß man fürchten, bei dieser ausgeklügelten Politik die Kräfte unterschätzt, die ihm zur Verfügung stehen. War er aus Machtarmut gegen Bayern tolerant, so mußte er, aus der gleichen Klugheit heraus, auch in Sachsen und Thüringen behutsam bleiben. Regierte in Sachsen Herr von Kahr, dem der General v. Lossow willig gehorcht, so mußte Stresemann die Macht des in Sachsen kommandierenden Generals rechtzeitig durch einen klug gewählten Zivilkommissar beschränken. Da zögerte Stresemann, und an diesem Zögern kann er, vielleicht mitten im Rettungswerke, sterben. Das Industrieland Sachsen hat unterm Ruhrkrieg schwerer gelitten als das bayrische Bauernland, was Wunder, daß die Verzweiflung der kurz-arbeitenden Fabrikarbeiter schriller ist als der dumpfe Zorn des gesättigten bayerischen Bauern? Stresemann mußte dieser Desperation ein Ventil schaffen. Der General von Müller, der nur verbietet, droht, verbietet, ist dieser schwierigsten Situation nicht gewachsen. Dorthin mußte Stresemann seinen geschicktesten Helfer als Zivilkommissar senden. Keinen Noske, sondern einen mit der Not der Arbeiterschaft vertrauten, ideenreichen, reinen Menschen. Einen Mittler von dem edlen Eifer eines Wichart von Moellendorf.

Diese wichtigste Ernennung hat Stresemann versäumt. Wird er nun einen Feldzug gegen Sachsen und seine Hundertschaften führen? Dann hat ihm hoffentlich der Leiter der politischen Polizei Preußens berichtet, daß die Kommunistische Partei Berlins und Preußens bloß auf dieses Alarmsignal wartet, um gewaltsam vorzugehen. Bis ins I-Tüpfelchen ist ein solches Aktionsprogramm zur Entlastung der sächsischen und thüringischen Genossen ausgearbeitet. Die Toren hoffen sogar auf russische Hilfe oder auf tschechischen Beistand . . . Es ist anzunehmen, daß die gut ausgerüstete Reichswehr über den militärischen Dilettantismus der proletarischen Hundertschaften siegen wird. Aber wird Stresemann diese Schlacht überleben? Kann die Sozialdemokratie diesem Sieger zujubeln? Die Große Koalition, gestern mühsam geleimt, würde morgen in Stücke gehen. Und Stresemann würde, während er mit den Franzosen verhandelt, von seiner Majorität verlassen sein! . . . Dies Alles kann im letzten Augenblick vielleicht noch verhütet werden. Herr Geßler zähme seinen sächsischen Müller, und Stresemann sende seinen besten Mann auf der Stelle nach Dresden!

Während Dummköpfe aller Richtungen zum Kampf gegen den Marxismus rufen, ist die alte Heimstätte des Marxismus, die wissenschaftliche Zeitschrift der Sozialdemokratie, „Die neue Zeit", still und ohne Schrei verschieden. Wären die Dummköpfe der Losung, „Tod dem Marxismus" nicht von so blanker Unwissenheit und wäre Unwissenheit in Dingen, über die man eine öffentliche Meinung vorgibt, noch eine Schande, dann müßten die Schreihälse über diese Todesanzeige erröten, denn die Todesanzeige der „Neuen Zeit" ist ja der Sterbezettel des deutschen Marxismus. Darf man vom deutschen Marxismus überhaupt sprechen? War er nicht von Anfang nicht bloß eine Theorie des Internationalismus, sondern eine übernationale Theorie? Ja, das war er, aber er war es nicht etwa, weil Karl Marx das Bewußtsein seines Deutschtums gemangelt hätte. Der Rheinlandsohn, der Freiligrath befreundet war, ist ein breiter deutscher Baum gewesen, im Erdreich des deutschen Volkstums wurzelnd, ins Luftreich deutscher Spekulation hinaufragend. Aber dieser am Rhein wurzelnde Baum wurde jählings aus deutschem Erdreich gerissen, Marx mußte ins Exil. Man denkt marxistisch, wenn man feststellt, daß der Marxismus von Anfang an ein deutscheres Gesicht gehabt hätte, wenn er nicht als Kind des englischen Asyls groß geworden wäre. Die Internationale, die Marx begründete, war eine Erweiterung des Blutes von Landesflüchtigen und Landesverwiesenen, die heimlos von Zürich bis London flackerten. Der stupide Polizeigeist, dessen anmutigster Repräsentant heute der Herr von Kahr ist, dieser Polizeigeist, der jetzt gegen den

Marxismus zetert, hat ihn mitgeschaffen. Marx ist im Exil an der Institution der Nation vorbeigeflogen und erst sein bedeutendster Schüler, der Wiener Otto Bauer, hat den Versuch gemacht, die Marx'sche Theorie mit der Realität der Nationen zu versöhnen. Aber diese Austromarxisten, die in ihrem Nationalitätenstaat die harte Nuß des nationalen Problems knacken mußten, kamen um ein Jahrzehnt zu spät auf die Welt. Inzwischen war im Reich unter Liebknechts Führung und Kautskys Leitung eine anationale Partei groß oder vielmehr breit geworden, die mit Marxens Exiltheorie kein Verhältnis zur Nation und zum nationalen Staat finden konnte. Wieder tat gewalttätiger Polizeigeist das Seine, um im deutschen Proletariat das Erwachen nationaler Bewußtheit zu verhindern. Bismarck, der das Reich aufgebaut hatte, lähmte das innere Erstarken durch das Sozialistengesetz. Aber das Reich blühte, der deutsche Arbeiter kam in Wohlstand, der Gewerkschaftler wurde unwillkürlich deutsch — da weckte Kaiser Wilhelm II. mit seiner tollen Zerschmetterungstheorie, mit der Aufforderung, auf Vater und Mutter zu schießen, alle absterbenden Geister der Exiltheorie. Der Marxismus, soweit er eine Theorie der Internationalität bedeutet, hat keinen hitzigen Förderer gehabt, als Wilhelm, den Wahnsinnigen. Trotzdem bewies jeder internationale Kongreß, daß die Wirklichkeit sich um Marxens logische Theorie nicht im Geringsten kümmerte. Zuletzt offenbarte der Krieg die internationale Machtlosigkeit der Theorie und des Proletariats, das gab dem Marxismus den Rest. Wenn jetzt die Kahr und Stegerwald, die Ludendorff und Minoux „Tod dem Marxismus" rufen, so hätten diese wilden Schreier sich doch vorher bei einem Wissenden erkundigen sollen, ob der zu Tod Gewünschte denn überhaupt noch lebe. Es sprechen vielerlei Anzeichen dafür, daß er schon 1914 im allgemeinen Tumult verschieden ist, und nun ist die neue Zeit des alten Marxismus öffentlich begraben worden.

Herr General Hoffmann erzählt in seinem höchst lesenswerten Memoirenbuch „Der Krieg der versäumten Gelegenheiten (beim Verlag für Kulturpolitik in München erschienen, Münchener Lesern besonders empfehlenswert): seine Kritik der Persönlichkeiten und Zustände, die schuld am Ausgang des Krieges sind, sei nicht etwa Treppenwitz, Weisheit nach der Tat. Er, der General Max Hoffmann, habe im Krieg täglich einen Brief an seine Frau geschrieben, dort habe er Tag für Tag seine Ansichten niedergelegt. Wer die Memoiren des Herrn v. Moltke gelesen hat, weiß, daß auch der erste Chef des Generalstabs sein von Anfang an verzweifeltes Herz in Briefen an seine Gattin ausgeschüttet hat. Gottweiß, was für Überraschungen uns noch bevorstehen, wenn alle deutschen Generals-

gattinnen einmal die Kassetten und Geheimfächer ihrer ehelichen Korrespondenz öffnen. Am Ende ist auch Ludendorff ganz im Geheimen, am Busen der Gattin, ein Dolchstößler gewesen. Das Traurige an diesen späten Bekenntnissen ist nur die Selbstverständlichkeit, mit der diese zur Tapferkeit erzogenen und verpflichteten Menschen die Lüge oder das Schweigen (und auch das Schweigen war ja allmählich Lüge geworden) vor dem gesamten Volke bekennen. Keinen dieser zum Mut verpflichteten, vom Vertrauen eines ganzen Volkes beladenen Männer hat während des Krieges eine innere Stimme gezwungen, den Bann der Lüge rechtzeitig zu brechen. Der verschwiegene Busen der Gattin genügte den erkennenden Generalen. Sie drangen mit ihrer Erkenntnis nicht einmal bis zu ihrem Kaiser vor, geschweige denn bis zu ihrem Volke.

In der „Glocke" hat ein sozialdemokratischer Bergmann, der Steiger G. Werner, den Mut, die Leistungen im englischen und deutschen Bergbau miteinander zu vergleichen. Diese Statistik, erschreckend und zwingend, beweist, daß die Leistung der Belegschaft überall zurückgegangen ist, in Deutschland aber am stärksten. Es wurde gefördert:

Jahr	Ruhr einschl. lk. Nied.-Rhein		Deutsch-Oberschlesien		Zwickau		England und Schottland		Northumberland	
	kg	%	kg	%	kg	%	kg	%	kg	%
1913	890	100	1134	100	690	100	980	100	1200	100
1922	590	66,3	624	55,1	440	63,8	912	94,4	879	73,4

Der Rückgang der Leistung war also in dem verarmten Deutschland viel stärker als in dem Siegerstaat England. . . . Über den Rückgang der Leistung in den letzten zwölf Monaten gegenüber der Vorkriegszeit informieren folgende Angaben des Reichskohlenrates:

	1913	1922/23	Rückgang
Ruhrrevier	821 kg	555 kg	32,4 %
Oberschlesien	1089 kg	540 kg	50,4 %
Niederschlesien	600 kg	353 kg	41,2 %
Zwickau	617 kg	307 kg	50,2 %
Rohbraunkohle Mitteldeutschland	3640 kg	1980 kg	45,6 %

Die Leistung des einzelnen deutschen Bergmannes ist also auf zwei Drittel bis auf die Hälfte der Vorkriegsleistung zurückgegangen! Diese Ziffern sind niederschmetternd. Auch die Sozialdemokratie wird sie zu würdigen haben.

AN UNSERE POST-BEZIEHER!

An diejenigen unserer Abonnenten, die ihr Abonnement direkt bei der Post aufgegeben haben, tritt die Post dieser Tage mit der Quittung für das November-Abonnement heran.

Nach Einführung des Schlüsselzahl-Systems ist dies Inkasso durch die Post eine überaus unsichere Angelegenheit geworden. Der Buchhändler-Börsenverein hat als Abonnements-Schlüsselzahl für November die Zahl von 1,7 Milliarden bei der Post angegeben. Auf Grund dieser Schlüsselzahl wird also schon jetzt ein Betrag von 2,295 Milliarden Mark für November erhoben. Es läßt sich aber heute noch garnicht sagen, ob die vom Börsenverein festgesetzte Schlüsselzahl im November auch zutreffend sein wird. Es ist möglich, daß sie zu hoch sein wird! Für diesen Fall verpflichten wir uns hiermit bindend, den Post-Abonnenten einen dem Dollarstande entsprechenden Betrag zurückzuvergüten, wogegen, wenn die Zahl zu niedrig sein sollte, entsprechend der früheren Zahlung dennoch keine Nachberechnung stattfinden wird.

Allgemein aber bitten wir unsere Abonnenten, doch möglichst zum direkten Bezug beim Verlag überzugehen, da sie nur dadurch vor solchen Zufälligkeiten geschützt sind.

Tagebuch G. m. b. H.

ZUR ABONNEMENTS-ENTRICHTUNG!

Für diejenigen unserer Abonnenten, die ihre Einzahlung bis jetzt unter den bisher jeweils gültigen Schlüsselzahlen noch nicht geleistet haben, gilt in der Zeit vom 21. bis 27. Oktober die vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels festgestezte

neue Schlüsselzahl von 1100 Millionen.

Bei Einzahlung in dieser Woche stellte sich also
das Monatsabonnement (Grundpreis 1,35 M.) auf 1 485 Mill. M.
das Quartalsabonnement (Grundpreis 4,— M.) auf 4 400 Mill. M.

Rasche Einzahlung schützt vor noch höheren Multiplikatoren!

Postscheckkonto: Berlin 15 129. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C., Berlin W 8, Charlottenstr. 46.

Der Reichsfinanzminister Dr. Luther hat am Dienstag, als er den Vertretern der Presse seine Währungsreform erläuterte, vor allem um Vertrauen geworben. „Alle materiellen Sicherungen für die Stabilität der neuen Währung," so ungefähr sagte er, „sind vorhanden; was fehlt, ist nur noch die Sicherung durch Vertrauen; das, meine Herren, müssen Sie erwecken!"

Können wir uns der Aufgabe unterziehen?

Einige von uns haben ihren eigenen Plan gehabt. Einen eigenen Plan haben, heißt, zu dem Ergebnis gelangt sein, daß unter mehreren Möglichkeiten nur eine bestimmte richtig ist, zu dem Ergebnis gelangt sein, daß jede andere Lösung schlecht, oder mindestens: daß sie schlechter ist. Von uns, die wir uns nicht auf Kritik beschränkten, also zu erwarten, daß wir der ministeriellen Lösung mit großer Begeisterung Popularität werben werden, heißt entweder erwarten, daß wir gegen unsere Überzeugung reden, oder erwarten, daß wir unsere Überzeugungen selbst nicht ernst nehmen. Zu keinem von beiden möchte ich mich entschließen. Heute wie je bin ich davon durchdrungen, daß eine Reform in Gold, die ja auch von der Regierung als Endziel anerkannt wird, ohne Schwierigkeit schon jetzt durchführbar gewesen wäre, und daß, wenn eine unverzügliche Behelfswährung mit Rücksicht auf die Erntebewegung und das vorgeschrittene Erntejahr für einige Wochen sich nicht umgehen ließ, die Goldanleihe allein genügt hätte. Aber nachdem nun einmal die Entscheidung gefallen ist, wäre es zwecklos, sie mit der Entscheidung zu vergleichen, die man für richtiger gehalten hätte (und die eines Tages doch kommen wird). Die Frage, die jetzt zur Erörterung steht, ist die, wie sich die Zustände unter dem System der dreifachen Währung, Rentenmark — Papiermark — Goldanleihe, voraussichtlich entwickeln werden.

Was die Rentenmark anbelangt, ist da zunächst zu sagen, daß ihre Wertentwicklung vor allem von der Erfüllung einer Voraussetzung abhängt: daß die Generalhypothek auf den deutschen Grundbesitz und die Generalobligation auf die deutsche Industrie auch tatsächlich, wie versprochen ist, auf die einzelnen Objekte umgelegt wird. Auch die Goldanleihe ist bekanntlich als von einer Generalhypothek auf das gesamte Privateigentum gedeckt erklärt worden; aber da diese generelle Versprechung nicht realisiert, da die Last auf die einzelnen Wirtschaftssubjekte nicht verteilt worden ist, ergab sich sofort ein Disagio der Goldanleihe, das noch größer wäre, wenn nicht — was ein offenes Geheimnis ist, — der Kurs Tag um Tag von der Reichsbank gestützt würde. Wie steht es mit der Umlage der Renten-Hypothek? Die Regierung wünschte, daß dieselben Spitzenverbände, deren Vertreter den Verwaltungsrat der Rentenbank bilden, die Umlage auf ihre Mitglieder übernehmen

möchten. Die Verbände haben das aber abgelehnt, und die Umlage soll jetzt durch die Finanzämter erfolgen. Werden die Finanzämter, die schon ihrer laufenden Arbeit kaum gewachsen sind, diese neue, gewaltige Aufgabe durchführen können? Wenn ja: bis wann werden sie sie durchführen können? Und besteht Gewähr dafür, daß nach vollzogener Durchführung die vorgesehene Gesamtsumme von 3,2 Milliarden Goldmark auch wirklich voll erreicht sein wird? (Befreiungsklausel in § 21!) Ehe diese Fragen nicht Antwort gefunden haben, ist das Kapital der Rentenbank realiter als nicht sichergestellt zu betrachten, und es ist nichts anderes möglich, als daß die Rentenbriefe dieser Bank, die mit 5 Prozent nicht einmal sehr hoch verzinslich sind, nur mit Disagio gehandelt werden. Wenn aber die Rentenbriefe unter ihren Nominalwert sinken, dann müssen es auch die Rentenbankscheine; denn ihr Wert beruht ja allein darauf, daß sie in Rentenbriefe eingetauscht werden können. Bei alledem ist übrigens noch nicht in Betracht gezogen, daß die Hypotheken der Rentenbank aller Wahrscheinlichkeit nach nicht erste, sondern zweite Hypotheken sein werden. Im § 9 der Verordnung wird das so ausgedrückt: „Der Anspruch aus der Schuldverschreibung geht in Ansehung der Befriedigung aus dem Vermögen des Schuldners allen anderen Verpflichtungen im Range vor, *soweit nicht mit anderen Staaten getroffene Vereinbarungen bestehen.*“ Soweit nicht mit anderen Staaten getroffene Vereinbarungen bestehen? Das bezieht sich auf die reparationsberechtigten Staaten, denen eine erste Hypothek auf den deutschen Besitz schon angeboten worden ist und die von diesem Offert in dieser oder jener Form bei der Endregulierung vermutlich einmal Gebrauch machen werden. In diesem Falle rückt die Rentenbank-Hypothek also an zweite Stelle, und die Realisation der Hypothekenschuld bei Zahlungssäumigkeit ist so fraglich geworden, wie die Realisation irgend einer zweiten Hypothek. Welchen Marktwert aber haben mit 5 % verzinsliche, zweite Hypotheken, welchen Marktwert haben Pfandbriefe einer Hypothekenbank, die lediglich auf solche Objekte basiert ist? Hypothekenmakler mögen sich darüber äußern. Ich glaube, daß 60 Prozent schon ziemlich hoch gegriffen ist. Die Folge wäre eine Entwertung der Rentenmark in mindestens ebenso hohem Grade. Kann sie, wird sie vermieden werden? Die Regierung ist äußerst optimistisch. Nichtsdestoweniger bestimmt sie, daß die Hypotheken selbst sowie die Renten-Pfandbriefe auf Goldmark lauten und daß die Zinsen in Goldmaßstab zu entrichten sind. Da somit für eine Schuld, deren Dienst effektiv in Rentenmark erfolgen soll, dennoch die Goldmark als Meßeinheit bestimmt wird, ist eine Disparität zwischen Rentenmark und Gold und die Notwendigkeit, das Zahlungsmittel Rentenmark mit Hilfe des Meßmittels Goldmark jeweils aufzuwerten, im Gesetz selbst schon vorausgesetzt. Mit

anderen Worten: das Gesetz selbst geht schon davon aus, daß die Rentenmark eine Entwertung erfährt. In diesem Zusammenhang fällt übrigens auf, daß zwar die Zinsen der einzelnen Hypothekenschuldner und die Zinsen auf die Rentenbriefe in Goldmark ausgedrückt sind, daß aber sowohl das Reich für seinen verzinslichen Kredit von 900 Millionen als auch die Privatwirtschaft für ihren Kredit von 1200 Millionen nicht in Goldmark, sondern in Rentenmark Zinsen und Tilgung leisten sollen. Man beachte wohl diesen Unterschied! Er bedeutet nichts anderes, als daß sowohl das Reich als auch die Privatwirtschaft eigentlich ein Interesse daran haben, daß die Rentenmark sich entwertet; sie brauchen dann sowohl die Kapitalsumme als auch die Zinsen ihrer Kredite nur in entwerteter Rentenmark zurückzuzahlen, anders als die Hypothekenschuldner und die Bank selbst müssen sie ihre Schuldbeträge bei Zahlung in etwa entwerteter Rentenmark nicht valorisieren —, mit anderen Worten: der Zustand, der bisher bei Papiermarkkrediten herrschte, ist voll auf die Rentenmarkkredite übertragen, es wird eine Lust sein, zu pumpen und zu verdienen!

Unter diesen Umständen ist es schwierig, die Rentenmark für ein stabiles Zahlungsmittel zu halten. Anders steht es mit der Papiermark. Wenn (wenn!!) wirklich mit dem § 19 Ernst gemacht wird, wenn wirklich sofort nach Erscheinen der Rentenmark die Diskontierung von Schatzwechseln bei der Reichsbank und demzufolge auch der Druck neuen Geldes aufgrund des Reichsdefizits eingestellt wird, so muß die Papiermark von diesem Zeitpunkte, also praktisch etwa vom November ab, ziemlich stabil werden; sie kann höchstens noch eine relativ geringe Entwertung aus Ursachen der Zahlungsbilanz erfahren; aber da Blankoverkäufe von Mark gegen Devisen international ohnehin selten geworden sind, ist diese Gefahr nicht sehr schwer zu nehmen. In Wirklichkeit wird also (immer: „wenn" . . .) eine Rochade zwischen den Währungen sich vollziehen. Während wir ein neues, gesundes Zahlungsmittel emittiert und die Mark ihrem Schicksal überlassen wünschten, scheint die jetzige Methode darauf hinauszulaufen, daß das neue Zahlungsmittel nicht gesund, sondern kränklich, die Mark dafür aber stabil sein wird. Die Rochade ist, wie man sieht, vollzogen, sie ist nur in einer Hinsicht nicht komplett: daß nämlich von der Mark nur eine ganz ungenügende Menge, — kaum 200 Mill. Gold, — im Umlauf ist, und daß man mit dieser Menge die Wirtschaft nicht sanieren kann. Das aber ist leider ein springender Punkt, der die Freude an dem sonst nicht reizlosen Verwechselt-das-Bäumchen-Spiel beeinträchtigt. Daß es ein Verwechselt-das-Bäumchen-Spiel ist, hat auch der Gesetzgeber wohl erkannt. Er bestimmt im § 17, daß dem Reich ein zinsloser Kredit von 300 Mill. Rentenmark zu gewähren ist, und daß das Reich damit seine bei der Reichsbank diskontierten Schatzanweisungen einlösen muß. Aber wenn man die Schatzanweisungen, die bisher

das Papiergeld deckten, in Rentenmark umtauscht, warum setzt man dann den Prozeß nicht logisch fort, und tauscht auch das Papiergeld in dasselbe Rentengeld um, das nun als seine Deckung bei der Reichsbank lagert? Warum entlastet man die Reichsbank nicht überhaupt, und läßt der Schuld des Reiches bei der Rentenbank nur den entsprechenden Rentenmarkumlauf gegenüberstehen? Dann wäre ja, ohne geringste Bilanzverschiebung, die Papiermark völlig aus der Welt geschafft, und nur die Rentenmark, die doch gutes Geld sein soll, wäre im Umlauf? Warum? Es gibt keinen logischen Grund, außer dem, der schon angedeutet wurde: — man hielt es nicht für möglich, in der notwendigen Menge von mehreren Milliarden ein gutes Ersatzgeld für die Mark zu schaffen, also macht man die geringe Menge, die (in Gold) an Mark vorhanden ist, gut, und setzt mehrere Milliarden schlechten Geldes daneben. Rochade! Was ist mit ihr gewonnen?

Gewonnen ist, vielleicht, ein einziges: — daß das Reich, dem nun jede Papiermarkinflation genommen ist und das an Rentenmarkkrediten nur 900 Millionen zur Verfügung hat (plus 300 Millionen Wechselablösung) sich unter äußerstem Druck nun wirklich anschicken wird, seine laufenden Einnahmen auf die Höhe seiner Ausgaben, oder seine Ausgaben auf die Höhe seiner laufenden Einnahmen zu bringen. Das wäre an sich ein großes Element der Gesundung, — es wäre allerdings auch im Zusammenhang mit weit besseren Lösungen der Währungsfrage zu erreichen gewesen, und es ist interessant, daß derselbe Zwang, um dessentwillen man vor der besten Lösung zurückschreckte, schließlich auch in die schlechte hineingetragen werden mußte!

ALBRECHT Frhr. v. RECHENBERG

ALS WÄHRUNGSFOND DIE KRONJUWELEN

Der frühere Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, bis 1918 Reichstagsmitglied, bis 1922 deutscher Gesandter in Warschau, hat am 29. September nachfolgenden Brief an seine ehemalige Fraktion gerichtet, ohne aber bis heute eine Antwort erhalten zu haben. Auch Herrn Dr. Stresemann ließ Herr v. Rechenberg den Plan unterbreiten. Herr v. Rechenberg übergibt seinen Vorschlag hiermit nun der Öffentlichkeit. Es ist ein Vorschlag, der auch nach Schaffung der Rentenmark nichts von seiner Aktualität verloren hat. Dennoch harrt das Problem der Goldmark, die von der Regierung selbst soeben als Endziel jeder Reform bezeichnet worden ist, und der Fundierung dieser Goldmark seiner Lösung.

An die

Zentrumsfraktion des Reichstages!

Als früheres Mitglied der Fraktion darf ich vielleicht einen Plan unterbreiten, der unter Umständen in den gegenwärtigen Finanznöten eine gewisse Erleichterung schaffen kann:

Bekanntlich bemüht sich die Reichsregierung die Mark zu stützen bzw. einen neuen Wertmesser zu schaffen, welcher der gegenwärtigen und fortschreitenden Entwertung der Mark einigermaßen entgegentreten kann. Den Entwurf betreffend die neue Mark oder Bodenmark darf ich als bekannt voraussetzen; es liegt mir auch durchaus fern, in eine Kritik desselben eintreten zu wollen, obzwar das geplante Institut eine wenig angenehme Ähnlichkeit mit den Mandats territoraux während der ersten französischen Revolution hat. Jedenfalls wird die Durchführung des Entwurfs die Schaffung eines Apparates und die Einstellung neuer Arbeitskräfte erheischen, die man sofort bezahlen muß, während die Frucht ihrer Tätigkeit erst nach einigen Monaten in die Erscheinung treten kann. Bei dieser Sachlage drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, ob es im Deutschen Reich und in den deutschen Ländern nicht noch andere Vermögensobjekte gibt, die sofort und ohne Schädigung des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens verfügbar sind und für welche es einer Absonderung aus dem bisherigen wirtschaftlichen Zusammenhang nicht bedarf.

Ich möchte annehmen, daß solche Objekte vorhanden sind. Durch die Beseitigung der Dynastieen sind die Kronvermögen Staatsvermögen geworden. Zu den Kronvermögen gehören in erster Linie Ländereien, Forsten und Gebäude, für welche ein Teil der vorher erwähnten Schwierigkeiten zutrifft. Es gehören aber auch dazu die Kronjuwelen. Die Kronjuwelen bestehen aus Gegenständen historischen Werts, wie Landes-Insignien, ferner aus künstlerischen Erzeugnissen, deren Verlust für das deutsche Volk dieselbe Schädigung wie der Verlust eines jeden Kunstwerkes bedeuten würde. Sie bestehen aber auch aus Schmuckgegenständen, für welche kein anderer Wert besteht als derjenige des Materials, aus dem sie angefertigt sind. So ist meines Wissens z. B. der Inhalt des „Grünen Gewölbes" in Dresden Staatsvermögen geworden. Im Grünen Gewölbe befinden sich, abgesehen von anderen Sachen, die Garnituren (Rockknöpfe, Degengriffe, Stockgriffe, Agraffen, Halsketten usw.) zu den Anzügen Augusts des Starken, etwa 10 bis 12 Garnituren, die aus den wertvollsten Steinen, Diamanten, Smaragden usw. bestehen. Der Wert jeder dieser Garnituren wird im Frieden nicht unter 100 Millionen Goldmark bemessen worden sein. Ebenso, wenn auch in geringerem Maße wie in Sachsen, werden in anderen Ländern Schmuckgegenstände aller Art, Perlenschnüre und dergleichen, zum Kronvermögen gehört haben und jetzt ins Staatsvermögen übergegangen sein. Diese Gegenstände sind sofort erfaßbar. Es ist nicht schwierig, durch Verpfändung — insbesondere an ausländische Kapitalisten — ein Darlehen zu erhalten, welches ich nicht unter zwei Milliarden Goldmark annehmen möchte. Es empfiehlt sich, die Verpfändung dem Verkauf vorhergehen zu lassen, weil sonst der Markt zu sehr gedrückt wird und weil man durch eine

solche die erforderliche Zeit für Abschätzung und allmählichen Verkauf gewinnen, aber heute einen gewissen Betrag erhalten kann. Eines besonderen Apparates zur Erfassung dieser Gegenstände bedarf es nicht. Es müssen Verzeichnisse oder Bestandsaufnahmen vorhanden sein, und davon, daß die Länder diesen ihnen zugefallenen Teil des Staatsvermögen ganz oder teilweise veräußert haben, ist bisher nichts bekannt.

Hier finden sich also Vermögensobjekte, die einen hohen Wert repräsentieren, die sofort erfaßbar sind, für deren Erfassung es keines besonderen Apparates bedarf und deren etwaiger Verlust für das Deutsche Reich keine Einbuße an produktiven, ethischen oder kulturellen Momenten bedeuten würde, denn selbst derjenige, der die Monarchie zurückwünschen sollte, wird schwerlich den in Rede stehenden Sachen eine historische Bedeutung beimessen können.

Erforderlich ist nur, daß sämtliche Länder bereit sind, die Kronjuwelen der erwähnten Art dem Reiche zur Verfügung zu stellen, und daß alle Länder sämtliche derartigen Gegenstände darbringen, ohne Rücksicht darauf, ob das eine mehr oder das andere weniger geben kann.

Der Umstand, daß nach dem Versailler Friedensvertrag der gesamte gegenwärtige und zukünftige Besitz des Deutschen Reiches und der Bundesstaaten in erster Linie für die Reparationsschuld haftet, dürfte keine Schwierigkeiten bereiten. Zunächst glaube ich, daß es wohl möglich wäre, die Zustimmung der Reparations-Kommission, falls man eine solche einholen will, für Verpfändung der Kronjuwelen zu erhalten. Ferner würde es auch dem Interesse des Deutschen Reiches und der Länder entsprechen, diese unproduktiven Gegenstände zu verwerten, selbst wenn die dadurch erzielten Gelder zu einem größeren oder geringeren Teil zur Verringeruung der Reparationsschulden verwendet werden sollten.

Es sind somit Wertgegenstände vorhanden, die sofort ohne irgendwelchen Schaden erfaßbar sind, deren Wert eine bedeutende Unterstützung der Reichsfinanzen bedeuten würde, und welche heutzutage nicht einmal ihre ursprüngliche Bestimmung, nämlich bei Festlichkeiten von regierenden Familienmitgliedern getragen zu werden, erfüllen können. Auf Grund dieser Erwägung habe ich geglaubt, den vorstehenden Gedanken der Zentrumsfraktion unterbreiten zu dürfen, und stelle ergebenst anheim, im geeignet erscheinenden Falle seine Durchführung bei der Reichsregierung zu bewirken.

Charlottenburg, 29. September 1923.

gez.: Frhr. v. Rechenberg.

DAS TAGEBUCH NIKOLAUS' II.

In diesen Tagen erscheint im „Slowo"-Verlag, Berlin, in russischer Sprache das Tagebuch Nikolaus' II. Es berichtet über die Zeit von 1884—1906. Im Laufe von elf Jahren verging kein Tag, an dem der letzte Zar Rußlands nicht seine Bemerkungen über die Tagesereignisse eingetragen hätte. Das Tagebuch bezieht sich hauptsächlich auf das Privatleben des Zaren. Die politischen Vorgänge, die anscheinbar den Zaren viel weniger interessierten als Jagd, Sport und gutes Essen, werden nur nebenbei erwähnt. Trotzdem sind die Aufzeichnungen von größtem Interesse, da sie einen Einblick in die politischen Begebenheiten jener Zeit in Rußland gewähren.

Das Tagebuch ist jedoch auch deswegen von Bedeutung, weil es von neuem das bestätigt, was man früher mehr geahnt und gefühlt hat, als daß man es behaupten konnte. Die Aufzeichnungen zeugen nämlich von einer politischen Minderwertigkeit des Zaren, der — durch das Schicksal auf einen so verantwortungsvollen Posten gesetzt — wenig, oder richtiger gesagt: absolut kein Verständnis für die folgenschweren politischen Ereignisse in seinem Lande hatte. An dem Tage, wo sich bedeutende politische Dinge abspielten, erwähnt er sie kurz und schreibt dann Bemerkungen, wie z. B.: „Spazierte mit Alix, las den ganzen Tag", oder „der Morgen war sonnig, ein gutes Omen; Mama frühstückte bei uns."

Für viele Russen, die heute noch auf die Wiederherstellung der alten Monarchie hinarbeiten, ist dieses Tagebuch bestimmt ein Schlag ins Gesicht, da das Ansehen der Monarchie durch diese Aufzeichnungen des „Mannes von Gottes Gnaden" schwer geschädigt wird.

Wenn man sie durchblättert, so kommt man zu der Überzeugung, daß der letzte Herrscher aller Reußen zwar ein guter Ehemann, Vater und Sportler war, aber ein sehr schlechter Zar. Außerdem wird es klar und deutlich, daß Zar Nikolaus II., im Gegensatz zu den Gerüchten, die in Rußland kursierten, ein absolut reaktionärer Mann war. Man lese nur seine Aufzeichnungen, die sich auf die revolutionäre Zeit von 1905—1906 beziehen. Da hat man das Bild eines typischen Obersten vor sich, der in Entzücken gerät, wenn irgend ein Leutnant mit fester Hand die Unruhen unterdrückt und ohne Gericht Erschießungen vornehmen läßt.

Am 17. Oktober 1905, dem Tage, an dem der Zar das berühmte Manifest über die Gewährung von Freiheiten und die Einführung des Parlamentarismus in Rußland erließ, schreibt er: „Der Kopf ist schwer geworden, und die Gedanken beginnen sich zu verwirren." Dagegen ein Jahr später, als die Reaktion gesiegt hat, heißt es: „Der Jahrestag des Zusammenbruches und der schweren Stunden des vorigen Jahres! Gott sei Dank, daß dies alles vorüber ist."

Das Begehren des Volkes, dem selbstherrlichen Regime ein Ende zu machen und zu normalen demokratischen Verfassungszuständen zu gelangen, betrachtet der Zar als Auflehnung.

Als die Duma, wie sich der Zar auszudrücken beliebt, „geschlossen“ wird, bekommt er keine Kopfschmerzen, im Gegenteil, er schreibt: „Bis zum Abend habe ich mich ruhig beschäftigt.“

Für den deutschen Leser wird es von ganz besonderem Interesse sein, über die persönlichen Beziehungen zwischen dem Zaren Nikolaus II. und Kaiser Wilhelms II. etwas zu erfahren. Die kurzen Notizen, die sich darüber im Tagebuch finden, zeigen deutlich, daß der Zar keine große Neigung für den deutschen Kaiser hatte. So schreibt er u. a.: „Empfing den Fürsten Hohenlohe, den deutschen Kanzler, empfing auch den Flügeladjutanten des deutschen Kaisers, Moltke, mit einem Brief und einem Bild von dem mir langweiligen Wilhelm. Onkel Wladimir kam zum Tee. Wir unterhielten uns über den Inhalt des Briefes von Wilhelm.“

Ein andermal bemerkt der Zar: „Onkel Mischa ist aus dem Auslande zurückgekehrt und brachte mir wieder einen Brief von Wilhelm. Nach dem Tee las ich, und dann bemühte ich mich, eine Antwort an Wilhelm zu entwerfen, eine ganz unangenehme Beschäftigung, wo so viel Arbeit ist und dabei viel wichtigere.“

Zum Schluß wollen wir, bevor wir zu einer zusammenhängenden Wiedergabe der Auszüge schreiten, noch aus dem Inhalt des Tagebuches eine Notiz herausgreifen, die für die Geschichte des Weltkrieges von Bedeutung ist. Am 23. März 1904 notiert nämlich der Zar: „Nach dem Frühstück empfing ich Herrn Protasow und unseren Militärattaché in Wien, Woronin. Diesem ist es geglückt, den ausführlichen Plan der Mobilisierung und der Konzentration der gesamten österreichischen Armee zu bekommen.“ *M. Smilg-Benario.*

Auszüge aus dem Tagebuch Nikolaus' II.

Der Russisch-Japanische Krieg (1904—05).

Am 15. Januar 1904 (alten Stils) schreibt der Zar in seinem Tagebuch:

„Frühmorgens fand bei mir eine Konferenz über die japanische Frage statt. Es wurde beschlossen, daß wir nicht als erste beginnen. Es haben gefrühstückt Olga und Petja. Empfing lange die Gouverneure. Den ganzen Tag waren wir in gehobener Stimmung. Um 8 Uhr fuhren wir ins Theater. Es wurde „Rusalka“ gegeben. Es war sehr schön. Abends heimgekehrt, erhielt ich von Admiral Alexejew ein Telegramm mit der Mitteilung, daß in dieser Nacht japanische Torpedoboote unsere Flotte in Port Arthur angegriffen haben. Einige unserer Schiffe haben Treffer erhalten, und das alles ohne Kriegserklärung. Gott stehe uns bei!“

17. Januar 1904:

„Morgens kam ein anderes Telegramm mit der Mitteilung über die Beschießung von Port Arthur. Unsere Verluste sind gering. Auf dem Rückweg überall brausende Hochrufe. Überhaupt von allen Seiten Zeichen einer großen Begeisterung und Empörung gegen die japanische Frechheit. Mama blieb bei uns den ganzen Tag. Nach

dem Mittagessen kamen zu uns Nikolascha und Stana. (Großfürst Nikolai Nikolajewitsch und seine Frau).

15. Juli 1904:

„Am Morgen wurde mir die Nachricht über die Ermordung Plehwes gebracht. Es sind dabei auch einige Personen ermordet und verwundet worden. In dem guten Plehwe habe ich einen Freund und einen unersetzlichen Minister verloren. Gott sucht uns in seinem Zorne heim. Sein Wille geschehe. Sind spazieren gegangen mit Mama. Fuhr dann mit Mischa (des Zaren Bruder) auf dem Meer. Aßen Mittag auf dem Balkon. Es war ein wunderbarer Abend."

Den 30. Juli:

„Ein großer feierlicher Tag, an welchem uns offenbar die Güte Gottes zuteil wurde. Um 1 Uhr gebar Alix einen Sohn, dem man den Namen Alexy gab. Ich finde keine Worte, um Gott zu danken für den Trost, den er uns in dieser schweren Zeit gesandt hat."

Den 10. Oktober:

„Habe beschlossen, Kuropatkin zum Oberbefehlshaber im fernen Osten zu ernennen, wobei ich Alexejew seines Amtes enthoben habe. Einen schweren inneren Kampf habe ich durchgemacht, bevor ich zu diesem Entschlusse gekommen bin."

Die Übergabe von Port Arthur machte auf den Zaren einen erschütternden Eindruck. Er schreibt darüber am 21. September 1905:

„Ich erhielt in der Nacht die erschütternde Nachricht von Stoeßel über die Übergabe von Port Arthur wegen der großen Verluste und der Epidemien, die in den Garnisonen ausgebrochen sind. Es ist schwer und tut weh, obwohl dieses Ereignis vorherzusehen war. Das Wetter ist klar, 10 Grad Frost, jedoch starker Wind, am Abend war Sturm."

Der Zwischenfall in Hull (Oktober 1904).

Über den Zwischenfall in Hull, bei welchem bekanntlich russische Kriegsschiffe auf englische Fischerboote geschossen haben, schreibt der Zar:

Den 12. Oktober:

„Die Telegramme berichteten ausführlich über die Beschießung englischer Fischerboote bei der Doggerbank an der Nordsee durch unsere Flotte. Es ist peinlich, keine genauen Nachrichten zu haben. Vor dem Empfang spazierte ich. Nach dem Frühstück hatte eine längere Unterhaltung mit Obolenski (Generalgouverneur von Finnland) stattgefunden. Den Abend verbrachten wir zusammen mit Alix."

15. Oktober:

„Um 12 Uhr war bei mir eine kurze Konferenz, an der Onkel Alexej, Lamsdorf und General Avelan teilgenommen haben. Wir berieten über das freche Benehmen Englands und die Maßnahmen, die man treffen muß. Onkel Alexej frühstückte mit uns. Das Wetter war warm, und ich fuhr mit Alix spazieren. Dann ging ich noch zu Fuß, abends las und schrieb ich."

16. Oktober:

„Das von uns gestern an England entsandte Angebot wegen die Übermittlung der Angelegenheit, über die Schießerei in der Nord-

see, an das Tribunal im Haag, hat seine Wirkung gehabt. Unsere elenden Feinde haben sofort ihren Hochmut fallen lassen und haben sich mit unserem Angebot einverstanden erklärt. Es war sehr warm und regnete. Ich ging spazieren, dann habe ich viel gearbeitet. Den Abend verbrachten wir zusammen."

Das Revolutionsjahr 1905.

Das Jahr 1905 war reich an inneren Stürmen für Rußland. Im Februar wurde der Großfürst Sergej Alexandrowitsch ermordet; vom Kriegsschauplatz kamen die traurigen Nachrichten über die schrecklichen Niederlagen bei Mukden und bei Tschuschima. Es ging über das ganze Land eine Welle von Unruhen, deren Folge das Manifest vom Oktober 1905 war.

Über die blutigen Ereignisse Anfang Januar in Petersburg und den „blutigen Sonntag" vom 9. Januar schreibt der Zar folgendes:

Den 8. Januar:

„Ein klarer frostiger Tag, es war viel Arbeit. Beim Frühstück war Fredericks anwesend, bin viel spazieren gegangen. Seit dem gestrigen Tage streiken in Petersburg alle Fabriken. Aus den Vororten sind zur Verstärkung der Garnison Truppen eingefordert worden. Die Arbeiter benehmen sich vorläufig ruhig. An ihrer Spitze steht ein Geistlicher — Sozialist namens Gapon."

Den 9. Januar:

„Ein schwerer Tag. In Petersburg entstanden ernste Unruhen wegen der Absicht der Arbeiter, das Winterpalais zu erreichen. Die Truppen mußten in verschiedenen Teilen der Stadt schießen. Es gab eine Anzahl Tote und Verwundete. Wie schwer und traurig das alles ist. Mama kam zu uns aus der Stadt. Wir frühstückten alle zusammen. Ich spazierte mit Mischa (Bruder des Zaren)."

Den 10. Januar:

„Besonderes ereignete sich nicht mehr in der Stadt. Onkel Alexej frühstückte bei uns. Ich empfing eine Deputation der Uralkosaken, die Kaviar mitbrachten. Ich ging spazieren und trank dann Tee bei Mama. Zur Unterdrückung der Unruhen in Petersburg habe ich beschlossen, Trepow zum Generalgouverneur zu ernennen. Abends fand bei mir über diese Angelegenheit eine Konferenz statt."

Über die Ereignisse, die dem Manifest vom 17. Oktober vorhergingen, notiert der Zar:

Den 15. Oktober:

„Ein beschäftigungsreicher Tag. Morgens kam Nikolascha (der Großfürst Nikolei Nikolajewitsch); hatte mit ihm, Witte, Richter und Fredericks eine längere Konferenz über die Frage der Reformen. Die Konferenz dauerte bis 5 Uhr. Wir sind zusammen spazieren gegangen, der Tag war warm."

Den 16. Oktober:

„Der Tag war gra und ruhig. Nach dem Frühstück saß ich zu Hause mit Fredericks und Budberg. Wir veränderten zusammen den Text des Manifestes. Spazierte mit Alix, las den ganzen Abend."

Den 17. Oktober:

„Um 10 Uhr morgens fuhren wir nach den Kasernen des Leibregimentes, wo eine Messe stattfand. Beim Frühstück war Nikolascha. Wir unterhielten uns und warteten auf Witte. Um 5 Uhr unterzeichnete ich das Manifest. Nach einem solchen Tag ist der Kopf schwer geworden, und die Gedanken beginnen sich zu verwirren. Möge Gott uns helfen und Rußland beruhigen."

Den 18. Oktober:

„Heute ist die Stimmung besser, nachdem der Entschluß gefaßt wurde. Der Morgen war sonnig und freundlich. Ein gutes Omen! Bis zum Frühstück hatte ich Empfänge. Dann spazierten wir etwas zu zweien. Den ganzen Abend las ich, erhielt eine Menge von Telegrammen."

Die Reaktion im Jahre 1906 wirkte auf die Psyche des Zaren. So schreibt er z. B. auf eine Mitteilung des Oberfehlshabers im fernen Osten, Generals Linewitsch, über Verhaftungen von 14 Anarchisten in der Armee: „Hoffentlich werden sie aufgehängt."

Als ihm der Generalgouverneur im Baltenlande telegraphisch darum gebeten hatte, auf den Leutnant Richter, der während der Unterdrückung der Unruhen ohne jedes Gericht Erschießungen vorgenommen hatte, einzuwirken, machte der Zar die Randbemerkung: „Das ist ein wackerer Mann."

Am Tage der Auflösung der Duma schreibt der Zar am 8. Juli:

„Ein vielbeschäftigter Tag, der mich an die Tage erinnert, die dem 17. Oktober vorangingen. Des Morgens war Empfang. Von 5 bis 6 Uhr unterhielt ich mich mit Goremykin, der abdankt, und mit Stolypin, der zum Ministerpräsidenten ernannt wird. Wir aßen zusammen Mittag auf dem Balkon, abends habe ich gelesen."

Den 9. Juli:

„Es ist vollbracht! Die Duma ist geschlossen. Beim Frühstück habe ich bei vielen lange Gesichter gesehen. Am Tage wurde das Manifest zusammengestellt und unterschrieben. Ich unterzeichnete es gegen 6 Uhr. Das Wetter war wunderschön. Bis zum späten Abend habe ich mich ruhig beschäftigt, fuhr dann etwas Boot."

Verlobung und Ehe.

Den 5. April 1894:

„Gott im Himmel, was heute für ein Tag ist! Nach dem Kaffee um zirka 10 Uhr kamen wir in die Zimmer von Erni und Alix. Sie ist wunderbar schön geworden, sah aber außerordentlich traurig aus. Man ließ uns zu zweien, und da begann unter uns jenes Gespräch, das ich so sehr wünschte und vor dem ich so sehr bange war. Wir unterhielten uns bis 12 Uhr, doch erfolglos. Sie widersetzte sich die ganze Zeit dem Übertritt in unsere Religion. Die Arme hat viel geweint. Doch auseinander gingen wir ruhig. Ich bin müde vom heutigen Tage."

Den 6. April:

„Nach dem Spaziergang ging ich nach Hause und trank Kaffee. Später kam Alix. Ich sprach nicht über das gestrige Thema und freute mich, daß sie mich sehen und sich mit mir unterhalten wollte.

Nachmittags zogen wir die preußische Uniform an und begaben uns auf die Station, um Wilhelm zu erwarten. Er kam um 6 Uhr."

Den 8. April:

„Ein wunderbarer, unvergeßlicher Tag in meinem Leben. Der Tag meiner Verlobung mit der teuren und lieben Alix. Nach 10 Uhr kam sie zur Tante Michen (Großfürstin Maria Pawlowna), und nach der Unterredung mit ihr haben wir miteinander gesprochen. Um Gottes Willen, welche Last ist von meinen Schultern genommen, welche Freude konnte ich dem teuren Vater und der teuren Mutter bereiten. Ich ging den ganzen Tag wie im Taumel und war nicht ganz dessen bewußt, was mit mir eigentlich vorging. Wilhelm saß im Nebenzimmer und wartete das Ende unseres Gespräches ab. Sofort ging ich mit Alix zur Königin Viktoria und dann zur Tante Maria, wo sich die ganze Familie abküßte."

Über sein eheliches Glück finden wir unter anderem folgende Aufzeichnung:

Den 15. März 1895:

„Bin spät aufgestanden, so daß ich meinen Morgenspaziergang kürzen mußte. Alix fühlte sich den ganzen Tag nicht wohl und lag im Zimmer auf dem Divan. Wir fuhren zusammen durch den Park. Es war ein klarer Tag, doch etwas kalt. Nach dem Tee habe ich Mama einen ausführlichen Brief geschrieben und las dann noch lange. Wir aßen Mittag um 8 Uhr und saßen beisammen in meinem Kabinett. Ich habe laut gelesen; ich kann es nicht ausdrücken, wie glücklich ich bin in diesen ruhigen, stillen Abenden, wo ich Hand in Hand mit meiner inniggeliebten Frau sitze. Mein Herz wendet sich ganz von selbst zu Gott mit Dank dafür, daß er mir ein solch grenzenloses Glück auf dieser Erde gegeben hat."

Den 8. April:

„Der Jahrestag unserer Verlobung! Niemals im Leben werde ich diesen Tag in Coburg vergessen, wie ich an diesem Tage unsagbar glücklich war. Ein wunderbar unvergeßlicher Tag. Wir sind zusammen spazieren gegangen, das Wetter war wie gestern. Die arme Alix hatte Kopfschmerzen. Sie mußte sich hinlegen, ich arbeitete im Garten und fuhr Rad."

Im Jahre 1895 wurde dem Zaren eine Tochter geboren. Darüber heißt es:

Den 3. November:

„Ein Tag, den ich nie vergessen werde, an dem ich viel gelitten habe! Schon um 1 Uhr in der Nacht haben bei der armen Alix Wehen begonnen, die ihr nicht die Möglichkeit gaben, zu schlafen. Den ganzen Tag lag sie im Bett und litt vor Schmerzen. Die Arme. Ich konnte nicht gleichgültig auf sie sehen. Punkt 9 Uhr hörten wir das Geschrei des Kindes, und war alle atmeten frei auf. Die uns von Gott gesandte Tochter nannten wir Olga. Als alle Aufregung vorbei war, überkam mich ein wonniger Zustand bei dem Gedanken an das, was sich ereignete. Gott sei Dank, Alix hatte die Geburt gut überstanden und fühlte sich abends frisch. Spät abends aß ich mit Mama, und als ich schlafen ging, schlief ich sofort ein."

HEINRICH EDUARD JACOB · UNTERGANG VON DREIZEHN MUSIKLEHRERN.

(1. Fortsetzung)

II.

Bauch und Brust, ohne Übergang eine schmalgedrückte, zylindrische Walze, waren wie eine Bahnhofsanlage mit Hebeln, Signalen und Weichen bedeckt, die den Ton hin und herleiten mußten. Dieses vom Hauche noch warme Stellwerk gebot über Mißlaut, Wohllaut und Schweigen. Es war gut, es war logisch und klar gebaut wie eine jahrhundertalte Erfahrung, die im Grunde nicht ängstigen konnte.

Gewiß: noch bestand auch die Möglichkeit, daß dieses Bild eine Uhrkette war, die, vom obersten Westenknopf bis zum untersten durchgewunden, eine Herde Berlocks und Münzen trug. Doch Koerber mußte sich eingestehen, daß diese Möglichkeit nicht sehr groß war. Würde ein Mensch, mitten in Berlin, sich so jahrmarktmäßig behängen? Das andere war wahrscheinlicher — und auch schöner. Er dachte grimmig: „Allerhand! Ist ja allerhand! Sjallerhand!" warf seinen Arm in den des geisterleichten Fremden und ging, fast wie ein Cello summend, in tiefen Passagen über den Damm.

Der Allasch — doppeltes Gespann — war bald getrunken. Er schmeckte flau.

Ein fetter, weißer Curaçao, der zwischen den dunkelroten Kapuzen zweier Cherry-Brandy stand, stellte das Gleichgewicht wieder her. Ein gelber Chor von Benedictinern, nach Kerzenlicht und frommer Hitze duftend, war schachbrettartig geordnet gegen einen Kiefernwald von kaltem, grünen Pfefferminz. Planvoll wurden sie ausgerodet, Mönche und Bäume. Ihr Lebenshauch wanderte in den Gaumen der Trinker.

Sie tranken stumm, ingrimmig, verbissen. Sie warfen die Schnäpse sich in den Hals mit der Geste von Feuerwehrmännern, die etwas löschen. Dann wieder schien es, als ob sie selber Brandstifter wären — als ob die grünen und roten Strahlen, die aus den kleinen Spitzgläsern zuckten, die Flamme unter dem Gaumen ernährten. Koerbers Hand, auf der noch ein Ring saß, fuhr immer wieder auf das Tablett in die bengalischen Kristalle und bunkerte die scharfe Brennkraft in seine Eingeweide ein. Er rauchte, leuchtete vor Schweiß.

Die Klarinette, die maßlos trank, blickte noch immer ausdrucksfern aus unveränderten Augenstrichen. Nur ihre Stimme, gebeizt und klar, klang tiefer, klagte wie Englisch Horn.

„Wissen Sie, daß auch Groß-Trällersdorf mir schließlich abgeschrieben hatte? Nach Bad Neuberg und Buchenau der letzte Unterschlupf für den Sommer, mit etwas Milch, Gemüse und Eiern. Sie könnten nicht, schrieb Buchenau. Es ginge nicht mehr mit der

Kurkapelle. Es rentierte sich nicht mehr, den Gästen zu fiedeln und vorzublasen, die mit dem Brunnenglas an der Brust zwischen den Hecken umherspazierten . . . Armes Neuberg und Buchenau! Keine „Martha, du entschwandest!“ mehr unter nächtlichen Bogenlampen, keine rollende Wagnermusik, die an die Küste der Buchenzweige ebbt und brandet. Stummnis . . . Schweigen.“

Ein tiefes B, von langer Süße, aufzitternd wie ein Sternenblick, blieb windumschlungen und einsam stehen. Auf das eigene Sterben wartend, lockte es Sterbliche zu Tränen.

Dann, umklappend, aufdringlich wie ein Fagott:

„Da hab' ich das Ding zum Althändler getragen . . . gestern Abend! Ich hatte genug. Erst wollt' er's nicht nehmen. „Bis einer kommt,“ sagte er, „der's spielen kann, das mag lang' dauern.“ Ich grinste: Ob ich's abwracken solle? Ob er das Holz, die Metallplatten einzeln wolle — und fing an es gegen die Wand zu schlagen. Da bekam er den Schrecken und kaufte mir's weg.“

Koerber blickte zur Decke auf. Von trockener Hitze emporgetragen, lebte er montgolfièrisch hin in einem Medium von neuer Wahrheit, das anders aussah, anders glühte, als das Reich der Wahrscheinlichkeit. Er begriff alles. Nichts nahm ihn wunder. Die Harmonie der Tatsachen, auch der widerstrebenden, war gläsern übereinander gebaut wie ein Kontrapunkt.

Ja, er begriff: Ein Mensch, wie er selber, hatte gestern sein teuerstes zum Trödler getragen, die Klarinette, mit der er ein Menschenalter verwachsen, verlobt, verschwistert, verschworen war. Das war eine Tatsache — sicherlich. Aber man kann ja nicht von sich abtun, was einem selber Arm und Bein ist, man kann vor allem das nicht veräußern, was einem selber innen ist, man kann die eigene Lungenwand nicht aus dem eigenen Munde stülpen und auf dem Markt als Sack verkaufen, ohne zu sterben. Auch dies war ein Faktum. Und dieses Faktum mußte besagen, daß der Nachbar sich noch besaß, daß er das Instrument noch besaß, daß er nicht verkauft hatte, was ihm atmende Luftröhre war. Da aber oberhalb dieser Wahrheit, eine einige Linien höher geschrieben, auch noch die erste Wahrheit bestand, daß er beim Trödler gewesen war und diese Schnäpse erhandelt hatte — so schob sich als dritte Wahrheit ein: daß er bereits gestorben sein müsse. Daß er als Jenseitiger hier säße, schwerlos, entkörpert, eine Seele — geformt nach dem Bilde des innersten Guten, des innersten Müssens: der Klarinette! So war's! — Wahrscheinlich sah nur eins aus — aber für wahr galten alle drei. Alles dies wogte nebeneinander, aufeinander, ineinander, kantenlos, in großen Spiralen, tragisch und reich, wie ein Kontrapunkt.

Wie ein dreifacher Kontrapunkt.

Tragisch und reich ward auch Koerber zumute, wie er den Bändern des Schicksals zusah. Roter und grüner Widerschein der

Likörgläser glitt dazwischen und ging als augenblendende Sturzsee zuweilen über seine Gedanken. Schicksal! War es nicht auch das seine? Verkaufen, Entäußern, Forttragen, Geben, immer fort, bis am letzten Ende nur das nackte Ich noch da war — daß Ich in Gestalt einer rotbraunen Geige. Er ahnte: wenn man ihn skelettierte, würde er eine Geige sein. . . . Aber es gab ihm einen Ruck. Er wußte, soweit war es noch nicht. Himmel — war heute nicht Sonnabend? Seine Violine hing bei der Geheimrätin Rakenius. Die Stunde wartete auf ihn.

Er stellte die Füße, die wagrecht schwebten, mit auf den Bartisch genagelten Hacken, mühselig auf die Erde nieder. Die Linoleumdecke schwankte wie der Boden einer Kabine, und an den Meridianen der Stube klatschte und saugte es wie von Wasser. Es war ,als ob draußen die See sich gegen ein schiefes Bullauge lehne.

„Leben Sie wohl!" rief er angestrengt. „Mich ruft die Pflicht! Ich muß Stunde geben."

„Aber nicht doch, nicht doch, mein Bester!" klang es mit elegischer Milde. „Was wollen Sie bei Rakenius? Die Frau Geheimrat hat abgeschrieben!"

„Hat abgeschrieben?" stockte Koerber. Die Lichter der Bar begannen zu schweben wie kardanische Schiffslampen — wie große langsame Gestirne, elliptisch, unabänderlich.

„Ja, sehen Sie denn nicht auf Ihrem Schreibtisch den Brief, den Scheide-- den Absagebrief?"

Hergeweht von der Flötenstimme war schon der Brief in Koerbers Hand. Er las ihn. Durch eine Tränenflut drang der Sinn der Buchstaben ein. Seine letzte Privatstunde hin! Unerschwinglich das Honorar für die verarmte Beamtenwitwe. Letzter Marksturz. Kaum Brot erreichbar. Marmelade wie Sehnsuchtstraum. Musik? Ungeheuerlicher Luxus. Nur noch Abends die Sterne betrachten — weil kostenlos. Kein Ideal mehr.

Er schluchzte. Mäanderband des Schicksals. Auch er in den Wellen. Hinunter! Hinab! Unaufhaltsam zur letzten Schleuse: wo man, im Tod, Violine wurde.

Der Brief — er hielt ihn. Er war kein Lugbild. Er war ja auch lang erwartet worden. Der andere kannte ihn? Destobesser! Die Buchstaben waren öffentlich. Der Untergang der Musikprofession, geheim noch, schon öffentliches Bild. Sichtbarer Schaumspritzer aus dem Kessel, darin das deutsche Leben verdampfte..

Noch einmal las er die Unterschrift — noch einmal wollte er sie lesen „Ihre Sie nie vergessende an die Magie Ihres Bogenstrichs ewigdenkende," ja, — wo war er? Wo war der Wisch, den er eben gehalten? Er stieß sich die Taschen aus und ein. Verschwunden, verzaubert, aufgekichert von den Passagen der Klarinette, zertrillert vom Alkoholschwaden der Bar.

Es machte ja nichts. Was Dokumente — in einer Zeit, die sich selbst Dokument war! Nur sich nicht beschweren mit Gegenständen in letzter Stunde. Die Hände frei! — Koerber lag wehrlos in seinem Stuhl. Er fühlte, wie kreiselnde Untergangsstrudel das Fleisch von seinen Rippen schälten, wie er, schon duftend von mattem Lack, leicht, ohne Ich, in den Polstern lehnte. Mit seinem offenen Saitensystem spielte die Luft; sehr leise Töne quollen unablässig empor; nie Ruhe; ihnen nachzulauschen, erforderte ein ganzes Leben, ein ganzes Ich. Ein neues Ich, entschiedener, trocken-feuriger, als er je über eines geboten: Koerber fühlte es in sich wachsen. Nur noch Musik war dieses Ich ,nur noch ichlose, lebenslose aber auch sterbenslose Musik. Zugleich eine rasende Leidenschaft, eine die Adern verbrennende Wollust für den Nachbarn. Bei ihm zu lagern, wettspielhaft über ihn hinzuflügeln, mit ihm zu rennen, ihn aufzusaugen, küssetoll von ihm fortzustreichen: voller Verlangen wandte Koerber sich ihm zu. Die Klarinette schauerte leicht wie eine Braut.

„Noch nicht! . . . Nicht hier!“ quoll ihr dunkler Mund.

(Fortsetzung folgt.)

HANS REIMANN

MONUMENTA GERMANIAE

Willi Schäffers

Da kommt er an, mit seinen kleinen Trippelschrittchen, der zarte Schmunzler! Guten Tag, Willi. Weißt du, was „kompakt“ ist? Gewisse Scherzbolde fragen einen manchmal danach, und man antwortet dann stumm, mit wolkig gebauschten Handbewegungen; ohne ein Wort hinzuzusetzen. Nun, Willi, kompakt — das bist du. Aber nur die leibliche Erscheinung. Rumpf, Nacken und Haupt sitzen fest; wie ineinandergelötet. Oder wie bei einem Engerling. Ja, mit einem Engerling hast du sanfte Ähnlichkeit. Und wer dich nicht kennt, wie sollte der wohl ahnen, daß du trotz der Maikäferhaftigkeit ein ebenso verschmitztes wie feines Seelchen hast?

Dennoch: er könnte es ahnen, sobald er dich schmunzeln sieht. Ich hab' dich nie laut lachen hören, und du hast für mich etwas Abgeklärtes, entschuldige. Sogar jetzt, wo ich über dich schreibe, ist mir's, als brächte ich einen Nekrolog auf die Trauerbeine. Versteh' mich nicht falsch. Ich wünsche, daß du uns noch lange Jahre erhalten bleibst. Und du weisest ja auch keinerlei Spuren beginnender Verkalkung auf, du zierlichster aller Kabarettisten.

Nichtwahr, Willi, wir sind uns doch im Klaren, daß es beim deutschen Brettl summa summarum etwa eine Handvoll original schaffender Vortragskünstler gibt, ja? Originaler Vortragskünstler, der Persönlichkeiten sind. Ist doch richtig, gelt? Und zu dieser Handvoll gehörst du.

Der glasklare Hellmuth Krüger gehört zu ihnen (obwohl er so herrlich unschlagfertig ist), und der Lieschen Bendow gehört zu ihnen (obwohl er gelieferte Texte verwendet), und der Walter Mehring gehört zu ihnen (obwohl er etwas zu eisig ist und dennoch dem Publikum Gelegenheit gibt, sich die Finger an ihm zu verbrennen), und der Ringelnatz gehört zu ihnen (obwohl er mir diesen Satz übel nehmen wird), und der Fritz Grünbaum gehört zu ihnen (obwohl er der graziösen Seichtheit zweckentsprechende Tiefen leiht), und der Paul Morgan gehört zu ihnen (obwohl er die Pointen grapscht, wo er sie findet), und der Schipinski gehört zu ihnen (obwohl er ganz kaufmännisch auf Literatur eingestellt ist), und ich gehöre auch zu ihnen (obwohl ich mich vor den Leuten geniere und oft in kindischer Weise beleidigt bin). Und noch ein paar, die mir augenblicklich nicht einfallen.

Aber du bist mir der liebste. Weil du so diskret bist und so delikat und so geschmackvoll. Herr Pachulke in der Loge schert sich den Deibel drum, ob das Bonmot, das du eben unter den Tisch flattern ließest, einem alten Simplizissimus-Heft entstammt oder deinem eigenen Bonmotor. Herr Pachulke hat sich nie mit dem Problem des Schöpferischen befaßt oder mit geistigem Urheberrecht. Wenn ihm der Conférencier vom Podium herab versichert, daß Deutschland ehebaldigst wieder aufgebaut werden müsse hoch da droben und daß nur die Arbeit uns retten könne, so schreit er eben Bravo; zumal die bengalische Beleuchtung und der genossene Schampus die spärlich vorhandene Leidenschaft um fünfzig Prozent verstärken. Er weiß nicht, daß der „conferierende" Humorbeamte einen vom Winkelschriftsteller Schulze gegen bar gelieferten Text auswendig gelernt hat und seit Monaten effektbedacht wiederkäut.

Du bist dir dessen unablässig bewußt, Willi. Und sobald du erfährst, daß dir jemand eine deiner Pointen weggeschnappt hat, verzichtest du lieber selbst dararuf, als daß du dich in den Geruch begibst, einem andern etwas abgelauscht zu haben. Einen Monat lang hab' ich dir zugehört, und nie hast du dich wiederholt. Unerschöpflich im Variieren, bist du jeden Abend neu.

Ich kenne wenig Künstler, die so reich sind, ununterbrochen durch Extempores irgendwelcher Art (und sei es auch nur in der Geste) überraschen zu dürfen. Der größste unter ihnen ist Pallenberg, ein reproduktives und zugleich produzierendes Phänomen. Neben ihm rangiert die unvergleichliche Massary, die man achtmal hintereinander den nämlichen Couplet-Refrain wiederholen hören kann, und immer ist er, obschon bis in die letzte Nuance ausgefeilt und festgelegt, von der vorher gebotenen Fassung verschieden. Auch Niddy Impekoven bringt das Wunder zuwege, einen Tanz so da capo zu bieten, daß er wie just improvisiert wirkt.

Diese Gabe des Modelns und Ummodelns ist dir in hohem Maße zu eigen. Als Schauspieler hast du erschröcklich Schiffbruch ge-

litten. Als Kabarettist bist du für Feinschmecker da. Berlin hat dich bei Nelson schätzen gelernt; in München hast du als spiritus rector der „Bonbonnière“ gewaltet. Im Krieg warst du erfolgloser Landsturmgefreiter mit Boches-Zündung. Es sei verschmerzt. Deine Handschrift ist das Komischeste, was ich je an Schriften erlebt habe: die Tatze einer Knusperhexe aus dem Märchen. Um deine Bibliothek beneide ich dich, wenngleich die meine nicht von schlechten Eltern ist. Einmal war ich Zeuge, wie du ein vergriffenes Exemplar eines bibliophiliströsen Organs im Auto liegen gelassen hattest: der Tag war verloren, unrettbar verloren; nie habe ich einen unglücklicheren Erdenwurm gesehen als dich damals, du Büchernarr. Und Bücherpolyp. Denn du erwirbst deine Bücher nicht, um sie zu besitzen, sondern um sie einzusaugen. Auf der Bühne hab' ich dich als väterlichen Pädagogen würdigen gelernt, der selbst während des Spiels sarkastisch-spitze oder gütig-weise Direktiven erteilt. Du bist gerecht und zuverlässig (im Gegensatz zu mir). Du hilfst gern. Aber du hast keine Ahnung, was ein Reh ist oder ein Schmetterling. Der Wald ist dir fremd und die Wiese. Ich glaube, du hast noch keiner Bachstelze und keinem Eichhörnchen zugeguckt. Nun, das ist deine Sache, und niemand wird dir darob grollen. Ich sage es nur, um dein Charakterbild zu runden und um den Anschein zu vermeiden, als erblickte ich in dir das Necplusultra eines Sterblichen. Das liegt mir fern. Und dir desgleichen.

Auf Wiedersehen, Willi. Verüble mir diesen Hymnus nicht. Ich mußte über dich schreiben. Denn schau: wenn Max Reinhardts Kochfrau Eierkuchen hat anbrennen lassen, spielen die Telegraphendrähte; von dir, Willi, liest man nichts Interessantes in den Gazetten. Du reißest zwar der Welt keine Haxe aus, aber dein bescheidenes Wandeln verdient es, einmal den Mitlebenden zu Bewußtsein gebracht zu werden. Es lebe (freibleibend) die Republik!

„Sonst, wenn uns ein Freund gestorben,
Erbten wir, was er erworben.
Sterbe wer da wolle heuer,
Erbt man nichts als seine Steuer.“

*

„Wie weise man auch sonst den Salomon geachtet,
So hat er doch hierin nicht alles recht betrachtet,
Daß zu der Dinge Zahl, die niemals werden satt,
Die Steuer er nicht auch noch beigesetzet hat.“

Friedrich v. Logau (1654).

GLOSSEN

DIE GROSSEN SYMBOLE

Ruhm und Macht sind angenehme Dinge, und sie bedürfen der äußeren Aufmachung — darüber ist kein Wort zu verlieren.

Das Volk bedarf der Schaustellung wie des täglichen Brotes — da gibt es nichts.

Ich sah eine Photographie, die den denkwürdigen historischen Moment festhielt, da der Sozialistenagitator Mussolini auf der Straße von königlichen Polizisten verhaftet wurde.

Und ich sah viele Photographien der denkwürdigen historischen Aufzüge des Sozialistenfeindes Mussolini. Er selbst hoch zu Roß: schwarzer Herzog und Diktator.

Da wie dort wurde er enthusiastisch gefeiert — zum Teil von den nämlichen, die ihn enthusiastisch gefeiert hatten, als er verhaftet wurde, und die sich nun glücklich priesen, gleich ihm die Besieger und unerbittlichen Feinde ihrer vorgestrigen Vergangenheit zu sein.

Die Liebe höret nimmer auf — nur ihr Gegenstand wechselt.

Und er braucht nicht einmal zu wechseln, wenn er Erfolg hat.

Das sind olle Kamellen, die sich wiederholen, solange es Menschen gibt.

Aber nicht übel ist es doch, sich die Technik zu vergegenwärtigen, mit der die großen Symbole gehandhabt werden.

Denn Technik ist not.

Zugegeben, daß das schwarze Hemd ein glänzender Einfall des Diktators und der altrömische Gruß sogar eine nahezu napoleonische Idee zu nennen ist — wo bleibt aber die Durchschlagskraft beider, wenn man sich vorstellt, wie der schwarze Herzog etwa seine alte Waschfrau — und sie ihn — durch feierliches Ausstrecken des Armes altrömisch begrüßt?

Oder wenn man sich ihn an der Spitze seiner Scharen heftig mit den Beinen strampelnd auf dem Zweirad dächte — oder gar im kritischen Moment, da er infolge eines kleinen Unfalls eben gezwungen wäre, vor der zur Anbetung heranbrausenden Menge die Luftpumpe in Bewegung zu setzen?

Was ist der Mensch!

Aber ich denke, ein impulsives Volk wie das italienische würde auch durch solche Äußerlichkeiten nicht ernüchtert, sondern im Gegenteil dazu gedrängt werden, dem Erwählten seiner Gunst die Luftpumpe anstelle des veralteten Zepters als Symbol seiner Machtstellung aufzuoktroyieren.

Und damit hätte das Volk denn abermals gesiegt, und alles wäre in bester Ordnung. *Peter Scher.*

———

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

Brief an Thomas Wehrlin

Ihnen, Herr Thomas Wehrlin, wird auf Ihren Brief (in Nr. 39) vielleicht „Herr" Radek persönlich antworten. Aber ich möchte auch gern zu einigen Bemerkungen von Ihnen etwas sagen, um so lieber, als ich kein führender deutscher Kommunist

bin. Sie beklagen den Mangel an Köpfen. Abgesehen davon, daß sich manche der deutschen kommunistischen Führer noch immerhin neben verschiedenen Größen der heutigen Tagespolitik sehen lassen können, Menschen, die eine kompromißlosere Vergangenheit haben als die, die heute sozusagen regieren, abgesehen davon, daß die künftigen Volkskommissare nicht gerade aus dem Deutschen Reichstag kommen werden, haben Sie eines vergessen. Daß die kommunistische Partei, d. h. das revolutionäre Proletariat, Führer gehabt hat, gegen die ein Ebert eben ein Ebert und ein Noske ein Noske ist — und daß diese Führer unter Duldung und auch Anstiftung der deutschen Intellektuellen systematisch abgeschlachtet wurden. Glauben Sie, daß wir dann die paar wenigen, die wir noch besitzen, in den deutschen — Reichstag entsenden werden? Dafür ist uns ein Levi schlecht genug. Und von Wilhelm Herzog und anderen Literaten und Advokaten war nie die Rede. Wenn Sie Marxist wären, wüßten Sie, daß dieser Schnittlauch bei allen Bewegungen, die Konjunktur versprechen, sehr billig zu haben ist, daß man eine Bewegung wie den Kommunismus nie und nimmermehr nach seinen Mitläufern — und liefen sie auch eine Zeitlang an der Spitze — werten kann. Auch Radek — und das weiß er besser als mancher von uns — dünkt sich immer nur Exponent, nie Träger der Bewegung, der er d i e n t. Wir gehen in den Kampf mit jener Gefaßtheit und inneren Heiterkeit, die aus den letzten Worten einer Rosa, eines Karl, eines Eugen Leviné, eines Hölz spricht, und wir wissen, daß eine Bewegung, die solche Wort- und Wegführer hat, stärker und größer ist als all das, was heute in Deutschland koaliert.

Und nun zur Sache selbst. Deutschland ist eine Kolonie. Dies als Voraussetzung, die Sie vielleicht nicht einmal teilen. Ob nun von Morgans, Rockefellers oder Stinnes-Lubersacs Gnaden, ist gleichgültig. Wollen wir nun eine Kolonie des Westweltkapitals bleiben oder eine Provinz oder Bundesstaat der Sozialistischen Sowjetrepubliken werden? Mit dem Sitz der Regierung in Moskau, die unsere außenpolitischen Konflikte zu liquidieren hätte? Tschitscherin oder — — Stresemann, ist h i e r keine Frage. Wie hierüber das deutsche Volk entscheiden wird, durch Volksentscheid oder Diktatur, hängt von ihm selbst ab. Klar ist, daß dieser Stein nur von einer Arbeiterregierung ins Rollen gebracht werden kann. Der Kernpunkt der deutschen Krise ist die Beamten- und die Bauernfrage. Können wir von den fünf Millionen sehr geduldigen und ziemlich gewissenhaften Tiern, species „actuarius germanicus“ viereinhalb nach Rußland werfen, wo sie, gebildet und gesittet, dringend gebraucht werden, und werden dafür die deutschen Arbeiter und ihre Angehörigen von den russischen Kornkammern ernährt, dann sind die wichtigsten Fragen gelöst. Deutschlands Industrieprole-

tariat wird im Lande gebraucht, einige Kategorien Spezialisten wird Rußland trotz Arbeitslosigkeit gut brauchen können. Das Landproletariat wird auf den enteigneten Domänen besser und lieber arbeiten als heute. Und die — soziologisch überflüssigste Schicht der Welt, das Beamten- und Offizierstum, wird in Rußland mit offenen Armen aufgenommen werden. Bleiben die Literaten. Nun, ich für meinen Teil bin lieber Arbeitsschullehrer in Rußland als Volkskomissar für Erziehung in Deutschland, und ich kenne manche Freunde, die jetzt russisch lernen und nicht Volkskommissarlisten und Programme aufstellen.

Nehmen Sie bitte diesen impulsiven Brief einem jungen Studenten und Angestellten nicht übel.

Mit Gruß

Peter Michael Gross.

2.

Der andere Arnold.

Sie waren so freundlich, im „T.-B.“ (Nr. 40) einen Akt aus der R e v u e von K a r l A r n o l d und mir abzudrucken. Nun sehe ich aus Zuschriften, daß die Verwechslung des an erster Stelle genannten Autors mit einem Bühnenschriftsteller Arnold nicht ausgeschlossen ist, und ich möchte Sie bitten, ausdrücklich festzustellen, daß es sich bei unserer Revue um den bekannten Zeichner Karl Arnold handelt.

Peter Scher.

FILM

Der Kaufmann von Venedig.

P. P. Felner hatte den Ehrgeiz, alle historischen Filme des letzten Jahrfünfts zu schlagen. Er kommt zu spät. Er ist der Letzte: der letzte, der sowas riskiert, und der Letzte an Qualität. P. P. Felner kalkulierte: erstens ein massen- und pompstrotzender Renaissance-Film; zweitens ein Stoff von Shakespeare (gratis); drittens Venedig in natura, — das ist nicht zu überbieten. Und ist nun nicht zu überbieten an Belanglosigkeit. Daß P. P. Felner den Shakespeare-Stoff frei verarbeitet (unter Zuhilfenahme von Shakespeares Quellen und eigenen Zutaten) ist vernünftig, daß er diesen Stoff aber ohne Kenntnis der Filmdynamik verhunzt, ist unverzeihlich. Daß er Venedig selbst mit Kanälen, Palästen, Plätzen, Gondeln, Inseln und Meer zuhilfe nahm, ist löblich; daß er mit diesen Original-Kulissen so wenig anzufangen wußte, ist unbegreiflich. Lieber Venedig an der Havel in kleinen Ausschnitten aufgebaut und in schönen Bildern gezeigt, als solche wirkungslose Wirklichkeits-Photographien. Daß er viel Geld, Menschenmassen und Kostüme verschwendet, ist berechtigt, wenn damit große Wirkungen erreicht werden; aber diese menschen-wimmelnden Szenen auf dem Rialto, beim großen Maskenfest, beim Dogenaufzug sind ohne Sinn für Bewegung gedreht. In einigen Szenen sieht man sogar kolorierte Lampions und Blumen, sodaß einem dieser Kitsch die entsetzten Augen zuklebt. In großen Architekturen zu schwelgen, ist dem großen Regisseur erlaubt; Felner aber ließ einen Gerichtssaal bauen, in dem der Doge und fern von ihm Porzia so hoch und weit über Shylock tronen, daß man diesen wackeren Leuten, zum Zweck der Verständigung, hätte die

Megaphone der Filmregisseure leihen müssen.

Man ist es den besseren Filmen schuldig, zu erklären, daß dieser Kostümfilm ohne Kultur, ohne Bildgefühl, ohne Temperament, mit kalter, trockener Hand gemacht ist... Trübes, schwaches, spätes Meiningertum verendet hier vor unseren Augen, um hoffentlich nimmermehr gesehen zu werden. Die Filmtitel waren in einem altertümlich sein sollenden falschen Deutsch abgefaßt, als ob Shylock selbst sie hingemauschelt hätte, um sich an seinem Verstümmler zu rächen.

P. P. Felner engagierte vortreffliche Schauspieler (Krauss, Steinrück, Tiedtke, Brausewetter, die Richard), oder zumindest beliebte Schauspieler (Henny Porten und Harry Liedtke); aber er erarbeitete trotz dieses Aufgebots in allen acht Akten nicht eine einzige schauspielerisch geglückte Szene. Selbst Krauss bleibt kühl wie sein Regisseur und begnügt sich mit einigen äußerlichen großen Gebärden als Überbleibsel seiner grandiosen Shylockfigur aus dem Großen Schauspielhaus. Henny Porten, die übersichere, war hilflos wie eine Filmnovize, und Liedtken gefror das süßeste Grinsen zu Vanilleeis. Zu alledem hatte P. P. Felner noch das Pech, daß bei der Filmpremiere eine schlechte Kopie lief und der Projektionsapparat nicht genug Licht gab, sodaß dieser dunkle Film im Dunkel unterging.

In Venedig gibt es bekanntlich reichlich Wasser; bei dieser Verfilmung aber fiel so vieles ins Wasser, daß selbst Venedigs Kanäle und Lagunen nicht ausreichen, um diesen Schund zu fassen.

Kurt Pinthus.

TISCH MIT BÜCHERN

Bô Yin Râ: Das Geheimnis (Verlag der weißen Bücher, München.)

Er kommt diesmal episch, entschuldigt sich aber: er habe mit der

Erzählung etwas gewollt, nämlich „Befreiung und Klarheit“ zu bringen. Aber es ist das alte Phrasengedresch des Mystifizinski Schneider-Franken aus Görlitz, eine literarische Bauernfängerei an hungrigen Zeitgenossen. Hans Reimann möge ein Auge auf ihn werfen, vielleicht ist aus diesem schlesischen Magier wenigstens ein Courths-Mahler-Kapitel zu machen. *X.*

ANEKDOTE

Noch eine Friederike-Anekdote.

Zu der Anekdote „Für Goethephilologen“ in Nr. 41 schickt uns ein Leser folgende hübsche Geschichte:

Auf dem Grabstein von Friederike Brion stehen folgende Zeilen:

„Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie
So hell, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.“

Die Verse sind sehr schön, aber anscheinend nicht genug verständlich; denn es geschah einmal, daß Goethe-Begeisterte sich durch den Küster des abgeschiedenen Ortes das Grab zeigen ließen, der dann die weihevolle Stille, die Inschrift auf seine Weise interpretierend, mit den Worten unterbrach: „Wie sie da lesen können, ist sie an einem Sonnenstich gestorben.“

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 41):

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,35 M., pro Quartal 4,— M. (mal Schlüsselzahl des Buchhändlerbörsenvereins). Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Franken, in Belgien 15 belg. Franken, in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. mal Schlüsselzahl des Buchhändlerbörsenvereins. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Oktoberwoche

Hinter dem Schrei nach dem starken Mann steckt ein gesunder Wunsch: Weg von den politischen Routiniers! Wer dieser Situation mit den pfiffigen Mitteln der politischen oder parlamentarischen Routine beikommen will, versucht mit einem Federmesser einen Eichenstamm zu fällen. Das hat der Reichstag (in dem mehr moralische Potenz steckt als in ganz Kahrien) rechtschaffen gefühlt und deshalb sich selbst entmächtigt. Aber ist denn Stresemann selbst den Pfiffigkeiten der alten Routine entwachsen? Noch möchte man es hoffen. Zwar in dem Streit mit Bayern hat er mit den alten Methoden des Kulissenpolitikers zu siegen versucht. Immer wieder hat er versucht, Rupprecht und seine Knechte zu beschwätzen. Er fuhr nach Mittenwald zu Knilling, wurde saugrob behandelt, erwiderte so grob, wie ein höflicher Mann nur sein kann, und brachte das Gefühl einer klärenden Aussprache nach Hause. Einer, der die Verschlagenheit der bayrischen Grobiane besser kennt, ein Abgeordneter in Stresemanns Nähe warnte ihn: „Trauen Sie der Grobheit nicht!" Der Kanzler hat im Reichstag nur sanfte Töne nach Bayern und gebieterische Worte nach Sachsen gefunden. Er hat den bayrischen Konflikt wegignorieren wollen, er hat noch, nachdem Lossow zum bayrischen Landeskommandanten ernannt worde, durch das zu jeder Dummheit freudig bereite W.T.B. an alle Welt eine „Entspannung in Bayern" austrompeten lassen. Vierundzwanzig Stunden später wurden, trotzdem Stresemann einen sanften Mittler in geistlichem Gewande nach München gesandt hatte, die bayrischen Truppen — oh, nicht beeidigt — nur feierlich verpflichtet. Es fehlte nicht an Stimmen in Stresemanns nächster Nähe, die seine Sanftmut gegen die jesuitischen Meuterer unbegreiflich fanden, und es ist ein offenes Geheimnis, daß sowohl Geßler wie Seeckt ein männlicheres, achtungerzeugendes Einschreiten in Bayern gefordert haben. Stresemann blieb sanft. Indessen versandte Herr Lossow, der bayrische Landeskommandant, Rundtelegramme an die andern Reichswehrgeneräle, in denen er die Kameraden, noch ein bißchen verblümt, zum Widerstand gegen den Marxisten Stresemann auffordert. Und Stresemann zögert viel-

leicht noch immer. Hofft, in hoffnungsloser Lage, noch immer auf die Wirkung kleiner Kulissenränke. Er hat den Reichsrat zusammengerufen, Herr von Knilling hat sogleich absagen lassen, er will garnicht einmal zum Scheine mitberaten. Stresemann gewährt den Meuterern Zeit, damit sie nachträglich wenigstens Ausreden, wahrscheinlich auch Bundesgenossen finden. Kostbare Wochen sind so von Stresemann verzettelt worden. Der Unermüdliche, Tag und Nacht Arbeitende, hat im bayrischen Falle die falsche Methode gewählt. Er hat Spitzbuben, die nach längst festgelegtem Plane Schritt für Schritt vorgingen — wahrscheinlich auf Grund französischer Zusicherungen, die den bayrischen Separatisten so gut wie den rheinischen gewährt werden konnten — durch unermüdliches Zureden ihr Verbrechen abschwatzen wollen. Solches Vertrauen macht dem guten Herzen des Patrioten alle Ehre, aber man muß nicht über den Gutgläubigen lächeln, der in der tragischen Stunde Deutschlands sich aufs Zureden verlegt hat? Stresemann sehe sich seine geliebten Napoleonbilder im Vorzimmer an. Sanfter Zuspruch in Entscheidungsstunden? Der Staatsmann muß wie der Chirurg rechtzeitig schneiden können.

Wenn man den deutschen Jammer graphisch darstellen sollte, müßte man Ludendorff als Zentrum annehmen. Von diesem Mittelpunkt führt eine Linie zu Hitler und Kahr (und bricht vor Rupprecht ab), ein anderer Zweig führt zu Stinnes und Minoux, eine dritte Linie zu Roßbach, zu den Offiziersvereinigungen, zur Organisation C. Von Ludendorff sind immer die Parolen aufgegeben worden, als erste „die erdolchte Front". Er hat die Theorie erfunden, daß wir beinahe gesiegt hätten und nur von hinten verhindert worden sind. Daß es sich um eine bewußte Täuschung der Volksgenossen handelt, wird aus dem hier schon wiederholt herangezogenen Buche des Generals Hoffmann, „Der Krieg der versäumten Gelegenheiten" (Verlag für Kulturpolitik, München) zur Evidenz klar. Unter anderem wären wir noch 1918 am französischen Gelbgas erstickt. Man lese die Feststellungen Hoffmanns darüber: „In diese Zeit (Anfang 1917) fällt auf deutscher Seite die Einführung eines neuen Kampfmittels, nämlich eines stärker wirkenden Giftgases, des sogenannten Gelbkreuzes. Geheimrat Haber, dem wir die Erfindung des ersten, dann auch des Gelbkreuzes verdanken, erzählte mir nach dem Kriege, daß er nach der Erfindung des Gelbkreuzes in das Große Hauptquartier gefahren sei und General Ludendorff darüber Vortrag gehalten habe. Der Unterschied des Gelbkreuzes von dem bis dahin in Gebrauch befindlichen Gas war der, daß es den Gegner unter die Gasmaske zwang, während gegen das neue Gelbkreuz auf die Dauer auch die Maske nicht schützte. Die Niederschläge des Gelbkreuzes setzen sich in der

Kleidung fest, fressen sich durch und schaffen unangenehme Verbrennungen. Man kann sich eine Zeitlang dagegen wehren, wenn den Mannschaften Gelegenheit gegeben wird, öfter die Kleidung zu wechseln. In seinem Vortrage schlug Geheimrat Haber General Ludendorff vor, das neue Gas einzuführen, falls eine Sicherheit vorhanden sei, daß der Krieg in einem Jahr beendet sein würde. Ein Jahr garantierte er, könnten die Gegner das Gas nicht nachmachen, ein Jahr lang hätten wir also die Möglichkeit der Alleinbenutzung. Wäre der Krieg in einem Jahre noch nicht beendet, so vertrat Professor Haber die Ansicht, daß wir ihn dann rettungslos verlieren müßten, falls wir das Gelbkreuz einführten; denn nach einem Jahre würde es dem Gegner voraussichtlich gelungen sein, das Gas nachzumachen. Dank ihrer großen Industrie würden sie unglaubliche Mengen davon herstellen und uns ihrerseits damit beschießen können. Das Hilfsmittel, den Mannschaften Gummimäntel und zwei, drei Uniformen zum Anzugswechsel zu geben, könnten wir nicht anwenden, weil wir das Material dazu nicht mehr hätten. Infolgedessen brauchte uns der Gegner garnicht anzugreifen, er würde uns einfach aus jeder Stellung herausschießen. Tatsächlich hat Professor Haber in einem Punkt geirrt: es gelang den Gegnern nicht nach einem Jahre, sondern erst nach 16 Monaten, das Gelbkreuz nachzumachen. Bei Beginn des Waffenstillstandes hatten die Franzosen allein 5000 Tonnen fertig, zu ihrem großen Leidwesen ist es aber zu einer Verwendung gegen die deutschen Truppen nicht mehr gekommen."

Wenn wir also nicht von hinten erdolcht, so wären wir von vorne vergiftet und erstickt worden. An Gelbgas, Herr Ludendorff, erstickt man nämlich sicherer als an Lügen.

In München lebt seit vielen Jahren der russische Schriftsteller Dr. Alexander E l i a s b e r g. Er hat Dostojewski und Mereschowski ins Deutsche übertragen, ist staatenlos geworden, weil er, der Mereschowskis Streitschriften gegen die Bolschewiken miterlebt und übertragen hat, die russische Staatsbürgerschaft verlor. Seine Frau, als Russin und geborene Christin, hat in Deutschland mancherlei Haß gegen die Fremde fühlen müssen. Kein Wunder, daß die Frau, aus der russischen Professorenfamilie Wengerow, in etwas gereiztem Zustand auf die nicht mehr gemütlichen Straßen Schwabings geht. Auf einem solchen Wege muß sie's erdulden, daß zwei junge Mädchen hinter ihr herkichern und mit ostentativer Lautheit antisemitische Bemerkungen machen. In einem Haustor ist das Hakenkreuz gemalt. „Schau, schau, ein Judenzeichen!" ruft das liebenswürdige Münchener Madel der Russin nach. Diese sagt ein Wort: „Boche!" Die herzigen Madeln sind gekränkt, erzählen dem Vater, einem Oberkriegsgerichtsrat, sie seien in ihrer deutschen Ehre gekränkt

worden. Der Alte, statt der mißratenen Tochter das A B C der Höflichkeit und des anständigen Benehmens auf der Straße beizubringen, schreibt der Russin einen Brief, worin er Genugtuung fordert. Die Russin antwortet schroff, wiederholt das Wort „Boche" und schreibt dazu, ein Mädchen, das eine fremde Dame auf der Straße ohne Grund behelligt, gleiche einem Hündchen, das ein Bein hoch habe. Da der Herr Papa Oberkriegsgerichtsrat den Mund von der Anständigkeit seines Kindes vollnahm, antwortet die Gereizte mit einer etwas abträglichen Bemerkung über die Anständigkeit der Münchener Madeln überhaupt. Der Brief der Frau Eliasberg-Wengerow war eine Torheit. Den Madeln von Schwabing hat sie ein Unrecht zugefügt. Nebenbei: Als das Münchener Madl noch keine germanische Jungfrau war, als es sich noch auf Atelierfesten und Maskenbällen herumkugelte, war es nicht bloß rundlicher im Fleisch, sondern auch rundlicher in der Seele. Die Russin hatte Unrecht. Aber der Vater dieser einen Münchenerin hatte kein Recht, sich moralisch zu überschreien. Schließlich hatte die Tochter sich nicht wie eine Dame, sondern wie ein Gassenjunge benommen. Klage bei Gericht. Frau Eliasberg wird zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt. Die Gassenbübin, die den Streit vom Zaune gebrochen, bleibt unbestraft. Anderswo hätte der Ruf: „Jüdin" den Gegenruf „Boche" kompensiert. In München aber waren sechs Wochen Gefängnis als Strafe für eine überreizte, grundlos provizierte Frau noch nicht genug. Diese bayerische Justiz ist schon gründlich verkahrt, der Amtsanwalt verlangte, eine Erhöhung der Strafe und wirklich fand sich ein würdiger Senat des Landgerichts, der die Russin zu fünf Monaten Gefängnis verdonnerte. Nicht genug damit ordnete der Herr Generalstaatskommissar auch die Verhaftung des Gatten an, der mit dem Frauenstreich nicht das Geringste zu tun gehabt hatte. Über Dr. Alexander Eliasberg wurde die Schutzhaft verhängt. Zum Glück ist der Mann schwer herzkrank, er brach im Gefängnis zusammen. Da begnügte sich die edle bayrische Behörde mit der Ausweisung des Mannes, der das Verbrechen begangen hatte, seine Frau von wildfremden germanischen Jungfrauen beschimpfen zu lassen. Das ist eine kleine Münchener Idylle von heute. So liebenswürdig verläuft jetzt das Leben in Schwabing. Zur selben Zeit sind, von denselben Münchener Gerechtigkeitsverschleißern, fünf Hakenkreuzler, die den Vizepräsidenten der Münchener Handelskammer, den greisen Kommerzienrat Fränkel, auf offener Straße blutig schlugen, weil ihnen seine Nase nicht gefiel, verurteilt worden. Oh, auch diese mit Schlagringen ausgerüsteten Strolche wurden bestraft. Das Gericht verurteilte den Rohesten der Pöbelbande, der den alten Herrn zu Boden gestreckt hatte, zu einem Monat Gefängnis und seine Helfer zu Haftstrafen von fünf bis zu einem Tage. Man sieht, die Bayern haben schon eine ganz populäre Justiz. An diesem Wesen soll die Welt genesen.

Gehen wir einem Plünderungskommunismus entgegen? Einem Fensterscheibensozialismus, der mit den Theorien von Karl Marx nichts mehr zu tun hat? Wahrscheinlich nicht, wenn Stresemann und der geschickt gewählte Graf Kanitz nur einigermaßen für eine regelmäßige Brot-, Kartoffel- und Fettversorgung der Städte aufzukommen wissen. Dieses geduldigste, folgsamste, von Natur unrevolutionäre Volk ist nicht bloß zu matt zur Erhebung, es ist auch zu gutmütig, um „russisch" zu reden. Vor ein paar Tagen hat hier die Wienerin Frau Eugenie Schwarzwald im Schloß eine Notküche für geistige Arbeiter eröffnet. Die rührige, im Helfen erfahrene Frau wollte keine Straßenküche für Jedermann aufmachen, sie wollte die halb verhungerten Gelehrten und Künstler aus ihren kalten Arbeitsstätten locken, die Ungeschicktesten und lautlos Hungernden. Aber am dritten Tage war die Küche im Schloß von Leuten belagert, die nicht vorgemerkt waren und die dennoch einen heißen Teller Suppe begehrten. Die unerwarteten Gäste mußten abgewiesen werden. Geschrei, Beschimpfungen, Drohungen. Sie wollten die Küche stürmen. Da geht im größten Tumult die beherzte Wienerin unter die Leute. Sie tritt hinaus, beginnt zu reden, es wird stille um sie, sie schaut in die abgezehrten Gesichter, stockt in ihrer Rede und bricht in Tränen aus. Was wahrscheinlich keiner wohlüberlegten Rede gelungen wäre, das bewirkten diese Tränen. Die Leute, eben noch in Wut, wurden verlegen, die Wildesten schlichen beklommen beiseite, die Trösterin wurde getröstet. Sind solche Menschen Barrikadenbauer? Nie hat ein Volk geduldiger die Qual dieser fürchterlichen Jahre ertragen, und es sind neun Jahre der Freudlosigkeit, der Angst, der Sorge, die wir hinter uns haben. Wer aus den abgeschlossenen Gärten der Bourgeoisie herausfindet, der weiß, daß das seelische Kapital des deutschen Arbeiters, auch des Berliners, nicht angefressen ist.

Wen interessiert es noch, ein Buch zu lesen, das in irgendeiner Form den Weltkrieg berührt? Ist die Menschheit nicht bis über die Ohren dieses langweiligen Themas überdrüssig? Haben nicht schon Dutzende mehr oder minder blutige Hände und, wie sie Kriegern gemäß sind, eiserner Stirnen, diese Tragödie der Irrungen den Hinterbliebenen durch Staatsraison zu rechtfertigen gesucht? Und wozu überhaupt? Weiß nicht jeder Komplice heute genau so wie während des Krieges, daß der Andere schuld war? Aber nach getaner Arbeit wäscht sich jeder Missetäter, der ein bißchen auf Reinlichkeit hält, beim nächsten Brunnen die Hände. Hat übrigens auch nur einer jener Heerführer und Staatsmänner, die bisher: „Haltet den Dieb!“ gerufen, ein Buch geschrieben, dessen Motiv eine Erschütterung des Gewissens offenbarte? Läuft auch nur zwischen den Zeilen dieser dicken Bände die Klage, die Verzweiflung der menschlichen Unzulänglichkeit, die ihrer Ohnmacht halber versöhnlich wirken könnte? Ist es einem der Schwert- und Federraßler gelungen, durch die Schilderung der eigenen Zweifel und Seelenkämpfe die Teilnahme der Welt und die Freisprechung durch ihr Urteil zu erkämpfen? Hat auch nur einer menschliche Töne auf seiner Trompete geblasen? Nein; mit solchen Sentimentalitäten haben sie uns alle, mannhaft, eisern, verschont. Nur von zwei Menschen an höchster Stelle ist es bekannt geworden, daß auf dem Spiegel ihrer Seele Tränen aufquollen, als sie den Zusammenbruch einer Zivilisation erkannten, von einem Deutschen und einem Engländer, von Lichnowsky und Edward Grey. Das Verblüffende, das Empörende solcher Veröffentlichungen ist diese nonchalante Ausschaltung des Menschlichen, die Selbstverständlichkeit, mit der die Tortur der lange vor dem ersten Schuß in die Schlacht getriebenen, hilflosen Kreatur mit dem Mantel, nein, dem Nessushemd der Politik bedeckt wird. Und vielleicht im tiefsten Grunde deshalb ist man dieser Apologien überdrüssig; deshalb der Widerwille, der Ekel, sie zu lesen; deshalb auch die Gier der Menschheit solcher Epochen, vom Dasein zu erraffen, was zu erraffen möglich ist, bevor das Gespenst nationaler Politik einem die Knochenhand wiederum auf die Schulter legt. Es ist die Gier der Zwischenpause. Denn die Genesis eines Krieges ist die Genesis des nächsten.

The Right Honourable H. H. Asquith hat bei Cassell & Co., London, New York, Toronto, Melbourne soeben einen dreihundert Seiten starken Band erscheinen lassen, der „The Genesis of the War“ betitelt ist.

Dieses Buch unterscheidet sich von Werken ähnlicher Art in mancherlei Hinsicht. Vorerst darin, daß nicht ein Wort vom Kriege erscheint, und daß kein schönfrisiertes und geschminktes Selbstportrait geliefert wird. Asquith, dem eine schwerere Verantwortung aufgebürdet war als irgendeinem englischen Staatsmanne seit der

napoleonischen Zeit, hält sich bescheiden in der Linie seiner Kollegen. Das Buch ist Edward Grey gewidmet, und immer wieder und bei jeder Gelegenheit wird an Reden und Handlungen, an Bemühungen und Erfolgen aufgezeigt, mit welcher Klugheit und Nachgibigkeit und Unermüdlichkeit Sir Edward Grey alle seine Gaben und Ressourcen bis zum allerletzten Augenblick der Erhaltung des Friedens gewidmet hat. Der Zweck des ganz unsensationellen Werkes ist. der Entstehung des Krieges, vom englischen Standpunkte aus, in allen seinen vorhergehenden Phasen bis zum Ausbruch nachzuspüren, mit besonderer Berücksichtigung — und das ist das Interessante — der Ziele und Methoden britischer Politik, deren Leitung in den neun Jahren vor dem Kriege zum großen Teil in den Händen Asquiths lag.

Den Anstoß gaben die Memoiren Wilhelms II., die nach Ansicht Asquiths als seriöser historischer Beitrag nicht in Frage kommen, deren „in die Augen springende Verdrehungen von Tatsachen und egoistische Einstellung" jedoch einer Widerlegung bedürfen. Diese Widerlegungen beschäftigen sich hauptsächlich mit dem „Gentlemen Agreement", dem angeblichen Geheimvertrag, der im Jahre 1897 zwischen England, Frankreich und Amerika geschlossen worden sein soll und mit dem Schlagwort der Einkreisung. Dem Temperamente des Verfassers gemäß sind seine Ausführungen sachlich, nüchtern, ganz leidenschaftslos und nur ganz selten mit ein wenig Ironie gewürzt; Tatsachen an Tatsachen, sorgfältig verifiziert, sind aneinandergereiht, und was an authentischem Material in der Welt bisher erlangbar war, ist benützt. (Manches jedoch glänzt durch Abwesenheit. Asquith kommt zum Schluß, vielmehr der einzige rote Faden — er ist eigentlich ein Schiffstau — um den sich die Entstehungsgeschichte dieses Krieges rankt, ist: nicht der Revanchegedanke Frankreichs, nicht der um sein Balkanprestige besorgte Panslavismus haben den Krieg entfesselt — (Asquith nennt die Alliance zwischen Zarismus und Demokratie eine unnatürliche Union, eine mariage de convence, die hauptsächlich aus gemeinsamer Furcht vor Deutschland entstand) — sondern der von Wilhelm II. großgezogene Pangermanismus, und in Folge jene Weltpolitik, die unter der Kanzlerschaft Bülows ungefähr um das Jahr 1900 Formen annahm, die den Lebensnerv Englands bedrohten. Es ist dies nicht mit diesen Worten ausgesprochen, aber es ist aus dem Aufbau der Argumentation, aus der Rangierung, nicht minder Eliminierung von Beispielen ersichtlich, daß nach Ansicht Asquiths jede andere noch so komplizierte europäische Streitfrage durch Vereinbarungen, Konzessionen und diplomatische Schlichtung der Kriegsgefahrzone hätte entrückt werden können, wie es, um nur einen höchst gefährlichen Komplex zu nennen, bei den Balkanwirren von 1912 und 1913 geschah, wo Grey den militärischen Anprall Rußland-Österreich verhindern konnte; daß aber der Zickzack-Kurs der Caillaux schon in der Marokkokrise pedante, hargneuse et tatillonée

wilhelminischen Politik und die Fehler seiner Diplomatie, die genannt hat, zwangsläufig von Weltpolitik zur Weltkatastrophe führen mußten. Zur Illustration werden u. a. angeführt: der Appell des Ex-Kaisers an die 300 Millionen Mohamedaner in Damaskus 1898, das Krüger-Telegramm, der Besuch von Tanger, die Sendung des „Panther“ nach Agadir, die Sabotage der Haager Konferenz 1899, die Irreführung Joe Chamberlains und die zahlreichen Aussprüche Wilhelms gegenüber Diplomaten und Staatsmännern und seine Randbemerkungen auf offiziellen Dokumenten, — nicht zuletzt die sprunghaften und alarmierenden Tendenzen der deutschen Flottenprogramme. Asquith zitiert zumeist Wilhelm II. selbst, außerdem aber die Schriften Bülows, und es gelingt ihm mit nicht zu großer Mühe aus diesen Zitaten eine Kette zu drehen, die dem enthusiastischen Schüler Houston Chamberlains schließlich um den Hals gelegt wird. — Als Nebenbemerkung: so lückenlos diese Kette dem einen Teile erscheinen wird, so wenig wird wahrscheinlich ihre Beweiskraft vom anderen Teile anerkannt werden. Denn der Mensch glaubt leider zumeist doch nur, was er glauben will. Den Antagonisten zu überzeugen, daß er unrecht habe, und nota bene, ihm das Geständnis abzuringen, daß er überzeugt sei, ist ein Bemühen, das anscheinend „über unsere Kraft“ geht. — Diese Abschnitte der „Genesis des Krieges“ bringen übrigens nicht viel Neues, sicherlich nicht Aufsehen Erregendes und keine „Enthüllungen“; unvergleichlich größeres Interesse beanspruchen jedoch jene Kapitel, die mit großer Offenheit, mit Daten und Ziffern belegt, von den Kriegsvorbereitungen Englands berichten und eine epochale Neuerung in der Geschichte Englands verzeichnen: die erstmalige Zuziehung aller Dominions zu einer großen „Imperial Conference“ im Jahre 1911. Der eigentliche Beginn des Weltkrieges, sicherlich soweit er sich auf das Eingreifen Englands bezieht, kann nämlich mit dem Panther-Sprung nach Agadir, Juli 1911, festgelegt werden. Das ist in diesem Buche deutlich zu lesen. Unter dem Eindruck dieses Ereignisses begann Englands Überzeugung, daß die wilhelminische Politik eine imminente Gefahr für den Frieden Europas bedeute, welcher Eindruck sich in dem Maße verstärkte, als alle Versuche, eine Einschränkung der Rüstungen und Flottenprogramme zu erzielen, vergeblich waren, und als die Marinesachverständigen zum Urteil gelangten, daß die Struktur und der ganze Charakter der neuen deutschen Flotte (Position der Kanonen, die Art des Placements der Torpedos, usw.) keine andere Deutung zulassen als Aggression gegen den Brennpunkt britischer Lebensmöglichkeit.

Asquith erzählte, daß die Schwierigkeiten des englischen Kabinetts, überhaupt Kriegsvorbereitungen zu treffen, nicht unerheblich waren; denn in seinem Rahmen saßen Liberale, alte Verfechter der Friedensidee und sozialer Reformen, und in einem Lande, dessen gegenüber verantwortlich ist, werden militärische Ausgaben mit Recht scharf beobachtet und kritisiert. Aber schon unter der Pre-

Exekutive einem auf demokratischer Basis gewählten Parlamente mierschaft Balfours wurde ein „Comité für Reichsverteidigung“ gegründet, daß eine ganz eigenartige Zusammensetzung hatte, weil es weder bestimmt war die verschiedenen Reichs-Departements zu ergänzen, noch die Arbeit des Privy Councils zu unterstützen. Es war kein exekutiver, sondern ein konsultativer Körper, der von Zeit zu Zeit vom Ministerpräsidenten einberufen wurde und zu welchem nach freiem Ermessen außer sämtlichen Ministern, die Staatssekretäre von Indien und der Kolonien und die Hauptsachverständigen der Admiralität, des Kriegsministeriums und des Handelsamtes herangezogen wurden, ebenso aber auch hervorragende Offiziere, Mariniers und Administrativbeamte aus den entlegensten Teilen des Reiches, die sich gerade in England befanden; ja, sogar unoffizielle Gäste konnten Zutritt erhalten, und es kam vor, daß an solchen Sitzungen bis zu 24 Staatsfunktionäre und Persönlichkeiten teilnahmen. Die Aufgaben, die sich dieses Reichs-Verteidigungs-Comité stellte, und zu deren Beantwortung subventionierte Sub-Comités die minutiösesten Recherchen durchführten, waren mannigfachster Art und erstreckten sich, um nur einige Punkte zu nennen, auf die Möglichkeit einer plötzlichen Invasion, auf den Schutz der indischen Grenzen, auf das kontinentale Problem, das ägyptische Problem, auf eine kontinentale Blockade, auf Behandlung neutraler Schiffe, auf die Aufrechterhaltung der ökonomischen Situation in der Heimat, auf die Kontrolle der Eisenbahnen und Häfen, auf die nationale Versicherung der Schiffe und Schiffsladungen, auf den Aufklärungsdienst, auf die Presse- und Postzensur, den Schutz der eigenen Kabel und die Zerstörung feindlicher Kabel, auf die Verteidigung des Suez-Kanals und noch auf hundert andere Dinge. Alle Resultate dieser Untersuchungen, Vorkehrungen und Erfahrungen wurden in eine Art Kriegsbuch eingetragen und von Fall zu Fall ergänzt, à jour gebracht, sodaß, als endlich im Sommer 1914 Graf Berchtold auf den Knopf drückte, und das Werkel explodierte, sogar England so ziemlich bereit war. Es hatte bloß keine Armee.

Eine Landarmee in Friedenszeiten aufzustellen, wie dies im übrigen Europa der Fall war, sagt Asquith, wäre unmöglich gewesen. Das Kabinett, das auch nur diese Absicht ausgesprochen, hätte politischen Selbstmord begangen.

*

Wenn man bedenkt, daß in jedem Lande, zu jeder Zeit, eben in diesem Augenblick auch, die schärfsten Köpfe, die Auslese eine Nation, die ehemals hervorragendsten Schüler der Universitäten, die Sachverständigen in jedem Zweige der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens, Männer feinster Bildung und im Geiste des Christentums erzogen, die beste Zeit ihres Daseins damit verbringen, verbringen *müssen*, an grünen Tischen nachzusinnen: wie schütze ich meine Grenzen von der Raubgier meines (ebenso feingebildeten)

Nachbarn, und: welches sind die giftigsten Waffen, mit denen ich meine Nachbarn in möglichst großen Massen vertilgen könnte, so gelangt man zu keiner sehr hohen Einschätzung der zivilisierten Menschheit. Nicht nur die Philosophie, die Psychologie, die Historie, sondern der unleugbare, nachweisbare, miterlebte Vorfall des Alltags, die letzte Drohung, das gestrige Ultimatum, das heutige Bombardement, belehren uns, daß solche Vorbereitungen, Schutzmaßnahmen und Gegenaktionen unbedingt notwendig sind.

Der Höhlenbewohner der Steinzeit tat nichts anderes. Er wußte sich von Raubtieren umgeben und schützte sich durch einen Wall von Felsblöcken, erfand das Messer, den Speer, die Schleuder. Von der Schleuder zum Maschinengewehr ist nur ein Sprung, vom Speer zur „dicken Berta" ebenso. Der Vorteil der Steinzeit bestand darin, daß er die Staatsraison und den Politiker nicht kannte.

Wenn man bedenkt, daß fast der ganze europäische Kontinent von stehenden Heeren starrt, also nicht nur theoretische Vorbereitungen trifft, wie es in England geschah, sondern im Training und im Manöver eine stets schlagbereite Waffe furchtbarster Zerstörungskraft in der Hand hält, muß man als wahres Wunder bezeichnen, daß, bei der herrschenden Mentalität nicht Tag aus, Tag ein geschossen und gemordet wird. Der Takt und die Geschicklichkeit unserer Staatsmänner, die es zustande bringen, uns hie und da ein paar Jahre Frieden zu verschaffen, sind in der Tat bewundernswert.

Es scheint, daß es einen Teil der Menschheit nicht freut, bloß zu leben. Es ist ihm nicht genug, die Welt zu sehen und ihre Schönheit zu genießen; er muß sie sich mit Neid und Haß, mit Politik pfeffern. Er lernt das Fliegen, doch nur, um Tod und Schrecken abzuwerfen; er entlockt der Natur jahrtausendlang gehütete Geheimnisse, zieht aus der Luft, aus Unsichtbarem, schrecklichste Gewalten und dirigiert sie drahtlos, stolz und höhnisch, tausende von Meilen — zur Vernichtung seines Bruders. (So wird der nächste Krieg geführt werden.) Er hat die Freude vernichtet, die Schadenfreude eingesetzt. Er hat den Gott degradiert und zum Feldmarschall den Teufel gemacht. Dem geht es nicht um Politik, nicht um Regierungsformen, auch nicht um lächerliche Grenzen oder Klassenkampf; der hat viel Wichtigeres, Weltweiteres im Sinn. Was sich hier abspielt und was erkannt werden muß, ist Weltereignis. Wir sind gewohnt von Weltereignissen zu sprechen, was wir jedoch darunter meinen, ist zumeist Erdoberflächenbegebenheit, oberflächliche Erdenbegebenheit. Wenn wir tatsächlich uns mit Weltereignissen beschäftigen, müßten unsere Einstellungen zu den Wundern der Natur, zur Herrlichkeit der Erde, zum armseligen, mitleidbedürftigen Nebenmenschen anders sein. Weltereignisse spielen sich nämlich in der innersten Sphäre menschlicher Wesenheit ab, die das winzige Spiegelbild des Kosmos ist. In uns kämpfen Ahriman und Ormuzd den Weltkrieg.

FRANZ FUERTH

SOWJETRUSSISCHES FAMILIENRECHT

Diese Darstellung stützt sich auf die Gesetzessammlung der R. S. F. S. R. über die Zivilstandsakten des Ehe-, Familien- und Vormundschaftsrechts.

Rußland hat — wie in dieser Zeitschrift bereits ausgeführt wurde — auch nach seinem Übergang zur sozialistischen Wirtschaftsordnung grundsätzlich das Institut der gesetzlich geregelten Ehe aufrechterhalten. Alle nach früherem Recht abgeschlossenen Ehen wurden von der Sowjetregierung als rechtsgültig anerkannt.

Die Ehe ist in Rußland nicht Grundlage der Familie. Nach ausdrücklicher gesetzlicher Vorschrift ist Grundlage der Familie nur die wirkliche Abstammung. Zwischen ehelichen und unehelichen Kindern besteht rechtlich keinerlei Unterschied. Die unehelichen Kinder stehen in allen Dingen den ehelichen gleich.

Die wirkliche Abstammung muß in jedem Falle von der Mutter bewiesen werden. Auch dann, wenn als Eltern Personen angegeben sind, die zur Zeit der Empfängnis oder doch zur Zeit der Geburt des Kindes in einer staatlich anerkannten Ehe lebten. Jede Fiktion für die eheliche Abstammung eines Kindes ist dem russischen Recht unbekannt. Die Erschütterungen des Ehelebens, die durch derartige Vorschriften unvermeidbar gemacht werden, scheut das russische Gesetz in seinem Wahrheitsfanatismus nicht. Hat eine Mutter ihr während der Ehe geborenes uneheliches Kind als eheliches registrieren lassen, so wird sie, falls die Unrichtigkeit der Eintragung festgestellt wird, wegen falschen Zeugnisses schwer bestraft, die Registrierung wird für ungültig erklärt.

Wird eine nicht verheiratete Frau schwanger, so reicht sie spätestens drei Monate vor der Niederkunft bei der zuständigen Behörde eine Anzeige ein, in welcher sie den Vater des erwarteten Kindes benennt. Diesem Manne bleibt es freigestellt, gegen die Mutter wegen Unrichtigkeit der Anzeige Klage zu erheben. Wird die Klage nicht innerhalb 14 Tagen nach Kenntnis von der Anzeige erhoben, so gilt die Vaterschaft als anerkannt. Findet im Falle des Bestreitens das Gericht, daß der betreffende Mann normalerweise als Vater in Betracht kommt, so erkennt es ihn durch Urteil als Vater an und bestimmt gleichzeitig den auf ihn entfallenden Teil der Unkosten, die mit der Schwangerschaft, Niederkunft und dem Unterhalte des Kindes in Verbindung stehen.

Die „exceptio plurium“ ist dem russischen Recht unbekannt. Stellt das Gericht fest, daß außer der als Vater bezeichneten Person auch andere Männer zur Zeit der Empfängnis Beziehungen zur Mutter des Kinder unterhielten, so belangt es auch diese und zieht sie zur Zahlung heran.

Kinder aus registrierten Ehen tragen den Ehenamen der Eltern. Der Ehename ist nicht mit dem Namen des Vaters identisch, da es den Gatten freisteht, ob sie den Namen des Mannes, den der Frau oder eine Zusammensetzung beider als Familiennamen wählen

wollen. In gleicher Weise wird der Name des unehelichen Kindes je nach Übereinkunft der Eltern festgesetzt. Findet eine solche Einigung nicht statt, so wird der Name vom Gericht bestimmt.

Die Elternrechte werden von Vater und Mutter gemeinsam geltend gemacht. Sie stehen den Eltern bei Mädchen bis zum 16, bei Knaben bis zum 18. Jahre zu. Die Elternrechte können entzogen werden, wenn Vater oder Mutter sie mißbrauchen und ihrer Verpflichtung, die Kinder zu erziehen und zu nützlicher Tätigkeit vorzubereiten, nicht nachkommen.

Der wichtigste Grundsatz des gesamten russischen Familienrechts dürfte der sein, daß zwar die Eltern verpflichtet sind, ihre minderjährigen und arbeitsunfähigen Kinder zu unterhalten, ebenso wie umgekehrt die Kinder ihre arbeitsunfähigen Eltern unterhalten müssen, daß aber weder den Kindern irgend ein Anspruch auf das Vermögen der Eltern noch den Eltern ein solcher auf das Vermögen der Kinder zusteht.

Jedes Erbrecht ist aufgehoben.

Der Verwandtenunterhalt ist ähnlich wie im deutschen Recht geregelt. Die Adoption ist beseitigt. Weder die Adoption eigener noch die fremder Kinder hat rechtliche Bedeutung.

In einem Recht, in welchem nicht die Ehe, sondern nur die wirkliche Abstammung Grundlage der Familie ist, hat die Adoption keinen Platz mehr.

ROLF v. LOSSOW

DER VERFÄLSCHTE O'NEILL

Im „Deutschen Theater" ist „Anna Christie" von Eugène O'Neill, den die Amerikaner ihren Gerhart Hauptmann nennen, achtungsvoll durchgefallen. Lag es an dem Stück, das ja keinesfalls das stärkste des Dichters ist? Jedenfalls haben die Zuschauer im „Deutschen Theater" keine Vorstellung von dem Werk bekommen, weil ihnen eine in Sprache und Handlung verfälschte Bearbeitung vorgesetzt wurde. Will einer den Deutschen einen neuen Dichter vermitteln, dann darf man ihn nicht so erbarmungslos verhunzen, wie dies Herr Melchior Lengyel, der Ungar, getan, der ihn in ein entsetzlich papiernes Deutsch gebracht hat. Aber nicht nur die blühende Sprache des Werkes wurde zerstört, man hat das Werk gestutzt und gestrichen und hat ihm zuletzt einen falschen, schlechteren Schluß angeleimt. Ich will es beweisen, vor mir liegt das amerikanische Buch:

Sie wissen, das Stück dreht sich um eine Seemannstochter, die — vom Vater verstoßen — zur Prostituierten geworden ist. Der Vater, zu dem die Gestrandete zurückkehrt, nimmt sie ahnungslos aufs Schiff. Der zweite Akt, auf dem Schiffe spielend, ist ein Rettungsakt. Schiffbrüchige werden nächtlicherweile auf Deck gehißt. Im „Deutschen Theater" wurde dieser ganze Akt gestrichen, dafür aber der letzte in die Dekoration des zweiten gesetzt. Der Regis-

seur läßt diesen Schlußakt zur Nacht auf Deck spielen, statt in der hellerleuchteten Kajüte; das gibt eine falsche Stimmung und eine sentimentale Verschiebung.

Die entscheidende Fälschung aber wird zum Schluß gebracht. O'Neill hat einen menschlichechten Stückschluß. Die Männer versöhnen sich, das Mädchen wird Weib, wartet ihrer und wird Mutter. Die Männer werden in „dem Satan der See" ersaufen, aber das Weib wird ein Kind gebären. Zwei Menschen des starken Lebens schaffen an der neuen Generation, die Selbstzucht üben wird und darum vergeben kann. Das Stück weist auf kommendes neues Leben, die Berliner Aufführung endet mit Tod.

Das „Deutsche Theater" gab einen neudeutschen Schluß mit Selbsttötung. Das bedeutet hier die Tötung des Rollen- und Stücksinnes. Geschah es für Käte Dorsch? Aber sie hatte, es muß leider gesagt werden, die Figur überhaupt verniedlicht, geglättet, unwahr gemacht. O'Neill nennt seine Anna zynisch hart, zuweilen scharf, er gibt ihr folgende Beschreibung mit: „Ihr Äußeres verrät deutlich alle Merkmale ihrer Zugehörigkeit zu dem ältesten Beruf der Welt. Ihr jugendliches Gesicht ist schon hart und zynisch unter der Schminke. Ihre Kleidung ist geschmacklos und auffallend, wie sich ein Landmädel anzieht, das Prostituierte geworden ist." Käte Dorsch aber sah süß aus.

Die Hauptperson in diesem Werke O'Neills ist garnicht die süße Käthe, sondern die geheimnisvolle See. Das hätten wir spüren müssen, genau so wie der alte Chris, der sein Leben lang gefühlt, daß „der alte Satan die See" ihn holt, selbst wenn er sich Jahrzehnte vor ihr flüchtet. Das gewissenlose Alte sackt weg, das kommende Leben triumphiert (in Amerika; in Berlin macht man aus hilfloser Bequemlichkeit: Bumm!)

Der riesige Ire, der Heizer Burke, den die innere Wandlung in Anna Christie hervorruft, ist bei O'Neill blind-katholisch-fromm. Das ist aus Rolle und Stück unnegierbar. Das ganze Verhältnis dieses Liebespaares wurde in Berlin umgefälscht und banalisiert. Hier des Dichters unverfälschter Ton; eine prachtvolle Szene. Das Weib hat dem Iren gesagt, daß sie noch nie geliebt. Da sitzt er an der Angel.

Aber der Liebende will glauben, so nimmt er auch den Eid der Gottlosen gläubig auf. Das ist O'Neills Schluß. Der köstliche Gülstorf hätte am Ende den lustigen Saufton wieder aufschäumen lassen und dabei die Todesahnung des Versaufens verschlucken können. Der Ire tröstet ihn, daß er bald mit Gottes Hilfe einen Enkel haben wird und bei diesem Worte geht dieses Mädchen, zum ersten Male schamhaft, einen Augenblick hinaus, sie, die in ein kleines Haus ziehen wird und es gemütlich einrichten für die — die nicht wiederkommen. Das Kind ist stärker als die alte See, der Satan, und deshalb sitzen die Drei am Schluß fröhlich beisammen und es gibt einen

Schluß „voll entschlossener Fröhlichkeit". Nämlich bei O'Neill — in Amerika. In Berlin hat man daraus ein fades Kameliendamen-Ende gemacht.

Wen trifft für diese Verstümmelung und Verfälschung die Schuld? Das Theater? Den Regisseur? Den Verleger? Den Übersetzer? Hat denn niemand das amerikanische Original in der Hand gehabt?

Anna (erregt): Du mußt es glauben, Mat! Was kann ich tun? Ich will irgendetwas tun, um dir zu zeigen, daß ich nich lüg!

Burke (scheint plötzlich eine Lösung gefunden zu haben. Er greift in die Tasche und zieht feierlich einen Gegenstand heraus): Willst du einen Eid schwören . . . einen furchtbraen, schrecklichen Eid, der deine Seele in die Hölle bringt, wenn du lügst?

Anna (eifrig): Ja, ich will schwören, Mat . . . auf alles!

Burke (hat ein kleines, billiges, altes Kruzifix aus der Tasche geholt und zeigt es ihr): Willst du darauf schwören?

Anna (streckt die Hand danach aus): Ja, das will ich. Gib her!

Burke (zieht das Kruzifix weg): Dieses Kreuz hat meine Mutter mir gegeben, Gott sei ihrer Seele gnädig! *(Sehr ernst):* Und ich warne dich . . . wenn du einen Eid hierauf schwörst, dann wird meine alte Mutter vom Himmel heruntersehen und wird Gott den Allmächtigen und alle Heiligen bitten, dich zu verfluchen, wenn du jetzt eine Lüge sagst!

Anna (eingeschüchtert durch seine Art, abergläubisch): Ich hätt den Mut nich, wirklich nich, — wenn es eine Lüge wär. Aber es is die Wahrheit, un ich will schwören.

Burke (gibt ihr das Kreuz, fast furchtsam, als fürchte er für ihre Sicherheit): Bedenke, was du schwörst, sag ich!

Anna (hält das Kreuz vorsichtig): Nimm . . . was soll ich schwören? Sag es!

Burke: Schwöre, daß ich der einzige Mann in der Welt bin, für den du Liebe gefühlt hast.

Anna: (sieht ihm fest in die Augen): Das schwör ich!

Burke: Un möge Gottes schwärzester Fluch dich treffen, wenn du lügst! Sag es jetzt!

Anna: Un mög der schwärzeste Fluch Gottes mich treffen, wenn ich lüg!

Burke (mit einem Seufzer der Erleichterung): O gelobt sei Gott, nu kann ich dir glauben! *(Er nimmt ihr das Kreuz aus der Hand, sein Gesicht strahlt vor Freude, legt den Arm um sie und will sie küssen, als er innehält, von einem schrecklichen Gedanken geängstigt.)*

Anna (beunruhigt): Was ist los mit dir?

Burke (plötzlich heftig): Bist du katholisch?

Anna (verwirrt): Nein. Warum?

Burke: O Gott sei mir gnädig!

HEINRICH EDUARD JACOB

UNTERGANG VON DREIZEHN MUSIKLEHRERN

(2. Fortsetzung)

III.

Die beiden Herren — untadlige Haltung — verließen nach halbstündiger Zeche die kleine Bar in der Potsdamer Straße. Der leichte Schaum in ihren Köpfen zerdrückte an der Wirklichkeit des zu Ende nebelnden Tags. Verzweifelnd glommen die ersten Laternen. Sie schienen stumm auf das ewig Gleiche: die Käufer, die in langen Bändern an den Geschäftstüren warteten und, plötzlich, vor die Ware gelassen, ihre gedruckten Geldhaufen als zu gering für den Kauf erfuhren; die andern, die schließlich etwas bekamen, um das Gelbe in ihren Gesichtern noch weiter gelb erhalten zu dürfen; und die Dritten, Unglücklichsten, die mit genügend Geld bepackt vor einem leeren Ladentisch standen. Keiner fluchte. Jeder ergab sich. Es war ein barocker Gesellschaftstanz wie von wohlerzogenen Affen, ohne das Übermaß der Natur, Pièce aus einem langweiligen Zirkus.

„Ein großes Glück," murmelte Koeber plötzlich, „öffnet sich mir aus Ihrem Vorschlag! Ich sollte Symphonymusik machen? Und garnicht weit — in der Steglitzer Straße? Sagten Sie das? Und in welcher Besetzung?"

„Vierzehn Stimmen."

„Vierzehn Stimmen?"

„Außer Ihnen noch eine Geige. Dann Bratsche, Violoncell und Baß. Dann Flöte, Oboe, ich selbst, das Fagott, eine Baßklarinette, Trompete, Horn und schließlich noch Posaune und Pauke."

„Sehr gut. Und aus Liebhaberei?"

„Gott sei Dank. — Man bleibt unter sich! Es muß ja nicht alles Ware sein."

„In einer Wohnung — darf ich fragen? Bei wem? Ist der Wirt auch Dirigent?"

„Jawohl. Bei Dr. Musikbefehl!"

„Wer ist Dr. Musikbefehl?"

„Wie können Sie nur so töricht fragen?" sagte der Klarinettenspieler, nicht ganz freundlich. „Sie selber sind es. Meinetwegen bin ich es auch."

„Natürlich," murmelte Koerber errötend. Die Frage war wirklich töricht gewesen. Zwar wußte er nicht, wieso er selber auch Musikbefehl heißen könne — aber er wußte zugleich genau, daß er es nur aus Zerstreutheit nicht wisse. „Es ist überhaupt nicht gerade glorios, immer so zerstreut zu sein!" dachte er mit tadelndem Ruck und empfand es als angenehm, daß sein Begleiter zu tun bekam.

Denn völlig abgelenkt und begeistert zeigte der Klarinettenspieler auf einen Mann, der vor ihnen ging — sofern man dieses seltsame Watscheln, dies stumme Geschnatter von Plattfüßen, die aus- und gegeneinander stürzten, noch mit Gehen bezeichnen mochte.

„Daß ist Cohnreich!“, flüsterte er. „Wahrhaftig: Cohnreich, la gran cassa! Und auf demselben Wege wie wir. Jetzt werden Sie etwas erleben können — Cohnreich!“, brüllte er, „große Trommel! berühmte Pauke! dreh dich um!“

Der Vordermann rotierte erschreckt um seine Achse und blickte umher. „Na — Ziegler, du?“, sprach er sauersüß. Die Achse hatte sich schon beruhigt, nur das vom Schwunge ergriffene Fett des Kleinen toste und zitterte noch, als wolle es nach eigenen Gesetzen eine neue Umdrehung wagen. Das schien so komisch, daß Koerber lachte. Sogleich erfaßten zwei schwarze Augen, blank wie afrikanische Sonnen, den Lacher wütend an der Stirn.

Koerber vermochte sich nicht zu halten. Er hob die Hand zu pathetischem Gruß:

„Reich an Cöhnen ist die Erde —
Was verfolgst Du meine Herde?“

Aber er hatte es kaum gesprochen, als der Kleine zu schwingen begann. Dumpf, in grauenvollem Piano, dann immer wilder mit festen Schlägen zu Fortissimowirbeln steigend. Von Fett, von Lächerlichkeit keine Spur. Seine Haut war gespannt und glatt, ein rasselnd-rasendes Pergament, durchsichtig wie Bernstein und explosiv. Der ganze Körper unter den Kleidern dröhnte mit in wahnwitzigen Trillern — unter der stechenden Ruhe der Augen, die, schwarze Sonnen, alles bewachten. Keulen, Gerassel, Weltuntergang — dann, unvergleichlich, ein Diminuendo, ein Smorzando, ein Gravetakt. Schließlich ein wehmütiges Parlando, von zwei hauchzarten Fingerknöcheln auf die Höhlung des Magens geklopft:

„Nicht bin ich Cohn, nicht bin ich reich,
Frißt mich der Tod, so gilt's ihm gleich.“

„Achtung! Achtung!“, dachte Koerber. „Ist ja allerhand! Sjallerhand!“

„Nun, was habe ich Ihnen gesagt?“, entzückte sich Ziegler, die Klarinette. „Haben Sie jemals so trommeln hören? Nicht Cohnreich — Kunstreich sollte er heißen. Das ist der erste Europäer, der die Pauke wie ein Klavier spielt. Modulierend! Rein! In Vollkommenheit! Beethoven, Wagner, Berlioz haben gewisse Paukennoten nicht mehr aufzuschreiben gewagt, weil sie die Fleischergesellen kannten, die auf dem Kalbsfell zu arbeiten pflegen. Hätten sie einen Cohnreich gehabt, die Partituren dieser Meister sähen noch ganz anders aus . . .“

Koerber nickte: „Das glaube ich gern.“

„Übrigens ist Cohnreich nicht dick. Es scheint nur so — und Ihr Lachen war taktlos. Er hat diese lediglich üppige und vielfältig dehnbare Haut und den Knochenabstand der Dicken, damit er sich ohne zu viel Mühe verschiedenen Tonhöhen anspannen kann.“

„Ich — ein Dicker?“, sagte Cohnreich mit trauriger Bescheidenheit. „Das unglückseligste, ärmste Wesen, das überflüssigste, sollte dick sein?“

Unglückselig? Arm? Überflüssig? Koerber schüttelte den Kopf. „Verehrter Meister," sprach er bebend, „ich verstehe, daß heutzutage es den Musikern nicht eben gut geht. Ich selber bin Violinlehrer und weiß ein Lied davon zu geigen. Nun, vielleicht gibt es zu viele Geiger. Aber Sie, ein Einziger, Unerreichter, ein Fürst der Zunft, ein zum zweitenmal mit der Laterne nirgendwo zu Erstöbernder..."

„Ein zu Einzelner!", klagte Cohnreich. „Das ist es ja. Der Schallraum meiner Kunstfertigkeit hat gar keinen Anschluß an die Jetztzeit. Ich bitte Sie: Wer nimmt heut Paukenstunde? Ist Pauke ein Solo-Instrument? Die Orchester lösen sich auf. Die wenigen, die noch übrig bleiben, brauchen doch keinen Kunstpauker meines Ranges zu besolden: Denen genügt ein Aushilfskellner. Die Banausen beim Fünfuhrtee pflegen es schließlich nicht zu merken, wenn einer auf a, g, oder c stets dieselbe Nüance trommelt."

Koerber blieb hartnäckig. „Immerhin," sprach er, „ist Ihre Trommelkunst, gerade in ihrer Einzigkeit, ein internationaler Wert. Sie sollten eilen und Deutschland verlassen. Weshalb gehen Sie nicht nach Basel? Sind Ihnen nicht die Trommelkonzerte, die Baseler Trommelkonzerte bekannt? Einmal im Jahre gibt es das, ich glaube am 10. Februar, dem ersten Tag des Karnevals: in einem Saal stehen hundert Trommler und trommeln — es soll überwältigend sein! Was würde es für Basel bedeuten, wenn Sie dort Trommelstunde gäben und auf Grund Ihrer langen Erfahrung den Lärm in Musik verwandelten?"

Cohnreich schüttelte den Kopf. „Ich bin doch ein Deutscher," sagte er etwas verlegen, „was soll ich dort? Meine Trommel ist hier geworden und will hier sterben."

„Allerhand!" mußte Koerber denken. „Für einen Juden — allerhand!"

Sie gingen schweigend. Die beiden Großen hatten ihren Schritt gemäßigt, um Cohnreichs langsames Vorwärtsrollen bei sich zu haben. Der kleine Künstler, mit schlaffem Pergamentgesicht, schien nicht zu atmen. Ein dunkles, sehr entferntes Klopfen — von fast katakombischer Art — zeigte, daß sich sein Blut bewegte.

Plötzlich schlug es wie zur Reveille. Es gab einen kurzen, schmerzlichen Schlag, daß die andern zusammenfuhren. Mit tragischer Stimme, warm, zerreißend, stöhnte er: „Ach! Ohne Sohn zu sterben!"

„Das fehlte noch!", kreischte die Klarinette. „Kinder?! — Man kann sich selbst nicht ernähren — und nun noch Kinder ernähren müssen?!"

„Ich halte es für das einzige Glück," sprach Koerber ernsthaft, „in dieser Zeit ohne Frau, ohne Kind zu sein."

Der Trommler rasselte zerstreut. Dann klang er gefaßt und bronzedunkel: „Wer so spricht, versteht es nicht. Wie solltet Ihr es auch verstehen? Ihr könnt ja unmöglich begreifen, was einem Juden

die Nachkommenschaft ist. Ihr hattet den Staat, die Ehre, das Leben, das Glück des Außen, das Jetzt, das Hier, das Erfülltsein durch den Augenblick — wir hatten das Wort der Genesis: geht hin, seit fruchtbar, mehret euch. Wir hatten nur Familie und Kinder. Kinder — als Wechsel auf die Zukunft. Ein Christ kann kinderlos doch ein Mensch sein. Ein Jude ohne Sohn, ohne Tochter, — ein Jude, der nicht mit seinem Samen in die Zukunft hinüberwuchert, ist ein Narr und ein Ungeheuer!"

Er schluchzte trocken. Es war ein Geräusch, das den anderen die Kopfhaut sträubte.

„Ich hätte Vater werden können . . . Bis vorgestern! Es ist vorbei! Seit zwei Monaten trug meine Frau. Sie trug das Leben; sie trug den Sinn... Nun? Ich bitte Sie, meine Herren: Sechs Milliarden für die Entbindung, dann Pflege, Milch, dann Wäsche, die Kosten der ersten Jahre und später Schulgeld — wer darf es wagen? Darf das ein armer Musiklehrer wagen? Da haben wir denn dem lieben Gott ins Handwerk gepfuscht. Es war billiger . . ."

Ein Regen von unirdischen Tränen löschte seine Stimme aus. Koerber und Ziegler erstarrten vor Mitleid. Sie wollten schwingen, sie wollten klingen, sie fühlten den Flageolettgriff des Schicksals, aber an ihren gestorbenen Körpern blieben Saite und Luftsäule stumm. Sie hatten nur um den Untergang ihrer Kunst geweint und verzweifelt, um ihre einmaligen Fähigkeiten; quales artifices perimus! . . . Hier war mehr; hier war die Trauer um die nicht fortgesetzte Rasse, um die nicht fortgesetzte Welt.

Sie sahen hinab: die Potsdamer Straße . . . Rauch . . . und welche Einsamkeit! Und hinter der Einsamkeit neue Straßen . . . und hinter den Straßen flaches Land . . . hinter dem flachen Land neue Städte . . . hinter den Städten nächtliche Dünen . . . hinter den nächtlichen Dünen das Meer . . . und hinter dem Meere: Amerika mit dem goldenen Vließ seiner Herden, mit den Hammelhorden, die messerlos starben, die verfaulten vor Übermaß wie das Getreide auf den Halmen.

Warum? Warum?

Es gab keine Antwort. Nur Stadt und Straße . . . nur Rauch... nur Wüste. Nur: welche Einsamkeit! welche Öde!

Öde, durch die als einzige Menschen drei Musikinstrumente schritten.

Die Trommel, wunderbar ermannt, begann einen leisen Marsch zu schlagen. „Ich möchte," sprach sie steigend und dräuend, „gern wach dabei sein, wenn das herbeikommt, was wir Juden den „Jaum a din" nennen, den jüngsten Tag! Ich will Gott schön bitten, mich trommeln zu lassen, wenn die aufstehen, die diese Welt verschuldet haben!"

„Und ich will fiedeln!" klang Koerber auf. Er hatte seine Stimme gefunden.

„Und ich will blasen!", sagte der Dritte.

(Fortsetzung folgt.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Hamburg, vierte Oktoberwoche

Die Ereignisse überstürzen sich mit solcher Vehemenz, daß es — ebenso wie es im privatwirtschaftlichen Kalkül unmöglich geworden ist, sich noch mit irgendwelchen Details zu befassen, — auch für die volkswirtschaftliche Überlegung zwecklos wäre, an Einzelfragen noch große Mühe zu verschwenden. In Berlin gab es gestern im ganzen Norden kein Brot, Bäckerläden wurden geplündert, in Hamburg, heute, empfangen mich als neueste Programmpunkte Streik und Aussperrung im Hafengewerbe, in Baden, melden die Blätter, wird eine eigene Landesdollarschatzanleihe emittiert, im Rheinland schließen, eines nach dem andern, die großen Montan- und Hüttenwerke, in Bremen stellt die Börse ihre Tätigkeit ein: — dies alles aber wird morgen schon überholt sein, neue Konvulsionen werden die alten ablösen, — es hat, während der Dollar in die 100 Milliarden-Zone hochschnellt, während das kahristische Bayern hinter einem Nebelschwaden nationaler Phrasen seine jahrhundertealte Geschäftspraxis fortsetzt, von der jeweils besiegten Bundesnation biedermännisch abzufallen, während als holdeste Frucht Cuno- Helfferichscher politischer Beschattung der Exodus des Rhein-Ruhrlands sich fast widerstandslos vollzieht, während der letzte Kapitalfluchtkatarakt über die deutschen Grenzen braust und eine Absatzkrise sondergleichen immer erstickender alle Produktion und allen Handel zusammenquetscht, — es hat in diesem Stadium keinen Zweck mehr, den rasend vorüberrollenden Einzelbildchen dieses grauenhaften Films spezielle Aufmerksamkeit zu zollen. Soll sich nicht binnen wenigen Tagen alle soziale, ökonomische und politische Ordnung Deutschlands in ein wüstes Tohuwabohu mit völlig unberechenbaren und zufälligen Einzelerscheinungen auflösen, soll nicht blanker Hunger die Städte verwüsten, blanke Kalkulations-, Lohnzahlungs-, Verkaufs- und Betriebsunmöglichkeit jeden Geschäfts-

betrieb zum Stillstand bringen, so ist buchstäblich der letzte Augenblick gekommen, nicht mit Einzelmittelchen, sondern aus dem Zentralpunkt alles Elends heraus die Entwicklung in neue Richtung abzubiegen. In diesem letzten Augenblick gibt es vor allem keine Politik mehr! Selbst der Bestand des Reiches als politischen Gebildes ist ein Problem von geringerer Bedeutung geworden als das nackte Leben der sechzig Millionen Deutschen. Staaten und Staatenbildung gehören schon zu den höheren menschlichen Bedürfnissen, primitiver ist das Bedürfnis nach individueller Existenz. In diesen tragischen Tagen, da die Desorganisation des Wirtschaftsapparates so weit gediehen ist, daß der großen Mehrzahl aller Deutschen für die nächsten vierzehn Tage selbst zu bescheidenster Existenzfristung wortwörtlich weder mehr das Einkommen noch die Nahrungsmittel verkürzt werden können, in diesen tragischen Tagen werden darum sogar so vitale Geschehnisse wie die Vorgänge in Bayern, Sachsen und dem Rheinland zu Angelegenheiten sekundären Ranges. Wenn der Staat überhaupt noch irgendwelche Kraft aufbringen, wenn er überhaupt noch irgendwelchen einheitlichen Willen auslösen kann, so darf er es in diesem Augenblick nicht mit wie immer gearteter politischer, sondern nur mit wirtschaftlicher Zielsetzung. Und auch in der Wirtschaft gibt es nur ein einziges Problem: die Wiederherstellung einer funktionsfähigen Währung! Sieben Achtel aller schon eingetretenen und aller noch bevorstehenden Schrecken sind allein darauf zurückzuführen, daß die desolate Währung keine Kostenberechnung und damit keine vernünftige Gütererzeugung, keine Einkommenssicherung und damit keine vernünftige Güterverteilung mehr ermöglicht. Mit Grauen sah, wer sehen konnte, seit Monaten dies Ende näherkommen, seit Monaten drängte, wer Verantwortung in sich fühlte, daß mit äußerster Schnelligkeit die Reform begonnen werde. Es hat monatelang keinen Einfluß gehabt: Aus der Gehirndürre jener kümmerlichen Mittelmäßigkeiten, die sich selbst den Ehrentitel „Wirtschaftsführer" verliehen haben, konnte kein organischer Plan erwachsen. Soll auch nun, da die Uhr eben begonnen hat, zwölfe zu schlagen, das ekle Stroh wieder gedroschen werden, das bisher gedroschen worden ist, sollen auch die acht, zehn oder vierzehn Tage, die uns bestenfalls noch bleiben, mit Halluzinationen von beförderten Amtsschreibern und gehobenen Kommis ausgefüllt werden? Deutschlands absolute Schicksalsfrage ist, ob es sich in acht Tagen eine halbwegs verläßliche Währung schafft.

Auf die Rentenmark, selbst wenn sie kein so abstruses Gebilde wäre, können wir unmöglich warten. Ihr Erscheinen, anfangs für Novemberbeginn verkündet, ist jetzt schon auf Novembermitte verschoben worden; und ob es dabei bleiben wird, steht noch dahin. Aber die Rentenmark hat überhaupt einen entscheidenden Teil ihrer ohnehin schon fragwürdigen Bonität dadurch verloren, daß die Umlage ihrer Deckungshypothek im Rhein- und Ruhrland wohl endgültig als unmöglich betrachtet werden muß und in Bayern zumindest in Frage steht. In dieser Situation bleibt als sofort emittierter Notbehelf ausschließlich die Goldanleihe übrig, deren Ausgabe aus unqualifizierbarster technischer Unbeholfenheit nun schon wochenlang verzögert wird. Sie sollte, so klein wie nur möglich gestückelt, sogar in Quittungsform sofort lanziert werden, und wenn zwei Geheimräte Tag und Nacht handschriftlich signieren müßten. Aber mit der Ausgabe allein ist es nicht getan, es kommt auch auf die Bonität der Anleihe an. Die ist bisher in keiner Hinsicht gewährleistet, die angekündigte Generaldeckung mit dem gesamten Privatbesitz Deutschlands ist bisher noch nicht andeutungsweise realisiert, und wenn jetzt eine große Emission neuer Stücke in den Verkehr gelangt, so ist damit ein Sturz des auch bisher nur künstlich gehaltenen Kurses mit unbedingter Sicherheit zu erwarten. Man muß der Goldanleihe also endlich Deckung geben, und das würde ein mutiger Finanzdiktator in der Weise machen, daß er jene Grundhypotheken, die jetzt die Rentenmark fundieren sollen, einfach für die Goldanleihe in Anspruch nähme. Dafür wären nur die agrarischen Hypotheken heranzuziehen, die aufgrund der Wehrbeitragsveranlagung, ohne jede individuelle Auseinandersetzung, einfach schematisch in die Register eingetragen werden könnten; die Hypotheken auf Industrie und Handel dagegen, deren individuelle Bemessung sehr schwierig ist, können fürs erste, da die landwirtschaftliche Quote allein schon eine enorme Über-deckung repräsentiert, vollkommen aus dem Spiele bleiben. Die ganze Konstruktion der Rentenbank und der Rentenpfandbriefe könnte aufgegeben werden, das Reich selbst könnte Hypothekengläubiger sein, und mit dem Hypotheken-Betrag von schätzungsweise 1000 Goldmilliarden, dessen Katasterregistratur in acht Tagen durchzuführen ist, wäre die neue Goldanleihe, in Höhe von etwa 500 Goldmillionen, vorerst ums Doppelte überdeckt. Damit könnte sie wohl als gegen Wertverfall gesichert gelten, und was sonst an Umlaufsmitteln zunächst noch fehlt, könnten die (eben-

falls beschlossenen und ebenfalls noch immer unsichtbaren) Goldzertifikate der Reichsbank beisteuern. Am Tage nach Durchführung dieser Behelfsmaßnahmen aber würde sich der mutige Finanzdiktator die Vertreter der Banken und der Großindustrie kommen lassen und würde ihnen, mit seriöser Aussicht auf Sperrung jeglichen Reichsbankkredits und jeglichen Reichsbankgiroverkehrs, die Frage vorlegen, mit welchem Betrag in Effektivdevisen oder Effektivgold sie sich an einer definitiven Goldnotenbank beteiligen wollen. Die gleiche Frage wirkte in Österreich Wunder, und das erste Wunder hatte ein zweites zur Folge: Die Gewährung der ausländischen Kredite. Für Deutschland, als Staat, gibt es freilich keine Kredite. Aber für eine Goldwährungsbank in Aktienform stehen, wenn nur die deutschen Kapitalkonzerne mitmachen, positiv erhebliche Auslandsmittel zur Verfügung. Sie können die endgültige Währung fundieren. Sie können, gemeinsam mit den deutschen Quoten, Deutschlands Wirtschaft und Sozialleben endgültig retten. Nur muß, wenn die endgültige Währung erscheint, überhaupt noch etwas zu retten sein. Und damit noch etwas zu retten sei, ist die Zwischenlösung unvermeidlich. Und damit die Zwischenlösung noch Hilfe bringe, muß sie innerhalb der nächsten Tage erfolgen. Alles hängt an der stürmischen Schnelligkeit des Tempos, — alles, das Leben jedes Einzelnen! In pathetischerer Lage war nie eine Regierung. Von Unglück auf Unglück überschwemmt, soll sie, muß sie die Nervenruhe aufbringen, die sichtbarste Katastrophe vorerst zu ignorieren und sich ganz auf den einen Punkt zu beschränken, der wenigstens Bestand des Bestehenden verspricht. Maulhelden denken sich Regieren anders, und aus Maulhelden besteht Deutschland gegenwärtig zu drei Vierteln. Aber die Maulhelden werden mit den andern verhungern, wenn die Regierung, die alle Diktaturvollmacht besitzt, sich mit ihrer Diktatur nicht auf das einzige Gebiet zurückzieht, auf dem ihr Wille noch Tat wirken kann und von dem zugleich die vernichtendste Gefahr droht. Macht die Währung, macht sie in acht Tagen! In vierzehn Tagen habt Ihr ausgespielt.

GLOSSEN

JUDENDEBATTE

„Sagt, was ihr wollt — für mich als Arier ist die Bekämpfung des Judentums eine sittliche Idee. Donnerwetter nochmal — ich würde ihr mein Leben opfern."

„Respekt. Aber setzen wir den Fall, Du steckst bis zum Hals im Wasser und ein Jude zieht Dich mit eigener Lebensgefahr heraus. Würdest Du ihn zurückstoßen?"

„Erstens zieht mich ein Jude nicht heraus . . . mit eigener Lebensgefahr schon garnicht . . . so etwas müßte erst noch bewiesen werden. aber wenn auch: nein ich stoße ihn nicht zurück".

„Warum nicht?"

„Weil ich mich meiner Idee erhalten muß. Wenn mich der Jude herauszieht, zieht er mich — um in seiner Sprache zu reden — auf eigene Rechnung und Gefahr heraus."

„Aber Du bist doch in Gefahr!"

„Nur in der, mein Leben zu verlieren . . . "

„und die Möglichkeit, die Rasse bekämpfen zu können, der Dein Retter angehört."

„Ich habe ihn nicht gerufen."

„Mit dem Munde wohl nicht. Aber vielleicht hat ihn Deine Not gerufen . . . oder s e i n e sittliche Idee: die Menschenliebe."

„Seine sittliche Idee geht mich nichts an."

„Aber Deine ihn umso mehr . . . und trotzdem zieht er Dich heraus!"

„Erstens zieht mich ein Jude nicht heraus, und zweitens mag er das halten wie er will. Ich bin Antisemit. Wenn er mich rettet — ich wiederhole es — so rettet er mich auf eigene Gefahr. Und seine Gefahr ist eben, daß ich ihn auch nach seiner freundlichen Bemühung bekämpfen muß."

„Freundliche Bemühung ist gut. Wenn er nun diese Gefahr kennt und Dich trotzdem herausholt — ist das lebensklug, ist das geschäftstüchtig von ihm oder . . . "

„Oder idiotisch meinst Du hoffentlich."

„Natürlich. Man könnte es allerdings auch anders nennen. Tüchtig wäre es jedenfalls in Deinem Sinne nicht."

„Also siehst Du ein, daß i c h der Tüchtigere bin."

„In diesem Falle sicher. Hm . . . Und würdest Du den Juden, wenn er bis zum Halse im Wasser steckte, auch herausziehen oder würdest Du ihn ganz hineinstoßen?"

„Erstens steckt ein Jude nie bis zum Hals im Wasser . . . und wenn es schon so wäre: natürlich würde ich ihm auch heraushelfen. Für was hältst du mich eigentlich? Bin ich ein Christ oder ein Aschanti?"

„Aber Mensch — dann würdest du ja deiner Idee doch abtrünnig werden."

„Nein, zum Henker — ich würde ihn ja nur herausholen, um ihn weiter zu bekämpfen . . . das ist doch sonnenklar!" *Peter Scher.*

STOSZSEUFZER DES MALERS

Verlangt man von einer Ausstellung nicht Qualität, sondern den Durchschnitt durch das Kunstschaffen einer Zeit, so erfüllt die S c h w a r z - w e i ß a u s s t e l l u n g der Akademie der Künste am Pariser Platz vollständig ihren Zweck. Alle Maniriertheit, Verkrampftheit, aller Dilettantismus, alles Ausgeklügelte unserer Zeit kommt in dieser Legion von Bildern so recht zum Ausdruck.

Es ist traurig, zu sehen, wie Begabungen, die in anderen Tagen in Fleiß und Eifer sich immerhin zu einer Höhe 2b hätten emporstreben

können, heute im übelsten Geschmackswirrwarr versinken müssen. Denn in einem Lande, in dem das Geld täglich um Milliarden verliert, in dem die Not des Volkes sich täglich verzehnfacht, verhundertfacht, kann man nicht mehr malerischen Problemen leben. Man eilt mit der Zeit, um zu leben, und nur wenige haben die Kraft, bei solchem Wettlauf die Bürde „Kunst" mitzuschleppen.

Man ist in seinen Bildern „zeitgemäß", aber nicht „künstlerisch".

Andererseits gibt es trotz Dollar, Tod und Teufel immer noch einige wenige, allerdings wohl verhungernde, zerfließende Talente, die nichts von unserer Zeit wissen wollen.

Doch wen interessieren heute noch diese nichts als komitragischen Typen mit den Problemen der Deutsch-Römer, der Münchener von 1903 oder auch des Pariser Expressionismus der Vorkriegszeit? — — Ruhe, klassischeste Ruhe ist das Ziel unserer Kunst. Ruhe als Gegengewicht zu Revolution, Not und Wirrnis des äußeren Lebens. Vor dem Kriege, in einer Zeit der oberflächlich plätschernden Vergnügungen, brauchte man die Revolution des Kubismus, des Expressionismus!

Was interessiert uns das heute noch!?

Wir sind viel zu gehetzt, viel zu müde zu solchen meist nur nach Schweiß riechenden Extasen, zu diesem mit Gehirnschmalz geölten Räderwerk des Kubismus. Maler wie Pechstein, Schmitt - Rottluf, Düllberg oder gar Herr Kuhkopf oder Kuhfuß sind schon lange für uns gestorben.

Den Weg zur Ruhe fanden außer Corinth, Slevoigt, Liebermann und Barlach unter all den Männern nur zwei Frauen: Käthe Kollwitz und Renee Sintenis.

Warum gerade nur zwei Frauen? — Das sollte sich mancher Maler überlegen. Warum? — Weil sie „weiblich - natürlich" einfach den Dingen gegenübertreten, während die Schar der Männer „weibisch - maniriert" mit viel zu vielen Erinnerungen an die Maler von der Eiszeit bis zu Matisse mit unerhörtem Wissen die Flächen zu meistern hofft. Die Zeichnungen der Routiniers Kokoschka, Krauskopf, Kohlhoff, Klaus Richter sind allzu geschmackvoll, doch kennen wir sie lange schon etwas besser von anderen Größeren. Also wozu das alles?!

Herr Dix vergißt über seiner „Sozialen Note" ein wenig das Zeichnen.

Bleiben also zwischen all den mehr oder weniger pompös aufgemachten Belanglosigkeiten und Nettigkeiten nur die sehr malerischen Pastelle Liebermanns, die entzückend graziösen Strandbilder Slevoigts, Corinth und Käte Kollwitz. Renee Sintenis, Meid und Jäckel mit Radierungen und im allerletzten Saal Barlach mit schweren wuchtigen Litographien und Holzschnitten.

Das sind immerhin etwa fünfzig gute Blätter, dazu kommen noch zwei Kleinplastiken von Hermann Haller, und das ist wohl genug für eine Ausstellung von 2000 Zeichnungen.

Und dann: Wer hat, außer uns Malern, einigen armen Irren und einigen Snobs heute noch Zeit, Minuten seines teuren Lebens in einer Ausstellung zu „vertrödeln"?

George G. Kobbe.

FILM

Die Hexe.

Der vortreffliche dänische Regisseur Christensen versuchte, die bisherige exakt-sachliche Form des sogenannten Kulturfilms zu verlebendigen: er gibt Variationen über das Hexenmotiv. Er studierte Bücher, Bilder, Berichte aller Zeiten und Völker über Hexen und Dämonen, destillierte hieraus einige Musterbeispiele und ließ sie, zu kleinen Filmromanen aufgelöst, vorbeihuschen. Das hat er mit viel Filmgefühl, mit reicher, aber etwas nüchterner Phantasie, und vor allem mit glänzenden Regietricks und schauspielerischer Disziplin herausgearbeitet.

Er scheint die schönsten Mädchen und häßlichsten alten Vetteln Dänemarks zusammengetrieben zu haben... aber auch die besten Schauspieler dieses Landes, so die unvergeßlichen Darsteller des Erotikon-Films, die willig kleine Demonstrationsrollen übernahmen. Da gucken wir in Hexenküchen; wir sehen nackte Hexlein nachtwandeln; Teufel erscheinen als Don Juans für ausgeleierte Matronen und unbefriedigte Ehefrauen; da ist Hexensabbat; da müssen süße Frauen furunkulöse Teufelspopos küssen; alte Weiber heben die dicken Unterröcke und verrichten ihr großes Geschäft in große Nachttöpfe vor Bürgermeisters Tür, um ihn durch Zerschmetterung dieser fäkaliengefüllten Töpfe zu töten; da durchbohrt die teufelsverführte hysterische Nonne die heilige Hostie und tobt mit ihren Schwestern in Tanzepidemie; da peinigt die Inquisition ganze Dörfer zu Tode und spannt vor unseren Augen alte und junge Weiber auf die Folterbank; da sieht man die moderne Kleptomanin, die Verdrängt-Brünstige, die zwangsweise mit dem Streichhölzer-Spielenden, die Hysterikerin, die vom Nervenarzt so gepeinigt wird wie ihre Ahnin vom Inquisitor.

Diesen tollen Hexensabbat entfesselte Christensen nicht aus Freude am höllischen Spiel, sondern um zu zeigen, wie die menschliche Dummheit und Hysterie sich in allen Epochen konstant bleibt, um den mörderischen Wahnwitz geistiger oder vielmehr ungeistiger Seuchen zu zeigen, um Massensuggestion und Autosuggestion vorzuführen, und um das Leid der von ihrem Geschlecht und wegen ihres Geschlechts zeitlebens gepeinigten Frauen zu erweisen.

Christensen unternahm in diesem Film nicht nur allerlei schaurige und witzige Scherze, sondern auch ein grausames menschliches Experiment: er ließ die alte Haupthexe von einem scheußlichen zahnlos-warziggesichtszerfressenen Spittelweib, das wirklich an den Teufel glaubt, spielen, und siehe — die Alte gab eine schauspielerische und — in der Folterkammer — eine mimische Leistung, die alle wirklichen Schauspieler dieses Films übertrifft. Ich will nicht danach fragen, mit welchen Mitteln der Regisseur diese teufelsgläubige Matrone zu solcher Leistung entfesselte, — daß er dies aber vermochte, scheint seinerseits Hexerei zu sein.

Dieser Aufklärungsfilm durchbricht die Grenzen des Kulturfilms. Er ist verdienstlich, er ist notwendig. Damit sage ich nicht, daß er völlig geglückt ist. Aber für alle furchtbaren, klärenden, menschheitsfördernden Versuche muß man die Stimme doppelt laut erheben. Die Decla, die diesen Film im kleinen Kreise vorführte, fürchtet, daß die Zensur ihn verbieten würde. Daß, wegen eines offensichtlich zu lobenswertem Zweck mit so vortrefflichen Mitteln und Können gefertigten Werkes,

überhaupt diese Besorgnis besteht, erweist, wie notwendig die allgemeinen Vorführungen solcher wirklichen Aufklärungsfilme als Durchbrecher der menschlichen Borniertheit sind. *Kurt Pinthus.*

TISCH MIT BÜCHERN

Alfons Paquet: Die Prophezeiungen. Roman. (Drei Masken-Verlag, München.)

Ich gestehe von vornherein, daß ich Paquet außerordentlich schätze, weil seine Fähigkeit: eindrücklich, bildhaft, interessant zu schreiben, sich mit einem Reichtum an Kenntnissen und einer — im schönsten Sinne so zu bezeichnenden — Weltgewandtheit verbindet. Wir haben keinen Namen für seinen Typus; denn Globetrotter stimmt nicht überein mit seiner ausgesprochenen Verantwortlichkeit, die landschaftliche und völkische, kulturelle und künstlerische Darstellungen über alles Ästhetische hinaus zu Inhalten macht. Die „Prophezeiungen" sind ein Roman, voll ausgetragen; geben jenem, der Unterhaltung und Spannung sucht, alles in guten Massen; aber diese Affekte sind sehr glücklich dem Paquetschen Trieb eines Weltreisenden untergeordnet: niemals ist die Perspektive zu Zeit und gegenwärtigen Umständen aufgegeben. Dazu kommt ein bedeutender Idealismus, der zwingende Glaube an eine zukünftige Wahrheit, die hier wie Phantasie wirkt und im letzten Sinne dichterisch ist, und die auf eine geistige Art die Gewalttätigkeiten überwindet, die er prophetisch in unsere Zukunft baut.

K.

Paul Busson: Die Feuerbutze. Roman. (Rikola-Verlag, Wien.)

Hier ist ein Roman jener breiten und fülligen Art, die keinen ungesättigt entläßt. Er hat Spannung, die zwar nicht mit bluffigen Mitteln erreicht wird, aber ihrer ausgerechneten Wirkung sicher ist; er ist historisch, insoweit er einen geschichtlichen Zustand (den tiroler Freiheitskampf um 1809) zum Milieu wählt, der im Lesergefühl Parallelen herausfordert, also einen Ton hineinträgt, der tendenziös genannt werden müßte, würde er um einen Bruchteil lauter angeschlagen. Überall offenbart sich Bussons Geschick, mit einer an Raffinement grenzenden Sicherheit die wirkungsvollsten Register zu ziehen; und die Zutaten von Erotik und Mystik versagen keinesfalls. Da er schließlich eine anheimelnde Sprechweise anspinnt, hat er sein Publikum vollkommen. Vielleicht ist dies der Typ Bücher, die man heute braucht: sie beleben, fesseln, haben Farbe und Tempo und gleiten doch nicht ab in die namenlose Banalität der Herzog und Lauff. *K.*

Friedrich Schnack: Die goldenen Äpfel. Roman. (Verlag Jakob Hegner, Hellerau.)

In Schnack steckt etwas von Breugel, von jenem philosophischen

Breugel, der für das menschliche Sein und Handeln bildstarke Fabeln und Sprichworte fand. Namentlich im Schlußteil des Romans, der ganz auf die Märchen-Ebene gestellt ist und sich dadurch einen absonderlichen Realismus erlauben darf, kommt er zu Malereien, die herb und derb sind und zu der transparenten Sprache in einem merkwürdigen und doch — man muß es sagen — innigen Kontrast stehen. Und der Inhalt? Es ist der Wettlauf nach dem eigenen Schatten, die Überwindung menschlicher Schwächen in eine himmlische Erlösung hinein; auch darin ein Märchen, daß dem müden Wanderer schließlich der Himmel in seinen unendlichen Prächten aufgeschlossen wird, kein christlicher Himmel, eher ein heidnischer, sagen wir schon lieber, um im Bild des Dichters zu bleiben: ein Garten mit goldenen Äpfeln und mit einer großen Musik im Stile Beethovens. *K.*

Otto Rung: Kokain-Novellen. Deutsch von Emilie Stein. (Verlag E. P. Tal & Co., Wien.)

Das sind sehr kultivierte Plauderstücke, nur im Titel des ersten reißerisch etikettiert, in der Geschichte von der magischen Wirkung des Kokains, das seinen Weg gegen alle Sperren doch in die ermüdeten Hirne findet. Andere Partien kommen aus der dänischen Heimat des Autors, von seinen Reisen durch Italien, den Orient. Sie sind unentwegt distinguiert erzählt, ein wenig müde und verhalten, wie es zu einem Menschen paßt, der mit dem außerordentlichen Wissen seines Jahrhunderts Zeit und Menschen sondierte, keine Überraschungen mehr erwartet und — ohne eigentlich blasiert zu sein — das Auf und Ab des Lebens nur als ein Spiel hinnimmt. Aber es bleibt doch auch mehr nach ihrer Lektüre zurück als nur das Substrat unterhaltsamer Novellen: eine leise Hand rührt an viele menschlichen Dinge, und der leichte Schauer eigener Erlebnisse wacht unter diesen Fingerspitzen auf. Es ist also ein durchaus nicht so ganz harmloses Buch. *K.*

Alfred Brust: Himmelsstraßen. (Kurt Wolff-Verlag, München.)

Schade! Man spürt hinter diesen kurzen Prosastücken, daß sie ernster gemeint und größer gedacht sind als der Dichter für nötig befand, sie auszuprägen. Brust, der in allerlei dramatischen Spielen die besondere Kraft entwickelte, Mythisches im Beispiel anzudeuten und dem Hörer zu Schauern des Erlebnisses zu machen, schrieb ein paar Randbemerkungen zu gegenwärtiger Tat und zu Traum und Schicksal; aber gerade das, was man von ihm erwarten sollte: die Vertiefung ins Urhafte und bis an die Quellen hinunter, das bleibt er schuldig. Die einzelne Wendung ist stark, das Bild scharf aus dem Holz herausgeschnitten; jedoch beides beseelt zu verbinden, dazu scheint er nicht genug Passion aufgebracht zu haben. *K.*

Kasimir Edschmid: Zur Naturgeschichte der Antilopen. Mit acht farbigen Originallithographieen von Erna Pinner. (Verlegt in der Dachstube, Darmstadt.)

Was Edschmids Büchern sonst sehr tragisch fehlt, ist in dieser reizenden kleinen Sache da: Humor. Er schreibt eines jener Kapitel von der Anmut der Tiere, das, ohne mit Rührseligkeit aufzuwarten, die Gedanken einer sechs Monate alten Antilope aus dem Frankfurter Zoologischen Garten ausspricht, ein paar reizvolle Sätze über die Ewigkeit des Tierlebens und die Anspruchslosigkeit der in sich ruhenden Kreatur. Das Ganze will nur dichterische

Arabeske sein, um entzückende Lithographieen, die mit ihren zarten Andeutungen eine höchst intensive Beweglichkeit und Plastik ausgeben. Das ernsthafte Spiel der Zeichnerin wird sympathisch und gut begleitet. Und der junge Darmstädter Drucker J. Würth, der das Bändchen auf seiner Handpresse herstellte, brachte eine entzückende, einfache Einheit von Text und Bild zustande. *K.*

AUS ALTEN BÜCHERN

Vier Anekdoten nach dem Französischen des Herzogs von Saint-Simon.

Der körperlichen Leistungsfähigkeit Ludwigs XIV. entsprach sein Appetit: der König war zeitlebens der talentierteste Esser seines Landes. Es war nichts Außergewöhnliches, wenn er vier Schüsseln voll der schwersten Suppen, einen ganzen Fasan, ein Rebhuhn, eine Schüssel Salat, zwei gewaltige Schnitten Schinken, Hammel in Knoblauchtunke, einen Teller voll Gebäck und dann noch Obst und hartgekochte Eier, die er besonders liebte, bei einer einzigen Mahlzeit zu sich nahm. Man kam aus dem Staunen nicht heraus, wenn man Tag für Tag der Entfaltung dieses titanischen Appetits beiwohnte, der selbst im Schlafe nicht zur Ruhe kam: der König pflegte des Nachts aufzuwachen und dann Wein oder Erfrischungen, die auf seinem Nachttischchen bereitstanden, zu sich zu nehmen. Als man ihn nach seinem Tode sezierte, erregten sein Magen und die Gedärme, die für einen Goliath geschaffen schienen, das Staunen der Ärtzte . . . .

*

Ludwig der Vierzehnte verschmähte es, sich beim Essen einer Gabel zu bedienen: er blieb der alten Sitte, mit dem Messer und . . . den Fingern zu essen, bis an sein Ende treu. Als eines Tages der König von England mit dem königlichen Hause (ohne Gabel) speiste, lüftete er jedesmal seinen Federhut,

wenn die Königin das Wort an ihn richtete, und am Ende waren die Federn so bekleckert, daß das Speisefett auf seine Schultern herabtropfte . . .

*

Frau von Maintenon, die damalige Favoritin des Königs, empfand die heftigsten Gewissensbisse in der Erinnerung an das, was sie ihrer vom Hofe verjagten Vorgängerin (der Marquise von Montespan) schuldete. Sie vergoß Tränen der Zerknirschung darüber, und in Ermangelung eines anderen Zufluchtortes flüchtete sie sich auf ihr . . . Nachtstühlchen. Die Herzogin von Burgund, die ihr gefolgt war, stand sprachlos vor Erstaunen . . .

*

Beim Leichenbegängnis der Mademoiselle von Montpensier, das mit allem Zeremoniell stattfand, trug sich ein lächerlicher Vorfall zu. Zu Mittag, als die ganze Leichenwache versammelt war, barst die Urne, die auf einem Tische stand und die Eingeweide enthielt, mit fürchterlichem Getöse, und es verbeitete sich ein entsetzlicher Gestank. Einige Damen wurden halb ohnmächtig vor Entsetzen, andere flohen. Die psalmodierenden Mönche liefen mit der Menge, die sich durch die Türen drängte, davon. Die Verwirrung war groß, und die Mehrzahl flüchtete in Höfe und Garten. Die Eingeweide waren schlecht einbalsamiert worden und dadurch in Gärung geraten . . .

Deutsch von Fiete Fischer.

ANEKDOTE

Der Musterdeutsche.

Aus einem Ministerium wird dem „T.-B.“ geschrieben:

In einem der vielen Gesuche um verspätete Orden, mit denen die Ministerien noch immer behelligt werden, zählt der beflissene Bittsteller alle Dienste auf, die er dem Vaterlande geleistet hat und rühmt sich am Ende: „Schließlich hat der Unterzeichnete sein Wahlrecht allzeit zur Zufriedenheit der Parteien ausgeübt.“

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 42):

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1.35 M., pro Quartal 4,— M. (mal Schlüsselzahl des Buchhändlerbörsenvereins). Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 12 franz. Franken, in Belgien 15 belg. Franken, in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. mal Schlüsselzahl des Buchhändlerbörsenvereins. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Novemberwoche

Die Vertrauensleute der Berliner Sozialdemokratie haben (gegen eine starke Minorität) den Ausschluß Eberts aus der Partei verlangt. Friedrich Ebert kann nun schon eine breite Kassette mit solchen Hinausschmißanträgen füllen. Aber selbst einem robusten Manne, der dreißig Jahre deutsche Arbeiterpolitik gemacht und auch ertragen hat, könnte dieser Ostrazismus der Bezirksführer den Humor vertreiben. Was sind das nur für Weggenossen, die — wenn ihnen eine taktische Regel des alterprobten Kameraden nicht paßt, gleich die Hemdärmel schürzen und ihn anpacken wollen? Es war schon töricht, den Vorwärts-Redakteuren den Stuhl vor die Tür zu setzen. Wie viel fähige Zeitungsmacher hat denn die Partei? Kein halbes Dutzend. Friedrich Stampfer am Kragen zu fassen ist nicht schwer. Hinauswerfen ist überhaupt leicht. Aber welcher Zeitungsschreiber, der ein wenig auf sich hält, wird den leeren Stuhl einnehmen wollen? Dank dieser Berliner Hausknechtsgewohnheit, der einmal Kurt Eisner, dann Hilferding, jetzt Stampfer geopfert werden soll, fehlt es der Partei an allen publizistischen Talenten. Weder bei Mosse noch bei Ullstein würde einem Redakteur aus solchem Anlaß mit dem Hinauswurf gedroht werden. Die Berliner Sozialdemokraten sind da in ihrer unwillkürlichen Brutalität bloß mit Stinnes zu vergleichen. Demselben Geist einer rohen Intoleranz entsprang der Ausschluß-Antrag gegen Ebert. Hier im „Tage-Buch" ist manches Wort gegen Entschlüsse des Reichspräsidenten gesagt worden. Ebert hat Cuno erfunden und lange geduldet. Er hat im sächsischen Konflikt, möchte man glauben, Stresemann zu schnell und zu weit ermächtigt. Vielleicht? Denn wer kann sagen, welche Argumente für Ebert entscheidend waren? Vor allem: Wer weiß, was alles Ebert verhütet hat? Es gehört die Anmaßung der Unerfahrenheit dazu, über Ebert schnell-fertig den Stab zu brechen, nicht nur ohne ihn gehört zu haben, sondern ohne sich in seine leitende Stellung mit nur ein wenig Phantasie hineindenken zu können. Ohne Eberts geräuschlose Lenkung, das kann man getrost feststellen, wäre das Bruderpaar Stinnes-Ludendorff längst Beherrscher des Reiches. Eberts historisches Verdienst wird es bleiben, die deutsche Arbeiterschaft mit dem Staat, den Staat mit der Arbeiterschaft versöhnt zu haben. Deshalb hat Ebert ganz geradlinig und konsequent jedes Zusammengehen mit den Kommunisten abgelehnt. Von dieser festen Grundeinstellung ist Friedrich Ebert nicht einen Tag abgewichen. Auch die Kindsköpfe, die ihn mit Drohungen behelligen, werden den festen Mann nicht verwirren, nicht beirren.

Vor mir liegen ein paar illegale Zeitungen der Kommunisten. Mit faustdicken Lettern wird da nicht gespart und auch nicht mit faustdicken Worten. Das Lieblingswort heißt hier „Mord“, fettgedruckt kehrt die „Blutherrschaft“ in jeder Spalte wieder, und der Ruf: „Auf den Galgen“ wird mit Beharrlichkeit wiederholt. Dagegen wäre nicht viel zu sagen, wenn diese Sprache in einer großen Stunde einem lebendigen Gefühl, einem echten Temperament entspränge. Aber diese starken Vokabeln sind durch ständige Wiederholung abgebraucht, der Proletarier, der seit fünf Jahren mit Kraftworten gefüttert wird, ist allmählich stumpf geworden. Die fetten Lettern und die blutigen Worte wirken garnicht mehr, und deshalb ist dieser Aufwand eher eine Entweihung als eine Anfeuerung. Es liegt hier ein Exzeß mit Worten vor, der den Exzedenten am meisten schädigt. Wer einmal im Reichstag oder Landtag kommunistische Blutredner angehört hat, empfindet diese Abnutzung der Worte mit einiger Beschämung. Ich hörte im Reichstag Redner, die diesen Vokabelunfug stundenlang betrieben, ohne irgendeinen Menschen auch nur im geringsten zu erregen. Selbst kommunistische Parteigenossen standen neben diesen in der Aufregung geübten Langrednern und stocherten in den Zähnen oder reinigten sich die Fingernägel. Der revolutionäre Routinier langweilte selbst die Klubkollegen, die dann und wann, aus Nachbarsgefälligkeit, ein langweiliges „Sehr richtig“ herausschnatterten. Dem kläglichen Schauspiel liegt nicht nur ein psychologischer Irrtum zugrunde. Der Abgebrauchtheit der Worte entspricht auch eine Abgebrauchtheit des nichts-als-agitatorischen Systems. Der deutsche Kommunismus brauchte durchaus nicht zu vollendeter Machtlosigkeit verurteilt zu sein, wenn er sich endlich entschlösse, der Epoche der längst unwahr gewordenen Phrase zu entsagen. Wo ist der deutsche Kommunist, der einer sachlichen Stinnesdebatte gewachsen wäre? Wo ein Kommunist, der in der Währungsfrage sachlich mitreden könnte? (Und was für Aufgaben lägen da bereit!) Wo auch nur Einer, der zu den Schulfragen mehr als die alten Redensarten beisteuerte? Der abgestandene Wortexzeß muß die sachliche Unzulänglichkeit der deutschen Kommunisten verbergen. Ich kann mir denken, mit wie viel Scham ein ernsthafter russischer Genosse dieses mit alten Schlegeln gedroschene Stroh anschauen muß. Wenn den Russen, wie anzunehmen ist, die ergebnislosen Exzesse ihrer deutschen Kameraden nicht längst gleichgültig geworden sind, so mußten sie die Koenen, Höllein, Katz und Bratz pensionieren und eine jüngere, phrasenfeindliche Generation in den Sattel setzen. Hätten die Russen (sofern sie sich überhaupt noch für die deutschen Dinge interessieren) ein bißchen Kontakt mit dem deutschen Arbeiter, so würden sie auch bald herausfinden, daß der Deutsche ein antichatoischer Charakter ist. Wer den natürlichen Tatsachensinn des Deutschen, auch des Arbeiters, nicht befriedigt, bleibt am letzten

Ende wirkungslos. Deshalb ist's schade um die fetten Lettern, schade um die blutigen Worte. Es fehlt die innere Autorität, die moralische und die geistige. Der Exzeß der Worte kann diese passive Bilanz nicht mehr verschleiern.

Herr H e i n z e, Cunos Helfer und Stellvertreter, hei lewet noch, und Stresemann hat ihn sogar als Mittler nach Dresden geschickt. Nach Sachsen, wohin kein pflaumenweicher Sänftling, sondern wirklichkeitserfüllter, auch die Geisteswelt des Fabriksarbeiters vorstehender Mittler hingehörte (hier wurde einer der reinsten deutschen Charaktere, Wichard von Moellendorf, empfohlen), Stresemann, dessen Hand allmählich unsicher wurde, dessen Instinkt irritiert ist und dessen Pfiffigkeit immer zu groß war, Stresemann hätte den sanften Heinzerich lieber nach München senden sollen. Dort hätte der rotbackige Optimist zur Konfliktsverschleierung beitragen können. Im Kleinen hat er sich ja schon in der Fechenbachdebatte erprobt. Übrigens, Fechenbach . . . In der Reichstagsdebatte, die vor Cunos Tod im Sommer stattfand, hatte der bayrische Bevollmächtigte, Herr von Prager, offenbar von Herrn Heinze angeregt, ziemlich feierlich verkündet, das Bayrische Oberlandgericht werde ein Begnadigungsgesuch Fechenbachs prüfen. Das wurde damals als Heinzes Ei des Columbus gepriesen. Der Reichstag, der nach den Reden des Dr. Bell und des Professor Kahl und vor allem nach der Erklärung Heinzes glaubte, hier werde endlich das Tor geöffnet, durch das ein vom Haß Verurteilter seine Freiheit wiederfinde, der Reichstag ging freudig auf das Fechenbachkompromiß ein. Seither sind August, September, Oktober verflossen. Ein Vierteljahr ist keine Zeit für einen Volksparteiler mit robustem Gewissen, aber ein qualvolles Stück Leben für einen schuldlos Verurteilten. Wie wär's, wenn Herr Heinze, in Dresden überflüssig, nach München entsandt würde? Zu einer kleinen, bescheidenen Ankündigung bei den Herren im Oberlandesgericht! Es hat damals im Sommer e i n e n Mann gegeben, der von den Münchener Oberrichtern (unter Führung des edlen Pöhner) Gutmachung erhoffte: Herrn Heinze. Man sende ihn im Eilzug nach München!

Die ö s t e r r e i c h i s c h e n W a h l e n zur Wiener Nationalversammlung sind in Deutschland nicht sehr beachtet worden. Es war ein Wahlkampf ohne Pöbelei, ohne rohen Schimpf, ohne persönliche Bedreckungen. Warum sollte man von dergleichen Dingen in Deutschland Notiz nehmen? Nicht nur dieser saubere Wahlkampf, auch das Ergebnis ist eines Blickes wert. Während die beiden großen Volksparteien, Christlichsoziale und Sozialdemokraten, ohne Beschädigung aus den Urnen wiederkehrten, sind die österreichischen Hakenkreuzler so gut wie ausgelöscht worden. Die Hitlerleute, die auch in Österreich hauptsächlich aus Knaben bestehen, wagten garnicht, Kandidaten aufzustellen, und die Deutschnationalen, ihre etwas erwachseneren Brüder, sie heißen sich in Öster-

reich Großdeutsche, sind von der Parteienliste nahezu ausgetilgt worden. Österreich, mitten in einem beglückenden Auferstehungsprozeß, hat keinen Platz für diese Überdeutschen, die mit der Nation im Munde die innere Zerstörung eines Volkes vollenden. Das ist das eine erquickende Ergebnis dieser Wahlen. Das zweite ist die vollkommene Ausschaltung der Monarchisten in Österreich. Damit ist auch die französische Kateridee der Donauförderation endgültig begraben. Weder ein Habsburger noch ein Wittelsbacher wird auf Österreich spekulieren können. Ein überschlau eingefädeltes Intrigenstück, in Pariser Salons erdacht, in Budapest fortgesponnen, zuletzt noch von Ludendorff begönnert, wandert nun für immer ins Archiv. Auch diese erquickende Entscheidung eines Volkes mit gesunden politischen Instinkten verdient festgehalten zu werden.

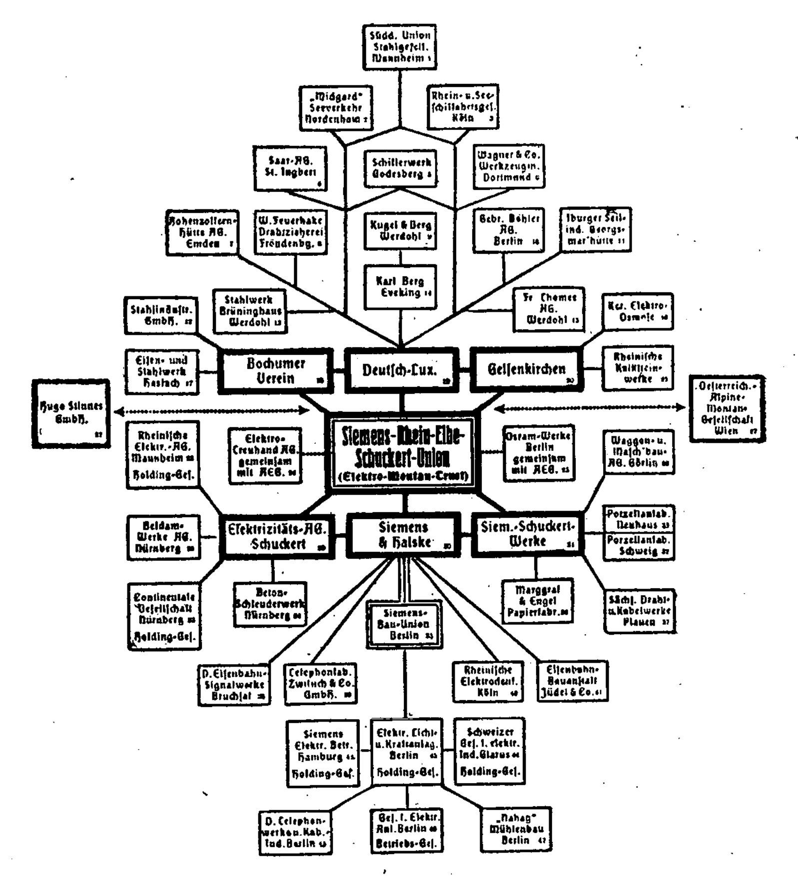
Aus der verkahrten Welt in Bayern: Lebt da in München seit Jahr und Tag ein Kaufmann, der die Torheit hat, Salomon Nathan zu heißen. Er stammt aus Ostrowo bei Thorn. In die Rubrik der jüdischen Kriegsausweicher ist dieser Salomon nicht einzureihen, denn er hat das Schlachten vom Anfang bis zum Ende mitgemacht, und zwar im bayerischen Heer. Wurde Unteroffizier, mehr war für den Salomon Nathan nicht erreichbar, empfing das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse. Auch die bayrische Kriegsmedaille schmückt Salomons Heldenbrust. Nach der Aufteilung der deutschen Grenzgebiete mußte Nathan, der Unweise, sich entscheiden, ob er Deutschland oder Polen zum Vaterlande wählen wollte. Er schwankte nicht und optierte für Deutschland. Mit seiner bayrischen Militärmedaille und seinen Eisernen Kreuzen zog er nach Kahrien, heiratete, ging seinen Kaufmannsgeschäften rechtschaffen nach.

Vor ein paar Tagen — die Frau stand gerade vor ihrer Entbindung — erhielt er vom Generalstaatskommissarius den Ausweisungsbefehl. Begründung? Er wird „ein Schädling des deutschen Volkes“ genannt. Wodurch soll er geschadet haben? Vielleicht durch seine Tapferkeit im Felde? Der Schlaumeier hat dadurch vielleicht den sträflichen Versuch gemacht, über die Laster seines Volkes hinwegzutäuschen. Ein solcher Heuchler, der sich so verstellte, daß man ihn mit Auszeichnungen und Unteroffizierswürde belud, ein so raffinierter Heuchler verdient Strafe. Die Ausweisung ist mit Wohnungsverlust und Geschäftszerstörung verbunden. Mit Rücksicht auf die Entbindung der Frau wurden dem Volksschädling ein paar Tage bis zur Abschiebung bewilligt. Und warum Volksschädling? Der arme Nathan wurde von einer Münchnerin denunziert, er habe gestohlen. Die Untersuchung ergab die Grundlosigkeit der Anzeige, das Verfahren wurde eingestellt. Nun verklagte der Beschimpfte die Verleumderin, die wegen Beleidigung verurteilt wurde. Wer sich so gründlich seiner Feinde erwehrt, ist gewiß ein Volksschädling. Mit den Gerichten war dieser Deutschlandfreund nicht

zu besiegen, nun, zum Glück gibt es einen Ausnahmezustand in München und einen Generalkommissar.

Wenn Herr Kahr und der oberste Befehlshaber Hitler erst über die Preußen gesiegt haben, dann werden, wie man oft gehört hat, die Franzosen zu Hackefleisch gemacht. Es ist aber zu befürchten, daß Salomon Nathan das nächste Mal nicht mitmarschieren und weder das Eiserne Kreuz erster oder zweiter Klasse noch die bayrische Kriegsmedaille erwerben wird. Herr von Kahr hat den unweisen Nathan geheilt. Möge dieser nun endlich weise gewordene Nathan zu dem in München auch schon konfiszierten Gotthold Ephraim (!) Lessing greifen. Der erzählt in seinen Fabeln die folgende: „Als der Esel mit dem Löwen des Aesopus nach dem Walde ging, begegnete ihm ein anderer Esel und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! — Unverschämter! war die Antwort. — Und warum das? fuhr jener Esel fort, bist du deswegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich, mehr als ein Esel?“ Der gute Salomon Nathan aus Ostrowo, der vier schwere Kriegsjahre mit dem bayrischen Löwen ging, war er mehr als ein Esel?

In dem Augenblick, in dem Deutschland sich anschickt, das Fazit der bisherigen Entwicklung zu ziehen und seine bislang nur verborgen Herrschenden, die großen Machthaber der Schwerindustrie, auch offen mit dem Szepter der Diktatur auszurüsten; — in diesem Augenblick ist es Pflicht jedes guten Untertanen, sich

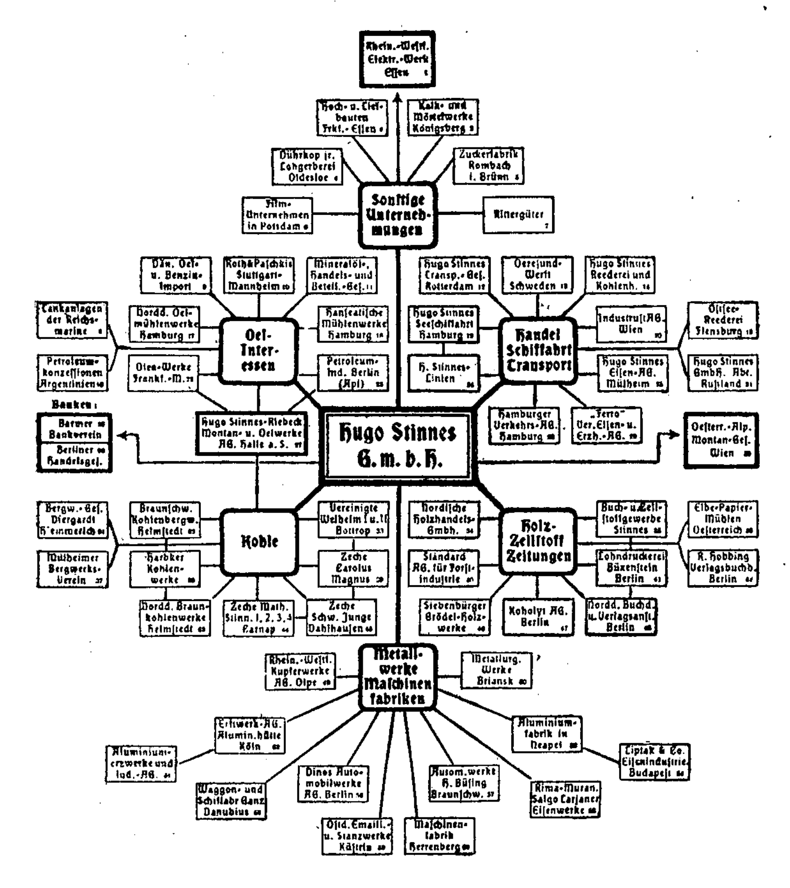


gründlich in Genealogie und Hausmachtverhältnisse seiner neuen Dynastien zu vertiefen.

Ein erstaunliches Buch, das demnächst der Öffentlichkeit zugehen wird, ein dicker Wälzer, mit außerordentlichstem Fleiß zusammengestellt, wird zum Kompendium solches Studiums werden können. Es ist von Dr. Norbert E i n s t e i n im Auftrag des deut-

schen Metallarbeiterverbandes herausgegeben, und enthält nicht weniger als eine detaillierte Darstellung des Aufbaues und Zusammenhanges aller größeren deutschen Konzerne.

Fast 100 Seiten nimmt natürlich allein der Stinnes-Konzern ein, dessen Durchleuchtung mit all seinen hunderten von Holding-, Zweig- und Untergesellschaften mit dieser Präzision noch nirgendwo



versucht wurde. Wir können in diesem Heft nur zwei Tafeln reproduzieren, die die gröbsten Zusammenhänge der Stinnesschen Siemens-Rhein-Elbe-Schuckert-Union und des Stinnesschen Privatkonzerns wiedergeben. Aber schon diese beiden Stammbäume sind imposant genug.

Die Geschichte kennt kein „Wenn —“. Es macht, wo nicht ihren Wert, so doch ihre Faszination aus, daß sie, jedem Wunsch und jeder Tatkraft unerreichbar, in einer großartig stupiden Tatsächlichkeit vor uns steht, zu stolz und unmenschlich, als daß sie auch nur durch ein Hohnlächeln uns anerkennte, eine entschleierte Isis, neben der die verhüllte nicht länger unheimlich erscheint. Aus Ohnmacht vor ihr fallen wir das erst Geschehende, den nächsten und übernächsten Augenblick, mit unserer Kritik an, mit Hoffnungen, mit wählenden und formenden Gedanken, und wir würden wohl vor einem Geist erschrecken, der erhaben genug wäre, der Gegenwart zuzusehen, der Zukunft gewärtig zu sein mit demselben fatalistischen Blick, den die Vergangenheit uns alle lehrt. Nie waren wir weniger „erhaben“ als jetzt, nie waren wir stürmischer in der Kritik, nie mehr von ihr gequält, getrieben und zerrissen.

Es kann und soll nicht anders sein. Aber vielleicht, für ein paar Minuten, dann und wann, sollten wir mißtrauisch gegen die Kritik sein, gegen unser eigenes Recht zu ihr, gegen unser bestes Besserwissen. „Sie ahnen nicht, was ich alles verhindert habe,“ sagte bekanntlich ein wilhelminischer Reichskanzler, der nichts getan hat; (er hat auch nichts verhindert). Sich so zu verteidigen, das hat natürlich eine Absicht gegen die Kritik, eine gar zu durchsichtige; es will sie lähmen und beschämen. Doch wiewohl uns ein so windiger Betrug nicht verblüffen darf, sollten wir selbst, wäre es auch nur zur Übung, uns manchmal Vorsicht und Bescheidung auferlegen, — als durch welche die Entschlossenheit nicht matt gesetzt zu werden brauchte, sondern an Plan und Konsequenz gewinnen müßte.

Zum Zwecke dieser „Übung“ ist es dienlich und scheint mir unterhaltsam, die erstarrte Geschichte, in der Phantasie, zum Fließen zu bringen und ihr etwa auch das „Wenn —“, dem sie entwachsen ist, spielender Weise anzutun. Es gibt ja bei Nietzsche dieses und jenes große „Wenn“. Wenn — Luther nicht dazwischengepoltert hätte und Cesare Borgia Papst geworden wäre. Wenn — Deutschland das übernationale Europa Napoleons verstanden und mitgemacht hätte. Beide Male ist die Grenze des Spiels überschritten und das Absurde erreicht, psychologisch zwei Beispiele eines Zäsarenwahnsinns in der Studierstube; wir aber wollen ja spielen und Skepsis lernen, nicht neuen Übermut.

1. Was wissen wir von den Folgen einer politischen Handlung? Im Jahre 1890 wurde zwischen Deutschland und England jener berühmte Vertrag abgeschlossen, durch welchen wir Helgoland gegen Witu und Uganda (und Sansibar dazu) eintauschten. Alldeutsche Leidenschaft flammte auf: „eine Badewanne gegen zwei Königreiche“! Die Erbitterung über den den schlechten Handel gab dem Verlangen nach Flotte und Flotten-

politik einen mächtigen Impuls. Als aber Deutschland nun tatsächlich Flottenpolitik trieb und England als voraussichtlicher Gegner am Horizont der Entwürfe auftauchte, wurde es klar, daß ohne Helgoland die Nordsee und ihre Häfen preisgegeben gewesen wären. Also war die Erwerbung Helgolands, vorher eine Tölpelei, zu einer weisen, weit voraussehenden Maßregel geworden. Eine solche blieb sie während des Krieges; nach der Niederlage aber war sie wieder eine Fehler. Denn ohne sie hätte sich die Flottenpolitik vielleicht weniger stürmisch entwickelt und wäre die Feindschaft Englands vielleicht auf einige wichtige Jahre zu vermeiden gewesen, und mit Witu und Uganda (und möglicherweise Sansibar) hätte man den englischen Ball vielleicht indirekt spielen können. Das ist viel „Vielleicht“ — nachher; es muß also auch schon vorher dagewesen sein.

2. Paradoxe. Dem Engländer Thomas glückt es, Versuche zum Abschluß und zur Praxis zu führen, durch die das Bessemer-Verfahren, schmiedbares Eisen aus flüssigem Roheisen zu gewinnen, von einer empfindlichen Fessel befreit wird. Vorher konnte in der Bessemer-Birne nur phosphorfreies Eisen verarbeitet werden, seit Thomas auch das phosphorreiche. (Er nahm zum sogenannten Futter der Birne statt der Silikate, die den Phosphor nicht aufnehmen, Carbonate, die sich begierig mit ihm verbinden; der Kreislauf der Wirkungen ist natürlich komplizierter als hier im Schema.) Man stelle sich Thomas — sein Porträt zeigt ein Gesicht mit bitteren Zügen und einer Dichterstirn, er ist nicht alt geworden — als einen Mann vor, in dem Erfindergenie, Erfinderleidenschaft in bewußten Konflikt mit seinem englischen Patriotismus geriete. Denn durch seine Erfindung wird Deutschland, das über phosphorfreies Eisen nur im geringsten Maße verfügt, sondern es einführen muß, mit einem Schlage diese Beengung los, kann seinen gewaltigen Schatz an phosphorreichem Eisen ins Licht des Wettbewerbs heben, gerät in die Spitzengruppe der wichtigsten Industrie — und trägt überdies als Nebenprodukt die Thomasschlacke davon, durch die es seine Äcker nährt und seine Ernten reicher macht. In einer schlaflosen Nacht muß Thomas, wenn Biographie Novelle wäre, sich sagen, daß seine Erfindung zu einem wesentlichen Teil dazu beiträgt, den gefährlichsten Konkurrenten seines Vaterlandes großzuziehen; doch, fährt der Novellist fort, er wird lieber den Niedergang seines Landes sehen als sein Licht unter den Scheffel stellen. Wäre er aber länger am Leben geblieben, so hätte er sich rühmen können, den gefährlichen Konkurrenten zur Hybris verlockt und seinen Sturz vorbereitet zu haben.

3. „Wenn —.“ Machen wir das geistige Experiment, oder mindestens den Spaß, einen anderen Ludwig XVI. in die Geschichte einzusetzen, als den wir überliefert bekommen haben. Unser Ludwig XVI. sei ein Genie von Staatsmann und Völkerhirten; und bei-

läufig, wenn er es wirklich gewesen wäre, die Wissenschaft würde nichts dagegen haben, sondern es ganz nach Ordnung und Gesetz finden. Die Rasse war ja noch keineswegs erschöpft; seine Brüder kamen zu hohen Jahren, und er selbst war, als er das Schaffot bestieg, mit seinen achtunddreißig Jahren ein rüstiger, gesunder Mann, der gut und gerne noch an die vierzig Jahre Hasen und Böcke hätte schießen können und was ihm sonst vor die tägliche Flinte lief. Da die Natur immer nur eines schenkt, Krallen oder Hörner, niemals beides zusammen, so hat es ihr beliebt, Ludwig mehr mit einer Anlage zu Fett und weicher Muskulatur zu begaben, — wie weit er es hierin hätte bringen können, wenn es die Parze nicht verwehrt hätte, sehen wir an seinem Bruder Ludwig XVIII., dessen üppige Körperlichkeit den französischen Königsthron förmlich überquoll — als mit einem großen und energischen Gehirn. Daß immerhin auch hierzu noch so viel Möglichkeit vorhanden war, wie die Natur braucht (wir halten uns, wie man sieht, an alle von der Wissenschaft geforderten Bedingungen), ist erwiesen, denn der sechzehnte Ludwig war nicht dümmer als der Durchschnitt der Menschen, und der achtzehnte sogar, nach Napoleons Zeugnis, erheblich klüger. Wir aber wollen ihm über dem Durchschnitt ein gehöriges Ende zusetzen und lassen ihn als einen Mann von historischer Größe das Erbe seines Vorgängers antreten, das verderbenschwangere *déluge après nous.*

Der „Vielgeliebte" ist mit aller herkömmlichen Feierlichkeit in sein Grab befördert. Um den neuen König drängt sich die Wolke der Schmarotzer, die nicht begreifen, daß sich für sie etwas ändern könne. Er aber fährt wie ein Blitz durch die schwülen Dünste und bringt mit einem Schlag das ganze œil de bœuf zur Explosion, ähnlich wie der preußische König Friedrich Wilhelm I. die Schanzen seines väterlichen Hofes mit seinem wieder in einen ehrlichen Stock zurückverwandelten Szepter aus dem Tempel trieb. Darauf setzt er sich in seinen Reisewagen und fährt und jagt durch die Provinzen, ähnlich wie Friedrich II., gleichfalls von Preußen; möglicherweise gab es schon damals in Frankreich die bequemen Wagen, welche Berlinen hießen. Unser Ludwig, als eine erdachte Persönlichkeit, ist von den Grenzen der Zeit nicht umschlossen und weiß, daß zu allen Zeiten, bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein, ein zerquälter, zerschundener, zerdrückter Bauernstand, der gefährlichste Herd für jene Stürme und Flammen ist, die man Revolution nennt. Und er sieht nun seine Bauern. Da ein König kein Aristokrat ist, so braucht er sich keine Philosophie vorzumachen über das, was er sieht; da für einen König und Staatsmann Sehen immer zugleich heißt: Tun, so weiß er, was er zu tun hat. Er sieht also seine Bauern und ihre Herren; er sieht die Parlamente und ihre Gerichtspflege; er sieht die Steuerpächter Riemen schneiden aus lebendiger Menschenhaut; und immer, wenn er nach Paris zurückkommt, sieht

er die ganze Pastete. Fünfzig Lebensjahre hat er vor sich, und er beginnt, zu arbeiten. Sprechen wir nicht von den Schwierigkeiten; er überwältigt sie. Was er tut, dafür haben wir ein vom intellektuellen Hochmut geringschätzig durchgefärbtes Wort: er reformiert. Er reformiert, und es gelingt ihm. Er bringt das Land in Ordnung und in so viel Blüte, wie Völkern, als welche aus Menschen bestehen, erreichbar ist. Und als sich seine grauen Wimpern schließen, hinterläßt er sein Andenken im Segen.

Die Frage ist nun, wie lange dieses Andenken dauern, wie stark er im Gedächtnis der Nachlebenden erscheinen wird. Nach hundert Jahren wird er den Geschichtsleitfäden der Schule eine Zeile haben: „Ludwig XVI., schwach, friedliebend, wohlmeinend; innere Reformen." Ab und zu wird ein originalitätssüchtiger Historiker ihm einen Lorbeerkranz winden. Aber auch das scharfsichtigste Auge wird nicht sehen, daß er die ungeheure französische Revolution, das Erdbeben eines Kontinents verhindert hat.

SIEGFRIED KAWERAU

DIE PRODUKTIONSSCHUL-TAGUNG DER ENTSCHIEDENEN SCHULREFORMER

Wer das Auditorium maximum in der Universität Berlin kennt, der weiß, wie da ein weiß-graues Gebälk in das alte Gebäude eingeführt ist, an sich sachlich und zweckentsprechend, dann aber verhunzt durch Säulen mit herausgequetschten Voluten. Wie anständig wäre der Raum, wenn statt der Säulen kantige, schlichte Pfeiler die Emporen trügen! So aber ist er ein Sinnbild unserer Bildung, wie rein zweckgebundene Wissenschaft mit angepaßten antikischen Formen „veredelt" wird! So ist es begreiflich, daß unsere Hochschulprofessoren, vor allem Seine Magnificenz Gustav Roethe, einer Tagung fernblieben, auf der es um reinliche Struktur unserer gesamten Volksbildung ging, unverfälscht von Philologie — wurde es doch mit aller Deutlichkeit festgestellt, daß unsere Philologen eigentlich die hilflosesten und lebensfremdesten Menschen seien. Nur der chilenische Gastprofessor aus Santiago, Dr. José M. Gálvez, nahm ständig teil, auch ein Professor der technischen Hochschule — die amtliche Weisheit war nur in der Kellerluft des Raumes zu spüren.

Vier Tage lang kamen 300—500 Hörer aus allen Teilen Deutschlands zusammen, um sich mit der Zukunftsgestaltung unseres Bildungswesens zu beschäftigen, und diese ist die Produktionsschule als Lebens- und elastische Einheitsschule, eine wahre Schule zur Volkskultur, eine Schule mit Selbstauslese zum Beruf, sodaß sich Beruf und Berufung zusammenfinden. Es waren nicht Backfische mit Voluten um die Ohren, nicht romantisch rückwärtsträumende Wandervogeljugend, die sich hier

zusammenfand, es waren Erzieher, u. a. auch aus Armenien und Österreich, Hannover und Holstein, Sachsen und Schlesien, es waren Eltern, es waren Kulturpolitiker, bei denen der Grundbegriff teils Kultur, teils Politik war. Zeitweise war sogar das Reichsministerium des Inneren, das Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vertreten.

Wunderlich die markanten Köpfe der Tagung in diesem Raum! August E. K r o h n vom Lensterhof bei Hamburg, mit der Atmosphäre von Dung und Scholle, Bauer und Erzieher, mit seinem trotzigen „Ich kann", der mit Hamburger Jungens, die keiner mehr wollte, sich eine prächtige Wirtschaft in harter Arbeit geschaffen hat. Minna S p e c h t, die den zweiten Tag eröffnet, aufrecht und klar, fast ein wenig steif; in Haltung, Wort und Philosophie vom Geiste Nelsons aus Göttingen. Oder ihr Gegenspieler Artur J a c o b s aus Essen, mit den scharfen Linien des Kämpfers, der die proletarische Not verlebendigt aus dem Intellektualismus der Zeit, denn man kann Intellektualist sein mit und ohne Gedanken, und man kann scharfer Denker sein, ohne zum Intellektualisten zu werden: entscheidend ist die innere kosmische Gebundenheit, das brüderliche Verhältnis zu den Dingen, Weckung der irrationalen Kräfte aus neuer Körperlichkeit. K ö l l i n g, der alte Kämpe aus dem Berliner Lehrerverein, der Bauernsohn, der Romantiker mit der Haarlocke, die ihm über die Stirn fällt, der so respektlos mit Behörden und hohen Tieren umgeht, er malt die Grundschule mit den satten Farben ländlicher Erfahrung. Und Anna S i e m s e n, die aus Berlin fortgeht, müde der Erlasse ohne Sinn, der Worte ohne Tat, um in Thüringen zu schaffen, sie ist trotz ihrer feinen überhohen Stimme so grundrevolutionär wie nur möglich; aber es könnten ihr zur Rechten und zur Linken Hitlers Gardisten stehen, sie merkten es nicht, welcher Kraft diese schlichte Frau ist, die fast auf ein Missionskränzchen paßt. Paul H o n i g s - h e i m aus Köln zieht mit seinen feinen beweglichen Fingern die Probleme aus den Köpfen der Hörer und spinnt sichtbar-unsichtbar ein Netz von Begriffen, von soziologischen Tautropfen beglänzt. Madonnenhaft, schlicht und mütterlich ist Käte F e u e r s t a c k; breit und fast quarrend, aber wuchtig H e r r i n g s Anklage gegen den alten Lehrer, Herrings Ruf nach neuem Lehrertum in organischem Zusammenhang mit dem Arbeitsleben des Volkes. Mittelalterlich bunt, wie taumelnd aus tosendem Maschinenraum in gotisches Dom-Dämmern, überfällt uns erst zauberhaft, dann in der Häufung der Bilder qualvoll Adolf G r i m m e s Predigt vom Christusgeist. Und dann immer wieder, vom Beginn bis zum Schluß, sichtbares Gepräge von Leid und Verantwortung, Paul O e s t - r e i c h s holzgeschnitzter Kopf, dieses harte Profil vor dem nichtssagenden Hintergrund der Saalwand, der zeitgenössischen Wissenschaft, der resignierenden Nutznießer der Not.

War es nun „Wissenschaft", was diese Schar, von der wir einige zeichneten, was diese Schar der Notgemeinschaft hier vor-

brachte? Gewiß, es klang akademisch-abstrahierende Redekunst, es klang manch Fremdwort, es wurde analysiert und konstruiert — alles Wesenszüge unserer Wissenschaft. Und auch das war zu spüren, daß manche, die ein einzig Zipfelchen der Wahrheit gefaßt hatten, dies Zipfelchen für die ganze Wahrheit hielten und damit die Welt erlösen wollten — auch das bezeichnend für deutsche Wissenschaft. Auch der absolute Geist, dieses Erbe der klassischen Philosophie von Hegel bis Wyneken, war nicht fern, war verkapselt bei Krohn, schimmerte hindurch bei den Siedlern, triumphierte bei Adolf Grimme; das von außen Stoßende regierte die Kunst eines Merz (Stuttgart), der die Kinder auffordert, von innen zu gestalten, eines Bode (München), der mit Musik und Kommando den Rhythmus in die Leiber hinein- und herauspeitscht, denn seelenlos und undiszipliniert sind die meisten dieser Leiber außerhalb der Vorstellung. Also eine Tagung, die durchaus in den Rahmen der Universätit paßte?

Nein, hier lag nicht das Wesen, so sehr es für manche gerade beherrschend war. Das Wesen der Tagung lag in einer für offene Menschen unerhörten Kraft, aus der gesamten Lage von Wirtschaft und Menschheit heraus die Möglichkeiten zur Gesundung von Wirtschaft und Menschheit aufzufinden, nicht dogmatisch oder prophetisch, sondern im Nachspüren der Entwicklungsgesetze unseres Lebens. Nirgends eine Teleologie, sondern in allem Entfaltung nach heiligstem Müssen, unbekannt zu welchem höchstem Ziele. Also eine durchaus „unwissenschaftliche“ Leistung.

Der erste Tag war der Tag der Vorbereitung. Kritik und Theorie. (Th. Meyer und Franz Hilker.) Sichtbar werdende Stufen zu neuem Leben. Wichtig war Robert Adolphs Bericht über die Versuche in der Wirtschaftsgenossenschaft Gildenhall bei Alt-Ruppin in Mecklenburg mit dem stabilen Wertmaßstab der Arbeitsstunde; neben Kröhns kleinbäuerlichem Erfahrungsgebiet stand die Praxis der industriellen Werkschulen, von der Alfred Fröhlich berichtete. Hermann Harleß sprach vom Standpunkt der Siedlungsschule.

Der zweite Tag gehörte den Erziehungs- und Bildungsproblemen. Minna Specht gab Grundsätzliches über Freiheit und Bindung in der Produktionsschule, Max Hodann referierte über Sexualerziehung, Emil Dittmer und Artur Jacobs stellten die Probleme von der Industrie, vom Proletariat aus.

Der dritte Tag schuf ein Bild des Aufbaues der Produktionsschule. Von Krippe und Kindergarten an (Henny Schumacher), über Grundschule in Stadt und Land hinweg (Kölling) zur experimentellen Mittelstufe (Mies-Stettin), dann weiter zur Oberstufe als Berufsschule (Anna Siemsen) und zu den Fragen der Erwachsenenbildung auf Hochschulen aller Art (Honigsheim-Köln).

Der letzte Tag versuchte sich an den Fragen schöpferischer, von der Produktionsschule bedingter Kultur. Die Frage wurde für die Eltern beantwortet von K. Feuerstack, für die Lehrer von W. Herring; für die gesamte Formung der neuen Gesellschaft und Wirtschaft gab Siegfried Kawerau einen Aufriß; Gerhard Danziger ging den Problemen der Rechtsneubildung nach, Adolf Grimmen glaubte den Sinn der Produktionsschule als einer Christusschule fassen zu können. Und am Abend gab Paul Oestreich in seiner hämmernden Art Kritik der Tagung, der Zeit, gab Waffen zum Kampf um eine wahrhafte Volkskultur.

Aus der großen Architektur dieses Gedanken- und Kräfteaufbaus erwuchs organisch Franz Hilkers Versuch, zu den Fragen der zukünftigen Kunst von Maschinen und Industrie her positive Lösung zu finden. Mehr Beiwerk blieben die Berichte und Vorführungen von R. Bode und L. Merz. Wertvoll waren die Führungen am fünften Tag durch Werkschulen, Heilanstalten u. ä.

Was soll in der Not unserer Zeit, im Gefahrenstrudel der Gegenwart solch eine Zusammenkunft? Ist nicht heute schon verschlungen, was gestern als Insel aufstieg? Oder ist's nur eine Gelegenheit, den Kommunisten ein Podium für werbende Agitation zu geben? Der Bund zog deutlich den Strich zwischen seiner Aufgabe und der jeder politischen Partei; die sachlich außerordentlich geschickt geführte Debatte (abgesehen von einigen Mißverständnissen und Schönheitsfehlern) war ein großer Fortschritt gegenüber anderen Tagungen, auch weiß sich der Bund gewappnet gegen allen Überschwang von rechts oder links. Immer wieder riß der Abgrund auf, der jetzt vor jedem fühlenden Menschen ist: ein plötzlicher Ruck, ein Kampf, eine Barrikadenschlacht oder langsame und unendlich mühevolle Umstellung, wie wird die Zukunft heraufgeführt? Und die Schar derer ist im Wachsen, die da meint, ein Übergang durch Gewalt sei unvermeidlich, um dann in zäher, langsamer Arbeit zu vollbringen, was unter dem Druck der alten Mächte nie gedeihen kann. Nicht wieder wird eine Erschütterung die Kulturpolitiker so ratlos finden wie 1918; hier, in dem umfassenden Plan der Produktionsschule, ist das Kulturprogramm für alle bauenden, schaffenden Geister gegeben. Wohlan denn, Zeitgenossen, welches Kulturgeistes seid ihr? Gehört ihr zu Stinnes und zur Philologie oder seid ihr der Zukunft, des Lebens in produktiver Arbeit und Selbstverantwortung? Keiner kommt um die Entscheidung herum.*)

---

*) Sämtliche Vorträge der Tagung erscheinen noch vor Weihnachten im Verlag Schwetschke & Sohn, herausgegeben von Paul Oestreich. Die Leitsätze aller Referate enthält die Oktobernummer der Neuen Erziehung (im gleichen Verlag); hier berichtet auch Heinrich Vogeler über seine Eindrücke in russischen Produktionsschulen.

Zum Thema „Okkultismus", das Hans Müller schon einmal im Heft 26 dieser Zeitschrift behandelt hat, macht der Autor der „Flamme" neue interessante Ausführungen.

„Hallo, dies ist alles Schwindel!" Die mit solchem Echo sich vernehmen lassen, so oft ein Zeugnis der okkulten Welt an ihr Ohr dringt, stammen aus verschiedenen Herrgottsküchen. Die einen beantworten grundsätzlich, was nicht von vorgestern ist, mit Haß. Sie sind die Neinsager der menschlichen Entwicklung, eiserne Brückenköpfe inmitten der weiterströmenden Flut, häßlich anzusehen und unwert einer aufklärenden Tat. Andere wieder, gutmütig, wollen ihre Amme Gewohnheit nicht beleidigen, retten sich, kaum daß ihre Neugier gekitzelt worden ist, in die Pferche des gesunden Menschenverstandes zurück, sagen freundlich: „Aber nein, das haben sie doch nicht wirklich alles selbst gesehen?" und schlafen mit kaum erhöhten Pulsen ein, beruhigt, daß sie etwas „zur Kenntnis genommen", jedoch gleich darauf auch schon „überwunden" haben. Friede ihrer Asche! Am gefährlichsten sind: die Exakten, Fachleute des Naturalismus. Da ihr Rüstzeug das Logarithmenbuch ist, erwarten sie Beweis nur von der Zahl. Während sie rechnen, fliegt über ihren Stirnen die Nachtigall aus dem Nest, dann in das volle Logarithmenbuch und beweisen aus einer trigonometrischen Gleichung beider, daß es keine Nachtigallen gibt. Kann man ihre Phantasie, ihre Imagination mit irgend etwas hochpeitschen? Im Ernst: seitdem ich selbst den ersten Schritt in die mit tausend Schleiern verhangene Welt des Mediumismus gewagt habe, wollte ich auch ihren Leugnern geistig gerecht werden. Je tiefer von Versuch zu Versuch die Überzeugung von dem Bestehen eines gewaltigen, noch unerforschten Zukunftsreiches sich festigte, desto sehnsüchtiger auch wurde der Wunsch, bei den Diesseitigen Beruhigung und Grenzen zu finden. Ich habe in ihren Schriften gelesen. Und wieder gelesen. Allein die Mehrzahl ihrer Beweisführungen ist kläglich. Sie wittern nur Betrug statt Morgenluft — das macht sie so schöpfungsfremd. Abgeneigt, das Ränzel ihres Erlernten umzupacken (selbst Dessoir zum Beispiel sagt von den materialisierten Händen: „ich werde mich dagegen sträuben, solange ich überhaupt zu denken vermag"), aufatmend, wenn zweimal zwei wieder einmal vier ist, glauben sie, das Kaspische Meer mit einem Kaffeelöffel wegschöpfen zu können: ein Medium hat irgendwann einmal Hokuspokus gemacht oder vollends ist hinter der Portiere des Dunkelkabinetts ein Seidenschal liegen geblieben — damit ist dann die ganze parapsychische oder paraphysische Welt zertrümmert. Durchschaut. Wissenschaftlich beigesetzt. Nun ist es nichts Neues, daß auch die erleuchtetsten Medien, ja vielleicht gerade sie, gelegentlich „schwindeln". Das heißt: sie suchen, sich die Sache leichter zu machen. Jeder echte okkulte Akt, er sei Telepathie oder Hellsehen, Mate-

nalisation menschlicher Glieder oder Fernbewegung, ist ein das Tiefste des Mediums erschütterndes, seinen ganzen Nervenapparat aufwühlendes Gebären; schweißbedeckt, noch wortunfähig und erschöpft, in kurztonischen Zuckungen und schweren Atemstößen kehrt der Tagschlafende aus jenem geheimnisvollen Drüben, das wir so gerne kennen möchten, in die Wirklichkeit zurück. Wenn er einmal eine besondere Diebsgelegenheit wahrnimmt, um durch Geschicklichkeit sein Geschick zu ersetzen — was beweist das? Mindert der kindische falsche Wechsel die Echtheit der vielen mit Blut gegebenen Unterschriften? Ein Schauspieler, der in seiner Rolle zehnmal sein Herz aufgerissen, geweint und gelacht hat und der dann eines Abends, müde oder mißlaunig oder weil die eigene Sorge ihn nicht entläßt, ohne inneres Erlebnis, nur mit Technik seine Wirkungen sucht — bestreitet er dem Kritiker die Existenz wahrer Schauspielkunst überhaupt?

Es gibt ein wahres Füllhorn von Theorien, das die zünftigen Widerleger über einem ausschütten. Die Halluzinationshypothese zum Beispiel ist uradelig; schon Sokrates hat über sie gelächelt. Die Erscheinungen werden also von allen Teilnehmern nur geträumt. Das Medium hat zwar nicht die Gabe, einen Klingelzug fernwirkend in Bewegung zu letzen, wohl aber vermag es, zehn vollsinnigen Anwesenden unerhörte Sinneseindrücke (Auge und Ohr) so klar und so gleichartig zu suggerieren, daß ihre zehn verrückten Zeugnisse haargenau übereinstimmen. Wird die mediumistische Kraft dadurch kleiner? Und die selbstregistrierenden Apparate, die photographische Linse (welche die erzeugten menschlichen Gestalten festhält), das Gips- oder Paraffinbad (mit dem Diapositiv der hineingedrückten Hand) — sind auch sie einer Halluzination zugänglich gewesen? Lustiger ist die Ruminationstheorie; dieser Studentenbierulk behauptet sich in durchaus ernstgemeinten Schriften. Das Medium soll die Gliedmaßen und Phantome auf dem Wege des Wiederkäuens zustande bringen; es hat vor Beginn der Sitzung Stoffe und Papiere verschluckt und gibt dies Schöpfungsmaterial dann ungestört als Hände, Köpfe, Mäntel wieder von sich. „Glückliche Magen — machen so was in hungrigen Tagen", möchte man frei nach Nestroy psalmodieren. Wenn alle Stricke reißen, hilft eine Pauschalverdächtigung. Indem manche Gegner die beobachteten Wunder weder bestätigen noch leugnen, sondern mit einer einzelnen Erklärungsform, der geisterglaubenden, vertauschen; sprechen sie ganz im allgemeinen verächtlich von „Spiritismus". Ob einer Spiritist ist oder nicht, das heißt, ob er an Erscheinungen Verstorbener glaubt oder ob er sein metaphysisches Bedürfnis lieber im irdischen Einkehrhaus befriedigt (wie hältst du's mit der Religion?): diese Frage hat jeder mit sich selbst auszumachen. Tatsache bleibt, daß die spiritistische Erklärungsform von den meisten führenden Parapsychologen preisgegeben ist. Wie andere Na-

turforscher auch, horchen diese Männer dem Kadaver, der Luft, der Erde, inbrünstig, hingegeben, einen neuen Rhtythmus ab — und daß dieser Rhtythmus aus einer uns noch verborgenen Tonquelle stammt, kann ihre Pionierdienste nicht verdächtigen. „Die Okkultisten mögen es sich gesagt sein lassen —“, ein kindischer Satz, der fugenartig hundert gegnerisch Briefe durchdroht. Mit Verlaub: Okkultisten — was ist denn das: Ist das ein eingetragener Verein von Kaffeeschwestern, die, blaustrümpfig und schwatzmäulig, nichts anderes kennen als ihr Rätselkränzchen, Tagbetrunkene, die vor lauter Geistern den Geist nicht sehen? Die ich bisher als Forscher der okkulten Welt kennen lernte, entsprachen diesem Bild in keinem Zuge. Und um in aller Bescheidenheit von mir selbst zu sprechen, so möchte auch ich mich von solcher Spezialitätengilde ausgenommen wissen. Jeder neue Vorgang in der Natur hat seit meiner Kindheit mich in gleich leidenschaftlicher Weise erregt — und noch immer kann ich nicht finden, daß das Erscheinen einer Birne an einem Birnbaum, der Wechsel von Ebbe und Flut, das Geborenwerden eines Kindes aus dem Mutterleib, das Sterben eines Lebenden, das Lallen eines Irren weniger Geheimnis böte oder rationalistischer sich erklären ließe als die der Volksschule noch nicht so geläufigen mediumistischen Phänomene. Sollen aber mit der Massenfirma „Okkultisten“ Dunkelheitsfanatiker gemeint sein, die auf dem Herd der Unbildung ihr Süppchen kochen, moralische Dürrkräutler, die „gern in Schleier hüllen, was nackt sich selbst verriet“; dann möchte man einen kühnen Gegentitel für sich in Anspruch nehmen, möchte weniger Okkultist als Pleinairist, Illuminist, Eklairist genannt werden. Die neuen Vorgänge aus dem Dunkeln weg ins hellste Licht zu rücken: dahin gerade geht unser Weg. Solchem Ziele wird in Kürze die Gründung einer Gesellschaft für experimentelle parapsychische Forschung in Wien dienen. Und nur in dieser Absicht auch werden hier neue persönliche Erlebnisse okkulter Art, aufrüttelnd in ihrer grandiosen Unerklärbarkeit, zur allgemeinen Diskussion gestellt.

Das geleugneteste Wunder vielleicht ist die „Levitation“: ein Medium erhebt sich von seinem Sitze in die Luft, schwebt entgegen dem Gesetz der Schwere frei im Raum. Ich habe in wiederholten Sitzungen unter der Leitung des Primararztes Dr. Edmund Holub Gelegenheit gehabt, dieses Phänomen von dem jungen Willy Sch. überboten zu sehen. Das Versuchszimmer wird abgedunkelt, die Teilnehmer bilden eine Kette im Halbrund; den Kopf dieser Kette, gewissermaßen ihre Agraffe, bildet der Platz des Mediums. Willy Sch. fällt auf seine Weise rasch automatisch in Trance. In der Trance bindet er seine Füße mit Stricken zusammen, besteckt seinen Körper vom Haar bis zu den Zehen mit selbstleuchtenden Nadeln, befestigt vor den zusammengebundenen Sohlen eine Leuchtplatte: der ganze Leibesumriß leuchtet jetzt, jede Bewegung zeichnet sich

flimmernd ab. Nachdem er aus den Anwesenden zwei Kontrollore bestimmt hat, die rechts und links von ihm Platz nehmen, um seine Hände zu halten (ich selbst habe dieses Prüferamt wiederholt versehen), beginnt mit gesteigerten, leuchtenden Atemstößen der kräftesammelnde Akt; gelegentlich geht ein Ruck durch den hypnotisierten Körper, als stieße ein unterirdischer Wille ihn von der Erde weg. „Kontrollore auf die Sessel", befiehlt das Medium flüsternd. Während wir, rechts und links von ihm, auf die Stühle steigen, wird die Berührung seiner Hand lockerer, nur noch sein kleiner Finger streift jetz an unsere Handflächen. Mit einem unnennbaren, ganz jähen Eindruck des Leichterwerdens, der den Kontrollierenden das Gefühl einer aufsteigenden Nebelwolke vermittelt, hebt sich der Mensch mit einemmal in die Luft; er hängt flimmernd in der Luft wie ein Flöckchen. Die Stoppuhr beginnt, außerdem zählt der Versuchsleiter die Sekunden des Schwebens laut aus: 21, 22, 23. Da gibt der Schwebende sich, stöhnend und jauchzend zugleich, einen gewaltigen Auftrieb: er preßt die Luft wie ein Schwimmer unter sich, er reißt sich stoßartig mit flügelnden Händen höher. Schon müssen wir Prüfer, obwohl wir auf den Stühlen stehen, die Arme recken, um ihm nachzukommen; aber jetzt legt er unser beider Hände hoch oben ineinander, zum Beweise, daß er frei, ohne jede Berührung schwebe. Fast unter der Zimmerdecke liegt der leuchtende menschliche Körper, wagrecht ausgestreckt; wagrecht liegend, einem Fächer gleich, schwingt er die zusammengebundenen Beine von rechts nach links, von links nach rechts. Dabei scheint irgendein dionysisches Gefühl ihn zu durchströmen, wirr kommen Laute von seinem Mund, er taktiert mit den Armen den Rhtythmus der ausgezählten Sekunden leidenschaftlich mit. Schauer mischt sich mit dem alten Widerstand: Täuschung? Wir haben uns vorhin überzeugt, daß in dem ganzen Versuchsraum keine Schnur zu finden ist, kein Draht, keine Leiter. Kein Fremder kam dazu, die Türen sind versperrt: und doch — wie erklären? Aber die Kleider?! Entsendet er unsichtbare Greifarme, Stützglieder unter sich, die ihn tragen? Oder ist der Wille allein stark genug, die Wachsflügel des Ikarus zu ersetzen? Fast fünf Minuten dauert jetzt die Levitation; unvermittelt, wie sie begann, reißt sie entzwei. Willys Körper fällt schwer, wie entseelt herab, um in ziemlich brüsker Landung an seinen früheren Platz zurückzukehren. „Nimm dem Medium die Schmerzen fort", rät der Versuchsleiter. Da beugt der noch nicht Erweckte mit der rührend kauernden Bewegung eines Kindes sich über sich selbst und streicht mit leise magnetisierenden Berührungen stumm an seinen Armen und Beinen entlang Nachdem er langsam erwacht ist, antwortet er auf die Frage, ob ihm etwas weh tue. großen Auges, ganz ruhig lächelnd: „Warum denn?"

Die letzte Sitzung vollends, in der Nacht vom 3. auf den 4. Oktober, überbot an heftigem, phantastischem Zickzack der Phänomene

alles, was ich bis dahin gesehen hatte. Einiger der Teilnehmer, mit ihrer ausdrücklichen Genehmigung, seien hier vermerkt: der Präsident der Wiener Ärztekammer, der Direktor der Landesirrenanstalt Steinhof, der Newyorker Physiologe Professor Emanuel de Marnay-Baruch, der Nationalökonom Dozent Dr. Karl Sch. Unmittelbar nach Eintritt des Trancezustandes setzten in jagendem Tempo die Erscheinungen ein. Die Tischdecke bauscht sich, die Stühle schlagen auf den Boden, die Kissen fliegen quer durch den Raum (und zwar nicht in der parabolischen Wurflinie, sondern wagrecht durch die Luft getragen, um erst knapp vor dem Ziele in scharfem Winkel abzustürzen), schon auch zeigt sich, weitab von dem keuchenden Medium, die Niemandeshand, bald schwarz-rauchig, bald fleischrot, jetzt fährt sie als unausgebildeter Stumpf mit vier Zehen hinter dem Tischtuch hervor. Die materialisierte Hand hämmert, überhuscht die Mauer, klopft mit Knöcheltönen an den Kalkbewurf; achtzehnmal im Laufe der ersten Versuchsfrist erscheint sie, um atemlos wieder zu zergehen, sich in nichts zu dematerialisieren. Angehaltenen Atems sehen wir, wie diese Hand vor das leuchtende Glas einer Uhr greift, deren Umriß unter ihr verschwindet; und wie sie, weggezogen, das Flimmern des Glases wieder freigibt. Blitzschnell wiederholt sich dieser Wechsel von Dunkel zu Hell mehr als zehnmal. Die Hand faßt eine Leuchtnadel und reicht sie millimeternah den Prüfern hin. Da gesungen wird, schlägt sie das Kalbfell einer fernaustehenden Trommel mit wuchtigen Hammerschlägen. Jetzt erklingt auf dem Boden ein Klavier und zugleich auf der Tischplatte eine Glocke und eine Gitarre: das haarscharfe, sekundengenaue Zusammentreffen der Klänge an ganz verschiedenen Orten beweist die gleichzeitige Entwicklung zweier, wenn nicht dreier medianimer Gliedmaßen. Da der Handstumpf sich dem Schuh eines Teilnehmers nähert, wird von seinem Nachbar der Wunsch ausgesprochen, die rote Hand möge den Schuh vom Fuße ziehen: sofort macht sie sich daran, nestelt ungeduldig an der Schnur, klopft, reißt und zerrt — und erst als der Teilnehmer uns nachher seinen patentierten „unlösbaren Schuhhandknoten" zeigt, begreifen wir das Mißlingen. Für mich aber beginnt hier ein Rätsel, zu völliger Nachtschwärze sich zu überrätseln. Wie also: gehorchen die teleplastischen Endorgane auch fremdem Willen? Nehmen sie Befehle und Verbote der Teilnehmer entgegen? Ja, unterwerfen sie sich sogar ihren nur gedachten Wünschen? Ein Experiment ungeheuerlicher Art antwortet mir. „Schreibe den Namen Hans Müller an die Wand", befiehlt der Versuchsleiter. Die materialisierte Hand (immer zu bedenken: weitab vom Medium, dessen eigene Gliedmaßen ja pausenlos umklammert sind) holt einen leuchtenden Stift vom Tisch, fährt damit in weitem Bogen aufwärts und beginnt nun wirklich, meinen Namen an die Wand zu schreiben. Sie schreibt ihn in großer, lapidarer Steilschrift, etwas nach rechts abfallend, jeden folgenden Buchstaben klar gegen

den vorherigen abgesetzt. Das Herz hämmert mir bis in den Hals hinauf. „Jetzt noch einen Schnörkel“, sagt der Primarius H. In dieser Sekunde fällt mir ein, wie ich als Schuljunge mich zu unterschreiben pflegte, ich habe dem Namen Müller meist noch ein kleines, dreigestrichenes m nachgekritzelt — und sekundenlang fährt mir durch den Sinn: ob jene Hand wohl auch die gleichen Züge finden könnte? Kaum gedacht, erscheint das charakteristische, winzige, dreigeteilte m auch schon als Schlußschnörkel meines Namens . . . ich muß die Zähne zusammenbeißen, um nicht laut zu rufen. Während die anderen Teilnehmer zu neuen Versuchen übergehen, frage ich mich, keines anderen Gedankens fähig, halb wider Willen von einer unsinnigen Hoffnung erschüttert: führt eine Brücke uns hinüber zu den Schatten? Gibt es, ja, man muß so fragen, gibt es Telepathie in das Reich der Geister . . .?

Ein Menschenwort vom Heimwege haftet mir im Gedächtnis. Die Stadt nahm uns Rückkehrende wieder auf, Bogenlicht, Gerassel, Autohupe; da sagte einer der Weggenossen, und zwar der, der soeben in der Versuchskammer am tiefsten überzeugt worden war: „Merkwürdig. Jetzt glaube ich schon wieder nicht mehr daran . . .“ Wie er es aussprach, lächelnd, beinahe wie in seiner tiefsten Brust befreit: da lag in dem einen, einzigen Satz der Schlüssel zum Trägheitsgesetz der Menschen. Nur wo die Daumschrauben der Stimmung sie umklammern, sind sie für Neues zu haben; wo der kleinste Spalt zum Alltag sich öffnet, werfen sie sich aufatmend in die Arme der Mutter Beschränktheit zurück. Die Menschen! Haben sie an die Bewegung der Erde geglaubt? An die Durchleuchtung mit X-Strahlen? An den Aeroplan? An die drahtlose Telegraphie? An das Relativitätsgesetz? Wonach heute ein Kind den Kopf nicht mehr wendet, dafür haben sie gestern noch Hexen verbrannt. Allein die Zeiten wandern ja dennoch immer weiter; immer weiter mahlen die Mühlen des Geistes ihr Brot. So geht wohl auch über der vielgescholtenen okkulten Welt einmal der Tag der Sonne auf. Was heute noch wie Ausgeburt schwüler Träume anmutet, wer weiß, vielleicht steht es morgen schon im ruhigen, goldenen Lichte der Erkenntnis.

HEINRICH EDUARD JACOB

UNTERGANG VON DREIZEHN MUSIKLEHRERN.

(3. Fortsetzung)

IV.

An der Ecke der Steglitzer Straße standen ein paar magere Dirnen. Sie hatten etwas von der Traurigkeit wenig benutzter Schiffahrtslinien. Dampfer ihrer armseligen Pflicht mußten sie diese Strecke fahren, auch ohne Passagiere zu laden. Durch Moder, Leere und Fischgeruch wrackten sie vorwärts. Eine trug backbord ein Papier mit geräucherten Bücklingen. Bei den drei Musiklehrern

sparten sie sich jede Anknüpfung. Es kam nur zu einem Blick über See, einem Laternenblinzeln der Augen. Jeder begriff die Unbegehrtheit des andern und das eigene Sein als das mühselige Aufrechthalten eines nicht mehr berechtigten Luxus. Musik und Liebesgenuß waren zu teuer.

Vor dem Hause dreiundzwanzig hielt Ziegler an und ergriff die Klinke. Im gleichen Atemzug sah Koerber aus dem halben Dunkel des Flurs den Kopf Andreas Heubachers tauchen, des ausgezeichneten Cellisten — mit dem nußholzbraunen Vollbart unter der großen weißen Stirn — und hinter ihm Vincenz Heubacher, die berühmte Stuttgarter Bratsche. Wie oft hatte er mit den Schwabenbrüdern konzertiert im Quatnor! Ihm ward wohl wie einer Geige, die nicht mehr im Leeren steht, die unter sich ein Liniensystem von Verwandten und Brüdern spürt. Und heimisch und mit leisem Respekt gaben die Brüder auch ihm die Hand wie der obersten, reichsten Stimme einer alten Familie. Sie gingen treppaufwärts. Koerber voran, die Heubachers, dann die Klarinette, zum Schluß die mühsam schütternde Pauke. Es war etwas von natürlicher Ordnung in ihre Bewegungen gekommen. Sie fühlten, wie von jetzt ihre Gangart gleichsam eine Schreibart wurde, verantwortlich vor sich selbst sowohl als einem höheren Willen darüber, einem Armeechef. Es wurde ernst! Jeder wußte in dunkler Tiefe, er habe für sich und zugleich für alle soldatisch seinen Mann zu stehn.

Durch einen kleinen Korridor traten sie in die Hinterwohnung. Eine Gaskrone brannte grell auf einen wachstuchbedeckten Tisch, der Noten und Instrumente trug, auch ein paar halbvolle Bierflaschen. Ein alter Mann, dessen wächserne Glatze in einer weltkugelhaften Reinheit zwischen dünnen Haarschäumen schwamm, hielt gerade einen dozierenden Vortrag. Seine Rechte umfaßte ein Messinghorn, mit dem er zuweilen Gesten machte gegen einige andere Männer, die an den Wänden umherstanden oder, an das Büfett gelehnt, träumerisch in die Lampe blickten.

Es waren neun — wie Koerber bemerkte.

„Nein! so geht es nicht mehr weiter! Wir müssen aufhören, Musik zu machen — eh' diese Musik noch schlechter wird. Denn um gute Musik zu machen, müßten wir den ganzen Tag im Stande der Musikalität sein. Nicht bloß üben — das meine ich nicht; wir Alten haben es nicht mehr nötig, den ganzen Tag Passagen zu fingern. Aber es muß, auch wenn wir nicht spielen, ein regenbogenfarbener Filter zwischen unserem Ich und der Welt stehn. Die Welt darf nur als Ton herein: Man muß musikalisch wachen und schlafen. Man darf auch Sorgen und Kummer haben — aber durch diese Wand hindurch, wenn man Musiker bleiben will, durch diese färbende Essenz, die ihr Berufung nennen mögt. Berufung, sage ich, nicht Beruf. Musik ist nichts, was man ergreifen könnte. Sie ist ein

Aggregatzustand des eigenen Selbst und der ganzen Welt. Sie ist die ganze Welt als Ton, als lautlicher Aufbau, als Schwingungswasser, und ein Musiker ist, wer sich unablässig in diesen Aggregatzustand des Hörens und Gehörtwerdens steigert. — Nun frage ich Euch: wer kann das noch? Wer hat Zeit, musikalisch zu leben? Zehn Zehntel des Tages füllt die Jagd nach dem erbärmlichsten Brocken Nahrung — wo ist der Ort, wo ist die Minute, zu der man im Spiegel sagen könnte: „Du bist Musik"? Es ist eine Fälschung, sich einen Musiker heißen zu lassen. Wir müssen aufhören, Musik zu machen, denn wir sind keine Musiker mehr."

Er schwieg. Niemand konnte antworten.

„Ich weiß," fuhr er leise und traurig fort, „das alles auch erst seit ein paar Wochen. Aus einer kleinen Tatsache, die mir aber untrüglich ist. Ich habe wohl seit vierzig Jahren keine klare Vollmondnacht an mir vorübergehen lassen, ohne ein Stündchen das Horn zu blasen. Ich kann nicht einmal sagen, warum. Vielleicht fühlte ich, wie die Hornmusik mich in solchen Nächten dem Raum vermähle. Es war wie eine Kommunion mit dem weißen, lichtezitternden Weltall, das Hauche gab und Hauche zurücknahm. Auch war vielleicht ein ästhetisches Bild aus meinen Jugendjahren dabei. Ich hatte einmal als Knabe gesehen, wie ein Fontäne einen Ball tanzend auf ihrem Nacken erhob. So fühlte ich, wie mein Mund den Mond, wie mein klingender Atem ihn schweben machte, wie seine große kosmische Freiheit fußte auf meiner notwendigen Tat. Und ich fühlte sogar noch weiter: wie der Mond, wenn er unterging, liebevoll aufgenommen wurde von der Hornmusik eines andern auf einem benachbarten Meridian — wie er um die Erde trieb, unaufhaltsam, ohne zu stürzen, getragen vom Pneuma der Frömmigkeit, das wir zu ihm emporhauchten. Wir: die Kirche der Mondliebhaber, die wir im Glaubensstand der Musik, die wir im Gnadenstand der Musik, in fide et gratia musicae, an eine Einheit dieser Musik mit den Naturgesetzen glaubten . . . Wer besitzt diese Religion noch? Vor drei Wochen schien der Vollmond, aber ich habe mein Horn nicht mehr aus dem Etui zu nehmen brauchen. Ich glaubte der Zauberkraft nicht mehr. Der Mond, sehr kalt und unendlich fern, segelte ohne meine Musik. Er braucht sie nicht. Er braucht uns nicht. Wir glaubenslosen Musiker sind der Natur nichts mehr. Sie macht sich selber ihre Musik, die jede Verbindung zerrissen hat mit unserer Not und unserer Schuld."

„Aber Herr Hummel!" rief protestierend ein rothaariger junger Mann mit kräftigen, intelligenten Schultern. (Zweifellos war er eine Trompete.) „Das hieße ja, daß wir besser täten, uns als Gepäckträger zu verdingen oder als Zeitungsausrufer!"

„Das wäre wahrscheinlich ehrlicher," sagte sanft der alte Hornist, „gegen die Göttin und gegen uns selbst."

(Fortsetzung folgt.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Novemberwoche

Nachdem seit Jahren immer wieder die berühmte „Balancierung des Etats“ gefordert und versprochen worden ist, ohne daß jemals wirkliche Anstrengungen unternommen wurden, Einnahmen und Ausgaben gegeneinander abzustimmen, ist die Regierung jetzt wenigstens mit einem Teilprogramm an die Öffentlichkeit getreten. Sie mußte es, da andernfalls selbst die anfechtbare Währungsreform, die sie für gut befunden hat, ein papierner Fetzen geblieben wäre. Nach Konvertierung der Goldanleihe in Rentenmark steht dem Finanzminister nur noch ein Betrag von 700 Millionen Rentenmark für Abdeckung von Defiziten zur Verfügung. Bis zum Verbrauch dieser kleinen Summe müssen also Einnahmen und Ausgaben egalisiert sein, denn sind sie es nicht, so bleibt nur entweder ein neuer Rekurs auf die Druckerpresse mit abermaliger Währungszerstörung übrig, oder die offene Bankerotterklärung. In dieser Situation ist ein Zwang gegeben, der offenbar herbeigeführt werden mußte, wenn noch Hoffnung bestehen sollte, daß mit einem ehrlichen Finanzaufbau begonnen werde. Aber selbst heute noch ist zu sagen, daß die vorgesehenen Sparmaßnahmen zunächst nur auf dem Papier stehen, und neuerlich ist zu betonen, daß der wichtigste Teil der Finanzsanierung nicht einmal in der Beschränkung der Ausgaben, sondern in der Erhöhung der Einnahmen liegt.

Das Kernstück der Maßnahmen soll der Beamtenabbau sein. Um 25 % soll der Beamtenkörper vermindert werden, das heißt also: Jeder vierte Mann aus Reichs-, aber auch aus Landes- und Kommunaldienst soll seinen Posten verlassen müssen. Die Aufgabe, die den Behörden damit erwächst, ist nicht nur eine Aufgabe der Befähigtenauslese. Daß es bei gutem Willen möglich sein wird, planmäßig und mit wirklicher Ignorierung politischer Faktoren diejenigen Beamten dem öffentlichen Dienst zu erhalten, aus denen er den größten Vorteil ziehen wird, beweist das Beispiel Österreichs. Fast unlösbar aber scheint, nachdem so lange Jahre tatenlos verstrichen sind, die Umschichtung der Abgebauten in andere Berufe. Das Regierungskommuniqué verspricht, diesen Übergang in private Berufe zu erleichtern. Aber wie stellt man sich die praktische Verwirklichung dieser Zusicherung in einem Augenblick vor, in dem

Industrie und Handel ohnedies schon auf dem Trockenen sitzen, in dem täglich neue Tausende von Privatangestellten den Kündigungsbrief ihrer Firmen erhalten? Es gehört also ein großer Optimismus dazu, die Unterbringung von 25 % der derzeitigen öffentlichen Angestellten, das heißt also: einer Zahl von vielen hunderttausenden Menschen, neben den heutigen Privatangestellten, in Privatgeschäfte für durchführbar zu halten. Seit langem wurde hier vor dieser Situation gewarnt, seit langem wurde als einzige Lösung für die vorauszusehende Konstellation, daß Beamtenabbau und Wirtschaftskrise in einem Augenblick zusammenfallen könnte, eine organisierte Vorbereitung der Auswanderung bezeichnet. Es konnte gelingen und mußte gelingen, für einige Hunderttausend deutscher Menschen in menschenarmen Gegenden der Welt den Arbeitsraum zu schaffen, den sie in Deutschland nicht finden können. Unglücklicherweise leidet Deutschland noch unter Vorstellungen, die aus der Zeit seiner Militärmacht stammen. Eine Militärmacht muß selbstverständlich danach streben, daß das Land möglichst dicht bevölkert sei; denn je größer das Menschenreservoir des Landes, um so besser auch seine Rekrutierung. Aus dieser Einstellung heraus ist mit Bevölkerungsvermehrung geradezu ein Kultus getrieben worden, und es hat sich der Begriff herausgebildet, daß die Größe und Wohlfahrt eines Landes unbedingt verknüpft sei mit dem Wachstum seiner Bevölkerung.

Aber die Zeiten haben sich gewandelt, und Begriffe, die aus dem Militärischen stammen, sollten heute nicht mehr als approbiert gelten. In der Verarmung, die Deutschland erlitten hat, unter der Kapitalverminderung, die in gleichem Grade demnächst auch die wirtschaftliche Tätigkeit verengen muß, unter den materiellen und psychologischen Erschwerungen des deutschen Welthandels, ist für die alte Bevölkerungsziffer Deutschlands garnicht mehr Nahrungsmittelspielraum genug vorhanden, — es sei denn, daß eine vollkommen neue Organisation der Landwirtschaft eintritt, eine Zerschlagung der großen Betriebe in kleine Bauernhöfe, für die unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen aber nicht die leiseste Aussicht besteht. Was bleibt in dieser Lage, wenn nicht einige Millionen verhungern sollen, — was bleibt anderes übrig, als die Menschenzahl etwas zu lichten, als die überschüssige Zahl unverwertbarer Kräfte aus dem ausgesogenen Land in jungfräulichere Gebiete zu verpflanzen? Der Beamtenabbau, wenn er nicht nur auf dem Papier stehen bleiben soll, kann garnicht anders verwirklicht werden, und es ist der äußerste Termin gekommen, die Frage ohne Vorurteil in Fluß zu bringen.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

Aus einer kleinen Buchhandlung

Die nachstehend aufgeführten Bücher, deren Titel kaum noch erratbar sind, wurden einem meiner Freunde auf die Rechnung gesetzt.

1 Mylon, Die schöne Schutzmannsfrau.
1 Nero, Pelle der Eroberer.
1 Fleuron, Schix.
1 Klabund der Öker.[1])
1 Netzo, Die Familie Frank.
1 Schuckele, Genfer Reise.
1 Perotz, Der Marqui de Bolivia.
1 Perotz, Mark Twains Schriften 3 und 4.
1 Edelschmidt, Kugeln.
1 Basker, Mein Herz.
1 Nezo, Pille der Eroberer.
1 wilde Salome.
1 Hamsun, Ein Mann mit den drei Augen.
1 Michel, Das Täufliche.
1 Voltani, Kandierte.[2])
1 Michel, Senat vom Deutschtum.
1 Uzarski, Chamalin. (Chamäleon).
1 Meyrinn, Domino.
1 Linke, Pootmers Ball.[3])
1 Andersen, Nex die Passagiere.
1 Nexo Stine, Menschenkind.

Hans Reimann.

---

[1]) Der Neger. [2]) Candide. [3]) Maskenball.

2.

Oe oder Ö?

Eine Dame, deren Familienname seit altersher mit oe — nicht mit ö — geschrieben wird, schildert in diesem Briefe den Kampf, den sie in Bayern für ihr gutes oe geführt hat. Der Brief, ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, malt eine bayrische Büro-Idylle:

. . . Du weißt, daß ich vor kurzem meinen Reisepaß beantragt habe. Letzten Freitag ging ich nun aufs Einwohneramt, das dafür nötige Formular abzuholen. Da war unser Name natürlich wieder einmal mit „ö" geschrieben, was mich ärgerte und was ich sogleich beanstandete. Nach einigem Hin und Her sagte man mir, daß ich meine Geburts-Urkunde vorlegen müsse, wenn das „ö" in „oe" abgeändert werden solle. Ich hatte nun Hoffnung, daß der Beamte des Paßamts mir Glauben schenken würde; doch dieser Mann war ein Mann strengster Pflichterfüllung, traute mir nicht zu, daß ich wissen könnte, wie mein Name geschrieben wird, und erklärte, daß er nur nach Bestätigung durch das Einwohneramt die Schreibweise abändern könne. Zu Hause holte ich mir meine Geburtsurkunde aus der Schatulle; dann fand ich auch die Bürgerrechts-Urkunde unseres Vaters: Beides mit „oe". Mit diesen Schriftstücken bewaffnet, begab ich mich wieder aufs Einwohneramt. Zuerst übergab ich meinen Geburtsschein, da man nur diesen von mir gefordert hatte. Das Schriftstück wanderte von einer Hand zur andern; dann kam ein alter Herr auf mich zu, um mir zu eröffnen, daß meine Urkunde nicht maßgebend sei, ich müßte irgend ein Schriftstück vom Vater mitbringen.

Frohlockend zog ich die Bürgerrechts-Urkunde hervor, die jedoch sogleich als ebenfalls nicht maßgebend abgelehnt wurde. Ich sprach dann ganz fest und bestimmt, worauf einer der Beamten dem Schreiber einen Wink gab, die verlangte Änderung vorzunehmen. Sogleich jedoch mischte sich ein anderer Beamter ein, der sagte, ich müsse unbedingt Urkunden vom Großvater beibringen. O heiliger Bürokratismus! Es war zum Tollwerden! Wie kann ich Urkunden vom Großvater beibringen, der schon über 40 Jahre tot ist? Auf mein Drängen hin machte man sich die Mühe, dortselbst die betreffenden Dokumente hervorzusuchen, was lange Zeit in Anspruch nahm. Zum Unglück waren diese Schriftstücke sämtlich mit „ö“ geschrieben. O Jammer! Dann besah man jedoch die vorhandenen Unterschriften; diese waren samt und sonders mit „oe“ gezeichnet, woraus deutlich ersichtbar war, daß nur irgend ein Schreibfehler irgend eines Menschen vor 50 oder noch mehr Jahren oder der verschiedene Schreibgebrauch der „deutschen“ und „lateinischen“ Schrift an dem Durcheinander schuld waren. Als nun nach langen Beratungen alle anwesenden hohen Beamten nicht wußten, was zu tun sei, entschlossen sie sich, das als gültig anzunehmen, was auf der Eheschließungs-Urkunde unserer Eltern zu finden sei, wozu man sich jedoch auf das Standesamt begeben mußte! Nach langer Zeit kam dann der Abgesandte wieder mit der Nachricht, daß der Name tatsächlich mit „oe“ zu schreiben ist. Ich hatte gesiegt. . . .

E. T.

3.

Brief eines Gärtners

Dresden, am 29. Oktober 1923.

Ich habe es soeben noch einmal überrechnet: es ist unmöglich, das Bezugsgeld für das Novemberabonnement zu entrichten. Ich muß Sie also bitten, die Zusendung des Tage-Buches an mich einzustellen.

Man schreibt das so hin. Erst war ich monatelang in die städtische Lesehalle und in den Lesesaal der hiesigen Kunstgewerbeschule gegangen. Um den Kunstwart zu lesen, die Neue Rundschau, die Tat, das Kunstblatt und das Inselschiff. Oft bekam ich's nicht: andere hatten es schon, dann mußte man eben nach Haus gehen. Man kam von der Arbeit: war abgespannt. Im Warten wäre man eingeschlafen.

Eines Tages sagte ich mir: „Mensch, das ist unmöglich, das ist ja Wahnwitz, daß du so nach der Arbeit, und wenn du gerade „Glück“ hast, die „Schrift der Zeit“ (Zeit-Schriften!) liesest. Ich wurde — wie

ich das bei mir nenne — leichtsinnig — und bestellte das Tage-Buch: es war ja auch verehrungswürdig billig!

Aber nun ist es doch unmöglich, es weiter zu halten. Ich habe diese Woche weniger Lohn ausgezahlt bekommen, als ein Arbeitsloser an Unterstützung erhält! Und der bekam diesmal überdies hier in Dresden ein Brot und Mehl, das die Arbeitenden aller Länder ihm gespendet.

Man fragt sich, ob es nicht Sünde gegen sich selbst ist, daß man sich so verbauern — fast: verkommen — lassen muß? Und nicht Sünde an all dem feinen und intelligenten Menschen, die am „Tage-Buch" arbeiten: die sich für „den Menschen" einsetzen?

Ich glaube fast: ja!

Welch' eine Zeit: wir müssen handeln gegen unser Gewissen.

Christian Grunert, Gärtnergehilfe.

FILM

Die Austreibung

Carl Hauptmann glaubte zur Stunde seines Todes, daß man ihn endlich neben seinen Bruder Gerhart stellen müßte. Carl ist der größere Visionär, aber der kleinere Gestalter. Deshalb war Carl einer der ersten Dichter, die leidenschaftlich für den Film Partei nahmen.

Nun wurde nicht etwa eine seiner Visionen, sondern eins seiner Bauernstücke „Die Austreibung" verfilmt: das psychologische Milieudrama vom einsam alternden Riesengebirgs-Bauden-Bauern, dessen junge leichtfertige Frau ihn zum Verkauf seines Erbgutes und zu eifersüchtiger Mordtat treibt. Man muß immer wieder sagen, daß für solcherlei Themen die Erzählung und das Theater da sind, — der Film will rasche Folge von stark durch Handlung bewegten Bildern. Psychologische Tragödien in engem Milieu müssen im Film zerdehnt, ermüdend wirken. So geschieht es auch diesmal, trotzdem Monau einwandfreie, berückende Bilder aus Natur und Bauernstuben schuf und Klöpfer die dumme Gequältheit eines tierhaft verhaltenen Menschen prachtvoll strahlen ließ, aber Aud Egede Nissen sollte niemals Bäuerin spielen. Trotz der reifen sicheren Arbeit der Regieführung versagte der Film als Ganzes, weil zusammengeballte dramatische Gespanntheit hier in langen sanften Wellen verebbte.

Kurt Pinthus.

TISCH MIT BÜCHERN

Rudolf Borchardt: Die geliebte Kleinigkeit. (Ernst Rowohlt-Verlag.)

Der Alexandriner, in der französischen Dichtkunst ein Vers, der alle Nuancen des spielenden und strengen Geistes, alle Stimmungen und Leidenschaften trägt und hebt, war bisher in der deutschen Nachbildung immer ein armes Geschöpf mit kör-

perlosem Faltenwurf, allenfalls fähig, eine enge antithetische Witzigkeit oder blasse Anmut auszudrücken. So hat ihn denn auch unsere klassische Dichtung in ihrer besten Zeit aufgegeben und sich anderen für sie fruchtbareren Maßen zugewandt. Nun ist er mit einmal neu entdeckt worden von dem Dichter, der wie keiner seiner Zeitgenossen alle heimlichen Möglichkeiten der deutschen Sprache beherrscht und die scheinbar vergangensten Formen zu lebendiger Gegenwart macht. Während unsere alten Alexandrinerdichter Versakzent und Wortbetonung ängstlich übereinstimmen ließen und, eingeengt durch Gleichmaß und Cäsur ins Leiernde und Dürftige gerieten, komponiert Rudolf Borchardt seinen Vers sozusagen kontrapunktisch. Beide Akzente, der des Verses und der des Wortes, wirken neben-, gegen- und durcheinander, und es entsteht in dem Auseinanderstreben und Sich-wieder-verschmelzen beider Melodien eine reiche Bewegtheit, ein langer Atem, der über Versende und Reim weiterträgt:

So oft das Blau der Nacht überm West heraufgreift,
Sieht sie Chloe, die Chloe schon nicht mehr begreift,
Sieht sie Chloe, die Chloe von gestern nicht kennen,
Sieht sie Chloe, die sich und Dämon neu zu nennen,
Neu zu lieben verlangt, tiefer in sich zu fühlen,
Den neu erfahrenen Brand neu in Neuem zu kühlen,
Täglich meint sie, sie könne nicht mehr, als sie schon liebt,
Lieben, und sie belehrt der Tag, daß es noch gibt,
Was sie noch nie erfuhr.

Absichtlich spreche ich hier nur von dem, was die Unterscheider noch immer so töricht das „rein Formelle“ nennen im Gegensatz zu einem vermeintlichen Inhalt, Dinge, die es ebensowenig gibt wie ein Äußerliches und ein Innerliches und mehr dergleichen. Es widerstrebt mir, zu berichten von der Fabel dieses reizenden und tiefsinnigen Schäferspieles, das mit vier Personen, zwei Paaren, den ganzen Gegensatz von Liebe und Gesellschaft darstellt und in einem launisch beginnenden und immer leidenschaftlicher werdenden Kleider- und Rollentausch von Mann und Weib die wahre Natur beider Geschlechter offenbart; wobei sich Natur in Verkleidungen hüllt und von Verkleidungen befreit wie des Dichters drängende und verweilende Worte sich in die Fesseln des Alexandriners mit Rosenbändern binden lassen und mit Menschenmuskeln wieder von ihnen freimachen.

Ob dieses schöne Spiel, diese geliebte Kleinigkeit im heutigen Deutschland Leser oder gar eine Bühne und auf der Bühne Schauspieler findet, die Verse sprechen können, das weiß ich nicht. Aber den Verehrern seiner Jugendelegien, seiner großgebauten Prosa, seiner Bibel- und Dantesprache, des strengzarten Verses seiner Epen und Dramen wird Borchardts Alexandriner ein Neues und Köstliches sein.

Franz Hessel.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 43):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,35 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 12 französische Franken, in Belgien 15 belgische Franken, in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. mal Schlüsselzahl des Buchhändlerbörsenvereins. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Novemberwoche

Wird Berlin eingenommen? Marschiert Feldmarschall Hitler? Entschließt sich der Oberbefehlshaber Ludendorff zu einem Aufschub des Bürgerkrieges? War der Alarm, der zum 7. oder 9. November geblasen wurde, unnötig? Nicht nur jeder, der das Heerlager an der bayerisch-thüringischen Grenze besichtigt hat, war zur lauten Warnung verpflichtet, es hat in allen Winkeln gegärt, es wurde in allen Verschwörungsbünden geflüstert und vorbereitet, und wenn die Novembertage ohne gegenseitiges Abschlachten vorübergehen, so dankt es, Deutsche, denen, die scharfe Augen, gespitzte Ohren und laute Stimmen zur Warnung hatten. Der Bürgerkrieg wurde abgesagt oder wenigstens vorläufig vertagt, weil wir „Übertreiber", Vergrößerer, Gespensterseher, rechtzeitig und ausgiebig geschrien haben. Nie hätte Herr Stresemann sich auch nur zu dem verwaschenen Aufruf entschlossen, wenn wir ihn nicht zu diesem rhetorischen Aufwand gedrängt hätten. Nie wäre, um ein Beispiel zu nennen, die Berliner Schupo, der seit Jahr und Tag, ein paar Tausend Mann zur Entlastung der ungebührlich überanstrengten Mannschaft fehlen, um zweitausendfünfhundert Republikaner verstärkt worden, hätten wir Schwarzseher das stumpfe Phlegma der volksparteilichen Strebemänner geteilt. Möge, wenn vorläufig der angekündigte Vormarsch aufgehoben wurde, keiner sich in blöder Geborgenheit fühlen. Solange Ludendorff lebt, ist der Wille zum Bürgerkrieg nicht abgestorben. Aber Eines hatte dieser vom langen Regenwetter in den Saal verlegte Aufmarsch gelehrt: Mit einem kleinen bißchen Energie, mit ein wenig Aktivität und Tapferkeit wären die Schmussolinis als leere Maulhelden zu entlarven. Vier Fünftel der abenteuernden Handlungsgehilfen und Gymnasiasten, die Deutschlands Rettung im Munde führen, vier Fünftel dieser Spatzengehirne spielen deutsche Krieger, kostümieren sich marschbereit, schwärmen aus und horchen auf den Zapfenstreich, weil Niemand sich entschließen wollte, das freche Spiel zu stören. Sie nahmen sich ernst, weil es kein anderer tat. Ein fester Schlag auf den Tisch, und der Mummenschanz des tapferen Anstreichers wäre in alle Winde zerstoben.

Unter den Kardinälen der römischen Kirche gab es und gibt es immer Männer ganz besonderer Prägung —, Männer, die trotz des Typischen, das ihnen allen gemeinsam ist, als Individuen von einer so ausgeprägten Eigenart sind, daß sie beinahe den Typus, dem sie angehören, aufzuheben scheinen: Es gibt den ultra-intransigenten, tennisspielenden Kardinal Mery del Val, es gibt den grundgelehrten, charaktervollen, glänzenden Stilisten Kardinal Mercier, und es gibt — Herrn von Faulhaber, den Erzbischof von München. Auch der ist eine absolut eigene, mit keiner anderen zu vergleichende Persönlichkeit. Es ist in dieser Zeitschrift schon erwähnt worden, daß der Kirchenfürst mit einer tiefen Umwandlung seiner Ansichten aus Amerika zurückgekommen ist. Er hat dort drüben gelernt, und er ist groß genug, aus der Veränderung seiner Anschauung kein Geheimnis zu machen. Wenn er jetzt wiederholt in öffentlichen Kundgebungen anders als früher die Gemeinsamkeit der Menschheit und die übernationalen Bindungen betont, so entspricht das durchaus der Richtung, die die römische Kirche seit Ausbruch des Weltkrieges gegangen ist und die stets und ständig in den Äußerungen des verstorbenen und des gegenwärtigen Papstes ausgedrückt wurde. In Rom weiß man, daß die Weltsendung der Kirche noch keineswegs zu Ende ist. Im Gegenteil, wenn es überhaupt noch möglich sein soll, aus dem furchtbaren geistigen, moralischen und wirtschaftlichen Erdbeben, von dem Europa durch und durch erschüttert wurde, auch nur ein winziges Etwas zu retten, so wird bei diesen Rettungsversuchen, die allerdings nicht mehr lange (auch nicht Monate) hinausgeschoben werden dürfen, die römische Kirche ein wichtiges, vielleicht das wichtigste, Wort zu sprechen haben. Insoweit proklamiert Herr von Faulhaber nichts anderes als die klügsten unter seinen Mitbrüdern. Neu und reizvoll zu sehen ist, wie er es tut, denn diese bajuvarische Art, die man sonst als peinlich empfinden mag, ist bei dem Münchener Erzbischof in einer individuellen Art und Weise dokumentiert; und vielleicht ist es Herrn von Faulhaber nur in diesen besonderen bajuvarischen Formen möglich, seinen bauerntrotzigen Landsleuten die Grundwahrheiten der übernationalen Kirche und den alten, wenn auch für Bayern anscheinend neuen, Gedanken der christlichen Nächstenliebe beizubringen. Jedenfalls hat, wenn ein so eigenwüchsiger Mann wie Faulhaber diese Dinge sagt, sein Wort ein schwereres Gewicht als das Wort irgendeiner anderen Menschen in Bayern. Wenn schließlich der Kardinal in seinem Brief an den Reichskanzler schreibt: „Wie wollen wir (wenn nicht alle sittlichen Mächte ohne Unterschied der Konfession und Standespflicht und Partei zusammenhelfen) sonst den Haß abbauen, der blindwütig über unsere israelitischen Mitbürger oder über andere Volksgruppen in Bausch und Bogen ohne Schuldnachweis von Kopf zu Kopf den Stab bricht?“, so muß man doch fragen, ob diese

Worte nicht reichlich spät kommen. Solange es noch geschehen kann, daß bayerische Geistliche unter Aufwendung alles prunkvollen Zeremoniells, dessen die katholische Kirche fähig ist, Hakenkreuzfahnen weihen und den Fahnenträgern „anfeuernde" Redensarten mit auf den Weg geben, kurzum: heidnischen Hokuspokus mit priesterlicher Autorität decken, so lange werden auch die besten, klügsten und versöhnlichsten Worte des Kardinals in den Wind gesprochen sein.

Am Sonnabend, den 3. November, beriet die Preisprüfungsstelle Groß-Berlin über den Brotpreis. Diese Behörde, die sich aus wenigen Verbrauchern und vielen Produzenten zusammensetzt — Produzenten, die dort gleichzeitig als Sachverständige wirken, konnte sich wieder einmal nicht auf ein Ergebnis einigen. Infolgedessen wurde die Beratung auf den nächsten Tag verschoben, und die Berliner Bäcker blieben am Wochenende ohne Nachricht darüber, was für einen Preis sie vom Montag ab fordern könnten. Am Sonntag beschloß die Prüfungsstelle in Abwesenheit der Regierungsvertreter — einen Brotpreis von 140 Milliarden. Den Bäckern wurde der Beschluß durch ihre Innung mitgeteilt. Diese Nachricht wurde am Sonntag abend von einem Montagsblatt veröffentlicht und erregte eine Panik unter der Berliner Bevölkerung. Als nun, in der idyllischen Ruhe des Sonntagsabends, der Minister das Zeitungsblatt unter der Studierlampe zu lesen bekam, erschrak er heftig und ließ kurz entschlossen den Zeitungen mitteilen, die Regierung halte diesen Preis von 140 Milliarden für viel zu hoch und denke nicht daran, ihn zu bewilligen. Publikation in den Montagsblättern. Passiver Widerstand der Bäcker gegen die Entscheidung des Ministers. Ein ratloses Publikum. Atmosphäre, aus der schwerste Unruhen hervorgingen.

Wenn nicht zufällig der Ernährungsminister am Sonntag abend das Bedürfnis empfunden hätte, sich die Sonntagsruhe durch Zeitungslektüre zu verderben, so hätten wir also am Montag von Rechts wegen einen Brotpreis von 140 Milliarden gehabt. Und das einzig deshalb, weil die Regierungsvertreter es am Sonntag nicht für nötig gehalten hatten, bei der Festsetzung des neuen Brotpreises mitzuwirken oder sich auch nur über die Beschlüsse der Prüfungsstelle zu informieren. Man hat im Kriege bei uns so viel auf Alt-Österreich geschimpft und hat sich besonders darüber lustig gemacht, daß die rumänische Kriegserklärung im August 1916, an einem Sonntagabend, einem untergeordneten Beamten des Wiener Außenministeriums übergeben werden mußte, weil „des Sonntags wegen" niemand anders da war. Aber ist es denn bei uns besser? Dr. Stresemann hat einmal gesagt: „Wir leben nicht in normalen Zeiten, sondern in den abnormsten, die jemals ein Volk durchge-

macht hat." Da doch die höchsten Regierungsstellen von Ermahnungen über „vermehrte Arbeit" triefen, sollte sich da in solchen außergewöhnlichen Zeiten die hohe Bürokratie nicht zur Sonntagsarbeit entschließen können, wie sie von den Angehörigen anderer Berufe schon längst freiwillig ausgeübt wird? Oder weiß sie nichts davon, daß anderswo auch am Sonntag gearbeitet wird? Erfährt sie immer erst alles einen Tag — z u s p ä t?

Der chinesische Diktator, G e n e r a l W u - p e i - f u, hat einen Abgesandten zu L u d e n d o r f f geschickt. Kündigt sich in dieser Tatsache eine Sinneswandlung Chinas an? Es war 2500 Jahre lang der Stolz der Chinesen, daß das Militär bei ihnen keine Bedeutung hatte:

> „So sei verflucht der Krieg! Verflucht das Werk der Waffen!
> Es hat der Weise nichts mit ihrem Wahn zu schaffen",

singt Chinas größter Dichter. Und immer war es der Stolz der Chinesen, daß ihr Weltreich auf einer rein moralischen und einer rein geistigen Grundlage ruhte. Tatsächlich hat sie 2500 Jahre lang standgehalten. Soll es nun damit zu Ende sein? Ist die rein geistige Kraft, der China sein Bestehen verdankte, zerbröckelt? Fast scheint es so. Denn bis vor kurzem wäre es ganz unmöglich gewesen, daß eine offizielle Persönlichkeit Chinas eine so tiefe Verbeugung vor einem harten Tatsachenmenschen gemacht hätte, wie es der General Ludendorff ist. Tatsachen waren bisher für den Chinesen die belangloseste Angelegenheit von der Welt, weil er wußte, daß die Vorgänge, auf die es ankommt, sich im Innern des Menschen abspielen. Für den amerikanisch-europäischen Typus, dessen äußerste Verkörperung Ludendorff darstellt, gibt es n u r Tatsachen. Jedesmal dann, wenn d i e s e r Typus auf die Welt jenseits der Tatsachen stößt, d. h. auf den Punkt, wo überhaupt das Leben erst anfängt wichtig zu werden, da versagt er, weil ja für ihn diese Welt jenseits der Tatsachen garnicht vorhanden. Ist China nun so tief gesunken, daß es sich der sinnlosen Weltauffassung: der Verherrlichung rein mechanischer Vorgänge — unterwirft? Wenn der Schritt des Generals Wu-pei-fu ein Symbol sein soll, so kann man nur feststellen: Auch der chinesische Geist scheint in voller Auflösung begriffen.

Zwei Merkmale kennzeichnen den unter der Firma „Grenzschutz“ sich im weiten Umkreis der Veste Coburg vollziehenden Aufmarsch der bayerischen Freischärler: die Unbefangenheit, mit der hier die Spielzeugschachtel ausgepackt wird, und die Einhelligkeit, mit der einerseits der gemütliche Bayer und andererseits alles, was sich zum Ludendorffklüngel rechnet, den Aufmarsch auch heute noch entweder völlig in Abrede stellt oder ihn als die harmloseste Parade von Zinnsoldaten mit ein bis zwei Worten oder einem geringschätzigen Achselzucken abzutun pflegt. — „A kloaner Grenzschutz, weiter nix — damit uns net die Kommunisten unser Bayern überrennen. Die ganze thüringische Grenze is ja mit Kommunisten gespickt.“ — Man erlaubt sich den Hinweis, daß auf der thüringischen Seite, wie man sich vergewissert habe, nur ganz unbedeutende Posten der dortigen Landespolizei stünden, und sofort erhält man die Antwort: „No ja, und dahier steht ja auch nix weiter als die Landespolizei!“

Ich bin auf den verschiedensten Landstraßen und auch auf Waldwegen bald von der einen, bald von der anderen Seite über die Grenzmark gewechselt, aber ich muß sagen, daß ich nirgends auf einen Posten der bayerischen Landespolizei gestoßen bin. Die mir, haarscharf an der Grenze, ein Halt zuriefen, waren durchweg mehr oder weniger soldatisch herausgeputzte Zivilisten oder „Jungdo“knaben und halbwüchsige Hakenkreuzler . . . im Tannendickicht oberhalb Stockheims z. B. zwei Bergleute, die kaum die Sprache und wahrscheinlich ebenso schlecht ihr neues Gewehr handhaben konnten. (Wie man einem Affen keine Uhr als Spielzeug gibt, sollte man Halbidioten, wie sie mir auf der genannten Waldhöhe den Weg verlegen wollten, wirklich keine Flinte in die Hand drücken.) Inzwischen hat man uns seitens des Reichswehr-Ministeriums, das über die „militärischen Sicherungen“ Informationen eingezogen hat, versichert, daß den 400—500 Mann thüringischer Lapo auf der bayerischen Seite etwa „700—800 Mann bayerische Landespolizei“ gegenüberstehen, „die beiderseits ohne agressive Absichten die Grenze gegen den befürchteten Vormarsch bewaffneter Haufen sichern.“

Wie auf bayerischer Seite von mir bei viertägigen Spaziergängen über die Grenze keine bayerische Landespolizei gesichtet werden konnte, sondern eben nur die erwähnten Freischärler verschiedenen Bildungsgrades, so wollte es mir nicht gelingen, auf thüringischem Boden auf einen bewaffneten Haufen zu stoßen. Auf der anderen Seite sind diese wohlbewaffneten Haufen haufenweise zu besichtigen. Dazu bieten hinreichende Gelegenheit ihre täglichen Nachtübungen, ihre Appells mit Maschinengewehren auf öffentlichen

Plätzen in Coburg und Neustadt, ihre Umzüge unter Vorantritt der Musikkapellen und der Hakenkreuzfahnen — unter denen wieder der sogenannten Sturmfahne göttliche Ehren erwiesen werden —, ferner ihre Massenkundgebungen in der Aktienbrauerei und der allabendliche Schoppen der Offiziere der Ehrhardt-Verbände in der Coburger „Lore", die eigentlich Loreley heißt und statt mit goldenem Haar mit goldenhellem Bier aufwartet. Die irregulären Helden niederen Grades obliegen der Huldigung dieser Lore in der zwischen den drei, stets proppevollen Gastzimmern gelegenen „Schwemme". Willst du die Brüder recht verstehn, mußt du zu ihrem Schoppen gehn. Und hier, wo der Hopfensaft die Zungen löst, wird einem rasch genug klar gemacht, daß ein „Grenzschutz ohne agressive Absichten" bestimmt nicht in der Absicht dieser bayerischen Militär-Verbandsmitglieder liegt. Spottverse auf den Reichspräsidenten wechseln in munterer Folge mit Trinksprüchen auf die Republik, die man schnell noch einmal hochleben lassen müsse, ehe man sie definitiv begrabe. Öfters geht ein Käppi im Kreise herum, in das anwesende Zivilisten eine Liebesgabe werfen dürfen, die sofort in eine schäumende Maß umgesetzt wird, damit die Corona auf einen glücklichen Vormarsch auf Berlin trinken kann. Der Schrei nach dem ungeduldig erwarteten Vormarsch bildete, wie man aus den Berichten über die letzte Coburger Massenhakenkreuzkundgebung vom 2. November weiß, auch den Hauptinhalt des Telegramms, mit dem die irregulären Scharen Herrn v. Kahr huldigten. Der Staatskommissar wurde dringend gebeten, sich dafür einzusetzen, daß das Signal zum „Vormarsch" so bald wie möglich gegeben werde! Tatsächlich beherrscht nichts mehr dieses aus „Bayern und Reich", „Jungdo" und „Nationalsozialisten" (von den vielnamigen ähnlichen Formationen abgesehen) zusammengetriebene illegale Heer als eben der operative, agressive Gedanke — das kühne Zugreifen ins Ungewisse hinein. Das ist der gemeinsame (ausnahmsweise!) klare und quasi zielbewußte Wille. Und ihn allein wünschten die unsichtbaren und ungenannten (nicht nur an der Isar sitzenden) Besolder dieses Prätorianerhaufens großzuziehen; ihm galt die eines besseren Zweckes würdige unermüdliche Tätigkeit der einpeitschenden vormaligen Offiziere, die seit Wochen und Monaten am Werke sind, die Ehrhardt-Front in feste Form zu bringen.

Die meist ländliche Bevölkerung des Coburger Kreises bereitete keine Schwierigkeiten; sie ist willig und widersetzt sich keiner Anordnung der Arrangeure des in ihren Augen staatlich konzessionierten und subventionierten Unternehmens. Schon am 18. Oktober predigte der evangelische Pfarrer von Gauerstadt bei Coburg, der Komtur des Jungdo, Johnsen, in seinem Kampfblatt „Coburger Warte": „Wir sind alle Soldaten der Befreiungsarmee des deutschen Volkes. Der völkische Gedanke ist die Sehnsucht des deut-

schen Volkes. So weben sich Bande der Treue von denen, die Berufene als Führer zur befreienden Tat wählten, zu denen, die sie in der Befreiungsschlacht des deutschen Volkes, der Hermannsschlacht, als ihre Führer erwählen. Deutschland kann nur gerettet werden, wenn über seiner Reichshauptstadt die deutschen Fahnen flattern; dann hallt im Sturmschritt unserer Regimenter unüberwindliche, siegende Kraft, dann kommt der Tag, da wir in Deutschland hissen werden die schönen — stolzen — heißgeliebten Farben schwarz-weiß-rot!" In Bayern ist längst jeder, der es wagen wollte, den Eifer der „Befreier" zu dämpfen, mundtot gemacht. Diese Befreier bringen jedem etwas: Befreiung vom Kommunismus und „Marxismus" — Befreiung von den landfremden Elementen, von der Börse, vom Schiebertum — Befreiung von der „jüdischen und sozialistischen Berliner Regierung" — Einsetzung eines militärischen Diktators . . . kurz und gut, ganz Deutschland soll am v. Kahrschen Programm und am Hakenkreuz genesen. Das Programm des Hakenkreuzes ist mit sechs Buchstaben genannt: es heißt Pogrom. Es hat kaum irgendwo in der Welt einen dankbareren Resonanzboden als in der antisemitischen Hochburg Coburg, die nicht ohne Grund zur Operationsbasis der Freischärler gewählt wurde.

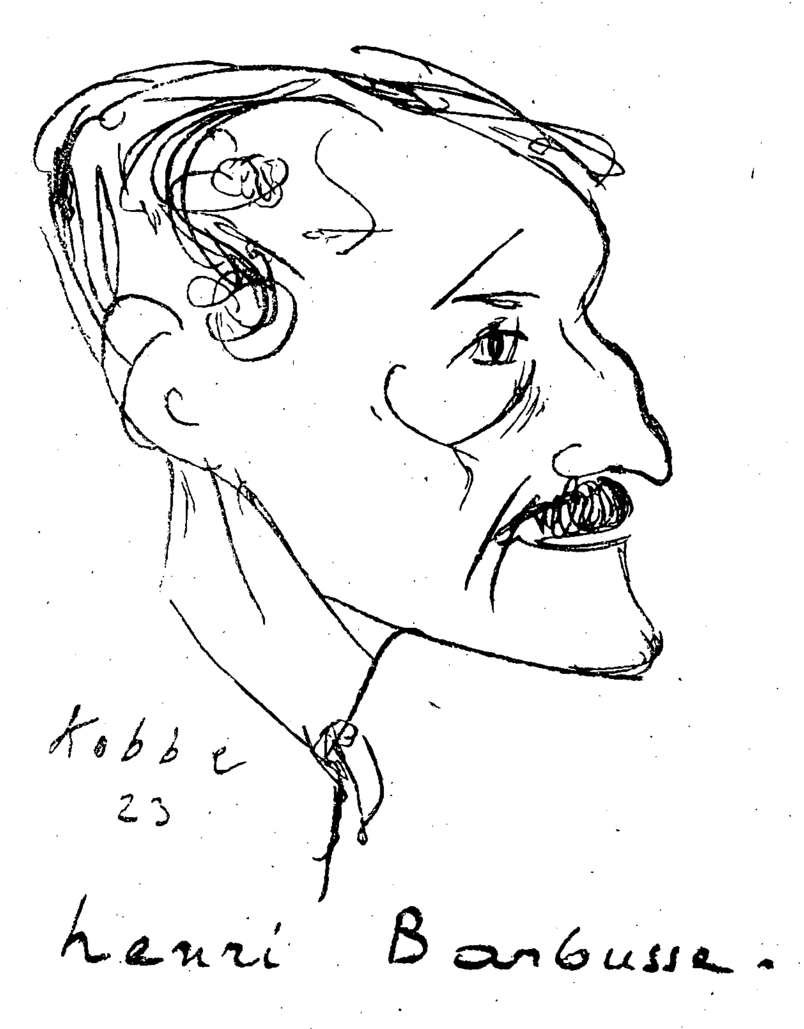
Man muß das Soldatenspiel in und um Coburg gesehen haben: diese unablässig durch die Straßen ratternden Motorräder, auf denen stets ein kotumkrusteter Jungdo hinter einem Offizier im Sattel hockt — die Tausende von „Halbstarken", die, in österreichische Uniform gesteckt, allzeit geschäftig, die Gassen zwischen Bahnhof und der Ehrenburg durcheilen und von denen jeder einzelne seinen Posten hat, als Maschinengewehrschütze, als Funker — wenn sich die Hakenkreuzarmbinde etwas verrückt hat, wird das betreffende Kampfabzeichen sichtbar — als Knappe, als Ordonnanz, als Radfahrer . . . Reichswehrsoldaten des bayerischen Kontingents dazwischen, Adjutanten, Abschnittsführer, Offiziere . . . im Käppi und den Armeerevolver im gelben Futteral am Sturmgurt, abends mitunter mit einem Spazierstöckerl, das so gut zum Kommodjackerl paßt, das der Österreicher Hitler eingeführt hat zusamt dem österreichischen Grüßen . . . Kommodstehen und Hand ang'legt ans Käppi . . . alles in Eile, alles in Fluß, keiner ohne drei oder vier Abzeichen mit Totenköpfen und Hakenkreuzen, die nun einmal das beherrschende Insignum bilden — und man wird inne, daß es dieser Gesellschaft mit ihrem Putsch ernst ist. Alles ist in Spannung, alles gewärtig des Signals. Nur den Zeitpunkt hat sich die Société anonyme der Arrangeure noch bislang vorbehalten.

Der erste Vormarsch würde sich allem Anschein nach ziemlich glatt entwickeln. Man versichert uns, daß er nicht weit käme. Man versichert es uns fünf Minuten vor zwölf. Zu einer Stunde,

wo sich das illegale Ehrhardtkonglomerat täglich zahlenmäßig verstärkt und sich damit brüstet, seiner Sache sicher zu sein. Ein Rückzugssignal kann in den Reihen der bayerischen Hitzköpfe heute nicht viel anders wirken wie ein gut gezielter Stein in einen Ameisenhaufen ... aber wenn — wenn die bis dahin hoffentlich hinreichend gespickte thüringische Grenze wirklich das hält, was uns so optimistisch u. a. von Berlin aus versprochen wird, dann ist es allenfalls eine interne Angelegenheit Bayerns, sich mit den Putschgeistern, die es — also sagen wir schon getrost gerufen hat, des weiteren auseinanderzusetzen. Ohne Reibungen und traurige Bilder wird es freilich nicht abgehen, ehe sich der Strom dermaßen aufgeputschter und so lange in ihren abenteuerlichen Hoffnungen genährter Massen wieder ins Bett der Ordnung zurückleiten läßt.

„Verwirrung und Dunkelheit sind viel öfter die Folgen der Unwissenheit als der Unfähigkeit. Um andere fühlen zu machen, müssen wir selbst fühlen, und um selbst zu fühlen, müssen wir natürlich sein. Das können wir niemals, wenn wir Schulweisheiten von uns geben. Wissen ist keine bloße Sammlung von Worten, und es bedeutet eine Täuschung, wenn man annimmt, daß Gedanken durch die Hilfe eines anderen Intellekts als unseres eigenen erlangt werden können. Was wir nur anderen nachsprechen, das hört durch ein wunderbares Geheimnis auf, wahr zu sein, selbst wenn es wahr gewesen ist, als es zum ersten Male gehört wurde — so wie das Spiegelbild sich zwar bewegt und alle Handlungen des Lebens nachmacht, aber selbst nicht Leben ist. Bevor ein Mann eine Versammlung wirkungsvoll anreden kann, muß er etwas vom Menschen wissen, und ein Mann kann nichts vom Menschen wissen, ohne sich selbst zu kennen. Selbsterkenntnis ist die Besonderheit des Mannes, dessen Leidenschaften zwar freies Spiel haben, der aber über ihre Folgen nachdenkt."

Benjamin Disraeli-Beaconsfield.



Nach dem Leben gezeichnet bei der Anwesenheit in Berlin im Oktober 1923.

Henri Barbusse wird in dem Prozeß, der dieser Tage gegen die Mörder des Sowjetgesandten Worowski in Lausanne begonnen hat, als Zeuge auftreten.

Dr. med. B. LAQUER (Wiesbaden)

DAS „TROCKENE“ AMERIKA

Es ist wohl eine einfache Pflicht des Dankes, daß wir Ärzte über Amerika sprechen. Bewohner dieses Landes, oder vielmehr eine Auslese von ihnen, haben zuerst — der Stimme der Menschlichkeit folgend — deutschen Müttern und Kindern in schwerster Not geholfen. In jüngster Zeit geschah Gleiches unseren Universitäten, Bibliotheken usw., schließlich auch den Notleidenden unter uns Ärzten. (Der in dieser Wochenschrift oft genannte Professor Max Einhorn war übrigens ein Schüler Paul Ehrlichs in den achtziger Jahren.)

Das wirtschaftliche und sozialpolitische Bild der U.S.A. hat sich in den letzten 25 Jahren gewaltig geändert. Die Einwohnerzahl ist von 80 auf 110 Millionen gewachsen. Die größte Veränderung, mit der Amerika sozusagen den Rekord aller Veränderungen geschlagen hat, ist der Versuch der radikalen Beseitigung Jahrtausende alter Trinksitten durch Einführung des bundesstaatlichen, d. h. reichsgesetzlichen Verbotes der Herstellung, des Transports, des Handels, des Verschleißes von Schnaps, Bier und Wein. Folgendes ist dabei in Betracht zu ziehen:

I.

Die Alkoholfrage in Amerika ist fast 200 Jahre alt. Benjamin Franklin (geb. 1721), neben Georg Washington und Abraham Lincoln wohl die stärkste geschichtliche Gestalt Amerikas, war mit Bewußtsein Abstinent. Der Sklavenhandel war eigentlich stets ein Alkoholhandel. Rum- und Whiskyschiffe gingen von Westindien und den nordamerikanischen Südstaaten nach der afrikanischen Westküste und brachten im Austausch schwarze Menschen heim.

II.

Der Kampf um die Prohibition im engeren Sinne dauert seit einem Jahrhundert. Die Forderung wurde zuerst im Jahre 1820 erhoben. Alle sogenannten kleinen Mittel wie Lizenzsystem, Schankerlaubnis nur gegen sehr hohe Gebühren, Abstimmungen in Gemeinden, die sogenannte Lokaloption: ob überhaupt Kneipen statthaft sein sollen, riesige Alkoholsteuern, — die Einnahmen des Bundes bestanden zu einem Viertel aus solchen Steuern, — das alles mußte sich erst als Versager herausstellen, und der Weltkrieg mit seiner Propaganda gegen die in den U.S.A. zahlreichen bierbrauenden und weinimportierenden Deutschen und mit seinem Aufruf: „Das Getreide, das sonst für Whisky verbraucht wird, schickt zur Ernährung nach Europa!“ mußte die leicht entzündlichen Gemüter der Amerikaner in Flammen setzen. Die Zweidrittelmehrheit im Senat und im Repräsentantenhaus für die Einfügung des achtzehnten Amendements in die Staatsverfassung wurde auf diesem Wege erreicht. Immerhin waren von den 48 Einzelstaaten schon 32 vor 1919 trocken geworden. Wilson war übrigens der ganzen Kampagne nicht günstig gesinnt als Demokrat. Die Republikaner, d. h. die Vertreter der

Nordstaaten, begünstigten die Prohibition im allgemeinen. Die südstaatlichen Demokraten (die Erzeuger von Korn und Weizen) waren gegen die Trockenlegung. Der verstorbene Präsident Harding war Anhänger der Prohibition.

III.

Frauen, Kirche, Schulen stellten den Hauptanteil der Agitatoren und auch die sehr großen Mittel. Die „Worlds-Women-Christian-Temperence-Union" hatte ebensoviel Dollars Beiträge als Mitglieder: nämlich eine Million. Den Rest stiftete die Großindustrie, die für die hygienische Aufbesserung der Lage ihrer Arbeiter und somit für einen höheren Leistungskoeffizienten (nach dem sientific-management-Taylor-System) eintrat. Kronos verschlingt seine eigenen Kinder, denn Kapitalismus und Technik erzeugten erst die Alkoholflut.

IV.

Die Umstellung der Getränkeerzeugung und ihres Verschleißes in Verkaufsstätten (2100 Bier-, Wein- und Whiskyerzeugungsstätten mit 70 000 Arbeitern und 139 Millionen Dollars investiertem Kapital und 178 000 Saloons mit 200 000 Angestellten mußten daran glauben), auf alkoholfreie Industrie war nur dadurch möglich, daß nach dem Waffenstillstand ein ungeheurer Boom und Uplift eintrat, der alle freiwerdenden Hände, Räume, Transporte, die in den Zeitungen entstandenen Lücken der Alkoholinserate für sich sofort in Anspruch nahm.

Die breite Öffentlichkeit bezeugte wenig Anteilnahme für die zugrunde gehenden Salooninhaber, weil sie persönlich recht niedrig eingeschätzt wurden und oft geradezu katilinarische Existenzen waren.

In allen 48 Staaten sind alle Wirtschaften, alle Flaschenbier und Weinhandlungen, alle Brauereien, Brennereien, Weinkeltereien alle Bars und Dielen geschlossen. Kein Reklamebild auf Bahnhöfen und Straßen. Kein Zeitungsinserat, keine Litfaßsäule fordert zum Genuß alkoholischer Getränke auf. Kein Bierwagen fährt, kein Güterzug, kein Schiff verladet geistige Getränke. Der Alkoholhandel ist zwar noch nicht tot, aber er liegt im Sterben. Schmuggel und Schleichhandel gibt es natürlich drüben ebenso wie es ihn bei uns während des Weltkrieges gab. Aber die Preise sind für die mittleren und unteren Schichten unbezahlbar. Betrunkene sieht man weder an Wochen- noch an Feiertagen. Wenn der schwedische Schriftsteller Helmer Key, der keineswegs verbotsfreudig ist, berichtet, daß er im Hafen von Philadelphia im Seemannsheim die von Langeweile geplagten Matrosen beim Dominospiel oder über einem schmutzigen Billard habe lungern sehen, ohne daß sie die geringste Aussicht auf „geistige Anregung" gehabt hätten, so beweist dieser Eindruck mehr *für* die guten Einwirkungen der Prohibition als *gegen* sie. Den italienischen Arbeitern der riesigen Automobilfabrik

Henry Fords in Detroit, die drohten, heimzukehren, wenn sie ihren gewohnten Landwein nicht bekämen, stehen jene Millionen gegenüber, die nicht einmal mehr imstande sind, sich heimlich aus gekauftem oder selbst erzeugtem Alkohol einen Rausch anzutrinken, weil sie von ihren Frauen zu Hause kontrolliert werden, und die amerikanischen Frauen kontrollieren sehr lebhaft! Der Einwurf, daß das Gesetz die unteren Schichten ihrer einzigen Daseinsfreude beraubt, dagegen den Reichen gestattet, heimlich zu trinken, weil sie es sich leisten könnten, steht auf der gleichen Linie. Den höchsten Prozentsatz, der von den Prohibitionsbeamten auf der Straße verhafteten Trunkenbolde stellen die Einwanderer dar. Der Durchschnittsamerikaner steht auf dem Standpunkt: es sei die Pflicht jedes echten Demokraten, auf Lieblingsgenüsse zu verzichten, um Hunderttausende, ja Millionen vor dem Elend zu schützen.

V.

Man darf nie vergessen, in wie starkem Maße drüben die Herrschaft der öffentlichen Meinung Andersgesinnte bekehrt und in welchem Maße das Hineinspielen kirchlicher Stimmungen und religiöser Werturteile die Stellungnahme für die Prohibition zu einer gesellschaftlichen und moralischen Anstandspflicht macht, gegen die sich öffentlich niemand aufzulehnen wagt.

Ärzte klagen darüber, daß „älteren schwachen Menschen das Fehlen ihres Gläschens Bier oder Wein oft schadet“, und behaupten, daß der Mangel an Alkohol vielfach gefährlichere Übelstände als der Alkoholgenuß geschaffen hat. Es ist wohl richtig, daß eine Bevölkerung, die an regelmäßigen Alkoholgenuß gewöhnt war und die nun diese Gewohnheit plötzlich ablegen soll, sich andere Ventile schafft, durch die sie die überschüssige Lebenskraft und das Temperament abgibt und sich ein vermeintliches Gegengewicht gegen die Unrast des amerikanischen Lebens zu schaffen sucht. Es entwickelte sich wirklich eine starke Zunahme des Kaffeeverbrauchs in den Großstädten. Er stieg in den U.S.A. von 929,2 Millionen Pfund im Jahre 1919 auf 1360 Millionen Pfund im Jahre 1920, d. h. pro Kopf von 9 auf 12,9 Pfund. Eine beträchtliche Minderheit der Arbeiterorganisationen Amerikas, darunter viele Bergarbeitervertreter, äußern sich recht unfreundlich über die Prohibition, denn der in den dumpfigen Schachtgängen schwer arbeitende Bergmann, der schweißüberströmt und körperlich ausgepumpt ans Tageslicht kommt, hat ein starkes Bedürfnis nach alkoholischen Getränken. Fruchtsäfte und Teeaufgüsse genügen da nicht.

Aber es sei doch in diesem Zusammenhang auf die hochinteressanten Ausführungen hingewiesen, die Hans Goslar in seinem Buch „Amerika 1922“ über diese Fragen macht. Auch er kommt am Schlusse seines Berichtes zu dem Ergebnis: „Bier und Whyski werden wohl für ein Menschenalter aus dem jungen Amerika verbannt bleiben.“

HEINRICH EDUARD JACOB

UNTERGANG VON DREIZEHN MUSIKLEHRERN.

(4. Fortsetzung)

„Und das sagen Sie, Herr Hummel — der Sie sicher der Einzige sind, der in den letzten vierzig Jahren den Horneinsatz zu Beginn des „Freischütz“ ohne einen Gikser brachte!“ Das Blech begann sich energisch zu schütteln. „Weshalb denn übrigens? Wissen Sie: was Sie sagen, klingt sehr schön — aber es ist mir zu katholisch. Es erinnert mich an das Marienjahr, erinnert mich an den Brauch der Klöster, ihre Nonnen in Sektionen Ave und Rosenkranz beten zu lassen, damit der Hall des Gebets an sich durch die Jahrhunderte nicht ausstirbt.“

„Und finden Sie nicht, mein lieber Herr Zinkbusch, daß das ein sehr sinnvoller Brauch ist?“

„Nein. Denn man kann auch zur Musik wie überhaupt zur Religion ein — wie soll ich es anders sagen? — protestantisches Verhältnis haben. Für mich ist Musik durchaus kein Zustand und keine beständige Transsubstantation meiner selbst ins göttliche All. Sie ist etwas eher Seltenes, nur durch gewisse Aktivität zu Erreichendes. Durch den Werktag, durch das Widrige des Werktags müssen wir uns zu ihr vorwärtskämpfen, wie zu einer Art tröstlicher Speise, die uns für neue Werktage stärkt.“

„Nicht übel!“ riefen ein paar Stimmen.

„Sehen Sie, Herr Hummel, was wir erleben, was wir in dieser Zeit erleben, ist nur ein — wie soll ich es sagen? — etwas zu ausgebreiteter Werktag. Die Zeit, die wir dem Reinen an sich, dem Kampflos-Reinen widmen dürfen, schrumpft immer mehr zusammen; leider. Aber das ist — verzeihen Sie — doch nur eine Erscheinung des M a ß e s. Daß diese Zeit aber nach Ihrem Wesen schlimmer sei als jede andere, das bestreite ich ganz entschieden.“

„Oho!“ riefen einige. „Hört ihn an! Er redet wirklich wie eine Trompete, die in Optimismus bläst! Er soll in die Reichswehr eintreten!“

„Ja, ich blase in Optimismus!“ schrie Zinkbusch wütend. „Und ich möchte auch lieber vor Soldaten blasen, die ein a la Marcia verstehen, als vor Euch Kopfhängern. — Kann man,“ fuhr er ruhiger fort, „als Musiker denn Pessimist sein? Ein tüchtiger Schuß von Optimismus gehörte doch eigentlich immer dazu, in diese Welt, die so zugegrämt ist, eine offene Trompete zu blasen oder zu klimpern, oder zu geigen. Musik ist für mich dasselbe wie Mut. Es ist doch nur eine Täuschung der Nerven, diese Zeit für schlimmer zu halten als jede andre. Durchhalten! Durchhalten! sage ich. Erzberger, Rathenau, Wirth und Cuno haben es freilich nicht schaffen können. Das Kabinett Herrjesemann wird es schaffen — ich sag' es Euch.“

Koerber, den Hut schief auf dem Kopf, stand noch immer im Türrahmen. Er lauschte mit größter Anstrengung und in tiefer Be-

unruhigung diesen klippenreichen Disput, der, selbst wo er höflich und seicht schien, reißende Abgründe unter sich aufwies. Wem von beiden war Recht zu geben? Er begriff die Anschauung Hummels, diese mystische Noblesse, dieses Mönchtum der Musik, mit seinem begeistert und reinlichen Alles-oder-Nichts-Standpunkt. Aber er schätzte auch den andern, den kühnen, rothaarigen Trompeter, für den der Musiker gleichsam mehr war als die Musik.

Es war schwer, einem recht zu geben — besonders für einen Zuhörer, der von der Anstrengung des Hörens jetzt Schmerzen im Hinterkopf bekam, die ihn daran erinnerten, daß volles Hirn und leerer Magen kein rechtes Gleichgewicht halten wollten. Koerber setzte sich schwindlig nieder, den Hut auf dem Kopf, und begann zu brüten. Etwas mißtrauisch fuhr er auf, als er merkte, wie Herr Hummel genau dieselbe Mondgeschichte noch einmal zu erzählen anfing, und Herr Zinkbusch ihm respondierte mit Protestantismus, mit der Reichswehr und mit dem neuen Kabinett. Er konnte sich fast des leisen Argwohns nicht erwehren, als ob die beiden tagelang schon dasselbe sprächen und noch tagelang sprechen würden. War er in ein Tourniquet, in eine dialektische Drehtür geraten, die mit ihm spielte? Vorsichtig wechselte er den Platz und begab sich außerhalb des Luft- und Lautzugs der Redenden. Sofort hörten seine Kopfschmerzen auf.

Er sammelte sich und bemerkte sogleich das Fern- und Abliegende des Gesprächs. Er wunderte sich: es war philosophisch und doch nicht philosophisch genug. Denn den Angelpunkt alles Denkens, den Tod, erwähnte keiner der beiden. Die in diesem Raume Vereinten, schien Koerber, waren ein wenig zurück: da redeten sie immerwährend von einer Arbeitsniederlegung, wo ihm doch längst die Frage entbrannt war, nach einer Lebensniederlegung — und stritten um einen Berufswechsel, wo vielleicht allen Seinswechsel bevorstand. Er schüttelte den Kopf und fühlte, wie zugleich, rhytmisch mit ihm verbunden, auch Cohnreich und Ziegler sich wunderten.

Da erhob sich eine Stimme, die er bisher noch nicht gehört, obwohl sie vielleicht immer dagewesen: sie gehörte einem untersetzten, papagenofarbenen Mann mit schwarzen Augen und braunem Haarschopf. Die Stimme war scharf und ein wenig frech. Aber sie hatte auch Südliches, Gebräuntes und Angenehm-Glitzerndes:

„Lieber Hummel und lieber Zinkbusch, Ihr beide habt unrecht. Die Musik ist weder eine katholische noch eine protestantische Tugend. Sie ist weder kampfloses Schweben in Gott noch göttliche Hilfe im Erdenkampf. Sie ist eine kleine Gefälligkeit und große Gedankenlosigkeit; sie ist ein hübsches Mädchen am Markt, das vorübergeht und nach jedem sich umsieht. Sie wird sobald auch nicht untergehen, weil sie korkleichte Ware ist.

Ich weiß recht gut, was die Musik ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die wichtigsten deutschen Filme sieht das deutsche Publikum nicht, weil es sie nicht sehen will. Dem Publikum gelten die Kulturfilme als langweilig oder bestenfalls als eine halb lästig, halb fremdartig empfundene Beigabe zum großen Spielfilm. In Deutschland gibt es keine oder nur wenige amtliche oder private Stellen, die diese Filme dem Volk und der Jugend zuführen. Vereinigte Staaten, Japan, Balkan, Süd-Amerika aber kaufen unsere Kulturfilme in Massen auf, um die Jugend ferner Länder mit dem durchzubilden, was bei uns fleißig und mühsam erarbeitet wurde. Man könnte diesen Edelmut der Freigibigkeit rühmen, wenn er nicht unfreiwillig und volksverderblich wäre.

Es ist bezeichnend, daß die Ufa, als sie eine Auslese aus ihren neuen Kulturfilmen (im U. T. Theater) zeigen wollte, die Aufführung nachmittags vier Uhr ansetzen mußte; es waren meist Kinder da mit Eltern und Erziehern, und der Beifall zeigte, daß diese Filme nicht nur belehrend, sondern auch wirkungsvoll sind. Aber man sieht den Kulturfilm immer noch zu sehr als Kuriosität an, statt als selbstverständliches, konzentriertes, leichtest und billigst zugängliches Anschauungs- und Bildungsmittel.

In fünf Minuten kann man also schauen: verlangsamende Aufnahmen der Zeitlupe, die nicht nur das Wunder dieser Erfindung, sondern auch das Wunder des menschlichen Körpers offenbaren. Wie sanft geschmeidig, wie harmonisch wirken diese, mit unseren Augen in so langsamen Tempo nicht faßbaren Bewegungen der Springer, Boxer, Tänzer, Akrobaten, Tiere! Wie wunderbar erscheint es uns plötzlich: zu gehen!, wie schön der zum gelassenen Fliegen gelöste Sprung! Wir sehen Landschaften und Volksszenen auf Java und auf der (jetzt große Snob-Mode gewordenen) Insel Bali. Wir sehen Tänze und Bestattungszeremonien dieses Volkes von uralter künstlerischer Kultur, die langsam erwachsen, nicht rapid auftroiyert ist. Wir sehen Ebbe und Flut, Sonnenuntergang und die Tiere des Wattenmeeres; wir sehen als schönstes dieser Filmwunder die mit dem Zeitraffer aufgenommenen Bilder aus dem Treiben primitivster und dennoch mit allen starken Instinkten gerüsteter Tiefseetiere. Wie wirkt die grauenhafte Grausamkeit sich entfaltender Fangarme, hinschwebender grotesker Unformen dennoch ästhetisch hinreißend! Man sieht auch einen Lehrfilm, der zum Schwimmen hinleiten will, leider durch eine humoristische Rahmenhandlung mehr gestört als gefördert; aber man bekommt Lust schnurstracks aus dem Kino sich ins Wasser zu stürzen. Es zeigt sich übrigens, daß die Eindringlichkeit dieser Filme sehr erhöht wird durch anmutig begleitende, sich dem Tempo des Dargestellten anschmiegende, zur Konzentration und richtigen seelischen Rezeptionseinstellung zwingenden Musik (wie sie diesmal Kapellmeister Prasch mit verblüffender Virtuosität hören ließ).

Daß auch das Ausland solche Filme meisterhaft herstellt, zeigt der Schwedenfilm des Forschers Bengt Berg „Mit den Zugvögeln nach Afrika". Das ungeklärte Wunder der Zugvögel, die seit Jahrtausenden immer wieder mit automatischer Sicherheit immer auf denselben Wegen im Herbst nach Afrika und im Frühling auf denselben weiten Luftwegen wieder nach Europa zurückkehren, ihr geheimnisvolles und sinngemäßes Leben am Nil, zwischen Pyramiden und Krokodilen, ist hier zu schauen; man ist entzückt über die Anmut, über den Humor, über die Flugfiguren dieser Wesen, die anscheinend klüger, instinktsicherer und glücklicherer sind als wir Selbst-Zerfleischer (auch der Vogel Pelikan wird nur fälschlich als solcher geschildert).

Oft schrieb ich hier das Wort „Wunder" hin — und mit Bewußtsein: denn alle solche Filme sind Wunder menschlicher Geistbetätigung, sind fixierte Wunder des Lebens und wirken wunderbarer und phantastischer in ihrer Realistik als die so oft geforderte, von den Regisseuren mühsam erzeugte, phantastisch überhöhte Realität der Spielfilme.

Die Geheimnisse des Daseins, die Möglichkeiten leiblicher und geistiger Entfaltung müssen für Kind und Erwachsene in diesen Filmen fühlbarer werden als durch schwülstig - philosophische Bücher. Wenn schon die Erwachsenen gegen die Belehrsamkeit und Schönheit dieser Filme zu roh und unempfindlich sind, so möchte man ein Rattenfänger von Hameln sein, um Kinder in solche Vorführungen zu lockern . . . man möchte sie statt wie einst nach Bethlehems Stall, ins beglückende Kino rufen mit dem alten frommen Lied: Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all . . .

M. J. BIN GORION.

DER TOD DER GERECHTEN.

Am 18. November jährt sich zum zweiten Male der Tag, an dem der geheimnisreiche Weise M. J. bin Gorion die Erde verlassen hat. Aus seinem „Born Judas", der in sechs schönen Bänden des Inselverlages vorliegt, seien dem Kabbalisten zum Gedenken, die Geschichten vom Tode herausgehoben.

Juda der Fromme.

Als Rabbi Juda der Fromme auf den Tod krank dalag, kamen die Vornehmen und Schriftgelehrten der Stadt, ihn zu besuchen. Da befahl der Meister, die Stube reinzufegen und vor dem Bette den Staub zusammenzukehren. Hierauf sprach er zu denen, die vor ihm saßen: Seht ihr in dem Raume etwas Besonderes? Sie antworteten: Wir sehen nur, daß in dem Staub vor deinem Lager das Wort ‚der Fromme' geschrieben steht. Da sagte Rabbi Juda: Gebt mir Tinte, ein Schreibrohr und Papier; ich will die letzten Dinge niederschreiben und sie euch offenbaren. Da sie aber das Gewünschte brachten, verschied der Fromme.

Naphtali der Priester.

Der berühmte Lehrer Naphtali der Priester zog, da er alt ward, nach dem heiligen Lande. Als er die Hauptstadt des Türkenlandes erreicht hatte, fiel er auf das Schmerzenslager und sagte, daß er nun sterben würde; er nannte auch genau den Tag und die Stunde, an der sein Tod erfolgen würde. Allen, die sein Lager umstanden — und es waren ihrer an zweitausend Menschen —, sagte er, wessen Seele in ihnen wohnte und wann sie verscheiden würden. Danach bestimmte er, wer mit seinem Begräbnis betraut werden sollte; die Ehre sollte nur denen zuteil werden, die vom Geiste des Lehrers empfangen hatten. Diese bat er auch, bei ihm zu bleiben; alle andern mußten den Raum verlassen. Da er noch redete, erschien der Todesengel, in ein prächtiges Gewand gehüllt. Da sprach der Kranke folgende Worte zu ihm: Glaubst du, daß ich dich nicht erkannt habe? Als ich dir unterwegs begegnete, saßest du als Bettler da, und nun erscheinst du als Mächtiger vor mir. Heb dich hinweg, Bösewicht, du hast hier nichts zu schaffen, ich bedarf deiner nicht. Und er redete hart mit dem Boten des Todes und schlug mit Kraft um sich. Die Männer aber, die zugegen waren, erfaßte ein Grausen und Zittern. Nun befahl der Lehrer allen hinauszugehen; nur der Thoraschreiber und der Küster des Bethauses, ein hundertzehnjähriger Greis, durften dableiben. Der Fromme bat den Schreiber, die Fenster und die Tür des Zimmers mit heiligen Namen zu zeichnen. Als dies geschehen war, sprach er: Nun schaut, was werden wird; mögt ihr euer Lebtag daran denken. Und er rief: Willkommen, mein Vater! Willkommen, meines Vaters Vater! Und er begrüßte in dieser Weise viele ehrwürdige Männer, und auch Engeln bot er den Willkommensgruß. Da er noch redete, hörte man plötzlich ein Brausewetter tosen, und Flammen züngelten an der Lagerstatt empor. Dies währte eine volle Stunde.

Der Küster und der Schreiber wagten nicht, ihre Blicke zu erheben, so hatte die Angst ihre Glieder gelähmt. Der Lehrer aber sprach: Wißt, daß mein Leib die Seele Hiskias, des Königs von Juda, barg; ihr, die ihr mich zu Grabe tragen werdet, habt gleichfalls einen Funken von meiner Seele. Euch befehle ich nun, nach meinem Tode meinen Sarg nach Hebron zu tragen und meine Gebeine neben Hiskia beizusetzen. Die Männer schrieben dies nieder. Darauf bat sie der Lehrer, sich für einige Augenblicke zu entfernen, und als sie zurückkehrten, fanden sie ihn tot daliegen.

Rabbi Joseph Bagilar.

Der Gerechte Rabbi Joseph Bagilar unterhielt in der Stadt Sephat aus eigenen Mitteln ein Lehrhaus. Auch forschte dieser dieser Mann viel in den Geheimnissen der Kabbala. Da ward er von der Krankheit befallen, an der er sterben sollte. Schriftgelehrte aus Ägypten kamen herauf, um ihn zu besuchen, und er sprach zu ihnen: Ich werde zu meinem Volke versammelt am Freitag, dem

soundsovielten des Monats. Danach bat er den Obmann des Friedhofes zu sich und besprach mit ihm das Nötige. Als der Tag kam, ließ er der Wache sagen, sie solle hinaufziehen und ein Grab schaufeln, solange noch die Sonne schiene; denn der Gerechte wollte wohlvorbereitet am Rüsttag zum Sabbat vor das Antlitz seines himmlischen Vaters treten. Und die Wache tat nach seinem Befehl.

Als die Mittagsstunde vorbei war, wurde der Friedhofsdiener zu dem Gerechten entsandt, um sich nach seinem Wohl zu erkundigen. Der kam und blieb vor der Tür des Hauses stehen. Rabbi Joseph fragte, ob die Gruft fertig sei, und der Diener bejahte die Frage. Da sprach der Gerechte: Ich gehe jetzt heim; tretet alle herbei, daß ich euch segne. Und er gab jedem seiner Hausgenossen den Segen. Danach tat er seine Füße zusammen auf das Bette und nahm ab und starb und ward zu seinem Volke versammelt, alt und des Lebens satt. Seine Seele möge im Strauße der Lebendigen blühen!

PETER SCHER

DER SONDERBARE MANN AM FENSTER

Vor dem schon wirklich feinen Herrenartikelgeschäft von Thann
sieht sich ein sonderbarer Mann die Auslage an.
Es interessieren ihn offenbar ganz erheblich stark
die leuchtenden Bindeschlipse — das Stück schon zu hundert Milliarden Mark,
und mit nicht minder forschendem Blick verweilen seine großen
Augen auf der zum Himmel jauchzenden Pracht der Unterhosen.

Alles das wäre gewiß nicht übertrieben interessant . . .
aber der Mann ist über alle Maßen zerlumpt und abgebrannt;
seinen Anzug zu schildern ermangle ich sehr der Phantasie,
und etwas Ähnliches wie seine Schuhe trug ein Lebewesen nie.

Dieser nun also stand mit ruhig betrachtendem Blick
und musterte die feinen Bekleidungssachen Stück für Stück.
Aber ob auch sein Blick die wunderlichsten Preise überlief —
nicht das gelindeste Grinsen zog seine Mundwinkel schief.
Freundlich, als lege er beiläufig mal dreihundert Goldmark an,
suchte, verwarf und „wählte“ bei Thann der lumpige Mann.

Ist er der kommenden Herrschaft der Zerlumpten so gewiß?
Hält er, daß er so lächeln kann, das Universum für Beschiß?
Trägt er den Frieden Gottes in seiner unbehemdeten Brust?
Ist er sich seiner lächelnden Furchtbarkeit bewußt?

Keiner kann's wissen, keiner kann sagen: Wie, warum, wann.
Lächelnd und rätselhaft entschlurft der sonderbare Mann,
und vorschriftsmäßig gekleidete Herren treten zum Fenster von Thann.

Seemannsleben . . . Nicht jeder kann festen Herzens den Gefahren trotzen; nicht jeder erträgt die furchtbare Mühsal — zum Seemann muß man geboren sein. — Das hab ich auf dem Bodenseedampferli „Suchard“ der Schweizer Flotte oft beobachten können.

In grausen Schneewehen wie unter glühender Tropensonne heißt es, den Fahrplan einhalten: ab Reichenau 3 Uhr 10, an Konstanz 4 Uhr 32.

Im Meridian von Mannenbach sind die tückischen Zackenriffe; da dräut der Tod rechts und links, eine Seemeile zu weit nach Backbord, und das stolze Schiff ist auf der Veranda des Kurhotels gestrandet.

Bei Ermatting gurgeln die schauerlichen Strudel; wenn Einem da die Wurststulle hineinfällt, ist sie unrettbar verloren.

In der Grätsche auf zwei mächtigen Säulen steht der sturmerprobte Kapitän auf der Kommandobrücke, selbst ein Granitblock. Er äugt in die ferne Kimmung, ob da nicht ein Flaumwölkchen das Nahen des Orkans verrate; doch auch die geringste Regung auf Deck entgeht seinem Scharfblick nicht.

„Volldampf voraus!“ ruft er ins Sprachrohr. Mächtigbrausend peitscht die Schraube die Fluten, die Kielwelle brandet hintennach. — „Jagte die Hühner aus dem Rauchsalon!“ Haushoch wälzen sich die Wogen. „Ein Hundebillet nach Gottlieben? Fünfzehn Räppli — bitte sehr!“

Dann kommt ein Augenblick, der selbst deutschen Weltfahrern, Männern von altem Kirsch und Korn den Atem stocken läßt: es gilt, die flache Petershauer Brücke zu unterfahren.

Lange vorher stand der Kapitän, mit dem Sextanten in einer Faust, dem Fernrohr in der andern; keine Wimper wich vom Kompaß und den Nautischen Tabellen; aus dem Stand der Gestirne berechnet er den Moment, wo er den Schornstein muß umlegen lassen. — Eine Sekunde zu spät, und die Brücke wäre beschädigt, der Schornstein oben zertrümmert — ja, wer weiß? — der Ozeanriese selbst bliebe in Seenot stecken; eine Sekunde zu früh, und die roten Plüschmöbel der ersten Klasse sind ein Raub des Kohlenrusses.

So spielt sich zwischen schwerer Verantwortung und Taifunen das Seemannsleben ab. Wie glücklich ist der Kapitän, wenn er endlich, nach stundenlanger Abwesenheit heim in den Hafen kehren darf, in die Arme der geliebten Gattin!

DIE RACHE DES BETROGENEN

Nach einem alten Anekdotenbuche.

Jemand, der in der Nacht unerwartet nach Hause kam, überraschte seine Frau in den Armen eines anderen. Bestürzt, verwirrt, aber ein Mann von Geistesgegenwart und Herr über sich selbst, befahl er mit kaltem Blute dem Kavalier, aufzustehen und fortzugehen.

Er fragte ihn, auf welche Weise er die Bekanntschaft seiner Frau gemacht und welche Mittel er angewandt habe, sie zu verführen, und sagte:

„Ich kenne Sie nicht. Wer sind Sie?"

„Verliebt bis zum Rasendwerden", antwortete der Fremde, „machte ich bei der Gräfin von M. die Bekanntschaft Ihrer Frau. Sie ist schön und jung. Ich liebe sie leidenschaftlich und nahm mir die Freiheit, es ihr zu sagen. Sie verlor heute 600 Louisd'or im Pharao. Ich benutzte diesen Verlust und bot ihr auf meinen Knien tausend Louis'dor für eine Nacht. Sie nahm meinen Vorschlag an. Daß ich dadurch zugleich Sie, mein Herr, beleidigte, geschah aus Unwissenheit. Ich wußte nicht, daß Madame verheiratet, viel weniger, daß sie die Gattin eines Mannes von Ihrem Range ist."

„Wo sind die tausend Louisd'or, welche Sie ihr gegeben haben?" fragte der Marquis.

„In dieser Börse," erwiderte jener, indem er auf einen Schemel zeigte, wo sie lag.

„Nehmen Sie 999 Louisd'or zurück, und geben Sie dieser — einen. Es ist genug für eine Dirne, sie mag so schön sein, wie sie will."

Der Liebhaber gab der Dame einen Louisd'or, nahm das Übrige und ging.

Der Marquis machte seiner Gattin keinen Vorwurf und lebte mit ihr wie gewöhnlich, aber jedes Mal, wenn er Gebrauch von den Rechten des Mannes machte, versäumte er nie, ihr einen Louisd'or zu geben. Die bedauernswürdige, aber verbrecherische Frau wagte es nicht, ihn auszuschlagen.

Eines Tages, wie er ihr seiner Gewohnheit nach abermals einen Louisd'or gab, konnte sie sich nicht enthalten, ihn zu bitten, er möge sie mit dieser Behandlung verschonen oder sie lieber ihren Eltern zurückschicken.

„Nein, Madame, ich werde Sie nicht zurückschicken", sagte der Marquis, „Sie sind schön, ich liebe Sie und kann mich dieser Liebe nicht erwehren. Von allen, welche ich jemals kannte, sind Sie mir die liebste, aber, eine Dirne mag so schön sein, wie sie will, nie gebe ich ihr mehr als einen Louisd'or."

Die arme Kokette hatte diese Behandlung ihres Gemahls mehrere Monate zu dulden, bis er endlich, überzeugt von ihrer Besserung, unterließ, ihr dieses Zeichen der Verachtung ferner zu geben.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Novemberwoche

Die Währungsnot ist aufs höchste gestiegen, — sie ist so furchtbar geworden, daß sie sich, wie seit Wochen vorauszusehen war, bereits in die primitivste Form aller menschlichen Not, in platte Nahrungsmittelnot umgesetzt hat. Ist es nur mangelnde Tüchtigkeit, ist es nur Ideenarmut und Desorganisation, die trotz aller Beratungen, Beschlüsse und Kundgebungen bis zum heutigen Tage verhinderten, daß der Entwicklung so chaotischer Zustände Einhalt geboten werde? Sind nicht vielleicht Einflüsse im Spiele, denen es garnicht erwünscht wäre, wenn vor Eintritt gewisser politischer Ereignisse jene Wendung zum Bessern in der Wirtschaft einträte, die zugleich auch politische Beruhigung brächte? Der Gedanke liegt nahe, vieles spricht für ihn, Monomanen sind zu Rabiatestem fähig. Jedenfalls sind sowohl das Tempo, in dem die beschlossene (und darum jetzt als fait accompli hinzunehmende) Währungsreform sich vollzieht, als auch die vorgesehenen und unvorgesehenen Einzelzüge der Regulierung so kläglich, daß sie kaum anders sein könnten, wenn wirklich die Absicht hinter ihnen stände, jeden durchgreifenden Erfolg unmöglich zu machen, ihn zumindest fürs erste noch hinauszuschieben. Das Abschreckendste auf diesem vertrackten Gebiet war bisher wohl die Introduktion der Goldanleihe. Schon die schleppende Behandlung ihrer Drucklegung, schon dies rein technische Versagen in einem Augenblick, in dem fanatischste Eile geboten war, gehört zu den Dingen, für die der Normalverstand auch bei freundlichster Würdigung aller Schwierigkeiten keine zureichende Erklärung findet. Schlimmer noch, verbrecherisch sogar, war die Preisgabe der Goldanleihe an eine Spekulation, die in den Zeichnungs- und Zahlungsbedingungen geradezu aufgefordert wurde, einen Fischzug auf Kosten des Staates zu tun, dessen Ausmaße selbst in diesen Zeiten ohne Beispiel sind. Diese Bedingungen, die den ersten Beziehern der Anleihe ermöglichten, ihre Stücke nach Wochen zu einem Kurs zu bezahlen, der um Tausende von Prozenten unter dem wahren Kurs des Zahlungstages lag, — diese Bedingungen brachten es zuwege, daß das Reich für je 100 Millionen Goldverpflichtung, die es mit der Anleihe übernahm, nur einen Bruchteil davon in Goldgegenwerte hereinbekam. Denn selbst wenn die geplante, nachträgliche Valorisation noch beschlossen werden sollte, wird sie sich nur auf die noch nicht abgewickelten Lieferungen beziehen können, — auf bereits gelieferte Stücke, die ihren Besitzer schon so und so oft gewechselt haben mögen, ist keine Valorisation mehr aufrechenbar. Der Verlust, der dem Reiche so appliziert worden ist, (und der überdies noch dadurch

vergrößert wird, daß auch die Valorisationskurse ja nur künstlich niedrig gehaltene Fiktivkurse sein werden) — dieser Verlust war nach den Erfahrungen dreier Geldentwertungsjahre von jedem intelligenten Banklehrling vorauszusehen, und es wäre in einem Lande, in dem Unfähigkeit oder böser Wille nicht sakrosankt sind, eine Selbstverständlichkeit, über die kaum geredet werden müßte, daß die an solcher Verschleuderung Schuldigen sofort ihres Amtes enthoben, ja, sogar vor Gericht gestellt würden.

Indessen, nicht einmal diese Auslieferung der Goldanleihe an die Differentialspekulation ist das Schlimmste. Noch schlimmer ist es, daß sie auch nicht andeutungsweise in der Lage war, die ihr zugedachte Währungsmission zu erfüllen. Was immer wieder vorausgesagt wurde und was nach dem Greshamschen Gesetz eine wissenschaftlich festgestellte Notwendigkeit war, ist schon nach den ersten drei Tagen eingetreten: Die Goldanleihe ist nicht als Zahlungsmittel in den Verkehr gelangt, sondern als Anlagepapier in den Tresors verschwunden. Es war dies eine Folge der viel zu geringen Umlaufsmenge, deren Wirkung noch verstärkt wurde durch die Politik des Devisenzwangskurses, der Umsätze nur auf Grund einer Bewertung gestattet, die niemand anzuerkennen gewillt ist, und der darum Umsätze einfach verhindert. (Höchstpreise treiben die Ware vom Markt!) In dieser Situation schwebt die Goldanleihe tatsächlich zwischen Scylla und Charybdis. Auf der einen Seite wird sie, aus Gründen der Knappheit und aus Gründen des Zwangskurses, als unterwertet in den Kassenschränken eingesperrt; auf der anderen Seite wird sie bereits, aus Gründen der immer noch fehlenden Deckung, zu einem Objekt der Baissespekulation (eine Entwicklung, die noch intensiver einsetzen muß, wenn, ebenso in die blaue Luft hinein wie bisher, auch noch eine weitere Serie von 300 Millionen Goldmark aufgelegt werden sollte), — mit einem Wort: für die Goldanleihe fehlt jede Bewertungs-, Umlaufs- und Handelsbasis, man hat sie zu einem Papier gemacht, in dem jeder Umsatz zu einem Roulette-Spiel geworden ist.

Das Vaacuum, das zwischen Papiermark und Rentenmark entstehen mußte und das durch die Goldanleihe ausgefüllt werden sollte, klafft also verderblicher als je. Um es auszufüllen, ist die Regierung auf die Idee verfallen, einen festen Konversionskurs für die Papiermark auszuschreiben, und um diesen Konversionskurs vorzubereiten, hat sie gleichzeitig den Weg des Devisenhöchstpreises beschritten, das heißt also, einer Wertfixierung Devisen contra Mark, die weder auf das Verhältnis von Angebot und Nachfrage, noch auf die Notizen an den ausländischen Plätzen mehr Rücksicht nimmt. Es sollte damit erreicht werden, daß bis zum Erscheinen der Rentenmark die alte Papiermark ihren Zahlungswert

behält und den Warenumschlag auch weiter ermöglicht. Aber schon die ersten Tage dieser Politik haben entsetzliche Folgen gezeitigt. Der Warenumschlag ist, vorerst zwischen Fabrikanten und Großhändlern, fast völlig zum Erliegen gekommen, denn nach Einführung der Grundpreis- und Multiplikator-Rechnung wird der aus dem amtlichen Devisenkurs abgeleitete Multiplikator von keinem wirtschaftlich Unterrichteten mehr anerkannt und er verzichtet lieber darauf, ein Geschäft abzuschließen, als es mit Bewertungsmaßstäben zu vollziehen, die, wie sich am drastischsten wohl in den Effektenkursen zeigt, vollkommen illusorisch sind. Hält dieser Zustand noch acht Tage an, so werden sich die Folgen auch bis in den Kleinhandel bemerkbar machen. Es wird dann gegen Mark überhaupt nichts mehr käuflich sein, nicht weil die Mark fortwährend fällt, sondern weil sie allzukünstlich gehalten wird. Diese Art Stützungspolitik, die nicht einmal mehr eine Stützung durch Intervention ist, sondern eine Stützung durch Kommando, muß also in das Gegenteil dessen ausschlagen, was sie beabsichtigt. Aber wozu ist diese Art Stützung denn überhaupt nötig? Wenn die Ausgabe der Rentenmark so nahe bevorsteht, und wenn nach Erscheinen der Rentenmark tatsächlich mit dem Druck des Papiergeldes aufgehört wird, so muß ja die Papiermark entweder automatisch stabil werden, oder sie kann ohne weiteres in die Rentenmarksumme eingetauscht werden, die der Reichsbank im Eintausch gegen Schatzanweisungen zufließt. Hat man Vertrauen zur Rentenmark, so brauchte logisch nichts anderes geschehen, als daß schon heute der Einlösungskurs gegen Rentenmark festgelegt wird, und daß die Stabilisierung damit ipso facto vollzogen ist. Welche Gründe sprechen dagegen, diesen klaren Weg zu gehen? Ich sehe keinen vernünftigen Grund. Wenn man nicht bereits selbst mißtrauisch gegen die Rentenmark ist (wozu allerdings begründete Ursachen vorliegen, u. a. die Tatsache, daß bei Erscheinen der Rentenmark wahrscheinlich schon der größte Teil des der Balanzierung des Staatshaushaltes zugedachten Kredites verbraucht sein wird), und wenn man nur im geringsten an das rasche Erscheinen dieser Rentenmark glaubt, so bleibt nur die eine Deutung übrig, die Deutung, von der oben schon die Rede war: daß eben Kräfte am Werke sind, die „vor dem Eintritt gewisser politischer Ereignisse jene Wendung zum Besseren garnicht wünschen, die zugleich auch politische Beruhigung brächte.“

GLOSSEN

TAGEBUCH EINES GÄRTNER-GEHILFEN

Kommend von der Arbeit trat ich in einen Bäckerladen, um mir Brot zu kaufen. Aber es gab keins mehr, und in keinem andern gab es noch welches. Ich hatte gearbeitet die mir zubemessene Zeit hindurch, ich hatte mir Mühe gegeben, alles gut und schnell auszuführen, ich hatte redlich meine Pflicht getan. Und doch: konnte ich kein Brot bekommen, daß ich mich nach meiner Arbeit sättigen möchte.

Dies aber war das Geheimnis, daß alles Brot verschwunden war: der Dollar war um 100 % gestiegen. Morgen früh konnten sie noch einmal soviel für ein Brot verlangen.

*

Unser Herz wird zur Mördergrube, denn ein maßloser Haß bildet sich.

Ein Haß gegen die, die das Brot jetzt zurückhalten. Ein Haß gegen jene, die nicht genug gebacken hatten. Haß gegen die, die den Kurs so hochgetrieben und uns so das Bitternötigste zum Leben vorenthalten. Haß gegen die, die durch die Steigerung Milliarden verdient und nun an wohlbestellten Tischen sitzen und sich über ihren Coup freuen.

*

Aber Haß ist eine Sünde. Haß kann zu neuen Verstrickungen führen: zu Mord und Brudermord. Zu neuem Leid nur und größer sein.

*

Und doch! Es sind nur einige Wenige, durch deren Machinationen, durch deren Winke ich heute abend und morgen früh zum ersten Frühstück hungern muß! Sie haben es sich vorgenommen, i h r e n Willen durchzusetzen. Ist es aber rechter, bester Wille?

Handeln sie als Diener einer Idee, die gewaltig genug ist, daß Millionen ihrer Mitmenschen — Brüder! darob verderben m ü s s e n ?

*

Der Dollar ist nochmals um 150 % gestiegen. So habe ich nun diese Woche für drei Brote gearbeitet, für weiter gar, garnichts! Davon muß ich aber noch Zimmermiete bezahlen, und Portro für ein, zwei Briefe einbehalten. Es ist also so: Zwei Brote und ein Pfund Sirup als Aufstrich: dies ist das Ende von 50 Stunden Mühe und ehrlichem Dienen!

*

Ich bin dieser Tage 23 Jahre alt geworden. Ich habe keine Eltern mehr, aber als sie noch lebten, war mein Geburtstag immer ein Festtag. Deshalb habe ich mir seither jedes Jahr selbst eine Freude bereitet. Etwas „gegönnt“. Diesmal sollte es „Aus dem Nachlaß C. L. Schleichs“ werden. Aber ich habe mir nicht einmal meine Schuhe vom Schuster holen können, damit ich wenigstens in eine Kunstausstellung könne!

C. Grunert.

FILM

Das alte Gesetz

Vor zwölf Jahren führte ich dem damaligen Leipziger Intendanten Martersteig den eben von der The-

aterschule kommenden jungen Schauspieler Ernst Deutsch aus Prag zu, der ihm halb zaghaft, halb ungezügelt den Romeo hinlegte. In diesem Film spricht diesen selben Romeo dieser selbe Deutsch als entlaufenes Ghettojüngelchen dem Burgtheaterdirektor Laube vor.

Ist es schon so weit, daß ich beginne, mit meinen Erinnerungen aufzuwarten? Keineswegs! Aber wenn man derart zurückblickt und fernerhin sieht, daß hier engstirnig-frommes Ghetteleben und graziöses Hoftreiben des Wien der Walzerzeit, daß Wanderschmiere und Burgtheater, daß Kol Nidre-Gebet und Aufziehen der Schloßwache, daß Alice Hechy als Jungfrau von Orleans und Laube auf der Hamlet-Probe vorgeführt werden, daß sich der blonde Typ Henny Porten als Erzherzogin in den Typ des rassigen Judenjünglings verliebt, während Johann Strauß die Donauwellen dirigiert, — so kann nicht verlangt werden, daß ich über diese raffiniert zusammengewürfelten, die große und die kleine, die ganze und die halbe Welt interessierenden Motive und Kontraste kalt objektiv urteile, sondern die kritische Vernunft von der Stimme des Herzens übertönen lasse.

Ganz leise sage ich deshalb nur, daß der Manuskript-Verfasser Paul Reno wie der Regisseur Dupont dies alles zwar geschickt, aber mit etwas derber Hand, breit altmodisch erzählend und gar zu rührselig hinbreiten; auch hätte das Tempo, besonders im zweiten Teil, geraffter und flotter sein und die sentimentalen Szenen nicht so lang ausgespielt werden dürfen.

Laut aber sage ich, daß die Kontrastierung der mannigfachen Milieus bildmäßig sehr gut geglückt war, daß Humor und Tragik hier anmutig auf- und abschaukeln, daß sogar die Idee von der Überwindung erstarrter Tradition durch das blühende Leben hineingearbeitet ist, und daß ein sehr wirksamer, niemals langweiliger Unterhaltungsfilm guter Qualität zustande gekommen ist. Dieser Film ist ganz und gar Film; er ist nicht weniger, aber auch nicht mehr; und er ist deshalb ein guter Film, weil er garnicht mehr sein will.

So gut wie diesmal war Deutsch im Film noch niemals, so beweglich und klar im Ausdruck ... am besten anfangs, als er noch ganz der schüchtern gedrückte, harmlos verschmitzte Ghettoknabe ist. Die Frauen sahen allesamt reizend aus und spielten ebenso; Grete Berger war stillwandelnder Mutterschmerz, und Garrison der weltgewandte Schnorrer wie er in gutmütigen Geschichtenbüchern steht. Zwei Episodenrollen aber überragten dies-

mal an Wirkung die großen Rollen, weil sie weder im Wirbel des Ganzen untergingen, noch aufdringlich scharf chargiert wurden: Tiedtke als aufgeblasener Schmierendirektor und Vallentin als historisch und menschlich wahres Porträt des apoplektischen Starrkopfs Laube.

Kurt Pinthus.

TISCH MIT BÜCHERN

C o n c h a E s p i n a: Das Metall der Toten. Roman. Aus dem Spanischen von Felicia Pauselius. (Verlag J. W. Mörlins, Berlin-Wilmersdorf.)

Dem Buch voran geht das Bildnis seiner Dichterin: einer schönen Frau des reinsten romanischen Typs, deren Augen die Mischung aus Geist und Güte, Energie und Liebe verschenken. Diese Augen sind schon das ganze Buch: eine Frau fühlt sich verantwortlich für ein Volk. Der Roman kommt aus der Arbeit, dieser letzten Intimität des Lebens, und zeigt Bergmanns-Leben, -Tat und -Leidenschaft. Zola schrieb aus dem gleichen Milieu „Germinal" mit dem Interesse des Kulturhistorikers und Sozialkritikers. Concha Espina schildert es, ohne weiblich sentimental zu werden, völlig aus dem großen Gefühl der Menschlichkeit; sie macht aus naturalistischem Detail die ganze Schicht, die Not und zähe Treue zum Gesamtschicksal. Deutschland pflegt heute besondere Sympathien für Spanien, aus politischem Ressentiment; aber man meint damit Fandango, Sternennacht über Granada, Carmen, Torrero. Vom tieferen Leben des Volkes weiß man weniger als über das der Südseeinsulaner. Hier ist es, ohne Beschönigung, ohne tendenziöse Schwärzung hingestellt. Die Lektüre erweitert den Horizont in psychologischer, landschaftlicher Hinsicht und gibt Kenntnis von einer sehr bedeutenden literarischen Persönlichkeit, die heute für spanische Kunst repräsentativ sein soll. *K.*

ANEKDOTEN

Ungewöhnliche Musikfreunde nach Carpani und Stendhal

Auf einem der führenden Theater gab man Metastasios Artaserse, mit der Musik von Bertoni, darin der unvergleichliche Pachiarotti die Rolle des Arbaces sang. Als man bei der dritten Aufführung zu der berühmten Gerichtsszene kam, waren die Musiker von der Schönheit der Situation, der Musik, dem Sänger so hingerissen, daß sie zu spielen aufhörten. Ungeduldig blickte Pachiarotti zum Kapellmeister hinunter: „Nun, was soll das heißen?" Der antwortet, schluchzend und ganz naiv: „Wir weinen!"

*

Anno 1790 lebte in Brescia der Mann, der in ganz Italien vermutlich am meisten Gefühl für Musik hatte. Wenn sie ihm gefiel, zog er, ohne es

selbst zu wissen, seine Stiefel aus. Erreichte das Pathos den Höhepunkt, so schleuderte er, nach einer alten Gewohnheit, die Stiefel hinter sich in das Publikum.

Fiete Fischer.

———

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 44):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,35 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 12 französische Franken, in Belgien 15 belgische Franken, in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. mal Schlüsselzahl des Buchhändlerbörsenvereins. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Novemberwoche

Oberst von Seißer (zu Hitler): Sie haben Ihr Wort nicht gehalten.
Hitler: Ja, das hab ich gebrochen — im Interesse des Vaterlandes.

Man muß eine kleine Sammlung der Ehrenworte, Handschläge, Treuversicherungen und Schwüre zusammenstellen, die in den letzten Wochen in Bayern ausgegeben wurden. Schon eine flüchtige Zusammenstellung wird lehren, wie wertbeständig diese großen und kleinen bayerischen Ehrenworte sind. Eine flüchtige Uebersicht:

1. General von Lossows Diensteid, als Reichswehrgeneral abgegeben; Treue zur Verfassung, Gehorsam den militärischen Vorgesetzten versichernd.
2. Lossows bayerische Treuversicherung (Bayerischer Diensteid-Ersatz).
3. Hitlers feierliche Versicherung an Kahr, keinen Putsch zu unternehmen, sondern das Werden der Nationaldiktatur in Berlin abzuwarten.
4. Ludendorff schließt sich diesem kleinen Hitlerehrenwort an.
5. Kahr übernimmt feierlich im Bürgerbräu die Reichsverweser-

An unsere Leser.

Trotz des Berliner Druckerstreiks ist es uns mit großer Anstrengung möglich geworden, auch dieses Heft herauszubringen.

Doch mußte der technische Apparat hierfür verlegt und mit primitivsten Mitteln gearbeitet werden. Daher ungleichmäßiger Satz und mancherlei Druckfehler.

Wir bitten dies in Kauf zu nehmen. Wir glaubten mehr im Interesse unsrer Leser zu handeln, wenn wir stärkeres Gewicht darauf legten, überhaupt, als tadellos korrekt zu erscheinen.

Verlag und Redaktion des T.-B.

schaft; großer öffentlicher, ergreifender Handschlag Kahr-Hitler vor versammeltem Volke.

6. Feierlicher Handschlag des Generals Lossow im Bürgerbräu vor versammeltem Volke.
7. Feierlicher Handschlag des herbeigeholten Ludendorff. Tränenerstickte Versicherung, die Leitung des deutschen Heeres zu übernehmen.
8. Hitlers großes Ehrenwort, morgen die Nationaldiktatur einzuführen oder sich den Tod zu geben.
9. Ludendorffs Ehrenwort bei der Freilassung. Feierliche Versicherung, sich politisch nicht zu betätigen.
10. Ludendorff, freigelassen, widerruft sofort sein letztes kleines Ehrenwort. Die abgezwungene Erklärung bei der Freilassung habe sich nicht auf seine völkische Tätigkeit bezogen.

Der deutschvölkische Abgeordnete von Graefe, der diese Ehrenwort-Tragödien ganz in der Nähe gesehen hat, meint, einer habe am anderen gehandelt wie Hagen an Siegfried. O diese Nibelungentreuen!

Ja, der Berliner Buchdruckerstreik kommt rechtzeitig. Die Zwietracht, Ohnmacht und Gleichgültigkeit der deutschen Arbeiterschaft selbst ist noch nicht groß genug. Es mußte dieser Buchdruckerstreik noch dazukommen, um die Gegensätze unter den Arbeitern noch zu vergrößern. Kam der Regierung, die eben die Rentenmark ausgeben sollte, der Streik der Notenpresse ganz unwillkommen? Wird der Streik nicht die dauernde Ausrede der Währungsdilettanten sein? Bleibt die Banknotennot nicht der Vorwand aller Unternehmer, die der ewigen Auszahlungen an die Angestellten müde sind? Wird nicht also der Streik der Banknotendrucker letzten Endes von Arbeitern und Angestellten gebüßt werden?

Und wie fügt sich in das Bild der allgemeinen politischen Apathie das Ausbleiben der Zeitungen? Der Reichstag hat sich entmachtet. Wer fragt nach ihm? Wer fragt nach dem ewig Vertagten? Die Parteien sind willenlos geworden. Zentrum, Sozialdemokraten, Sozialisten — das alles sind rhetorische Arabesken geworden. In keiner Partei lebt mehr ein ungebrochener, im Innersten lebendiger Wille. Zersetzt, von Stinnes' Launen zerfressen die Deutsche Volkspartei. Gelähmt und unentschieden das Zentrum. Vom Fieber der Gegensätze geschüttelt und dadurch ohnmächtig die sozialistische Partei. Revolutionäre Temperamente sind den Deutschen immer fremd gewesen. Der Deutsche war immer geneigt, Objekt der Weltgeschichte zu sein. Im Grunde sind auch die Großstadt-Proletarier gottergebene Leute, die der geschichtlichen Entwicklung nichts dreinreden wollen, nichts dreinreden können. Dieses Zeitalter der unbedingten Apathie sollte durch Zeitungen und ihre Erregtheit nicht gestört werden? Es war garnicht er-

staunlich, es war nur logisch, wie schnell sich Berlin in die vollkommene Abwesenheit der Zeitungen geschickt hat. Der Streik der Zeitungssetzer wirkte in Berlin wie der Streik der Schnapserzeuger in einer abstinent-werdenden Stadt. Noch vierzehn Tage Zeitungsstreik, und die Stadt wird sich vollkommen des Fusels entwöhnt haben. Die armen Buchdrucker! Sie dachten, der Berliner benötige jeden Morgen seine Kollektion Raubmorde, Poincaréreden, Stresemann-Eiertänze, Ruhrkämpfe, amerikanische Illusionen. Nun haben ein paar Tage Setzerstreik bewiesen, daß die Abgeschnittenheit von den Ereignissen der Welt der natürliche Zustand des Berliners von heute ist. Das große Wort dieser Epoche heißt: Schnuppe!

Am Tage, ehe der Bürgerkrieg der bayerischen Nationalesel ausbrach, wurde Herr Walter Oehme verhaftet, und in der Notiz, die das Reichswehrministerium ausgab, wurde den staunenden Deutschen erzählt, Herr Oehme habe in einem Artikel den Ausbruch des Bürgerkrieges in Deutschland angezeigt. Zwar war inzwischen der Bürgerkrieg in Deutschland richtig ausgebrochen, aber Herr Oehme wenigstens war durch seine Verhaftung am Ausbrechen verhindert worden. Wie eilig es übrigens das Reichswehrministerium hatte, das Ausbrechen, nicht des Bürgerkrieges, sondern des Herrn Oehme zu verhindern, das hat ein armer Redakteur einer Konfitürenzeitung erfahren müssen, der unglücklicherweise auch Oehme heißt. Die grimmigen Herren von der Reichswehr hatten nämlich ihren Haftbefehl gegen den „Journalisten Oehme“ ausgefertigt. So wanderte der Befehl zum Polizeipräsidium. Dort hatte ein junger Mann, der sein Amt mit zeitgemäßer Sachlichkeit verwaltet, in der Kartothek nach dem Journalisten Oehme geforscht geforscht und richtig, statt des gesuchten Walter den harmlosen Willi, Redakteur einer Konfitürenzeitung, erwischt, einen fern vom Bürgerkrieg hinwandelnden Fachzeitschriftmenschen, der sogleich mit jener Rauheit angefaßt wurde, die dem anderen Oehme zugedacht war. Es dauerte einige Zeit, bis Willi von Walter, der Konfitürenredakteur vom Bürgerkriegschilderer unterschieden war. Inzwischen war der von Walter angekündigte Bürgerkrieg frisch und froh entbrannt, und die Kriegsberichte flogen ins Ausland, trotzdem sein erster Berichterstatter hinter vergittertem Fenster saß.

Gibt es noch gläubige Gemüter, welche die amtlichen Legenden über den Kriegsausbruch glauben? Diesen guten Seelen sei der vierte Band der Erinnerungen des Feldmarschalls Conrad von Hoetzendorff empfohlen. Der Chef des österreichischen Generalstabs hat sich in seinen Erinnerungen nicht zahmer gemalt als er war. Er hat mit dankenswertem Freimut erzählt, daß er schon früher zum Krieg gegen Italien, zum Krieg gegen Serbien geraten, gedrängt habe. Als die Nachricht von

der Ermordung Franz Ferdinands eintraf, da schrieb Conrad von Hoetzendorff (am 28. Juni 1914) in sein Tagebuch: „Wir müssen den Knoten mit einem Säbelhieb durchhauen. Oesterreich-Ungarn muß den Krieg aus politischen Gründen führen. Die Sühne für das Verbrechen kommt erst in zweiter Linie in Betracht." Der Kriegsentzünder fügt hinzu: „Wiederholt schon haben wir uns die günstigste Gelegenheit entgehen lassen."

Auch diese günstige Gelegenheit wäre verpaßt worden, wenn Deutschland den Krieg hätte vermeiden wollen. Conrad von Hoetzendorff besuchte den Minister des Aeußern am Tage nach dem Tode Franz Ferdinands und erhielt die Mitteilung, Kaiser Wilhelm werde zum Leichenbegängnis kommen, die Gelegenheit, miteinander zu sprechen, werde sich da von selbst ergeben. Am 5. Juli war Conrad beim Kaiser von Oesterreich in Audienz. Da ergab sich, immer nach des Feldmarschalls Tagebüchern, folgender Dialog:

„Wir kamen sofort auf die politische Situation zu sprechen.

Se. Majestät schätzte sie vollständig richtig ein. Ich setzte auseinander, daß der Krieg unausweichlich sei.

Der Kaiser: Ja, das ist wahr. Aber wie sollen wir Krieg führen, wenn beispielsweise Rußland uns in den Rücken fallen würde?

Ich: Sind wir nicht durch Deutschland gedeckt?

Der Kaiser blickte mich an: Sind Sie in diesem Grade Deutschlands sicher? Erzherzog Franz Ferdinand war beauftragt, in Konopischt dem deutschen Kaiser die Frage vorzulegen, welche Empfindungen er im Hinblick auf uns hege. Aber der Kaiser hat ihm keine präzise Antwort gegeben.

Ich: Majestät, wir müssen diesbezüglich volle Sicherheit haben.

Der Kaiser: Gestern haben wir nach Deutschland eine Note geschickt, in der wir endgültigen Bescheid verlangen.

Ich: Werden wir uns für den Krieg entscheiden, wenn die Antwort günstig lautet?

Der Kaiser: In diesem Falle ja. (Nach einem Augenblick der Nachdenklichkeit.) Aber wenn Deutschland diese Antwort nicht gibt, was tun wir dann?

Nun, Deutschland der brillante Sekundant, sagte zu. Am 6. Juli 1914 war Conrad von Hoetzendorff, der es garnicht erwarten konnte, wieder beim Grafen Berchthold. Er erhielt den tröstlichen Bescheid: „Der deutsche Kaiser hat schon Ja gesagt. Aber er muß noch mit Bethmann Hollweg konferieren." Das war damals so, 1914. Der Kaiser sagte entscheidend Ja oder Nein, nachher konferierte er mit seinem Kanzler, und dieser ließ den Reichstag Ja und Amen sagen. Das war so 1914, als wir noch keine Diktatur hatten, bloß einen allein entscheidenden Kaiser, der von Gottes Gnaden war.

Der Kronprinz hat sich in Wieringen sehr gelangweilt. Das war er nicht gewöhnt. Vor dem Kriege hat man ihn überall gesehen, wo was los war, bei jeder großen Reinhardt-Premiere, beim Sechstagerennen, beim Schneesport in St. Moritz. Auch im Felde ist's, man weiß es, nicht so langweilig gewesen wie auf der nebligen holländischen Fischerinsel. Begreiflich, daß der Kronprinz sich nach Hause sehnte. Wie sollte er denn in dem verdammten Wieringen die Zeit totschlagen? Immer nur den braven Müldner neben sich. Die „Erinnerungen" waren, dank Rosners Erinnerungshilfe, fix und fertig, das Buch über den Heldenkampf der fünften Armee, na, das half gerade auch nicht über graue Nachmittage und endlose Abende hinweg, und das dritte Werk des erlauchten Verfassers, eine Untersuchung über die „Schuldfrage", das fertigzustellen, war in Wieringen ganz unmöglich. Da hätte auch Rosners Geburtshilfe nicht genügt, Herrgott, da hatte er sich eine verdammte Last aufgeladen. Es hatte auch keinen Sinn, den halben Tag holländische Fischerkinder zu malen, obwohl Professor Max Rabe — sage mir, wen du zum Lehrer wählst, und ich sage dir, wie talentlos du bist — eigens nach Wieringen gerufen war, kaiserliche Hoheit anzuregen. Das Schlimmste war die Abwesenheit aller Feminina. War es ein Ersatz, daß der Kronprinz in dem anmutigen Buche blätterte, das den Titel führt „Der Kronprinz und die Frauen"? Ein durchaus vaterländisches Werk, von dem der Verleger steif und fest behauptete, er habe die Unterlagen — Unterlagen! — aus der allernächsten Nähe des Kronprinzen erhalten. Beiläufig: Der Kronprinz hätte dieses Buch konfiszieren lassen können. Kein Privatmann hätte sich diese Plünderung und Ausstellung privatesten Erlebens gefallen lassen müssen. (Auch Frau Leopoldine Konstantin hätte sich das ekelhafte Buch nicht gefallen lassen müssen, sie hat es, vermutlich, garnicht gesehen.) Nun, aber diese Memoirenbücher helfen auf die Dauer über die Trübheit und Düsterkeit von fünf Jahren Wieringen nicht hinweg, und ein Besuch in Doorn, bei Papa, das bedeutete auch gerade keine Erheiterung und Auffrischung. Dem alten Mann, der an Festtagen noch immer in Feldmarschallsuniform, mit allen Orden angetan, durch die Zimmer geistert, ist der Star des gottgewollten Größenwahnes noch heute nicht gestochen. Ein militärischer John Gabriel Borkmann trabt er durch die Säle des Hauses von Doorn.

Durchaus verständlich, daß der Kronprinz nach Hause wollte. In der holländischen Einsamkeit hat sich gewiß auch sein Familiensinn ausgebildet, er bekam Sehnsucht nach den Söhnen und der Gattin. Das alles ist den zur politischen Sentimentalität geneigten Deutschen wiederholt auseinandergesetzt worden. Zuletzt in dem Familienblatt von Velhagen und Klasing durch Kronprinz Wilhelm selbst.

Daß der Kronprinz die triste Insel nach fünf Jahren Nebel verlassen wollte, war begreiflich. Aber mußte er schon nach Deutschland zurück? Gewiß, Frankreich, England, die Vereinigten Staaten waren ihm verschlossen. Aber hätte er nicht für einen Winter in die norwegischen Schneefelder reisen können? Hätte er nicht einen Frühling und Sommer an den Seen, in den Wäldern Dalekarliens verbringen können? Wäre es ihm nicht freigestanden, von Stockholm aus in die Prärien Südamerikas zu reisen? Wie, wenn Seine Kaiserliche Hoheit gewagt hätte, als schlichter Privatmann, Sowjetrußlands Verfassung mit eigenen Augen zu besehen? Die Reise hätte für die geistige Entwicklung Ihrer Hoheit wichtiger sein können als das Studium aller Patente über Manschettenkettenknöpfe, dem sich der Prinz einst mit seltener Ausdauer hingegeben hat. Mit anderen Augen als damals, da die Welt nur eine Folge von Tiger- und Bärenjagden war, hätte der vierzigjährige Wilhelm eine Reise um die Erde unternommen. Es hätte, wenn solche Unauffälligkeit bei dieser Familie möglich wäre, eine ganz anonyme Belehrungsreise werden können. Auf Wunsch hätten viele dem Prinzen einen passenden Paß verschafft.

Warum denn gleich nach Deutschland? Der Kronprinz hat sich damit selbst nichts genützt. Graf Reventlow hat ihn mit öffentlichem Wutgeheul empfangen, weil nämlich in dem Buch des Erinnerungsgehilfen Rosner zwei juden-tolerante Sätzchen stehen. Auch die Alldeutschen haben öffentlich gemurrt. Der Kronprinz, in Wieringen isoliert, stört durch seine Anwesenheit im Augenblick die Pläne der Diktatoren. Nun, das wird sich geben. Im Bedarfsfall, glaubt nur, wird auch eine judenfeindliche Bemerkung, ein Bekenntnis zur reinen völkischen Eigenart, zu haben sein. Nur ein bißchen Geduld, Graf Reventlow. In Oels, wohin der Kronprinz zurückgekehrt ist, hat er seinerzeit, ganz wie der Papa, die Zerschmetterung der sich auflehnenden Arbeiter angekündigt. Der Aufenthalt in Preußen wird den Hohenzollern zu sich bringen. Die „Erinnerungen" werden revidiert werden, in sechs Monaten wird ein entrosnertes Kronprinzenbuch, mit einem Vorwort von Dietrich Eckardt erscheinen. Nur ein bißchen Geduld!

Kein Zweifel, es zog den Kronprinzen in die Heimat. Durfte er jetzt diesem Zuge nachgeben? Wer die Zeitungen aus London, Stockholm, Wien, New York, Rom, Paris in dieser Woche gesehen hat, weiß, daß die Heimkehr des Kronprinzen in dieser Stunde als Auferstehung der Militärmonarchie gedeutet wurde. Ein Mißverständnis? Das ist den D e u t s c h e n plausibel zu machen, in der übrigen Welt glaubt es keiner. Mißverständnis oder nicht, es war zu vermeiden! Es war im besonderen in einer Stunde zu vermeiden, da Deutschland wieder von einem General regiert wird, in einem Augenblick, da der Richstag sich entmachtet hatte, in einem Augenblick, da die Sozialisten aus der Regierung geschieden, in einer Stunde, da Ludendorff die Einführung der allgemeinen

Wehrpflicht, die Verleugnung des Versailler Vertrages, nicht gehemmt durch irgendein Verantwortungsgfühl, verkündigt hat. Aus der Entfernung des Auslandes, jedes Auslandes sah die Rückkehr des Kronprinzen wie eine Krönung aus, die Krönung eines allgemeinen Rückentwicklungsprozesses.

Der Herr Reichskanzler soll in einer seiner langen Reden, die niemand mehr liest, weil jetzt keine Aufmerksamkeit für Eiertänzer besteht, erklärt haben, die Rückkehr des Kronprinzen sei eine deutsche Angelegenheit und sie gehe nur uns Deutsche an. Mit Verlaub, Herr Reichskanzler, das ist sehr pathetisch, aber Pathos schadet dem Denken. Herr Dr. Stresemann ist von Woche zu Woche pathetischer geworden, aber man kann nicht sagen, daß er damit Höhepunkte der politischen Klugheit erreicht hat, und mehr als Klugheit hatte keiner von ihm je erhofft. Rein formal ist die Erklärung des Reichskanzlers nicht ganz richtig, weil, wenn auch gewiß zu Unrecht, der Kronprinz auf der Liste der Kriegsgreuel-Schuldigen steht, deren Auslieferung sich die Entente vorbehalten hat. Die Erklärung des Reichskanzlers ist aber vor allem politisch eine Torheit. Dafür ein Analogum: In Oesterreich herrschen die Christlichsozialen, an ihrer Spitze Monsignore Seipel, ein im Innersten monarchisch gesinnter Prälat. Dennoch haben die Christlichsozialen Oesterreichs und ihr Repräsentant, Monsignore Seipel, nie auch nur den Gedanken groß werden lassen, die im Augenblick gewiß ungefährliche Familie Habsburg heimkehren zu lassen, obwohl das Prinzlein, das Karls Erbe antreten könnte, noch in den Kinderschuhen steckt. Sentimentale Erwägungen waren für die verjagte, kinderreiche Zita in Armut schockweise vorzubringen. Aber Herr Prälat Seipel sagt sich: Oesterreich braucht innere Ruhe, Oesterreich braucht ausländische Kredite, Oesterreich kann sich jetzt keine europäisch-amerikanischen Mißverständnisse aufbürden.

Deshalb muß man über die Rückkehr des Kronprinzen in gelinde Verzweiflung fallen. Dem Gutsherrn von Oels sei ein stilles Landmannsleben gegönnt. Aber der politische Deutsche muß sich fragen: Werden wir denn nie lernen, uns mit der Psychologie der anderen vertraut zu machen? Herr Stresemann hat erfahren, wie sehr uns die Stumpfheit und Gleichgültigkeit des Auslandes schädigt. Sollen wir in den ökonomischen und diplomatischen Weltverkehr wieder aufgenommen werden, so müssen wir die chinesische Mauer um Deutschland niederreißen. Wir müssen lernen, mit Europa europäisch zu reden. Das tat Rathenau, das versuchte, nur wochenlang, als der passive Widerstand abgebaut wurde, Stresemann. Inzwischen ist Herr Dr. Stresemann zum zweiten Cuno geworden. Die Einreiseerlaubnis für den Kronprinzen ist eine echte Cuno-Tat: Lyrisch-sentimental, gutherzig, unpolitisch gemeint, aber von den verhängnisvollsten politischen Wirkungen. Soll man die Tat nüchtern-staatsmännisch würdigen, so muß man dem Reichskanzler ins Zeugnis schreiben: Politische Psychologie: Ganz ungenügend.

FRANZ FUERTH.

DIE WÄHRUNGSPOLITIK SOWJETRUSSLANDS

Wenn früher ein Pessimist sich zu der Aeußerung verstieg, der Sturz der Mark werde noch einmal den des Sowjetsrubels überholen, so wurde er mitleidig als Mießmacher belächelt; und doch ist selbst diese pessimistischste aller Prophezeiungen zur Tatsache geworden. Der Rubel ist heute, auch wenn man die verschiedenen Denominationen, denen er sich unterwerfen mußte, berücksichtigt, der Mark gegenüber eine Edelvaluta. Das Interesse für den Rubel ist wieder erwacht. Man hört von den Erfolgen der russischen Währungspolitik sprechen, aber die Kenntnis der verschiedenen währungspolitischen Maßnahmen der Sowjetregierung und der Entwicklung des sowjetrussischen Geldwesens überhaupt, ist nach wie vor in Deutschland recht beschränkt. Es soll daher nachstehend versucht werden, einen kurzen Überblick über die Entwicklung der sowjetrussischen Geldwirtschaft zu geben.

Als die Rätediktatur die Regierungsgeschäfte übernahm, war die russische Wirtschaft schon mitten in der Krise. Der Notenumlauf, der im Frieden ca. 2½ Milliarden Rubel betragen hatte, war bei Beginn der Räteherrschaft im Jahre 1917 auf 22 Milliarden gestiegen. Die Golddecke hatte durch Goldauslieferungen an Deutschland auf Grund des Friedensvertrages stark gelitten. Die auswärtigen Depots der Staatsbank in Ländern, welche die Sowjetregierung nicht anerkannten, waren für diese verloren. Goldzahlungen an die Alliierten für Kriegslieferungen hatten das ihre getan. Die Sowjetregierung selbst fuhr fort, die Golddeckung zu schwächen, indem sie zu Propagandazwecken Gold an das Ausland abgab, während sie andererseits den Notendruck so außerordentlich steigerte, daß zu Beginn des Jahres sich der Notenumlauf auf 1168 Milliarden Rubel erhöht hatte. Die Währung mußte selbstverständlich für eine Regierung, die es unternommen hatte, die sozialistische Wirtschaftstheorie in die Praxis umzusetzen ohne jedes Interesse sein; war es doch ihr Hauptbestreben, durch Vollsozialisierung den Geldverkehr überhaupt auszuschalten. Von irgendwelchen währungspolitischen Sanierungsmaßnahmen konnte bei der damaligen Tendenz der russischen Regierung keine Rede sein. Es war ihr alleiniges Bestreben, sich Geld zu verschaffen, um ihr Wirtschaftsprogramm durchzuführen und eben dadurch das Geld überflüssig zu machen.

Verschiedene Maßnahmen sollten hier zusammenwirken: die Annullierung der Staatsanleihen, scharfe Besteuerung der Luxusartikel, die Nationalisierung der Banken und die Depotbeschlagnahmung. Gleichzeitig wurde die Nationalisierung der Industrie verfügt, und alle Aktiengesellschaften mit einem Kapital von einer Million Rubel und mehr wurden in das Staatseigentum überführt und in staatliche Verwaltung genommen. Durch diese Nationalisierung

der Betriebe wurden die Objekte der Besteuerung beseitigt. Die nationalisierten Betriebe wurden mit dem 1. Januar 1919 steuerfrei. Die Steuereingänge ließen andauernd nach. Der Staat konnte aber die Goldeingänge nicht entbehren, er vermochte trotz der Nationalisierung den Geldtauschverkehr nicht durch den Gütertauschverkehr zu ersetzen. Die Industrie war erfaßt, nicht aber die Landwirtschaft. Die Industrie mußte Lebensmittel kaufen und hierzu brauchte sie Geld, da die Produktion nicht ausreichte, um die Versorgung der Landwirtschaft mit Industrieprodukten gegen Hergabe von Lebensmitteln durchzuführen. Dieser Zustand mußte zerrüttend auf die russische Geldwirtschaft einwirken. Je mehr Güter zur Versorgung der Industriearbeiter erfaßt wurden, je knapper die Menge der freien Güter wurde, um so mehr stieg die Nachfrage nach ihnen, um so höher wurde ihr Preis, um so größer wurden die erforderlichen Geldmengen, um so geringer der Geldwert. Der Niedergang der russischen Währung nahm von der Warenseite seinen Ausgang. Die Notenvermehrung tat dann das ihrige. Der Staat druckte Noten für seine unproduktiven Zahlungen an die Armee und die nicht produzierenden Arbeiter der staatlichen Fabriken, ohne sich um das weitere Schicksal dieser Noten zu kümmern, der Zahlungsmittelbedarf war ungeheuer, denn nicht nur die Landwirtschaft, auch die Arbeiter verlangten Geld, da die Produktion zur Güterentlohnung nicht ausreichte. DerGoldwert sank rasch, die Preise stiegen, aber nicht nur von der Goldseite aus. Infolge des ständigen Rückganges der Produktion und der Unmöglichkeit der Einfuhr waren Preissteigerungen größten Umfanges auch von der Warenseite aus nicht zu vermeiden. Der Notenumlauf stieg beständig, das Geld floß ins Land und kehrte mangels kräftiger Steuern nicht mehr in die Staatskasse zurück. Dazu kam, daß der Staat für seine Leistungen, Eisenbahn, Post usw., keinerlei Gebühren erhob, so daß auch hier kein Rückfluß der ausgegebenen Noten möglich war. Das Vorkriegsgeld verschwand immer mehr aus dem Umlauf, soweit es noch vorhanden war, wurde es mit Agio gehandelt, und zwar stellte sich bald heraus, daß nicht nur der Zarenrubel, sondern auch der Duma- und der Kerenskirubel dem Sowjetgeld gegenüber als besseres Geld betrachtet wurden, weil diese Sorten allein im Ausland noch verwendbar war. Dieser Zustand wurde erst beseitigt, als die Sowjetregierung sich während des Bürgerkrieges entschloß, den Druck des Zaren- und Kerenskirubels selbst wieder aufzunehmen, um für die außerhalb des Gebietes der Republik kämpfende Armee ein brauchbares Zahlungsmittel zu erhalten.

Die Regierung hatte selbstverständlich erkannt, daß die Geldkrise nur beseitigt und der sozialistische geldlose Wirtschaftsverkehr nur ermöglicht werden konnte, wenn die Erfassung der Landwirtschaft gelang. Die Zwangsumlage für die landwirtschaftlichen Produkte verfehlte jedoch ihren Zweck. Die Bauern lieferten die nöti-

gen Nahrungsmittelmengen nicht ab, sie verloren sogar das Interesse an der Bodenbestellung und auch die landwirtschaftliche Produktion ging immer mehr zurück. Es kam zu der Hungerkatastrophe. Der vom Ausland unterstützte Bürgerkrieg verhinderte die Sowjetregierung an wirksamen Gegenmaßnahmen und störte auch jede Möglichkeit einer ruhigen Entwicklung.

Erst als die Regierung Ende 1920, nach Niederkämpfung ihrer äußeren Feinde, zum Herrn im eigenen Haus geworden war, konnte sie mit Energie an den Wiederaufbau der Wirtschaft gehen und diese Energie ist aller Bewunderung wert. Die Erfahrungen der letzten Jahre hatten gezeigt, daß der Übergang zur sozialistischen geldlosen Wirtschaft solange undurchführbar war, als eine restlose Erfassung der Landwirtschaft sich als unmöglich herausstellte, als unmöglich hauptsächlich deswegen, weil die Bauern einer wirklich durchgreifenden Zwangsumlage feindlich gegenüber standen, und weil die Regierung nicht scharf zupacken konnte und wollte. Der Bauer, dessen Grundbesitz sich durch die Zerschlagung der Großgüter wesentlich vermehrt hatte, war ja die Hauptstütze der Rätediktatur. Die Regierung erkannte, daß sie einstweilen die Geldwirtschaft nicht entbehren konnte. Das Problem der Währung trat in ihren politischen Gesichtskreis.

Im Juni 1921 entschloß sich die Regierung, die sämtlichen Beschränkungen des Geldumlaufs aufzuheben und Maßnahmen für den Giro- und Depositenverkehr zu veröffentlichen. Der Besitz an Zahlungsmitteln, der bisher nur bis zum zwanzigfachen Tarifgehalt zulässig war, wurde wieder unbeschränkt gestattet, das mobile Eigentum wurde wieder zulässig.

Im Gefolge dieser Freigabe des Geldverkehrs wurde die Aufnahme des Bankbetriebes notwendig. Am 7. Oktober 1921 wurde die Staatsbank gegründet, die alle Arten des Bankverkehrs vornehmen und durch ihre Zweigstellen vermitteln sollte.

Der Umlauf der Zahlungsmittel mußte neu geregelt werden. Die Steuern wurden wieder eingeführt, die Kommunalleistungen (Eisenbahn, Post usw.) mußten wieder bezahlt werden. An Stelle der landwirtschaftlichen Zwangsumlage trat eine Naturalsteuer, die bald durch eine Geldsteuer ersetzt wurde. Über den steuerfreien Teil der landwirtschaftlichen Produkte dürfte der Bauer frei verfügen.

Die Wiedereinführung der Steuern war erst nach Loslösung der Industrie vom Staate möglich. Die Staatsfabriken wurden zu sogenannten Trusts umgestaltet. Ein solcher Trust, der immer mehrere Fabriken umfaßt, ist eine juristische Person, mit einem vom Staate dotierten Grundkapital, deren Gewinn dem Staate zufließt, für deren Verluste der Staat jedoch nicht aufzukommen hat. Nachdem privates Kapital anerkannt worden war, wurde die gewerbliche Beteiligung den Privatkapitalisten ermöglicht durch die Schaffung

gemischt-wirtschaftlicher Aktiengesellschaften, an denen der Trust und der Private prozentual beteiligt sind.

Somit war der Übergang zur Geldwirtschaft vollzogen. Die Regierung konnte mit ihren währungspolitischen Maßnahmen beginnen. Diese ähneln vielfach denen, die heute in Deutschland die völlige Entwertung der Mark noch im letzten Augenblick verhindern sollen. Der Handel und Verkehr mit fremder Valuta wurde offiziell streng verboten, ohne daß es der Regierung jedoch gelang, den inoffiziellen Verkehr und Straßenhandel zu unterbinden. Nachdem in den Vorjahren eine ordentliche Bilanzierung des Staatshaushaltes nicht stattgefunden hatte, verfügte die Regierung im Oktober 1921 eine Aufstellung ihres Budgets für das Jahr 1922. Die Budgetaufstellung sollte in Gold, und zwar in Vorkriegsrubeln, erfolgen. Die Ausgabenseite sollte wieder nach der Einnahmeseite bestimmt werden. Durch energische Einschränkung des Beamten- und Staatsarbeiterapparates sollte eine Bilanzierung des Staatshaushaltes ermfiglicht werden. Dies war, ebenso wie heute in Deutschland, ein als dringend erkanntes Erfordernis der Stabilisierung, denn der Notenumlauf war im Dezember 1921 auf eine Billionenziffer gestiegen und vermehrte sich täglich, besonders durch den Übergang zur allgemeinen Goldentlohnung der Staatsarbeiter und Beamten und durch die infolge der Produktionskrise eingetretene Presirevolution. Der erste Versuch zur Goldbilanzierung des Staatshaushaltes scheiterte und mußte auch scheitern, weil die Güter durch die Produktionskrise weit über die Friedensgoldparität hinaufgetrieben waren. Der Staat sah sich daher gezwungen, von der Friedensrechnung zur Indexrechnung überzugehen.

Obwohl der Rubel damals noch verhältismäßig reibungslos umlief, beschloß die Regierung, um das Rechnen mit allzugroßen Zahlen zu verhindern, die erste Denomination. Sie zog die alten Rubelnoten aus dem Verkehr und ersetzte sie durch den Rubel Muster 1922, der 10 000 alten Rubeln entsprach. In den ersten Monaten des Jahres 1922 konnte die Regierung einen Erfolg buchen. Der Anteil der durch die Notenpresse gedeckten Staatsausgaben an den Gesamtausgaben ging ständig zurück. Betrug er im Januar 1922 noch 90,5 %, so war er im Juli 1922 bereits auf 50 % gesunken. Um den Notenumlauf weiter zu verringern, und gleichzeitig dem Verkehr ein wertbeständiges Zahlungsmittel zu schaffen, beschloß die Regierung im Mai 1922, die Aufnahme einer kurzfristigen Kornanleihe von 10 Millionen Pud Roggen.

Es handelte sich hierbei zunächst um einen Versuch. Denn es war recht zweifelhaft, ob eine Regierung, die sämtliche bei ihren Amtsantritt bestehenden Anleihen annulliert hatte, über den für eine Anleiheoperation nötigen Kredit verfügen, und ob die Bevölkerung noch die für Zeichnung einer Anleihe nötigen Ersparnisse besitzen würde. Die Form der Anleihe war äußerst günstig gewählt. Ihre

Einlösung konnte in jeder Stadt entweder in natura, in Roggen, oder in einer entsprechenden Menge Sowjetgeldes verlangt werden. Auch konnte die Anleihe zur Zahlung der Naturalsteuern verwandt werden. Wohl hauptsächlich aus letzterem Grunde war der Erfolg der Anleihe ein ganz unerwarteter, die Anleihe war in kurzer Zeit völlig untergebracht.

Das zweite Kreditunternehmen, das nunmehr in größerem Umfange deflationistische Zwecke verfolgte, war die Auflegung einer 6 %igen Goldprämienanleihe über 100 Millionen Goldrubel, mit einer Laufzeit von 10 Jahren. Die Realisierung erfolgte zum Teil durch Zeichnung, zum Teil aber auch dadurch, daß die Anleihe an Industriebetriebe usw. als langfristiges Darlehen begeben wurde. Teilweise wurden die Anleihestücke auch zu Gehaltszahlungen verwandt. Die Obligationen sind lombardfähig und können zur Zahlung gewisser Steuern benutzt werden.

Als weitere Maßnahme zur Regelung des Geldverkehrs, muß die Übertragung des Emissionsrechts auf die Staatsbank betrachtet werden, die immer mehr zum wichtigsten Regulator der Volkswirtschaft geworden war.

Schon Mitte 1922 hatte dei Regierung die Einfuhr von Auslandsvaluten und Edelmetallen freigegeben, mit der Maßgabe, daß größere Mengen an die Staatsbank abgeliefert werden müßten, die dagegen Währungskonten errichtete. Mit der im Jahre 1922 stärker gewordenen Ausfuhr erhielt die Bank auf diese Weise einen nicht unbedeutenden Zustrom von Exportdevisen, nicht unbedeutend insbesondere dann, wenn man den außerordentlich geringen Goldwert des gesamten umlaufenden Sowjetgeldes berücksichtigt. Denn Mitte 1922 betrug der Wert des gesamten Notenumlaufes ca. 150 Millionen Goldrubel gegen 2,5 Milliarden im Frieden.

Ihre eigene Geschäftsführung hatte die Staatsbank von Anfang an vom Sowjetgeld unabhängig gemacht, indem sie in Gold bilanzierte. Jetzt ging sie dazu über, auch die von ihr abhängigen Organe des Wirtschaftslebens, insbesondere, die von ihr finanzierte Industrie vom Sowjetgeld loszulösen, indem sie ihren Kunden Goldkonten errichtete, wertbeständige Kredite erteilte und den Goldverrechnungsverkehr einführte und begünstigte.

Der Papierrubel fiel inzwischen immer weiter und die Regierung entschloß sich Ende 1922 zur zweiten Denomination 100 Rubel 1922 oder 1 Million alter Sowjetrubel wurden gleich 1 Rubel Muster 1923 gesetzt. Dennoch muß anerkannt werden, daß die Regierung, die sich zu Beginn des Jahres 1922 in einer wenig beneidenswerten Lage befunden hatte, durch die Energie und Vielseitigkeit ihrer Maßnahmen eine Grundlage geschaffen hatte, die zu weiterem Aufbau dienen konnte. War ihr auch die Stabilisierung des Rubels nicht gelungen, so hatte sie doch durch die rechtzeitige Einführung des

Goldrechnungs- und Überweisungssystems, verbunden mit der Verwendung wertbeständiger Anleihen als Goldersatz und hauptsächlich durch ihre Steuer- und Industriepolitik, eine gewisse Ordnung in der Geldwirtschaft wiederhergestellt, die sich in dem Staatsbudget 1922/23 wiederspiegelt. Während es bei der Budgetaufstellung für 1922 der Regierung auch nicht annähernd gelungen war, ihre erwarteten Ausgaben durch zu erwartende Einnahmen zu decken, ist dies 1922/23 in recht erheblichen Umfange wieder erreicht. Einen Einnahmenvoranschlag von 1100 Millionen Goldrubel stand ein Ausgabenvoranschlag von 1500 Millionen Goldrubel gegenüber. Das Defizit von 400 Millionen Goldrubel sollte zu ¼ durch Realisierung gewisser Fonds, zu ¾ durch Notenemissionen gedeckt werden. Selbstverständlich war es der Regierung im Laufe eines knappen Jahres nicht möglich, von der Finanzierung des Staatsbedarfs durch Notendruck völlig loszukommen. Immerhin muß anerkannt werden, daß die Bedeutung der Papiergeldemmission im Rahmen des Staatshaushaltes ganz erheblich gesunken ist.

Die Regierung setzte ihre Währungspolitik energisch fort. Nachdem Bank und Industrie bereits im Vorjahre zur Goldrechnung übergegangen waren, erhielt die Staatsbank nunmehr die Genehmigung zur Ausagbe eines wertbeständigen Zahlungsmittels. Diese Noten, Tscherwonetz genannt, die über einen Nennbetrag von zehn Goldrubel lauten, sollten zu 25 % in Gold und Devisen, zu 75 % in Waren und Wertpapieren gedeckt sein. Ursprünglich war an eine Emission von 8 Millionen Tscherwonzen gleich 80 Millionen Goldrubel gedacht. Der Großverkehr bemächtigte sich schnell dieser Zahlungsmittel, als er erkannte, daß der Tscherwonetz trotz geringer Schwankungee, sich fast stets auf der Höhe der Pfund Sterling Parität hielt. Die Emission mußte erhöht werden, da der Bedarf stark und die Umlaufgeschwindigkeit infolge der Wertbeständigkeit dieses Geldes, gering war.

Die Erhöhung der Emission konnte ohne Kursverlust geschehen, da sich die Deckung niemals unter der gesetzlichen Grenze bewegte. Zumeist war sogar eine 50 %ige Deckung in Gold und Devisen vorhanden. Der Tscherwonetz ist zur Zeit noch uneinlösliches, wenn auch gedecktes Papiergeld, doch hat die Regierung bereits mehrfach betont, daß sie beabsichtige, die Einlösbarkeit in Gold baldmöglichst zu statuieren. Der Tscherwonetz war absichtlich als Geld mit relativ hohem Nominalwert geschaffen und sollte vor allem dem Großverkehr dienen. Die Repudiation des Papierrubels sollte hierdurch verhindert werden, und tatsächlich bedient sich der Kleinverkehr weiter des Rubels. Der Arbeiter, dessen Lohn zum Teil in Tscherwonzen gezahlt wird, braucht nach wie vor Papiergeldrubel für seinen täglichen Bedarf. Infolgedessen besteht weiter die Rubelnachfrage. Bei allen Tscherwonetzlohnauszahlun-

gen assistiert ein Beamter der Staatsbank, der auf Wunsch den Umtausch der Tscherwonezen in Papierrubel vornimmt.

Auch der Staat kann einstwelen den Papierrubel zu seiner Finanzierung nicht entbehren, da ja immer noch ein Teil des Staatsbudgets durch Notendruck gedeckt werden muß, die Tscherwonezemission aber nicht beliebig erhöhbar und auch prinzipiell dem Staatseinfluß entzogen ist. Während es verhältnismäßig einfach war, den Tscherwonezkurs bei der beschränkten Umlaufsmenge zu kontrollieren, ist eine Stabilisierung des Rubelkurses auch im Jahre 1923 noch nicht möglich gewesen, denn die umlaufende Notenmenge hatte sich hier auf über 30 Billionen Rubel, Muster 1922, erhöht. Der Wert des Rubels sank weiter von Monat zu Monat, doch wurde seine Entwertung verlangsamt, und rapide Stürze, wie die Mark, hat der Rubel im Jahre 1923 nach der erneuten Denomination nicht mehr erlebt.

Währungspolitisch von Bedeutung ist es, daß es der Regierung durch völlige Monopolisierung des Außenhandels gelang, den Export zu steigern und die Einfuhr derart zu drosseln, daß im Februar 1923 erstmals wieder von einer aktiven Handelsbilanz gesprochen werden konnte. In den folgenden Monaten ließ sich diese Aktivität allerdings trotz äußerster Bemühungen nicht aufrechterhalten. Dagegen machte im Staatshaushalt selbst die Reduktion der Ausgaben erneute Fortschritte, besonders durch die Herabsetzung der Roten Armee auf die Hälfte ihres früheren Bestandes.

Um der weiteren Papiergeldemission entgegenzuwirken, setzte die Regierung ihre Anleihepolitik fort, indem sie meist gleichzeitig wertbeständige, deflatonistisch wirkende Anleihen begab. Im März 1923 gab sie auf Gold lautende Kassenscheine mit einer Laufzeit von drei Monaten aus, die zum jeweiligen Kurswert eingelöst werden, außerdem im August eine wertbeständige Eisenbahnanleihe, die an den Kassen der Verkehrsanstalten in Zahlung genommen wird. Die bedeutendste Operation war aber zweifellos die Emission der zweiten Kornanleihe, die schon bald nach der Auflegung überzeichnet war. Gegenstand waren diesmal 60 Millionen Pfund Roggen gleich 100 Millionen Goldrubel. Die Obligationen wurden gegen Natural- und Geldsteuern in Zahlung genommen. Wegen der großen Verschiedenheit des Getreidepreises in den einzelnen Landesteilen, wurde die Anleihe in drei verschiedenen Serien emittiert, von denen jede in den betreffenden Landesteilen zur Ausgabe gelangte.

Die Notwendigkeit der Kursfeststellung für alle diese Anleihen hatte die Wieder-Zulassung des Börsenverkehrs erforderlich gemacht. Die Fondbörse trat wieder in Aktion, nachdem schon früher die Produktenbörsen ihre Tätigkeit aufgenommen hatten. Für Mitglieder der Fondbörse wurde auch der Valutenhandel freigegeben.

FRIEDRICH STERNTHAL.

DIE WAHREN UND DIE FALSCHEN PROPHETEN

I.

„Betrügt eure Seelen nicht, daß ihr denkt, die Chaldäer werden von uns abziehen; sie werden nicht abziehen. Und wenn ihr schon schlüget das ganze Heer der Chaldäer, so wider euch streiten, und blieben ihrer etliche verwundet über, so würden sie doch ein jeglicher in seinem Gezelt sich aufmachen und diese Stadt mit Feuer verbrennen ...“ „... Und da Jeremia unter das Tor Benjamin kam, da war einer bestellet zum Torhüter, mit Namen Jeria .... derselbige griff den Propheten Jeremia und sprach: Du willst zu den Chaldäern fallen. Jeremia sprach: Das ist nicht wahr; ich will nicht zu den Chaldäern fallen. Aber Jeria wollte ihn nicht hören, sondern griff Jeremia, und brachte ihn zu den Fürsten. Und die Fürsten wurden zornig über Jeremia und ließen ihn schlagen ...“ „... Ich wußte nicht, daß sie wider mich beratschlagt hatten und gesagt: Laßt uns den Baum mit seinen Früchten verderben, und ihn aus dem Lande der Lebendigen ausrotten, daß seines Namens nimmermehr gedacht werde ...“ (Jeremia, Kap. 37 und 11.)

II.

Man setze statt „Chaldäer“ das Wort „Franzosen“ und statt „Jeremia“ den Namen „Maximilian Harden“, und man bezeichnet heute den gleichen Vorgang, wie vor 2500 Jahren. Das Gewand hat gewechselt, das typische Ereignis ist geblieben. Mit dieser Namensvertauschung hat man sogleich die Geistesträgen von oben und unten gegen sich. Desto besser. Wir schreiben nicht der Gasse zuliebe. Es gibt kein schlimmeres Lob für den Publizisten als das Lob der Vielzuvielen, und keinen süßer tönenden Tadel als ihr Gekrächz. (Und wenn uns die Wenigen loben, — ach, so geschieht auch das noch eher aus Mißverständnis als aus wirklicher Übereinstimmung.)

Dem Publizisten ziemt es, das laut zu sagen, was das Volk im innersten Herzen unbewußt fühlt, und über das geringschätzig zu schweigen, was der große Haufe ausbrüllt. Wie der Psychoanalytiker — gegen den erbitterten Widerstand des Kranken — ihm dessen unterbewußte Antriebe bewußt macht und ihn auf diese Weise heilt, so muß der Publizist an seinem Volke handeln. Das unterscheidet den Arzt vom Quacksalber, den Publizisten von jener Sorte von Schreibern über die Jean Jaurès sagte: Jede Hure auf den Boulevards ist anständiger als ein Journalist vom „Matin“.

III.

Zu allen Zeiten haben die echten Bekenner gegen die falschen Propheten auf Leben und Tod gekämpft. Immer haben die wahren Propheten ihr Volk vor jener Überhebung gewarnt, vor jener „Herzenskrätze des Nationalismus“ — wie Nietzsche das genannt

hat —, die den Gegner zu niedrig, das eigne Volk zu hoch einschätzt und zuletzt alles vom unmöglichen Wunder erwartet. Immer haben die falschen Propheten aus der Froschperspektive geurteilt.

„Wir gehen leichten Herzens in den Krieg. Wir sind erzbereit.“ (Emil Ollivier, Juli 1870.) „Man will uns einkreisen, mögen sie nur kommen! (Wilhelm II. in Döberitz, 30. Mai 1908.) „Die Feinde sollen bezahlen, sie müssen bezahlen, sie werden bezahlen.“ (Reichsschatzsekretär Helfferich, 1916.) „Der Einfluß der amerikanischen Kriegserklärung ist gleich Null. Die Amerikaner können nicht fliegen und nicht schwimmen, und unter dem Wasser können sie auch nicht kommen.“ (Minister Hergt im Preußischen Landtag 1917.) „In spätestens sechs Monaten ist England durch den verschärften U-Bootkrieg auf die Knie gezwungen.“ (Wiederholte Erklärung der Obersten Heeresleitung an den Ausschuß des Reichstages, Frühjahr 1917.) „An den eisernen Köpfen unserer Westfalen wird der französische Ruhreinbruch zerschellen.“ (So oder so ähnlich in der gesamten deutschen nationalistischen Presse, sowie im „Berliner Tageblatt“ zu Beginn des Ruhrkampfes.)

*

„Betrügt eure Seelen nicht, daß ihr denkt, die Chaldäer werden abziehen; sie werden nicht abziehen.“ Wer vor 2500 Jahren diese Wahrheit aussprach, der konnte ebenso wie bei Beginn des Ruhrkampfes eingesperrt, totgeschlagen oder des Landesverrats bezichtigt werden. Und wer heute als deutscher Publizist sagt: „Und wenn ihr schon schlüget die Franzosen, so würden sie doch aus ihren Flugzeugen die deutschen Städte mit Levisitbomben verbrennen und zeraschen,“ dem würde es gewiß wie dem Propheten Jeremia gehen. Und der General Ludendorff würde sagen, passiver Widerstand sei asiatisch, nur der aktive sei germanisch, womit uns der General belehrt, daß die Franzosen — als sie 1898 den englischen Schlag von Faschoda hinnahmen — wahrscheinlich Mongolen und Schweizer — als sie 1923 die Vergewaltigung durch Frankreich in der Zonenfrage ertrugen — vermutlich Juden waren.

IV.

Es kommt eben alles auf den Instinkt an, daß man wisse, w a n n eine bestimmte Handlung geschehen darf und wann nicht. Die Freiheitskriege hätten 1811 zur Vernichtung Preußens geführt, 1813 bedeuteten sie seinen Aufstieg. Aktiver Widerstand 1923 würde die Auslöschung der deutschen Nation für immer bedeuten; aber an die Zukunft denke man mit dem bekannten Ausspruch Gambettas.

Zu wissen, w a n n man etwas zu tun hat, daß ist eine Frage der Rückschau, der Vorausschau und der Einsicht in die Gegenwart. Die falschen Propheten aber können nicht schauen: Sie sehen die Vergangenheit in romantischer Verklärung, die Gegenwart im Vexierspiegel, und die Zukunft ist ihnen eine Fata Morgana. Weil sie nicht schauen können, haben sie keine Bilder und können nicht

gestalten. Ungeheuere Anstrengungen, ungeheuerer Wille und ein ungeheueres Maß von Gewalttätigkeit genügen nicht, um eine menschliche Gemeinschaft zu formen.

Den wahren Propheten strömen die Gesichte zu, und diese Männer sprechen deshalb in Bildern von solch dämonischem Ausmaß, daß sie uns nach 2½ Jahrtausenden umwerfen, und die eine solche Kraft behalten haben, daß ohne die Liturgie aller monotheistischen Religionen nicht bestehen könnte. Es ist im Grunde die höchste geistige Leidenschaft, die diese Menschen treibt: der Wille, die menschliche Gemeinschaft zu formen und die Gewißheit, sie formen zu können.

Das Gewand der wahren Propheten wechselt. Die typische Einstellung zur Gestaltung der menschlichen Gemeinschaft wechselt nicht. Was in früheren Jahrtausenden der religiöse Prophet war, das ist heute der große Staatsmann oder der große Publizist. Die Propheten der Bibel, die dämonischen Großen, waren die Publizisten um 600 v. Chr., und deshalb gehört mit Fug und Recht der Name eines großen lebenden Publizisten, auch eines dämonischen Menschen, unter die Namen ihrer legitimen Nachfolger. Freilich in unseren Zeiten einer sehr späten Kultur kann man nicht mehr mit dem breiten Pinselstrich der Bibel malen. Uns ziemt die scharfe, harte Feder.

HERBERT EULENBERG. SIND SIE KATHOLISCH?

Schon zu Minna von Barnhelms Zeiten war die Polizei sehr „exakt“, wenn es sich um die Aufnahme von Fremden in Gasthöfen handelte. „Wir sind angewiesen, keinen Fremden, wes Standes und Geschlechtes er auch sey, vierundzwanzig Stunden zu behausen, ohne seinen Namen, Heimat, Charakter, hiesige Geschäfte, vermutliche Dauer des Aufenthalts und so weiter, gehörigen Orts schriftlich einzureichen“, plappert der geschwätzige Wirt des Lustspiels. Das ist auch noch heute so bei uns geblieben in all seiner altmodischen „Exaktheit“, während man drüben in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, die ja noch ein wenig größer als Deutschland über alles sind, im Hotel nur kurz seinen Nachnamen wegen der ankommenden Briefe anzugeben braucht.

Aber mag es ruhig bei uns etwas umständlich und urväterlich bleiben, wenngleich man sich auch bei der Frage nach der Staatsangehörigkeit heutzutage in der sogenannten Republik mit der Auskunft „Deutscher“ begnügen sollte, ohne daß man dieses sein Staatsbürgertum noch näher, als „Preuße, Hesse, Bayer“ oder anderes, zergliedern müßte. Aber die Frage nach unserem Glaubensbekenntnis, die sollte man sich in unseren Gasthöfen und auch sonst im öffentlichen Leben möglichst abgewöhnen. Was geht es den Portier im Roten Ochsen in Pforzheim oder im Esel in Harzburg oder im Walfisch in Husum an, welche Religion ich

habe? Aber kaum bin ich dort, ein Wildfremder für ihn, angelangt, tritt er kalt und gleichgültig mit der intimsten Frage auf mich zu, zu der Gretchen erst ganz spät gegen Faust den Mut findet: „Nun sag', wie hast du's mit der Religion?" Das letzte Mal, da ich danach im Goldenen Korkzieher zu Aßmannshausen examiniert wurde, antwortete ich mit Fug und Recht kurz und bündig: „Dissident". Der „Herr Ober", der mich abhörte, stutzte einen Moment und sagte dann, indem er einen möglichst schonenden Blick über mich gleiten ließ: „Aha, Israelit!" Ich versuchte ihm klar zu machen, was „Dissident" bedeutete, ein Mensch, der außer jeder Kirche steht, der nicht auf eine staatliche „Reljon" schwört. Und da ich eine halbe Flasche Rheinwein über den bloßen Durst getrunken hatte, appellierte ich an seine Wissenschaft. „Sie kennen doch den berühmten Doppelvers unsers Schiller, unsers großen Nationaldichters: „Mein Glaube" betitelt, der da lautet: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion."

Er sah mich entgeistert an, als ob ich assyrisch gesprochen hätte. Und da ihm anscheinend nur das Wort „national" eingeleuchtet hatte, meinte er, es handle sich nicht um meine politische Ueberzeugung. Ich hätte es für weit weniger zudringlich gehalten, wenn er sich nach dieser erkundigt hätte. Ja, ganz im Ernst, wäre es für die Gasthofinhaber, die einem ihre Herberge zur kurzen Verfügung stellen, nicht viel wichtiger zu wissen, welcher politischen Partei ihre Gäste angehören, als welcher religiösen? Würden sie nicht, wenn sie einen Kommunisten in ihrem Hause hätten, sogleich ein wachsameres Auge auf ihre Bettwäsche haben können, weil die Begriffe Kommunismus und Diebstahl nun einmal in dem Gehirn solcher schlichten Leute nicht zu trennen sind? Und könnten sie nicht, wenn ihnen die deutsch-nationale Gesinnung ihres Gastes bekannt wäre, das vorläufig beiseite gestellte Kaiserbild wieder stolz über sein Bett hängen oder dem, der sich als Demokrat ausgegeben hätte, gleich die richtige „Judenzeitung" vorlegen?

Die Politik ist doch viel interessanter und bezeichnender als die Religion, über die höchstens noch Gottesgelehrte, Steinerianer oder monistische Materialisten sich unterhalten mögen. Darum fort mit dieser Frage nach dem Glauben bei jeder Gelegenheit in unserem zersplitterten Deutschland! Sie hätte eigentlich mit dem Augsburger Religionsfrieden oder mindestens doch mit dem Westfälischen Frieden 1648 verschwinden sollen. Man entferne diese vertrauliche Frage von den Formularen, auf denen sie sich noch breit macht. Oder man erlaube einem jeden, die Auskunft darüber zu verweigern. Wie man bei öffentlichen Aussagen die verwandtschaftlichen Verhältnisse berücksichtigt, sollte man doch auch unsere familiären Beziehungen zum lieben Gott respektieren und nicht bei dem kleinen Anlaß eines Nachtlogis in der Fremde unser Bekenntnis herausfordern.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Novemberwoche

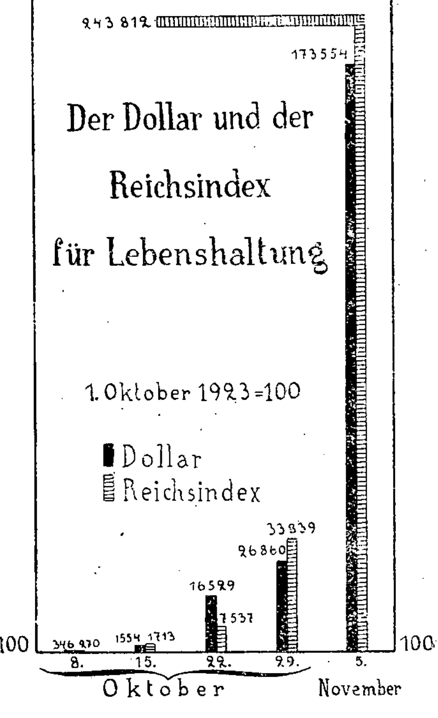
Der Währungskommissar.

An den Tagen, in denen Berlin durch den Druckerstreik nachrichtenlos, in denen das übrige Deutschland durch die Fanfaren und Gegenfanfaren der beiden Münchener Putschkonfessionen von geräuschloseren Ereignissen ziemlich abgelenkt war, vollzog sich fast unbemerkt ein Schritt, der besserer Beachtung würdig gewesen wäre: die Ernennung des Dr. Hjalmar Schacht, Direktors der Darmstädter und Nationalbank, zum Währungskommissar der Reichsregierung. Was ein Währungskommissar eigentlich ist, welche Kompetenzen ihm eingeräumt sind, ist amtlich nicht bekanntgegeben worden, — insbesondere besteht (auch im Kabinett selbst?) noch keine Klarheit darüber, ob der neue Kommissar selbständig Entscheidungen treffen kann, oder ob er, zumindest in grundlegenden Fragen, nur ausführendes Organ des Finanzministers sein soll. Aber wenn die rechtliche Determination der Stellung dieses neuen Mannes auch so verschwommen und undurchsichtig sein mag, wie jeder andere Plan, wie jeder andere Entschluß, wie jede andere Maßnahme, die im Bereich der Währung von Amts wegen bis heute zustandegebracht worden sind, so muß doch Herr Dr. Schacht selbst seinen überaus exponierten Posten mit schlüssigen Absichten und Hoffnungen übernommen haben. Es ist noch nicht lange her, seitdem er das Portefeuille des Finanzministers, das ihm mit Dringlichkeit angeboten worden war, nur deshalb ablehnte, weil er zugleich mit dem Amt auch das Rentenmarkprojekt hätte übernehmen müssen, das er aus eben den Gründen, die auch hier wiederholt dargelegt wurden, für falsch hielt, und weil ihm nicht das Mittel der Goldnote verstattet wurde, das er aus eben den Gründen, die an dieser Stelle seit sechs Monaten immer wieder erörtert werden, als einzig richtiges erkannt hatte. Inzwischen hat das Unglück seinen Lauf genommen, aus dem Rentenmarkprojekt ist eine Rentenmarktatsache geworden, die Währungsreform steht mitten auf eben dem Wege, für den Herr Dr. Schacht keine Verantwortung übernehmen wollte —: und dennoch schaltet er sich jetzt in die Verantwortung ein? Und dennoch schickt er sich jetzt an, das Zukunftskapital seiner integren Reputation mit Dingen zu belasten, an denen Teil zu haben er sich noch vor wenigen Wochen weigerte? Es ist schwer, in solchem Entschluß etwas anderes zu sehen, als jene seit langem bedenklich stimmende Form des Patriotismus, die selbst Unglückliches darum aktiv vollziehen hilft, damit es wenigstens so wenig unglücklich wie möglich vollzogen werde. Auch diese Hal-

tung läßt sich verteidigen. Aber gerade in einem Lande, das an ideen- und initiativegesegneten Köpfen so entsetzlich arm ist wie Deutschland, wäre es besser gewesen, wenn einer der wenigen Männer, die noch Vertrauen um sich sammeln können, unvorbelastet für den sicher herannahenden Augenblick erhalten geblieben wäre, in dem eine Frage, deren gute Lösung so außerordentlich von Vertrauen abhängt, nach neuer Lösung verlangen wird. Indessen: Herr Dr. Schacht hat anders entschieden. Und wenn er sich nicht nur, wie Herr v. Kahr als Statthalter der Monarchie, als Statthalter der Goldwährung fühlt, als Wegbereiter jener solider fundamentierten definitiven Reform, die auch von den Rentenmarkgläubigen als notwendig bezeichnet wird, so wird er seine Aufgabe wohl darin sehen, den krassen Torheiten, mit denen das Zwischenspiel jetzt eingeläutet wird, so rasch als möglich ein Ende zu bereiten, und den Zustand erschütternder Ratlosigkeit zu beseitigen, mit der das gegenwärtige Finanzministerium selbst wichtigsten Teilproblemen seiner eigenen Lösung bisher gegenüberstand.

Eine dieser Torheiten, unverständlich wie kaum eine ihrer hundert Vorgängerinnen, ist die Politik vollkommen willkürlicher Devisenkurs- . . . feststellung? nein: -kommandierung, die die Reichsbank nun schon seit Wochen, offenbar in Regierungsauftrag, betreibt. Dies System ist haltloser als jede Art von Intervention, die zuvor versucht wurde; denn es besteht nicht mehr daraus, das Verhältnis von Devisen-Angebot und Devisen-Nachfrage, wenn auch künstlich, zu egalisieren, sondern daraus, es einfach zu ignorieren. Denn was anders bedeutet es, wenn der Reichsbankvertreter vor den Maklern erklärt: „Der Dollar steht heute 1260 Milliarden!“, wenn er zugleich aber auch die Erklärung abgibt, daß die Reichsbank selbst zu diesem Kurs nicht verkauft? (Es sei denn, daß jemand eine Repartierung von 1 % als Verkauf betrachtet.) Nein, dieser Kurs, zu dem keine Umsätze stattfinden (und der so gleichgültig ist, daß er sogar die seit einiger Zeit sehr beträchtlichen intervalutarischen Wertverschiebungen der einzelnen Devisen gegeneinander nicht mehr beachtet!), — dieser Kurs, über den, wie jeder Banklehrling weiß, die wirklichen Devisenumsätze schlank hinweggehen (und hinweggehen müssen!), ist schlimmer als der phantastischste Springkurs, und niemand hat einen Nutzen von ihm. Denn was geschieht? Die Absicht dieser Politik, die vernünftigerweise doch nur auf Hintanhaltung sogenannter Teuerung (Papierteuerung) gerichtet sein konnte, wird für die Gegenwart absolut nicht erreicht, für die Zukunft aber wird eine echte, eine Goldteuerung, geradezu gewaltsam herbeigeführt. Die Regierung argumentierte, nach allgemeiner Durchführung des Systems Goldgrundpreis × Goldmultiplikator komme es nur darauf an, vor der Oeffentlichkeit einen stagnanten Multiplikator erscheinen zu lassen, dann müßten auch die Preise stagnieren. Aber gerade nach Durchführung des Goldrechensystems war diese Art Hemmung unmöglicher als je. Denn die Oeffentlichkeit, die jetzt, bis zum Droschkenkutscher herunter, den Riß durch den Papierschleier end-

gültig vollzogen hatte und nur noch in Goldrelationen dachte, ließ sich auf das stagnierende Multiplikationsexempel nicht mehr ein, und da ihr der Multiplikator festgehalten wurde, begann sie die Grundpreise zu erhöhen. Unsere Graphik zeigt den Beginn dieses Prozesses. Sie zeigt, wie der Teuerungsindex, der mit dem Dollarindex anfangs Oktober ungefähr identisch war, bis zum 5. November, dem letzten Feststellungstag, über die künstlich kommandierte Goldparität vorgebrochen ist. Aber es handelt sich nur um den Beginn! Seit dem 5. November ist der Prozeß rapide fortgeschritten, kaum gibt es noch Grundpreise, die unter dreifachem Friedensniveau stehen. Das gesamte Goldrechnungssystem, diese letzte Zuflucht im Chaos, ist damit glattweg über den Haufen gerannt. Es ist, wie früher in Papiermark, so jetzt auch in Goldmark, wiederum unmöglich geworden, auf längere Zeit Verträge zu schließen, — die „freibleibend"-Klausel muß auch Goldmarkpreisen schon wieder beigefügt werden. Es ist unmöglich geworden, Lohn- und Gehaltsabkommen in Goldmark zu formulieren (die Berliner Buchdrucker zum Beispiel, die wegen Verweigerung eines Wochenlohnes von 35 Goldmark in den Streik getreten waren, erhöhten ihre Forderung schon am vierten Streiktag auf 70 Goldmark, — nicht aus Willkür, sondern weil die tolpatschig heraufbeschworene „Goldmarkinflation" bereits nach vier Tagen so weit gediehen war). Wie aber, denkt man sich, wird die Rückbildung dieser plötzlich aufgeblähten Grundpreise sich vollziehen, wenn einmal die nutzlose, sinnlose, trostlose, in der Wirkung antiphilanthropische „philanthropische" Kursmacherei jetzigen Stiles aufgegeben wird oder zusammenbricht? Wird es nicht Wochen, Monate dauern, wird nicht in dieser Zeit, was eine fiktive Teuerung verhindern sollte, in die rasendste reale Teuerung ausarten, — mit all ihren sozialen und kommerziellen Folgen? Machen Sie, Währungskommissar Dr. Schacht, vor allem ein Ende mit dieser Ausgeburt!



Eine Abschweifung, notabene, zum Thema Goldrechnung. Je mehr sie sich durchgesetzt, um so unerträglicher ist es im praktischen Gang der Geschäfte geworden, daß der Tag in zwei disparitätische Kurshälften zerfällt. Unter heutigen Verhältnissen ist kein Betrieb in der Lage, sich von einem Tag auf den anderen seinen Bargeldbedarf hinzulegen. Aber sowohl das Inkassowesen als auch die Disposition bei den Banken vollzieht sich vielfach so, daß die wesentlichen Beträge in den späteren Vormittagsstunden einkommen und daß die Weiterverwertung am frühen Nachmittag erfolgt. Ebenso können Arbeiter und Angestellte, die am Spätvormittag ausgelöhnt werden, erst am Nachmittag ihre Einkäufe besorgen. Der Nachmittag aber steht oft unter ganz anderem Kurs, Unternehmer wie Angestellte sehen sich also plötzlich vor der Situation, daß ihre Bardispositionen oder ihre Lohnempfänge gedrittelt, halbiert oder gar geviertelt sind. Dieser Zustand führt zu fortgesetzten Ueberraschungen, Streitigkeiten und Verlusten, er ist zur Crux der Goldrechnung geworden. Es scheint mir darum notwendig, die Kursfestsetzung entweder in die Morgen-, oder in die Abendstunden zu verlegen. Nur dadurch wird wenigstens jeder einzelne Tag wieder zu einer durchdisponierbaren Einheit. Am geeignetsten wäre wohl die Morgen-Notiz, die schon deshalb leicht durchführbar ist, weil der Devisenmarkt, namentlich in seiner jetzigen Verfassung, ja nur eine abgeschlossene Enklave im Börsenorganismus bildet. Auch für die Effektenbörse wäre es übrigens nur von Vorteil, wenn sie sich unter Kenntnis eines schon festgesetzten Devisenkurses abspielte.

Was sonst? Das Thema Goldanleihe braucht nur genannt zu werden, um Bilder eines ziemlich einzigartigen Tohuwabohus aufspringen zu lassen. Herr Dr. Schacht braucht nicht daran erinnert zu werden, daß die Goldanleihe bis heute noch immer unfundiert ist; er hat das selbst oft genug ausgesprochen und dringend vor den Folgen gewarnt. Herrn Dr. Schacht braucht auch nicht mitgeteilt zu werden, daß diese Folgen bereits eingetreten sind; er weiß aus seiner Bankpraxis, daß im Tausch Devisen contra Goldanleihe nur noch 60 bis 70 cents für den Goldanleihedollar gezahlt werden, daß die Tendenz auch weiterhin fortwährend sinkend ist und daß die anscheinende Parität im amtlichen Kurs nur daher rührt, daß der amtliche Devisenkurs weit unterwertet ist. Die Konsequenz daraus, die darin besteht, die Deckung der Goldanleihe nun äußerst zu forcieren, ergibt sich für den Währungskommissar sicher von selbst. Aber nicht nur in dieser Beziehung ist Ordnung zu schaffen. Eine amtliche Note versichert dieser Tage, von einer Goldanleihe-Inflation könne nicht die Rede sein. Die Botschaft hätte größeren Wert, wenn das Publikum endlich in die Lage versetzt würde, einmal schlüssig zu übersehen, welche Mengen und Arten

von Goldanleihe oder Goldanleiheäquivalenten eigentlich ausgegeben worden sind, und wie es um ihre Deckung und Konvertierung im einzelnen steht. Allem Anschein nach sind ja vier verschiedene Arten von Goldanleihe emittiert: die eigentliche Goldanleihe mit 500 Millionen; die als Deckung des privaten Wertbestandsgeldes gedachten Goldschatzscheine mit ferneren 300 Millionen; die als Gegenwert für die neue Devisenabgabe bestimmten Goldzertifikate mit ferneren 120 Millionen; und die der Papiermarkkonversion reservierten weiteren 300 Millionen. Für keine von ihnen, außer für die kleinen Stücke der Originalemission, die in Rentenmark einlösbar sein sollen, ist eine andere Sicherheit gegeben als diejenige jenes allgemeinen Versprechens auf eine „Deckung durch den gesamten Privatbesitz", die seit Monaten schon unrealisiert auf dem Papier steht. Es hat den Anschein, als ob das Reich, in dem Bestreben, seinen Rentenmarkkredit, den letzten nach Stilllegung der Papiermarkpresse ihm zur Verfügung stehenden Defizit-Notbehelf, nicht vorzubelasten, die günstige Goldanleihekonjunktur bewußt bis aufs äußerste ausgenutzt habe, ohne Rücksicht auf die Entwicklung nach Abflauen der Konjunktur. Denn entweder der Einlösungstermin dieser Titres wird so weit in die Zukunft verlegt, daß für die gepeitschte Gegenwart ein kursstürzender Einfluß nicht von ihm ausgehen kann, daß also das Papier für absehbare Zeit gerade die Eigenschaft verliert, das ihm nach Einbuße seines Geldcharakters anhaften soll: seine Eigenschaft als fester Anlagewert. Oder die Einlösbarkeit (die ja nur eine Einlösbarkeit in Rentenmark sein kann) wird so nahe gerückt, daß die erstrebte Entlastung des staatlichen Rentenmarkkredits doch nicht eintritt, daß das Reich seinen Auskaufskredit also dennoch schon während der Sanierungsperiode zur Abdeckung älterer Schulden verbrauchen muß. Ist sich das Reich selber über diese Lage klar? Ist es sich überhaupt schon über die Quantiäten und Emissionen klar, die es noch auf den Markt bringen will? Ist es sich klar darüber, daß sogar schon eine vermutete Inflation zerstörend wirkt und daß es die Vermutungen selbst wachgerufen hat durch die gänzlich planlose und versteckte Art, in der es über seine Absichten berichten ließ? Es ist höchste Zeit, daß definitive Beschlüsse gefaßt werden und daß diese Beschlüsse in einer übersehbaren, geschäftlich korrekten Form dem Publikum zur Kenntnis kommen. Und es ist höchste, allerhöchste Zeit, daß die alten wie die neuen Emissionen endlich ihre wirtschaftliche Basis erhalten! Möge Herr Dr. Schacht auch hier stärksten Dampf machen.

Auch die Rentenmark, die in dem Augenblick, in dem diese Zeilen geschrieben werden,zur Ausgabe gelangen soll, ist in allen Teilen in solches Dunkel gehüllt, daß die Behauptung wohl nicht zu weitgehend ist, noch nie sei eine Währung so ohne jede,

aber auch jede Vorbereitung in die Welt gesetzt worden. Daß zur Verifizierung der Hypothekendeckung dieser Währung im Augenblick ihrer Ausgabe noch nicht einmal einleitende Schritte unternommen sind, daß die Rentenmark also, wie die Goldanleihe, zunächst nur von einem Versprechen auf Deckung gedeckt erscheint, obwohl gleichzeitig immer klarer wird, daß z. B. das relativ deckungspotenteste Rheinland für die Deckung kau mnoch in Betracht kommen wird, — dies alles mag von Optimisten noch als Uebergangsstadium angesehen werden, als eine Folge zu kurzer Fristen (wenngleich der Vorteil der Rentenmark, wie man sich erinnern wird, gerade in den kurzen Fristen liegen soll, mit der sie auf die Beine zu stellen sei). Aber die Vorbereitung fehlt sogar in einfachsten technischen Fragen. Insbesondere ist keine Aeußerung darüber zu erhalten, ob und welche Vorkehrungen dafür getroffen sind, daß nicht auch die Rentenmark wieder, wie die Goldanleihe, aus einem Zahlungsmittel zu einem Börsenpapier wird. Die ersten Anzeichen scheinen sogar dafür zu sprechen, daß man auch die Rentenmark wieder bei den Banken wird kaufen müssen, daß auch sie wieder Börsenrepartierungen unterliegen wird, und daß es sehr schwer sein wird, sie zu erhalten, wie es heute schwer ist, Goldanleihe zu erwerben. Um diesen Zustand zu vermeiden, der das ganze Institut illusorisch machte, wäre es notwendig, zugleich mit dem Erscheinen der Rentenmark auch den Rentenmarkgiroverkehr zu eröffnen, sodaß der Verkehr in Rentenmark sich ohne Vermehrung über Papiermark vollziehen könnte. Aber sind Vorbereitungen für Rentenmarkkonten und Rentenmarkbuchführung bei den Banken getroffen?? Werden wir Rentenmarkschecks, Rentenmarkpostschecks, Rentenmarkauszahlung haben? Werden Devisen gegen Rentenmark oder Papiermark gehandelt werden? Werden Effekten direkt gegen Rentenmark gekauft werden können, oder werden sich bis zur Umwechslung von Rentenmark in Papiermark Zinstage in den Ablauf jeder Transaktion einschieben? Ueber dies alles verlautet kein Wort, — es ist nichts getan, nichts und wieder nichts, um der Rentenmark von vornherein Geldcharakter zu verleihen. Die Liste könnte noch verlängert werden, aber bei genügender Ueberlegung werden schon die aufgeworfenen Fragen genügen, ein gelindes Schaudern darüber zu erwecken, wie sehr in den blauen Tag hinein hierzulande auch wirtschaftliche Revolutionen losgelassen werden. Wenn nicht schon in den nächsten Tagen Regulative erlassen und Einrichtungen introduziert werden, die der Geldfunktion der Rentenmark den Weg frei machen, so wird dies Papier wahrscheinlich endgültig oder wenigstens für lange Zeit in die Bahn getrieben, auf der es nichts nützen kann, auf der es seiner Bestimmung entzogen ist: auf die Bahn der mäßig wertbeständigen Privatsachwertverschreibungen, mit gewisser Favoritenstellung, die der Spekulation noch besonderen Antrieb gibt.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGEBUCH

Der verfälschte O'Neill.

Budapest, 5. November.

Ich wurde von Freunden darauf aufmerksam gemacht, daß mich Ihr „Tagebuch“ (Heft Nr. 34) zur Verantwortung zieht, weil ich mir erlaubt hätte, an dem Schauspiele „Anna Christie“ von O'Neill, das im Deutschen Theater so traurig verendete, willkürliche Veränderungen vorzunehmen. Es sei mir gestattet, festzustellen:

1. daß mein Verleger das Stück dem Deutschen Theater in wortgetreuer Uebersetzung anbot;
2. daß Frau Käthe Dorsch der Ansicht war, in der sie von Herrn Direktor Hollaender bestärkt wurde, daß sich in dem Stücke Längen und überflüssige Wiederholungen vorfänden;
3. daß auch ich dieser Meinung war, weshalb ich an der Originalfassung dramaturgische Aenderungen vornahm, namentlich den zweiten und dritten Akt des ursprünglich vieraktigen Stückes zusammenzog, jedoch mit der vorsichtigsten Wahrung und Benützung des Originaltextes;
4. daß mir infolgedessen garnicht einfiel, und ich auch nicht den Mut aufgebracht hätte, bei einem Autor von O'Neills Rang, den Schluß des Stückes willkürlich zu ändern, — daß, im Gegenteil: das Stück ganz dem Originaltexte entsprechend mit einer friedlichen Beilegung des Liebeskonfliktes schließt;
5. daß diese gewaltsame und unqualifizierbare Aenderung, in deren Sinne das Stück tragisch ausklingt, ohne mein Wissen, Befragen und meine Einwilligung vom Deutschen Theater vorgenommen wurde — gegen welches Vorgehen ich, auch im Namen des Autors, auf das energischste protestiere;
6. daß also alle Verantwortung für solche Aenderungen nicht auf mich, sondern auf das Deutsche Theater um so mehr fällt, als ich auch bei Einsendung meiner, nur dramaturgischen Aenderungen zeigenden Version betonte, daß dem Theater die Wahl zwischen dieser gekürzten und der ihm gleichfalls zur Verfügung stehenden Originalfassung freistehe.

Melchior Lengyel.

Raskolnikoff

Was lockt, Dostojewski zu verfilmen, ist mehr das Kriminalistische als das Psychologische. Fehlt im Dostojewski-Film das Psychologische, so bleibt nur der Kriminalfall, — und der ist dann schlechter als ein wirklicher Kriminalfilm; überwiegt das Psychologische, so wirkt der Film gedehnt, unfilmgemäß, wirkungslos. Von den bisherigen Dostojewski-Verfilmungen ist dieser von Wiene geschriebene und inszenierte der geglückteste... wenn auch noch keine endgültige Lösung. Aber warum überhaupt so krampfhaft gerade diese Lösung suchen? Erfindet doch selbst starke Filmhandlungen, die ethisch-psychologisch geschwängert sind, statt Kunstwerke anderer Gattung mühsam zu vergewaltigen, zu schwächen, zu kastrieren. Zum hundert-

sten Mal: jedes organisch erwachsene Kunstwerk, in eine andere Kunstgattung hinübergemogelt, verliert ... verliert sein Bestes, ob ein Roman dramatisiert wird (auch hier ist Dostojewski ein schreckendes Schulbeispiel), oder ob ein Drama verfilmt.

Wiene also macht es so: er nimmt die Schauspieler des Moskauer Künstlertheaters (erstens sind es Russen, zweitens Seelen-Schauspieler, drittens — Hauptsache — sehr gute Schauspieler) und läßt diese keineswegs in russischem Milieu, sondern in phantastisch-übersteigerten, man sagt dafür: expressionistischen, Bauten spielen. Auf diesen Hintergründen schwellen die Geschehnisse müheloser ins Unheimliche, Übermenschliche; aber die ursprüngliche Atmosphäre geht verloren; ein Bruch entsteht; man fragt sich immer: wie wurden diese Original-Russen in diese verzackten Zimmer, Treppenhäusen, Straßen, die sich ins Unendlich-Geheimnisvolle verlieren, hineingeschleudert? Man kann Wiene verteidigen, indem man sagt: wichtiger als das realistische Milieu ist bei Dostojewski die seelische Atmosphäre ... und diese seelische Atmosphäre wird zwischen diesen phantastischen Bauten deutlicher fühlbar als in photographiertem realistischem Milieu. Das ist richtig (aber nur teilweise), und ist besonders in den Soloszenen geglückt, — weniger in den Ensemble- und Straßenszenen.

Aus dieser so vorbereiteten Atmosphäre dräuenden Unheils wachsen nun die Schauspieler verschiedenwertig und verschiedenartig empor: z. B. Chmara als Raskolnikoff, von vornherein zu sehr zerrüttet, das weiche Gesicht dauernd in zu starkem Spiel; deshalb, trotz großartiger Momente, ohne Steigerung, voll ermüdender Wiederholungen; sehr gut Tarschanow, der typische russische Charakterspieler, der seinen höchsten Ausdruck in Moskwin fand; die Frauen (vor allem Kryschanowskaja und Germanowa) mit sparsamem Spiel, aber bedeutsamem Auge viel Seele hinhauchend.

Das Ganze wirkt sehr aufregend, frißt sich ein; man ahnt Dostojewskis Größe und Tiefe; man ist erschüttert, mitgenommen, geläutert. Und das beweist, daß hier mehr gerettet ist als der Kriminalfall und andererseits Filmgemäßeres vonstatten ging als bloße gedehnte Psychologie, beweist, daß diese Mischung im Film möglich ist. Aber nochmals: es braucht nicht gerade Dostojewski zu sein ... und ist nur der Anfang eines Films, der mehr sein will als bildmäßig abrollende, gutbewegte Handlung.

Kurt Pinthus.

TISCH MIT BÜCHERN.

Anatole France: Die Blütezeit des Lebens. (Kurt Wolff Verlag, München.)

Auf den „kleinen Peter“, seine frühesten Erinnerungen, läßt Anatole France Meditationen und Berichte aus der „Blütezeit des Lebens“ folgen; mit dichterischen Worten von entzückender Natürlichkeit, die an den leicht melancholischen Tatsachenstil eines Andersen mahnt, führt er seine Leser den Weg in die Wissenschaften, Realitäten und zu den ihn einst bestimmenden Menschen. War der „kleine Peter“ rührend, so wirkt die Fortsetzung kräftiger, das Hineinwachsen ins Leben festigt den Schmelz. France hat von Haus aus eine historische Ader, die in Roman und Novelle sich mit Ironie öffnet; aber die selbstbiographische Äußerung zittert von den Reflexen eines sehr warmen, reinen Herzens, die Ironie wird gelinder Spott. Mit bewunderns-

werter Ehrlichkeit gegen sich und mit einer Delikatesse gegen Andere allegorisiert er seine Jugendschmerzen. Hinter den klugen Bemerkungen steht stets eine große Bescheidenheit; und hinter den kleinen Dingen, wie er seine Erinnerungen nennt, baut sich doch ein großes, bedeutendes Leben auf. Arthur Seiffhart, der schon Schwobs „Kinderkreuzzug" in gutes Deutsch brachte, hat das Buch mit sprachlichem Anstand übersetzt. *K.*

Oskar Franz Wiener: Sturz des Tieres. Roman. (Verlag Friedrich Lintz, Trier.)

Das ist ein sehr, sehr großes Versprechen, dem wir nicht wünschen wollen, daß es in die fahle Glätte der Literatur abrutscht. Der Schreiber dieses Buches fingert es sich so zusammen, wie das musikalische Genie, das nichts vom Technischen weiß, sich Melodie und Rhythmus aus der Seele heraus am Instrument zusammenklaubt, d. h. also, hier ist Ursprüngliches, Triebhaftes, Dichterisches. Deshalb bleiben viele Fehler, Dissonanzen, Ungekonntheiten stehen. Und das wirkt auch wieder echt und sympathisch. Die Geschichte hat ein bäuerisches Relief, bäuerische Hände haben sie geschrieben, manchmal gespenstern die Derbheiten der lagerlöfschen Frau von Eckeby, und dahinter erhebt sich ein Fries pseudohistorischer Gestalten im Werden und Zerrinnen alter Geschlechter, in Liebe und Bösem von oft biblischer Größe, die man mit Erschütterung spürt. Das Meer lärmt herein und der Krieg, das Blut braust und dann die große Sehnsüchtige. Daran reibt sich eine wirkliche Erzählerleidenschaft, die immer drängend bleibt, aber die Maße nicht findet, den Zudrang zu bändigen. Vieles schwebt weiter im Ungesagten, was man geformt wünscht, während oftmals das, was vage zu bleiben hätte,

rechtschaffen gearbeitet ist. Solches Ungeschick hätte etwas Rührendes, wenn nicht die Wucht, die dahinter sich ausbreitet, Einem alle Sentimentalität vertriebe. *K.*

Adam Müller-Guttenbrunn: Altöstereich. (Rikola-Verlag, Wien.)

Die gesammelten Feuilletons des inzwischen verstorbenen altösterreichischen Dichters umschließen zweiundeinhalb Jahrhunderte österreichischer Geschichte, aber der Kern bleibt eigentlich Wienerisches, bleibt habsburgischer Anteil an der Führung europäischer Kultur. Die Aufsätze sind ohne Ballast und ohne Wissens-Aufdringlichkeit angelegt, sie geben Situationen und Persönlichkeiten mit einfacher, durchsichtiger Schilderung, und die Natürlichkeit eines warmblütigen Plauderers macht sie sehr lebendig, sehr persönlich. Das ist stets das Sympathische an österreichischen Schilderern, daß sie aus immer beteiligtem Herzen ihre Geschichte überschauen, vor sich selber klären und aus sich heraus die Fehler und Entschuldigungen finden, die, in gleicher Lage, der nördliche Bruder gern über die nationale Grenze abschiebt. Das Buch ist ein unterhaltsames Geschichts-Geschichtenbuch, ohne die Historie zu verniedlichen. *K.*

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 45):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,35 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 12 französische Franken, in Belgien 15 belgische Franken, in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. mal Schlüsselzahl des Buchhändlerbörsenvereins. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Novemberwoche

Fragt man einen der bayrischen oder pommerschen Nationalesel, wie er denn seine Politik der nationalen Großmäuligkeit sachlich rechtfertigen könne, so antworten diese hohlen Burschen mit pathetischer Vollkraft: „Wir wandeln auf Bismarcks Spuren." Solchen unwissenden Schreiern möchte man die ausgezeichneten Arbeiten in die Hand drücken, die Emil Daniels in den letzten Heften der „Preußischen Jahrbücher" über Disraeli veröffentlicht hat. Fürs erste könnten sie dann von einem sehr primitiven Judenhaß kuriert werden. Der Earl of Beaconsfield hat seinen jüdischen Ursprung nie verhehlt. Sein Judentum, das ihn aristokratisch stimmte, hat ihn wahrhaftig nicht gehindert, ein leidenschaftlicher Engländer zu sein, so wenig Rathenau durch seine jüdische Abstammung verhindert war, das deutsche Schicksal als sein eigenes zu fühlen. Bismarck überwand seinen junkerlichen Instinkt, als er Disraelis machtvolle Stellung auf dem Berliner Kongreß gewahr wurde. „Der alte Jude," sagte Bismarck, „das ist der Mann!" Bismarcks anfangs knirschende Anerkennung für „den alten Juden" steigerte sich so sehr, daß er nach dem Kongreß Beaconfields Porträt in sein Arbeitszimmer hing und Besuchern auf dieses und die daneben hängenden Bilder mit den Worten wies: „Mein Kaiser, meine Frau und mein Freund." (Man stelle sich, um von Zwergen neben Riesen zu reden, Herrn von Kahr, der sich von Idioten so gern als bayrischer Bismarck preisen läßt, in diesem Arbeitszimmer vor.) Übrigens schien Disraeli neben Bismarck zuweilen als der Konservativere. Nach einem Essen im „Kaiserhof" schrieb Beaconsfield: „Bismarck aß und trank viel und sprach noch mehr." Disraeli staunt über seine „rabelaisischen Monologe, endlose Enthüllungen, die er nicht hätte machen sollen." — Daniels bemerkt dazu: „Sie gingen hauptsächlich auf Kosten des Kaisers und des Hofes," wohlgemerkt, des alten Kaisers! „Sie waren," schreibt Disraeli, „mit einer feinen und sanften Stimme und einer besonders sorgfältigen Aussprache vorgetragen, die eigenartig und seltsam mit den furchtbaren Dingen kontrastierten, die er sagte; die einen förmlich erbleichen machten durch ihren Freimut und ihre Kühnheit." (Man denke, „der alte Jude" er-

bleicht vor den Kühnheiten, die Bismarck über seinen alten Kaiser sagt! Einem Engländer gegenüber!) Aber freilich, hinter Bismarcks Zynismus pulste ein lebendiger, nationaler Schutzgedanke. Er erstrebte, zum Schutze vor Rußland und Frankreich, eine Allianz mit England. Was Bismarck 1879 dringend erstrebte, die Allianz mit Österreich, haltbar gemacht durch einen Versicherungsvertrag mit Großbritannien, dieses wichtigste Gedankenerbe hat Wilhelm II. anzutreten versäumt. Deutschlands Schicksal war 1914 besiegelt, weil dieser Bismarckgedanke fünfunddreißig Jahre unbeachtet geblieben ist. Am 26. September 1879 suchte Graf Münster Disraeli auf seinem Landgut auf und sprach in Bismarcks Auftrag die prophetischen Worte: „Rußland bereitet sich zu einem Angriff auf Österreich vor. Der Weltfriede wird gestört werden. Es liegt in der Natur der Dinge, daß es kein lokalisierter Krieg sein wird. Es wird ein großer und allgemeiner Krieg werden. . . . Deutschland schlägt eine Allianz zwischen Deutschland, Österreich und Großbritannien vor.“ . . . . Herr Ludendorff hat in seinem Arbeitszimmer in München ein Bild Wilhelms des Zweiten und Letzten, hängen. Mit Recht. Der unverantwortliche Dilettant, der den Zaren durch seine endlosen Briefe, den Prinzen von Wales durch seine Anmaßung abstieß, gehört an diese Wand. Nicht das Bild Bismarcks, der ein Seher in die Zukunft gewesen.

Wer hätte das Recht, sich zum Diktator Deutschlands zu bestimmen? Einer, der den äußeren und inneren, den diplomatischen, finanziellen, militärischen Problemen der Nation gewachsen ist. Einer, dessen Willen nicht durch Skepsis oder Würdigkeit geschwächt ist, ein gläubiger Führer, Einer, dem geglaubt wird und der selber an seine Gläubigen glaubt. Wo ist eine Figur von solchem Maß zu sehen? Nirgendwo in ganz Deutschland. Die Anwärter auf die Diktatur bringen vielleicht einen ungebrochenen Willen, gewiß aber eine im Verhältnis zu den Problemen kümmerliche Intelligenz mit. Will man diese kläglichen Dilettanten der Diktatur würdigen, so lese man die Unterredung nach, die Herr Kapitän Erhardt am 15. November mit dem Korrespondenten des „Sydsvenska Dagblad“ hatte. Der schwedische Berichterstatter, Gunnar Berndtson, erfreut sich des besonderen Vertrauens der Völkischen, seine Darstellung ist unbedingt glaubwürdig. — Übrigens ist, nachdem der „Montag-Morgen“ das Interview gebührend hervorgehoben, nicht eine Silbe des Gesprächs berichtigt worden. In diesem Gespräch bedrohte Herr Kapitän Erhardt Frankreich mit hochgeschwollenen Redensarten: „Wenn die Stunde kommt, werden sowohl die nötigen Waffen als auch genügend Menschenmaterial vorhanden sein. Wir stehen dann einig gegen den gemeinsamen Feind, gegen Frankreich.“ Wenn Poincaré solche

Redensarten in Deutschland bestellt hätte, könnten sie nicht seinem Wunsch entsprechender geliefert werden. Dieses törichte Geschwätz von den Waffen, die da sein werden, ist Wasser auf die französische Mühle. Wäre Herr Erhardt der, der er sein möchte, nämlich der gewissenhafte Vorbereiter der deutschen Befreiung, dann hätte er nie das Maul zu solchen kindischen Aufschneidereien aufreißen dürfen. Aber wir haben ja nur Maul-Diktatoren in Deutschland, genau gesehen, Leute, die nicht einmal ihrem eigenen Maulwerk diktieren können. Der Mann, der diese bramarbasierenden Redensarten in die Welt schickt, wird vom bayrischen Generalkommissariat finanziert, er soll nach Hitlers Phrasenzusammenbruch die völkischen Scharen führen. So sehen die deutschen Aspiranten auf die Diktatur aus. Pralle Schweinsblasen, die bloß mit einer Nadel geritzt werden müssen, um in ihr armseliges Nichts zusammenzusinken.

Um Herrn Kahr, den von rechts und links gleichmäßig Gehaßten, in München wieder zu Ehren zu bringen, möchte die Rettungsspritze des dümmsten Blattes der dümmsten Stadt, die „Münchener Neuesten Nachrichten", täglich ausfahren. In einem dieser Rettungsversuche wurde Hitlers Putsch auch deshalb verdammt, weil Herr von Kahr im Stillen schon die wichtigsten Bundesgenossen in Deutschland angeworben hatte, vor allem „das größte wirtschaftliche Genie Deutschlands". Das Geständnis ist im Trubel des völkischen Räterummels übersehen worden, in München selbst wie in Berlin. Herr Stinnes hat, wie hier schon angedeutet wurde, seine Hand im Münchener Spiel. Das größte wirtschaftliche Genie, das soeben im Begriffe ist, sich auch in Italien industriell anzusiedeln, beteiligt sich an keinem unrentabeln Unternehmen. Wer hat je gehört, daß Herr Stinnes, den Sachverständige mit den amerikanischen Milliardären vergleichen, sich auch nur mit bescheidenen Summen für die notwendigen Volksspeisungen in Deutschland eingesetzt hätte? Beteiligt sich das größte wirtschaftliche Genie an den bayrischen Reichszerstörungsversuchen, so wird er das vor seinem kaufmännischen Gewissen gewiß verantworten können.

Immer, wenn ich das hysterische Geschrei der Völkischen zu entwirren suche, pralle ich vor dem heftigen Durcheinander dieser kindischen Bestrebungen zurück und erinnere mich an den Ausspruch eines Engländers, den R. A. Boxmann in seinem vorzüglichen Irlandbuch zitiert: „Die Irländer wissen nicht, was sie wollen, aber sie werden nicht ruhen, bis sie es erreicht haben."

Mit grenzenloser Verblüffung blickt man von ultrarechts und von ultralinks auf die Verordnung, durch die die vollziehende Gewalt an den Chef der Heeresleitung, General von Seeck't, übertragen ist.

Einer lange geübten Zurückhaltung zuliebe wird es der General verzeihen, wenn ich heute versuche, einige seiner Wesenszüge den Deutschen menschlich näherzubringen.

Denn wo er einmal Vertrauen gefaßt hat, da läßt er so bald nicht davon und braucht auch selbst ein offenes Wort. Dagegen verschließt er sich dem fremden Interviewer völlig. Bekannt ist die Anekdote, wie der General gelegentlich einer Konferenz in London nach dem Friedensschluß einem Journalisten auf dessen Frage: „Gefiel es Ihnen in London?" mit einem herben „Nein" den Rücken kehrte.

Herr von Seeckt liebt es nicht, hervorzutreten; er hat seine Riesenarbeit im stillen getan und es Geßler überlassen, das Reichswehrministerium nach außen zu repräsentieren. Trtozdem zögerten weder die Nationalisten noch die Kommunisten, den General in Grund und Boden zu schmähen oder zum mindesten:, ihn mißtrauisch zu beschnüffeln.

Schon vor drei Jahren erschien eine Karikatur, die ihn als den Riesen aus dem Märchen darstellt, gegen den sieben Schwaben von rechts und sieben Schwaben von links feindlich anrennen.

Mit jener vornehmen Gelassenheit, die sein ganzes Wesen durchtränkt und die wir in seinen äußeren Bewegungen wiederfinden, läßt er derartiges über sich ergehen. Jede Pose oder Kleinlichkeit ist ihm fremd. Einfache große Linien herrschen überall; auch sein Arbeitszimmer bringt das zum Ausdruck.

Das einmal erlassene Verbot des „Völkischen Beobachters" glaubte er durchfechten zu müssen, da es sich um einen militärischen Befehl handelte. Im ganzen besitzt Herr von Seeckt — unähnlich den meisten seiner Standesgenossen — geistige Freiheit und innere Unabhängigkeit. Sein jüngster Befehl, die Aufhebung des Zensurverbotes für Nachrichten aus Bayern, ist ein lebendiger Beweis dafür, daß er den Grundsatz Friedrichs des Großen: „Gazetten dürfen nicht genieret werden" nicht vergessen hat.

Der Zusammenbruch Deutschlands erschütterte ihn seelisch so tief, daß seine Gesundheit lange zu wünschen übrig ließ. Seine eiserne Pflichttreue überwindet immer wieder körperliche Behinderungen, und ein disziplinierter Verstand gestattet seitdem seinem Herzen nicht irgendwelche Manifestationen etwa von Revanche- und Zornesgefühlen.

Als er sich vor wenigen Wochen entschloß, bei der Einweihung von Gedächtnistafeln für die Gefallenen im Reichswehrministerium

einige Worte zu sprechen, schloß er seine Rede: „Mit heißem Herzen, aber kühlem Kopf wollen wir unsere Arbeit tun, und wenn es sein muß, auch für sie sterben."

„Mit heißem Herzen, aber kühlem Kopf." — Wir haben hier das persönliche Glaubensbekenntnis des vielumstrittenen Generals, aus dem heraus alle seine Handlungen verstanden werden müssen. (Ich erinnere an die rücksichtslose Liquidierung des Baltikumunternehmens, die ihm zahllose Feindschaften eintrug.)

Von den reaktionären Kreisen, auf die sein Stammbaum hinweist, unterscheidet er sich durch das Fehlen politischer Hoffart und Borniertheit. Nach der Revolution hörte er die Reden eines Breitscheid mit Aufmerksamkeit an, er nahm Fühlung mit den der Sozialdemokratie entstammenden Ministern und traf, um sich ein Urteil zu bilden, sogar mit Vertretern der Sowjetregierung zusammen.

Die Konservativen nannten ihn infolgedessen mit billigem Witz „Der rote Seckt". Sie geben sich nicht die Mühe zu sehen, daß hier eine staatsmännische Begabung — weit über den militärischen Reorganisator hinausragend — um eines großen Zieles willen alles weniger Wesentliche hintansetzte und weiter hintansetzen wird.

Und dieses Ziel? Von Seeckt wies in seiner Rede darauf hin: Die Erhaltung des Reiches um jeden Preis. Es hat Tage gegeben, in denen er die Gesundung des Volkes schon näher wähnte; ganz den Glauben an sie verloren hat er nie. Und er fand diesen Glauben bestätigt beim Wiederaufbau der kleinen deutschen Armee. Sie ist heute — in der Hand von bewährten Führern — ein fein gegliedertes und tadellos funktionierendes Instrument. Gerade, daß jahrelang gezögert wurde, die Reichswehr bei inneren Unruhen einzusetzen, hat deren Festigung erlaubt und bewirkt, sodaß sie heute — im Verein mit der Schutzpolizei — ein unüberwindliches Bollwerk gegen alle Umsturzgelüste darstellt.

Die bei uns vom Morgen bis zum Abend nach „dem starken Mann" schreien, der vom Abend bis zum Morgen alles umkrempeln und „an die Wand stellen" solle, die mögen nicht auf Seeckt blicken. Eine Wallensteinnatur ist er nicht, auch kein Mussolini. (Das durch tausend Enttäuschungen skeptisch und stumpf gewordene, überhaupt der Theatralik weniger geneigte deutsche Volk würde einen Mussolini trotz seiner blendenden, für die italienische Massenpsyche faszinierenden Einfälle überhaupt als Charlatan ablehnen. Siehe Hitler.)

Bei so flüchtiger Skizzierung müssen im Bilde des preußischen Generals, in dessen Hand ein sozialdemokratischer Präsident die vollziehende Gewalt, also die tatsächlichen Machtbefugnisse, gelegt hat, manche Linien fehlen. Er selbst wird es vielleicht verübeln, wenn überhaupt Worte über ihn gemacht wurden. Ist er nicht Deutschlands letzter Schweiger?

Führer und Massen — ein altes Problem. Ein Problem, das Jedem, der Soldat war — und wer war das nicht? — oftmals ins Bewußtsein trat. Und doch ist es eine der nie gelösten Fragen: trägt die Masse den Führer empor als eine Personifizierung ihres Willens — oder ist es der Führer, der den Geist der Massen erst schafft? Vielleicht ist beides richtig; die Abhängigkeiten sind gegenseitig. So mag es in Politik und Heer und auf allen Gebieten sein, in denen sich der Geist tummelt — in der Wirtschaft ist es anders.

Früher gab es keine Wirtschaftsführer. Bis zum Beginn der industriell-kapitalistischen Epoche war die Wirtschaft demokratisch organisiert, wenn man darunter eine ungefähre Gleichheit des Besitzes der Vielen verstehen will. Heute sind die Unterschiede des Besitzes groß; noch größer der Unterschied zwischen Besitz und Nichtbesitz. Doch sind es durchaus nicht die Meist-Besitzenden, die man als Führer bezeichnet. Ebensowenig wie der Sozialist, wenn er richtig sieht, unter Kapitalisten ausschließlich die Vermögensbesitzer versteht. Kapitalisten in diesem Sinne sind vielmehr die Verwalter großer Kapitalien, mögen diese ihr Eigentum sein oder nicht. Der vermögenslose jugendliche Fabrikdirektor ist in den Augen der Sozialisten ein Kapitalist, auch wenn sein privates Eigentum gering ist. Es genügt, daß er die Verfügungsmacht über große Kapitalien ausübt.

Ähnlich beim „Wirtschaftsführer". Er erhält diese Bezeichnung, weil wichtige Glieder der Wirtschaft ihm unterstellt sind, einerlei ob sie sein Eigentum sind oder nicht. Ist so seine Stellung eine eigenartige, früheren Begriffen unbekannte, weil sie weder auf erworbenem noch ererbtem Besitz zu beruhen braucht, sondern nur auf der Innehaltung einer Macht über Kapitalien und darum über Menschen, so kann man wohl fragen, wer und was ihm diese Macht verliehen hat. Sicherlich nicht die Geführten! Diese erkennen seine Führerschaft im besten Falle an; viel öfter neiden sie sie ihm; und sehr oft ist er wegen seiner Führerstellung verhaßt. Eigenartige Konstellation in der Zeit der Demokratie und des allverbreiteten Wahlrechts! Auf demjenigen Lebensgebiet, das für die materielle Grundlage der Existenz entscheidend ist, und das von manchen überhaupt als der solide Unterbau des ganzen sozialen Gefüges angesehen wird, nämlich der Wirtschaft, versagt das Prinzip, das sonst unser ganzes Zusammenleben beherrscht, das der Wahl. In Politik und Vereinsleben, ja sogar in der Schule, werden die Führer gewählt; hier aber, wo es sich um den Erwerb des Lebensunterhalts handelt, ist keine Rede davon. Intelligenz und Glück, Beziehungen und andere Ursachen sind unsichtbar am Werke, um plötzlich Führer aufzustellen. Mit einem Male sind sie da; ehrfurchtsvoll und mit Haß werden ihre Namen genannt. Selten sind sie Erben; oft

Usurpatoren. Die Macht, die sie haben, existierte meist vor ihnen nicht; sie wurde erst von ihnen geschaffen. Auch diejenigen, die als ihre Auftraggeber erscheinen könnten, etwa die Aktionäre einer Gesellschaft oder eines Konzerns, die ihrem Leiter solche Machtstellung geben, werden dazu mehr von Verhältnissen und einzelnen Persönlichkeiten getrieben, als daß sie aus freien Stücken, bewußt und gewollt, handelten. So ist es schwer zu begründen, woher die Macht kommt. Plötzlich ist sie da.

Wir leben in einer Zeit des Werdens. Ob Chaos oder neue Ordnung daraus entsteht, vermag noch niemand zu sagen. Eins nur sehen wir: daß Persönlichkeiten zu größter Macht auf demjenigen Gebiete kommen, das alle anderen Lebenssphären in den Hintergrund zu drängen scheint, nämlich der Wirtschaft. Wir sehen, daß ihre Macht in kurzer Zeit geboren wird; wir wissen nicht, woher sie kam. Wir wissen noch weniger, wohin sie geht. Persönlichkeiten der allerverschiedensten Art bilden diesen neuen Adel; Männer mit feinster Bildung und Männer, die Goethe kaum vom Hörensagen kennen, die nur in wirtschaftlichen Werten zu denken vermögen, einerlei ob es sich um ein Kunstwerk oder einen Menschen handelt. Selten sind es Leiter von Handelshäusern, meist solche der Industrie und öfter auch der Banken.

Ihre Macht besteht in der Verfügung über Kapitalien, die in den letzten Jahren der Wirtschafts- und Währungszerrüttung wie Quecksilber an einzelnen Punkten zusammenliefen und sich dort ballten. Mit diesen Kapitalien beherrschen sie die Voraussetzungen für die Existenz Tausender, beherrschen sie ferner die Einnahmen ihrer zahlreichen Aktionäre, sowohl der der eigenen wie der angegliederten fremden Gesellschaften. Und endlich beherrschen sie weitgehend das gesamte politische und staatliche Leben, dessen finanziellen Rückhalt sie bilden.

Gemeinsam ist ihnen allen eins: daß sie da sind um des Gewinnes ihrer Gesellschaften oder Konzerne willen. Der Erwerb für sich selbst tritt dahinter zurück. Ihre Arbeit ist schwer und lang, erfordert den ganzen Menschen — aber sie gewährt Macht über Menschen und Dinge, über lebendige Organismen der Wirtschaft und den Staat, der von ihr lebt. Und für diese Machtstellung und deren Gebrauch sind sie Niemandem verantwortlich. Denn was ist die von einigen Großaktionären besuchte General-Versammlung?!

Ihr Denken ist kaufmännisch, also privatwirtschaftlich, auf Rentabilität ihrer Unternehmungen gerichtet, nicht aber auf das Wohl der Gesamtheit des Volkes. Mögen sie auch manchmal in einzelnen Punkten einen klaren Einblick in die „Notwendigkeiten" des ganzen Volkes haben — ihr Blick kann sich niemals ganz lösen von dem, was ihnen vor allem am Herzen liegt: dem Gewinn ihrer Werke. Wenn es schon kein einwandfreies wissenschaftliches Kriterium dafür gibt, ob eine Handlung, die privatwirtschaftlich sehr nützlich,

weil ertragbringend ist, auch volkswirtschaftlich gerechtfertigt werden kann — diesen Männern muß notwendigerweise solche Erkenntnis fehlen. Auch sie werden und sind Produkt ihres Milieus. Und ihr Ziel ist das der Stärkung ihrer Firmen, das des Verdienens und Aufhäufens von neuen Kapitalien, aber nicht dasjenige der bestmöglichen Versorgung des ganzen Volkes. Für den Marsbewohner sieht der Nachthimmel anders aus als für den der Erde. Das Ziel der Erreichung höchstens Gewinnes muß oft auf ganz anderen Wegen gesucht werden als sie dem volkswirtschaftlich Denkenden wünschenswert erscheinen. Privatwirtschaftliches und volkswirtschaftliches Streben können unter Umständen schärfste Kontraste werden; ersteres geht auf Rentabilität, letzteres auf Produktivität und Verteilung.

Diejenigen, die wir heute mit dem Schlagwort „Wirtschaftsführer" belegen, denken privatwirtschaftlich. Sie sind ja Führer privatwirtschaftlicher Unternehmungen. Weil deren Kapitalien groß sind, nennen wir sie Wirtschaftsführer.

An wen sie ihre Machtstellung einst abgeben, weiß Niemand. Vielleicht an fähige oder auch unfähige Söhne und Neffen — vielleicht zerfällt die Position auch bald nach ihrem Tode.

So ist ihr Bild: Menschen hoher geistiger Kraft auf wirtschaftlichem Gebiet; von Machtwillen besessen; herrschend auf dem unsichtbaren Gebiet wirtschaftlicher Beziehungen und Abhängigkeiten; selbst frei und unabhängig in der Ausübung ihrer Gewalt; Niemandem verantwortlich, auch nicht der Allgemeinheit, der sie die Wege weisen, denn für ihr Tun fehlt fast jedes moralische Gesetz; dienstbar allein der nebelhaften Größe, als die wir das von ihnen beherrschte Kapital — jenes Neutrum, Abstraktum — ansehen müssen; unverrückbar auf Mehrung dieses Kapitals bedacht; Dynasten ohne Erbfolge; Freischärler jeder Konjunktur.

* * *

Dreimal hat man sich in den letzten Jahren in Deutschland dem Irrwahn hingegeben, diese Männer müßten den Staat als Minister beherrschen. Ist ihr Blick dazu angetan? Geht ihr Denken aufs Ganze des Volkes? Können sie im sozialen und kulturellen Leben der Nation anderes sehen als wirtschaftliche Fragen? Wollen sie andere Verantwortung tragen als allenfalls die vor sich selbst? Wollen sie eine stumme Kapitalmasse beherrschen und dadurch indirekt Menschen als Werkzeuge — oder wollen sie wirklich Träger und Vollzieher des Volkswillens sein? Ist ihre erkämpfte Machtstellung als „Wirtschaftsführer" die richtige Schule für einen Führer, einen Leiter des Volkes auf politischem Gebiet, wo alle Fäden sozialen und geistigen Lebens sich kreuzen und überschneiden, wo oft laviert werden muß? Wollen sich Usurpatoren zu Gewählten machen lassen?

WILLY HAAS

DER INTELLEKTUELLE UND DAS KÄMPFENDE PROLETARIAT

Die heutige wirtschaftliche Situation des Intellektuellen ist nicht mit dem Proletariat zu vergleichen, wie das oft geschieht: sie ist unterproletarisch, oder, besser gesagt, vorproletarisch. Denn der bloße Begriff „Proletariat" schon setzt eine gewisse klassenähnliche Affinität auf Grund der Erkenntnis wesentlich gleichartiger wirtschaftlicher Interessen voraus: und gerade diese Erkenntnis ist es, die den Intellektuellen vollkommen fehlt.

Das wirtschaftliche Schicksal der Intellektuellen vom alten Rom bis zur Gegenwart ist es, als Schmarotzer einer konsolidierten Kaste oder Klasse zu leben. Der Intellektuelle des Altertums ist in der Monarchie Hofmann, in der Demokratie „Cliens", Höriger. Im Mittelalter wird er zum Mönch, d. h. zum Nutznießer der toten Hand, zum Cliens der Kirche, in der Renaissance wieder zum Cliens des Landesfürsten. Und darüber hinaus ist er entwicklungsgeschichtlich auch heute noch nicht, heute am allerwenigsten gekommen.

Seine materiellen Interessen sind — dies vorausgeschickt — von denen der kämpfenden Arbeiterklasse in einem entscheidenden Punkt verschieden: keine soziale Revolution, keine Diktatur der Arbeiterklasse wird ihn in den Besitz seiner Produktionsmittel setzen; jede wie immer geartete soziale Wirtschaftsform wird ihm sein Hauptproduktionsmittel, die Druckerpresse, ebenso entziehen wie die kapitalistische Wirtschaftsordnung. Denn ihm, dessen Produkt ein höchst individuelles Produkt ist, nützt der Gemeinbesitz einer Gesellschaftsklasse, der er sich zurechnet oder aufdrängt, an seinen Produktionsmitteln nicht das Geringste.

Seine soziale Situation ist und bleibt auch in der sozialen Gesellschaftsordnung das Vasallentum, die Hörigkeit.

Der Grund dafür ist ohne weiteres einleuchtend: Weder die bürgerliche noch die marxistische Wirtschaftsordnung hat die rein geistige Leistung, den Akt der Gehirnproduktivität an sich, den Gedanken, als einen materiellen Faktor in das Wirtschaftsleben eingestellt. Beide sonst antipodischen Wirtschaftstheorien bewerten diesen einen Faktor identisch, nämlich nur insofern, als er zugleich und zufällig Exponent einer streng materiellen Produktivität ist, also als Hörigen.

Diese Grundform des intellektuellen Produktes, den bloßen Gedanken, als Faktor von sozialer und wirtschaftlicher Bedeutung zu proklamieren und seine Anerkennung, von welcher Staats- und Gesellschaftsform immer, zu fordern und durchzusetzen, ist also erste Voraussetzung zu einer Emanzipation des Intellektuellen von unwürdigem Schmarotzertum.

Man wird den organisatorischen Wert einer solchen Formel sicher bezweifeln; am meisten auf Seiten der Intellektuellen. Selbstverständlich! Eine vasallische Lebensform bedingt, nach Marx, eine vasallische Ideologie. Man hat diese Ideologie seit jeher „Gesinnung" genannt, und ich erwarte also schärfste Abkanzelung von Seiten eines Intellektuellen, der mir erzählen wird, daß Pflicht gerade des Intellektuellen und nur des Intellektuellen vorerst „Gesinnung" sei. Es würde mich nur amüsieren, wenn dieser Intellektuelle zufällig — — Marxist wäre.

In der Tat aber ist die wirtschaftliche Emanzipation des bloßen Gedankens von der Gesinnung die erste und wichtigste Voraussetzung für die geistige Freiheit der Intellektuellen.

Das seelische Ziel des reinen äußerlich intentionslosen Gedankens, seine eingeborene Intention, ist Erkenntnis: also ein X, etwas Unbekanntes, eine Ware, deren Art, Gestalt und augenblicklicher Nutzen im Vorhinein nicht anzugeben ist. Dadurch unterscheidet sich diese Ware von jeder anderen Ware. Und dieser charakteristische Umstand definiert auch die Art ihres Umlaufes. Nach einer unbestimmten Ware gibt es keine bestimmte Nachfrage. Die bestimmte Nachfrage muß vielmehr von der Klasse selbst erzwungen werden. Dieser seltsame, ganz einzigartige Umstand ist es, der den Kampf des Intellektuellen von jedem anderen sozialen Kampf isoliert.

Gerade dieser reine Gedanke aber, der noch nicht zielstrebige, noch nicht wissenschaftlich forscherische, der noch nicht bewußt tendierte Gedanke ist der dialektische Zentralpunkt des ganzen Problems. Seine potenzielle Grenzbestimmung ist: die Welt auf neue Weise zu interpretieren. Das materielle Substrat des Gedankens an sich, des reinen Gedankens, ist, aristotelisch definiert: „Dynamei", der Möglichkeit nach, ein neues Weltbild. Gerade sein unmittelbarer Nutzen ist also der allerfernste, die Nachfrage nach ihm die geringste; seine materielle Wichtigkeit aber die allergrößte. Schon der alte Nationalökonom List hat betont, daß ohne Archimedes ein Watts niemals hätte arbeiten können. Er hat vergessen, hinzuzufügen, daß Archimedes seinerseits nicht denkbar ist ohne das phantastische Weltbild von astrologischen Dichter-Denkern des alten Ägypten und Babylonien, sodaß also, kurz gesagt, aller Antipathie Lenins zum Trotz, eine moderne Stahlfabrik letzten Endes von Philosophen und Dichtern geschaffen ist.

Dieses Phänomen der langen zeitlichen Kette aber ist zugleich eine seelische Kette, die alle wahrhaft geistig Produktiven aneinander bindet. Es gibt keinen wahrhaft schöpferischen Mathematiker, Chemiker, Ingenieur, der sich den vagsten Träumen eines Dichters nicht verwandter gefühlt hätte als irgendeinem Arbeiter

Unser gesinnungsloses „Lumpenproletariat“ — diesen Begriff im streng marxistischen Sinne gebraucht — sind die „exakten Wissenschaftler“, jene Chemiker, Ingenieure, Sozialrevolutionäre, die auf Dichter und Philosophen ironisch herabsehen und sich einem Fabrikarbeiter „verwandter“ dünken. Das Recht, den Intellektuellen zu verachten, hat nur der Arbeiter selbst — weil er, der sich zur Emanzipation emporgeschwungen hat, entwicklungsgeschichtlich höher steht als der Intellektuelle. Niemals aber der Intellektuelle.

Ich habe hier absichtlich von Mathematikern, Chemikern und Ingenieuren gesprochen: denn sie sind gewissermaßen die revolutionäre Stoßtruppe im Kampf um die Emanzipation. Eine Berufsgruppe ist nur insofern selbständig emanzipationsfähig, als sie mit Aussicht auf Erfolg in den Generalstreik treten kann. Von der Solidaritätserklärung der Mathematiker, Chemiker, Ingenieure und der verwandten Berufe also wird es vor allem abhängen, ob die Intellektuellen als kämpfende Klasse irgendeinmal frei werden können oder nicht.

Ob das aber geschieht oder nicht, davon wieder hängt sicher nicht so sehr die Zukunft der Dichter und Philosophen als vielmehr die Zukunft der Ingenieure und Chemiker selbst in dieser fachlich gruppierten, intellektuell diffusen Zeit ab. Denn der wahrhaft produktive wissenschaftliche Fortschritt ist nicht nur ein Vorwärts-Stoßen in der Welt des Unerforschten, sondern, wie wir schon betont haben, ebensosehr und immer ein Sich-erinnern an ein geistig durchdrungenes Weltbild. So hängt Marx mit Hegel zusammen, dessen absoluter Gedanke der Weltinterpretation, die Dialektik, die theoretische Vorform zu der praktischen marxistischen Geschichtsinterpretation bildet; so ist die materialistisch physikalische Forschung von Lamettrie bis Planck die bloße gegenständliche Verdichtung einer philosophischen Atmosphäre, die von Demokritos bis Gassendi reicht; so ist Einsteins „Zeitkomponente“ in der Relativitätstheorie ohne die philosophische Voraussetzung einer theoretisch unbeschränkten Anzahl von Dimensionen, die die deutsche Metaphysik von der deutschen Mystik übernommen hatte, nicht denkbar. Und weiter! Das Taylor-System wieder setzt Lamettries „l'homme machine“ sozusagen „gedankenbiologisch“ voraus usf. usf.

Der wissenschaftliche Fortschritt ist also die produktiv gewordene Allianz eines philosophisch präformierten Weltbildes mit einem ephemeren Anlaß: und diese Allianz auch wirtschaftlich zu verwirklichen, liegt durchaus im Interesse jener Intellektuellen, deren Produkt, schnell in materielle Werte umsetzbar, als wirtschaftlicher Faktor maßgebend ist: denn die Lösung dieser Allianz bedeutet, wie die nächste Zukunft zeigen dürfte, rapiden Verfall dieser Gruppen in produktiver Hinsicht. Das bedeutet aber: daß

die Ingenieure, die Chemiker, die Ärzte, die Sozialreformer, wenn sie nicht selbst sozial immer tiefer herabsinken wollen, nicht nur für sich, sondern auch für den humanistischen Denker, den Philosophen, Dichter, Schriftsteller kämpfen müssen.

Ich will ein mir zufällig naheliegendes Beispiel wählen: die Kinematographie.

Hier hat tatsächlich die Technik seit zwanzig Jahren so gut wie nichts Originelles geleistet — einfach, weil sie jede tiefergehende Allianz mit den Regisseuren, Filmdichtern und Filmtheoretikern prinzipiell verschmäht hat. Soweit es von jenen angeblichen „Herren der Zeit", den Technikern, abhängt, wird heute noch im ganzen Großen so brav und idiotisch im Atelier vor Bogenlampen gekurbelt wir zur Zeit des alten Pathé; die Verfeinerungen liegen ausschließlich auf Seiten der rein gedanklichen Arbeiter und können sich als produktive Tatsachen garnicht auswirken, weil ein fertiges geistiges Weltbild, in das Wedekind, das expressionistische Gedicht, O'Neill und Kerr ebensogut hineingehören, wie etwa Mauritz Stiller oder Chaplin oder Carl Meyer, von der Technik einfach nicht zum Anlaß eines entscheidenden technisch-produktiven Fortschrittes genommen wird. Deshalb ist aber auch — eine ganz einzigartige Tatsache! — der technische Schöpfer des Filmes, der Operateur, wirtschaftlich schlechter gestellt und abhängiger als der Regisseur und die Darsteller, und — ein Wunder! — nicht viel besser als der Filmdichter.

Es handelt sich also für den Intellektuellen von heute vorerst darum, zu erkennen, daß seine wirtschaftliche und seelische Affinität zu seinen Berufsgenossen unbedingt enger ist als seine wirtschaftliche und seelische Affinität zu jeder anderen Gesellschaftsklasse. Er hat also als Einzelperson nicht von oben herab zu dem Proletariat zu stoßen, sondern er hat sich vorerst korporativ aus einer unterproletarischen Wirtschaftsverfassung emporzuarbeiten. Er muß mit seinen Standesgenossen zu allerest die Möglichkeit eines sozial wirksamen Generalstreiks vorbereiten. *Erst klassenmäßig konsolidiert, also innerlich freigeworden, ist er als Einzelperson überhaupt erst mit einer der vorhandenen sozialen Gruppen bündnisfähig.* Diese Entwicklung liegt, wie jede organisch richtige Entwicklung, im Interesse nicht nur der Intellektuellen, sondern der modernen Gesellschaft überhaupt, also auch im Interesse des kämpfenden Proletariats. Die fragwürdige, unzuverlässige Stellung des Intellektuellen innerhalb einer *jeden* politischen Partei muß ersetzt werden durch ein würdiges, zuverlässiges, freies Bekenntnis — — zu welcher politischen Partei immer. *Der Intellektuelle, der sich vor diesem Emanzipationskampfe dem Proletariat anschließt, ist und bleibt trotz diesem Anschluß unorganisierter Fremdkörper. Lumpenproletarier, Gesin-*

n u n g s z i g e u n e r. Das fühlt das Proletariat mit unfehlbarem Instinkt.

Ich bemerke, daß die Tatsachen meine Thesen vorweggenommen haben. Eine große Gruppe ausgezeichneter, standesbewußter Intellektueller hat sich in Frankreich bereits zusammengeschlossen zu einer „C. T. J." (Confédération des Travailleurs Intellectuels). Auch hier mußte zuerst der Kampf ausgefochten werden gegen jene Elemente, die einen direkten Anschluß an die Arbeiterorganisationen, die C. G. T. (Confédération Générale du Travail) forderten. Das Syndikat der intellektuellen Arbeiter, an dessen Seite Pierre Mille, also ein formell rein bürgerlich orientierter Intellektueller steht, gibt eine Zeitschrift „Le producteur" heraus, die das — übrigens sehr radikale — Programm des Syndikates im Wege der Diskussion ausarbeitet. Wer sich in deutscher Sprache orientieren will, greife zu der präzise gefaßten Broschüre von Ernst Curtius: „Der Syndikalismus der geistigen Arbeiter in Frankreich" (Verlag Cohen-Bonn).

OTTO ZOFF

DIE THEATERREISE

V. M i t t e l d e u t s c h l a n d.

Wenn von München festgestellt wurde, daß sein Einsatz im Kampf um die werdende Kunst unbeträchtlich geworden, so gebietet andererteils die Gerechtigkeit zuzugeben, daß dieser Kampf heute gefahrvoller und schwieriger ist als noch vor einigen Jahren. Damals herrschte zwar allen neuen Dramatikern gegenüber Skepsis, aber zugleich Interesse. Ja, man muß sagen, daß in Großstädten wie Berlin, München und Frankfurt Interesse zu so heißhungriger Anteilnahme geworden war, daß von hier aus die Schaffung eines neuen Theaterpublikums immerhin möglich gewesen wäre. Heute aber ist das Interesse erloschen, und zur Skepsis hat sich Gleichgültigkeit gesellt. Wer trägt die Schuld daran? Das Publikum? Die Theaterleiter? Die Dichter? Keiner von ihnen und, von den nackten Tatsachen her betrachtet, am ehesten noch die Dichter. Denn: Die Gleichgültigkeit ist eine Folge der Enttäuschung. Die Enttäuschung aber eine Folge der Tatsache, daß diese letzte Epoche der Dramatik, von der man eine Umschaffung, ja eine Steigerung des Dramas zum großen Stildrama erwartet hatte, bloß Experimente statt Werke gebracht. Als die ersten Versuche der Expressionisten erschienen, als Sorges „Bettler", Kaisers „Von Morgens bis Mitternachts", Kornfelds „Verführung" und Hasenclevers „Sohn" die Gemüter erhitzten, das Für und Wider über das Gebiet der Literatur hinaus zu einem Kampf der neuen mit der alten Generation wurde, — da nahm man diese Werke zwar mit Ablehnung, aber doch mit der lebhaftesten Neugierde auf: wohin sich dieser Sturm und Drang entwickeln werde. Und es ist die Tragik dieser Epoche, daß sich

eben nichts entwickelt hat. Die ersten Experimentierversuche blieben als die Standard Works. In der Lyrik, in der Malerei, ja selbst in der Musik hat der Expressionismus das Werk geschaffen, das gleichberechtigt sich in die geistesgeschichtliche Kurve einfügt: Mit Trakl, Kokoschka, Schönberg, international mit Péguy, Chagall, Stravinsky und einem Dutzend anderer. Das Theater lief leer aus. Die letzte ständige Repertoireauffüllung heißt nach wie vor Frank Wedekind.

Trotzdem: die Schuld den Schaffenden beimessen, hieße, aus oberflächlicher Betrachtung, nicht aus kritischer Erforschung urteilen. Heute, in der Rückschau, erkennt man die höchst logischen Gründe, warum es so und nicht anders kommen durfte, und warum die Bemühung von höchst begabten Menschen sich scheinbar resultatlos hinauspulverte. Es ist an dieser Stelle nicht meine Aufgabe, dies aufzudecken oder zu beweisen, daß die Selbstaufopferung einer Generation den Nachkommenden den Boden geackert hat. Für das Theater als Masseninstitution bleibt die Tatsache allein, daß ein Publikum infolge fortgesetzter Enttäuschungen — weil nie ein Werk, sondern stets nur ein Versuch sich stellte — heute desinteressiert ist. Die anrückende Generation will für sich genommen werden. Die anrückende Generation heischt eine Frischheit des Interesses, das schon verwelkt erscheint. Und so müssen die Theater den Kampf von Neuem beginnen und gegen verdoppelte Abwehr: die Aversion gegen den „Expressionismus" alliiert sich mit dem Mißtrauen gegen abermals andere Schlagworte.

Diese momentane Konstellation bestimmt die Haltung so mancher Theaterleiter: sie mischen vorsichtig die unbekannten Namen unter ein schon erprobtes Repertoire. Es zeitigt bessere Resultate als die frühere Posaunenpropaganda. Nach „Jungfrau von Orleans" und „Michael Kramer", allwo jedermann sich „erhoben", nimmt man es gerne in den Kauf, sich — gleichsam zur Abwechslung — auch einmal auseinanderzusetzen. Und so ist die Direktionsführung des Intendanten Alwin K r o n a c h e r in Leipzig höchst verdienstvoll. Er baut ein Theater auf, das allen Zeiten gerecht wird. Er ist programmlos im positiven Sinne des Wortes. Er ist mutig, ohne forciert zu sein; modern, ohne sich modisch zu gebärden; und reif und jugendlich zugleich. Er pflanzt nicht neu; er pfropft ein frisches Reis auf; er vergißt nicht, daß neue Kunst sich am besten erweist, wenn sie als würdige Fortsetzung der alten geglaubt wird. Er reiht diese größtenteils doch ungewöhnlichen Werke als selbstverständliches Ferment und nicht — wie es anderswo geschieht — als gegensätzliches Kuriosum in ein übliches Repertoire ein stellt sie mit sachlichem Ernst und ohne regietrickliche Seitensprünge auf die Bretter, (das meiste inszeniert er ja selbst) — und erreicht so eine Selbstverständlichkeit ebenso Georg Kaiser als Friedrich Schiller gegenüber. Beide werden einfach der Notwendigkeit des lebendigen

ROSA LUXEMBURG — IM ASYL

„.... Die Polizeibehörden beeilten sich, die gute Bürgerschaft zu beruhigen: es war keine ansteckende Krankheit, das heißt: es lag keine Gefahr vor für die anständige Einwohnerschaft, für die besseren Leute in der Stadt. Der Massentod blieb nur auf die „Asylistenkreise" beschränkt, auf die Leute, die sich den Genuß „sehr billiger" stinkender Bücklinge oder giftigen Fusels zu Weihnachten geleistet hatten. Woher hatten die Leute aber jene stinkenden Bücklinge genommen? Hatten sie sie von einem „fliegenden Fischhändler" gekauft oder aus dem Kehricht in der Markthalle aufgelesen? Letztere Mutmaßung wurde abgelehnt aus einem gewichtigen Grunde: der Abfall in den städtischen Markthallen ist nicht, wie sich oberflächliche und nationalökonomisch ungebildete Leute vorstellen, herrenloses Gut, das sich der erste beste Obdachlose aneignen dürfte. Dieser Abfall wird gesammelt und an große Schweinemästereien verkauft, wo er, erst sorgfältig desinfiziert und vermahlen, als Futter für die Schweine dient. Wachsame Organe der Markthallenpolizei sorgen dafür, daß menschliches Gesindel hier nicht den Schweinen ihr Futter unbefugterweise wegschnappt, um es undesinfiziert und unvermahlen zu verschlingen ....

.... Jedermann weiß, daß es Asyle, daß es Bettler, Prostituierte gibt. Aber das alles wird gewöhnlich als etwas Fernes und Fremdes empfunden, als etwas, das irgendwo außerhalb der eigentlichen Gesellschaft liegt ... Plötzlich passiert etwas, das so wirkt, wie wenn inmitten eines Kreises wohlerzogener, feiner und freundlicher Menschen jemand zufällig unter kostbaren Möbeln Spuren scheußlicher Verbrechen, schamloser Ausschweifungen aufdecken würde. Plötzlich wird unserer Gesellschaft durch ein grauenhaftes Gespenst des Elends die Maske der Wohlanständigkeit abgerissen ... Und kein Arbeiter ist vor dem Asyl, vor dem vergifteten Bückling und Fusel gesichert. Heute noch rüstig, ehrbar, fleißig — was wird aus ihm, wenn er morgen entlassen ist, weil er die fatale Grenze der vierzig Jahre erreicht hat, bei der ihn der Unternehmer für „unbrauchbar" erklärt. Was, wenn er morgen einen Unfall erleidet, der ihn zum Krüppel, zum Rentenbettler macht? Man sagt: zum großen Teil verfallen dem Armenhaus und dem Gefängnis nur schwache und schlechte Elemente: schwachsinnige Greise, jugendliche Verbrecher, abnorm veranlagte Menschen mit verminderter Zurechnungsfähigkeit. Mag stimmen. Aber schwache und schlechte Naturen aus höheren Klassen kommen nicht ins Asyl, sondern in Sanatorien oder in den Kolonialdienst, wo sie an Negern und Negerweibern ihre Instinkte ausleben können. Idiotisch gewordene Königinnen und Herzoginnen verleben den Rest ihrer Tage in abgeschlossenen Palästen, umgeben von Luxus und ehrerbietiger Dienerschaft. Für das alte irrsinnige Scheusal, das Tausende von Menschenleben auf dem Gewisen hat, und dessen Sinne durch Mord und geschlechtliche Ausschweifung stumpf geworden sind, für den Sultan Abdul Hamid, hat die Gesellschaft als letzten Ruhewinkel eine prunkvolle Villa mit Lustgärten, perfekten Köchen und einem Harem aus blühenden Mädchen vom zwölften Jahre aufwärts ... Für das besitzende Gesindel — Schonung und Lebensgenuß bis zum letzten Atemzug, für den proletarischen Lazarus — Skorpione des Hungers und der Giftbazillus des Todes auf dem Kehrichthaufen."



Wir teilen hierdurch mit, daß wir Anfang Dezember im Meistersaal-Gebäude, Berlin W 9, Köthener Straße 38, die Galerie Grosz eröffnen. George Grosz hat seine gesamte Produktion zur Verfügung gestellt. Mit Verzeichnissen, Auskünften usw. stehen wir gerne kostenlos zur Verfügung.

Die Malik-Buchhandlung, Berlin W 9.

DER BUCHLADEN

Theaters eingefügt. Und bejaht auch das Publikum nicht immer, ja lehnt es ab, — so kann ein solcher „Autorendurchfall“ an zwei verschiedenen Bühnen ein verschiedenes Gesicht haben. Hier als Ablehnung eines Fremden, — dort als Anpöbelung eines Feindlichen. Und es ist nicht in den seltensten Fällen der Regisseur, dem die Entscheidung in die Hand gegeben ist.

Kronacher ist seit 1920 Direktor des städtischen Schauspiels. Sein Beginn nennt die Uraufführung von Giedions „Arbeit“, Fiakes „Im dritten Jahr“, Dülbergs „Schellenkönig Kaspar“. In späterer Zeit reihen sich dann folgende Uraufführungen an: „Musik“ von Karl Hauptmann, „Wahnschaffe“ von Lauckner, „Der singende Fisch“ von Alfred Brust, „Vater und Sohn“ von Joachim von der Goltz, „Spiegelmensch“ von Franz Werfel, „Die Nonnen von Kemnade“ von Alfred Doeblin. Zu den jungen Autoren gesellen sich die musterhaftesten Aufführungen von älteren Werken. Die Uraufführung von Hans Rothes „Troilus und Cressida“-Übersetzung, „Caesar und Kleopatra“ von Shaw, „König Nikolo“, „Der Liebestrank“, „Franziska“ von Wedekind, „Rausch“ und „Königin Christine“ von Strindberg, die „Wölfe“ von Rolland, und ungefähr ein Dutzend Dramen von Gerhart Hauptmann, einige von Sternheim, Georg Kaiser und Eulenberg, — sie geben —, verbunden mit weitausladensten Neuinszenierungen des „Wallenstein“ und des „Faust“ — ein Bild von einer keineswegs überstürzten, aber erfreulich produktiven Renovierung.

Wie vortrefflich, daß den städtischen Bühnen im „Leipziger Schauspielhaus“, einem Privattheater unter Fritz Viehwegs Leitung, eine Konkurrenz von respektablem Niveau gegeben ist. Respektabel und — sympathisch, wie dieses Theater ohne Ermüdung mit dem subventionierten großen Haus um die Wette läuft. Das Negative darf freilich ebenfalls nicht verschwiegen werden: diese ein wenig sorglose Art, in der mit dem übernommenen oder eroberten Gut dann gewirtschaftet wird. Man verschließt sich keiner Anregung; aber man hat nicht geistige Disziplin genug, sie in ihre letzte Konsequenz hinein durchzuhalten. Aufführungen von Barlach und Hamsun, Wedekind und Schnitzler, die zu sehen ich Gelegenheit hatte, genügten nicht. Man wirft sie in eine schon mit Erfolg geübte Schablone, man sieht bequem über die zeitgeschichtliche Trennung, die zwischen Schlagermizzl und Lulu liegt, hinweg, man überläßt dem zufällig Schauspielerischen eine zu prominente Vorherrschaft. Eine Art von provinzieller Sorglosigkeit ist am Werk, die drüben im städtischen Theater schon ausgewirtschaftet hat. Dafür aber gelingt das Lustspielhafte mit einer starken Durchschlagkraft. Dafür gelingt eine Inszenierung von „Was Ihr wollt“ oder „Robert und Bertram“ so sehr, daß Laune, Humor und Geschmack von einem begabten Ensemble jongliert erscheinen. Da erhält nun das zufällig Schauspielerische Bedeutung: die Leichtigkeit von Stegreifkomödien

erwacht. Das fröhliche Gesicht des Menschen Viehweg zeigt sich in diesen seinen Inszenierungen: in eine trockene Stadt der Kaufleute setzt er musikalisches Lachen. Und also ist es um so mehr zu bedauern, daß er sich übernimmt und neben die eigene Kraft nicht einen schon meisterlichen Regisseur der jüngeren Garde setzt: dem jene Werke überlassen bleiben, zu denen er bloß auf dem Wege der Pflicht, nicht aber mittels der inneren Beziehung gelangt.

Erfreulich auch, wie sich in Gera eine Theaterstadt von bestem Niveau entwickelt. Das Theater wird von dem Intendanten Medenwaldt, dann aber auch von dem Erbprinzen Heinrich von Reuß geleitet. Das scheint mir ein nicht nur mutiger, sondern selbständiger, ja, was noch mehr wiegt: verständiger Mann zu sein. Er weiß naturhafter als die meisten Zünftler (ich möchte sie hier nicht nennen, es wären die ersten Berliner Namen dabei), was Theater ist. Er weiß, das nur das lebendige dramatische Fundament für die Wahl des Repertoires entscheidend sein sollte und daß sich ein Spielplan mehr durch jene Werke auszeichnen muß, die man nicht spielt, als durch jene, die man spielt. Ich kann nun nicht beurteilen, inwieweit das Urteil des Erbprinzen dieser Erkenntnis in allen Fällen praktischer Erwägung sich zur Seite stellt. Ich sehe nur, daß er in einem sehr richtigen, sehr nahen und doch wieder die Selbstständigkeit wahrenden Konnex mit dem Publikum handelt. Er weiß, daß dieses zwar Poesie und Idee gerne verkennt, aber viel seltener das Theater. Er weiß, daß im Innersten des Herzens eines jeden Zuschauers, und wäre es auch unbewußt, das ewige Gesetz Talent wohnt: daß auf der Bühne weder die Poesie an sich noch die Idee an sich etwas zu schaffen haben, sondern bloß das dramatische Leben, — und daß dieses Gesetz die Existenz des berufenen Dramatikers ausmacht. Poesie, die nicht vom Drama durchsetzt ist, — Idee, die nicht vom Leben gestaltet ist, — Hypertrophie des Ichgefühls, die keiner Gerechtigkeit geöffnet ist, — Ideologie, die ohne Realitäten rechnet, — sie sind die Antipoden des Dramas. Man wird fragen: ist dies ein Programm eines Theaterleiters? Und man muß antworten: kein Programm, sondern die selbstverständlich — instinktive Einstellung eines „Theatermenschen“. Vielleicht, daß nun das Experiment über Gebühr vernachlässigt erscheint; vielleicht, daß die Gefahr einer zu ausgesprochenen Huldigung vor den Gesetzen von Kulisse, Rampe und Prospekt zu nahe liegt. Was besagte dies schon? Wahrheit bleibt, daß die jetzt anrückende Generation von Dramatikern es bestätigt. Nun handelt es sich für Gera darum, den Anschluß nicht zu versäumen. Es hat alte Tradition, es hat aber auch ein neues Industriepublikum. Es hat reiche Mittel und eine verständnisvolle Anwendung. Es ist ohne Mode und haßt das Schlagwort. Nun einen ersten Regisseur zur Stelle! Nun eine intensivere Besserung des Ensembles! Nun den Impetus zur größ-

zügigsten Geistigkeit! Dann wäre es möglich, daß es die Reihe, die Reihe, die von Lauchstädt über Meiningen führt, fortsetzt.

Was auf der einen Seite gewonnen wird, geht auf der anderen verloren. Dieselbe Strecke, die Leipzig avancierte, retirierte Dresden. Es ist nicht erfreulich, wie das sächsische Landestheater von Jahr zu Jahr stärker einer Noblesse und Reserviertheit anheimfällt, die sich der berüchtigten Aristokratie des Wiener Burgtheaters nähert. Der Ausspruch jenes Kritikers, der das Dresdener Schauspielhaus mit einem weisen, aber boshaften Greis verglich, hat Zustimmung gefunden; noch vor fünf Jahren hätte man dagegen protestiert. Bedauerlich ist dies um so mehr, als gesagt werden muß — und es ist noch viel zu selten gesagt worden, — daß hier ein so selten geschlossenes, prachtvolles Ensemble zur Stelle ist, wie das augenblickliche Deutschland ein zweites nicht aufweist. Schauspieler wie Ponto, Mehnert, Wiecke, Mayer, Iltz, Lindner, — und die Verden, —: damit wäre alles zu vollbringen. Die neue Regiebegabung von Walter Iltz hat in einer „Vasantasena" alle Möglichkeiten dieses Ensembles wieder erwiesen, — vorher hat es Berthold Viertel zu wiederholten Malen zu einer ebenso meisterlichen wie vorwärtsweisenden Vollendung geführt. Um so unbegreiflicher: die besten Schauspieler Deutschlands, berufen, das beste Theater Deutschlands zu machen, finden ihr Genügen, sich allmählich zu einem Hoftheater alten Stils zu glätten. In diesem Haus der fürstlichen Garderoben, der schritteverschluckenden Teppiche, der Instanzen und Kommissionen, fehlt ein tüchtiger Schuß Wanderschmiere. Ein wenig mehr Krawall tut not. Es wird miteinander zu distinguiert verkehrt, zu konziliant unterhandelt, zu bürgerlich Haushalt gezeigt, — das überträgt sich auf das Antlitz der Leistung. Daß von jüngeren Dichtern eigentlich nur Hanns Johst gefördert wurde, das ist zu wenig. Daß in Neuinszenierungen der Klassiker auf die Prunk- und Requisitenbühne zurückgegriffen wurde, das ist zu bequem. Daß von den Dichtern der älteren Generation ein schwacher Hauptmann, ein schwacher Eulenberg uraufgeführt wurden, das ist zu unwesentlich. Noch blühen Leistungen, vor vier bis fünf Jahren abgelegt, in Erinnerung: eine schöne Aufführung des „Tasso", in der sich das Edle des Hauses potenziert und vermenschlicht hatte, allen voran. Sie sind immer seltener geworden. Der plötzliche und unmotivierte Anschluß an die Ausartungen der „Moderne", wie Georg Kiesaus Inszenierung der „Kleinstädter", mußte nur um so stärker verstimmen.

ANTON SCHNACK

DIE TÄNZERIN EDITH VON SCHRENCK

I.

Sie ist wie Gotik. Wie ein Bild im Vestibül.
Streng, feierlich, an sich verloren. Wie ein Abend, mondklar, kühl.

Heroenhaft gezüchtet. Linear. Von hohem Wuchs.
Wie die Diana-Statue in eines Parkes Buchs.

Kein Manhattam. Nicht Yoshiwara. Noch ein Feuerberg.
Tanz ist ihr Wille. Tanz ist ihr strenges Werk.

Ihr Tanz ist Kraft. Ist Meißelei. Gebändigt.
Und mit Elan und Zucht grandios verständigt.

Ihr Tanz ist Stil. Ihr Tanz grenzt ans Gebet.
Er geht vielmehr, als daß er leichthin weht.

Ihr Tanz stößt vor. Angreiferisch. Ausdruck der Amazone.
(Ein wenig blumenhaft dabei, karg wie die Anemone.)

Tanzende Jünglingin. (Es fehlt ihr nur der Speer.)
Athlet'scher Knabe. Duft von Herbst und Meer.

Schmal das Gesicht. Von Reif gehalt'nes Haar.
Nicht eine Tänzerin coquete. Noch eine Pothiphar.

Nicht Salome. Nicht Dämon. Noch Astarte.
Noch Kind so süß. Noch Wind. Noch eine Frühlingszarte.

Sie bleibt in sich. Verloren der Musik.
Von Chopin, Händel, Skrjabin und Grieg.

Sie bleibt in sich. Verknospet. Herb geschlossen.
Nur Wille, Kraft kommt aus ihr heiß geschossen.

II.

Ihre Ahnen waren vielleicht an Gott Verlorene, Asketen, gefangene Nonnen.
Immer liegt ihr noch eine Liebeserklärung im Blut,
Eine gehaltene Flamme. Eine verborgene Glut.
Rase sie aus! Breche auf wie eine Fanfare. Bleibe nicht so an deine innere Stille versonnen.

Gieße dir etwas Champagner ins Blut. Ein Spritzerchen Tiger.
Einen Schuß bengalisches Feuer und florentinische Lampionpracht.
Alles bist du: Heilige, Gazelle, schwebender Knabe, hochwüchsiger Flieger,
Ekstatische Priesterin. Es fehlt dir nur ein Fetzen aus einer abenteuerlichen tumultuösen und feuerrot fiebernden Cakewalk-Nacht . . .

(5. Fortsetzung)

Denn ich habe sie dort getroffen, wo Ihr sie niemals aufgesucht habt. Ich war nämlich Mausefallenhändler. Auch Holzlöffel verkaufte ich und Messer; und neben anderen Dingen — nützlichen und schädlichen — hatte ich einen zahmen Raben, der das Liebesorakel spielte und den Bauern gedruckte Zettelchen hinhielt, wenn ich dazu mein Pfeifchen blies. Dieses Kunststück wurde mein Unglück. Ein Mäcen fand, daß ich zu gut blies, und machte mich zum Virtuosen. Leider! Auf der Landstraße hatte ich niemals Nahrungssorgen. Erst seit ich dem geachteten Stand der Berufsmusiker angehöre, weiß ich, was Hunger und Mangel sind . . . Übrigens habe ich auch in der hohen Musik niemals ein schöneres Liedchen gehört, als was ich damals dem Raben pfiff.“ Und, Illustrator seiner selbst, hatte er schon das Pfeifchen am Mund und begann jene Lockung zu flöten. Kühl, scharf, doch mit grazilem Spott. Das Liedchen der „Regimentstochter“:



Es war, als ob niemand atmete.

Koerber wußte: diese Töne hatten Unrecht und, der sie pfiff, hatte Unrecht. Denn wenn Händel, wenn Bach, wenn Beethoven Musik war, und wenn das Musikalische Bedingungen für sein Leben brauchte, wie Bach und Beethoven sie gebrauchten: dann war dies Liedchen keine Musik. Es war nur eine Folge von Tönen, mutwillig und empfindungslos — und doch! Und doch! Die Tränen stürzten ihm aus den Augen. Ihn ergriff die Erschütterung, ja, die Liebe, die der Sterbende empfindet gegenüber dem Lebenden — gegenüber dem anderen, der Kraft und Bestimmung hat, weiter zu leben. Die Bewunderung für das Leben, das nicht nach dem Wertvollen fragt, überstürzte ihn dermaßen, daß er aufsprang. Immer wieder drückte er und preßte er die Hände des Pfeifers, der sehr verlegen mit leerem Operettenlächeln den Erschütterten musterte. Oh' dieses leere, freundliche Lächeln, diese schmalen Pfiffffe der Syrinx, dieser äußerste Rand der Musik würde sie alle überleben: Koerber wußte es und schluchzte. Wenn die Kultur zugrunde ging, würden ein paar Melodieen auf den Jahrmärkten weiterklingen, Kinder würden sie hören, vertiefen, und aus den einfachen Klängen des Pfeifchens konnten in Jahrtausenden wieder neue Bauten erstehn.

Erstaunte, ja mißfällige Blicke ruhten auf Koerber. Er stotterte. Begann verwirrt sich vorzustellen, wollte entwirren, wollte warnen, auf die Schwere des Augenblicks hinweisen, die seine Tränen erkläre . . . Da wurde die Hintertür aufgerissen, und wie eine abgeschossene Granate drang ein hagerer Mann nach vorn, strohblond, schimpfend:

„Genug geschwatzt!"

Er schwang einen Bakel, sah keinen an; aber wie eine Schulknabenrotte schuldbewußt auseinanderspritzt, stoben die alten Musiklehrer fort.

„Genug geschwatzt!" schrie er taktstockfuchtelnd. „Angetreten! Musik gemacht."

Trappende Schritte schoben in Eile den runden Eßtisch an die Wand. Pulte wurden hereingezogen. Instrumentenkästen gebracht, Stühle gestellt. Ohne zu erstaunen, hielt Koerber seine eigene Geige, die alte, geliebte in der Hand. Ihr Lack spiegelte Gehorsam und Schweigen. Ihm war wohl. Vor Erwartung bleich, sah er dem zornigen Dirigenten auf die schwarze Spitze des Stabs.

(Fortsetzung folgt.)

„Es gibt wenige Menschen, die eine Phantasie für die Wahrheit des Realen besitzen, vielmehr ergehen sie sich gerne in seltsamen Ländern und Zuständen, wovon sie keine Begriffe haben."

Goethe.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Novemberwoche

Herr Havenstein weilt nicht mehr unter den Lebenden; das Amt des Reichsbankpräsidenten ist frei geworden. Aber noch ehe seinem Wirken so ein Ende gesetzt war, war er fast unbemerkt in Urlaub gegangen, und noch ehe sein Posten endgültig verwaist war, hatten auffallenderweise auch diejenigen, die von den Fehlern Havensteinscher Reichsbankpolitik am meisten profitiert hatten, den menschlich immerhin rührenden Dankeskampf für ihn ganz offensichtlich als überflüssig abgebrochen. Worin mag diese Überflüssigkeit bestanden haben? Es ist ein interessantes Zusammentreffen, daß das Desinteressement just auf den Zeitpunkt fiel, an dem die Rentenbank zu arbeiten begann. Muß daraus nicht der Schluß gezogen werden, von der Rentenbank seien jetzt die Dienste erwartet worden, die bisher das Reichsbankpräsidium leistete? Muß daraus nicht der Schluß gezogen werden, die Person Havensteins sei deshalb quantité negligeable geworden, weil nun die Rentenbank etabliert war, die als juristische Person und mit spezieller Gesetzesvollmacht noch viel besser gewisse Dinge durchzusetzen versprach als der immerhin persönlicher Verantwortlichkeit unterworfene Einzelmensch? Die Frage aufwerfen, heißt das ganze Verhältnis anschneiden, das zwischen der Rentenbank, als einer reinen Berufs- und Besitzvertretung, und der Reichsbank, als einer Institution der Allgemeinheit, gesetzlich wie de facto herrscht und herrschen wird. Der Kanzler hat dafür kürzlich, wohl in Anlehnung an eine frühere Formulierung des Bankdirektors Urbig, das Wort von der „nationalen Finanzkontrolle" ausgesprochen. Aber ich glaube nicht, daß dies Wort charakteristisch genug ist. Eine Finanzkontrolle, also eine machtvolle Überwachung der Ausgaben- und Einnahmengebarung der Reichsregierung, würde nach den trübseligen Erfahrungen der letzten Jahre von allen Seiten nur begrüßt werden können, vorausgesetzt, daß auch diese Überwachung, ebenso wie jede gute Finanzwirtschaft, in einem Geiste erfolgte, der sich dem Wohl des Gesamtvolkes verantwortlich fühlt. Die Kontrolle der Rentenbank dagegen, die nicht nur (was unter gewissen Umständen absolut begrüßenswert wäre) als Gewinnstunternehmen, sondern auch (was unter allen Umständen verworfen werden muß) als Gewinnstunternehmen einer praktisch überaus exklusiven Gruppe großer Wirtschaftsmächte aufgezogen ist, — die Kontrolle dieser Rentenbank

muß keineswegs notwendig in einem Geiste gehandhabt werden, dem die Interessen des Gesamtvolkes wichtiger sind als die Interessen der repräsentierenden Gruppe. Die ersten Anzeichen machen sich schon bemerkbar. Der Streit über die Frage, ob die der Privatwirtschaft zufließenden Rentenmarkkredite mit Goldklausel versehen sein sollen oder nicht, ob also den Kreditnehmern bei allfallsiger Entwertung der Rentenmark neue Entwertungsgewinne aufgeschlossen sein sollen oder nicht, ist von den Vertretern der Rentenbank offenbar keineswegs in einer Richtung beeinflußt worden, die als im Interesse der Allgemeinheit gelegen bezeichnet werden kann. Ein neuer Konflikt ist darüber ausgebrochen, ob die Rentenbank außer an der Differenz zwischen ihren Empfangs-(Hypotheken-)Zinsen und ihren Abgabe-(Rentenbrief-)Zinsen auch noch an den Diskontzinsen für die Rentenmarkkredite verdienen soll, die nach der (allerdings ungeschriebenen, im überrasch zusammengeschusterten Gesetz nicht formulierten) Absicht des Entwurfes der Reichsbank allein hätten zukommen sollen. Daneben verlangt die Rentenbank jetzt auch eine Kontrolle über den Verwendungszweck der unverzinslichen Kredite, die sie statutengemäß dem Reich einzuräumen hat. Und welche Verwendungszwecke von ihr gebilligt, welche verworfen werden mögen, ist nach der ziemlich einheitlichen politischen Einstellung des Verwaltungsrates eine Frage, die manchen Zweifel einschließt. Soll es aber wirklich so kommen, daß die Fehler, die der verstorbene Reichsbankpräsident aus dem menschlich begreiflichen Unvermögen beging, eine so gänzlich revolutionierte Lage in hohem Alter noch zu verstehen, — daß diese Fehler jetzt von der Rentenbank in voller Absicht fortgesetzt werden und daß überdies die Autonomie dem Reichsfinanzministerium gegenüber, deren Ausübung Havenstein der Reichsbank nie gestattete, jetzt in ganz anderer Weise von den Rentenbank in Anspruch genommen werden wird, mit nicht kollektiven, sondern egoistischen Zielen? Wenn solcher Entwicklung ein Hemmschuh vorgeschoben werden soll (was allerdings schon heute große juristische Schwierigkeiten machen wird), so gehört auf den Posten, den Herr Havenstein hinterlassen hat, ein Mann, der nicht nur Wissenschaft und Praxis beherrscht, sondern der zugleich eine Kampfnatur ist, den Mut und Energie in die Lage setzen, die Interessen der Allgemeinheit, die er repräsentiert, selbst gegen die Künste und gegen die überstürzt formulierten Rechte des Rentenbankdirektoriums zu verteidigen. Wahrscheinlich noch mehr als in der ephemären Figur des Reichsfinanzministers liegt in dem Dauerposten des Reichsbankpräsidenten die einzige Stärke für diesen Kampf, und die Besetzung dieses Postens wird gleichbedeutend mit einer Willenskundgebung darüber sein, ob man den Kampf zu führen entschlossen ist, oder ob man sich kampflos nicht der Finanzkontrolle, sondern der Finanzdiktatur der Rentenbank ausliefern will.

Wie wichtig solche Wacht über die Rentenbank übrigens auch in anderer Beziehung werden muß, zeigt ein Passus in den am 14. November vom Reichsjustizminister unterzeichneten Durchführungsbestimmungen zur Rentenmark-Verordnung. Von diesen Bestimmungen erwartete man vor allem, daß sie schlüssige Vorschriften über die Umlage jener General-Grundschulden, die als Deckung der Rentenmark betrachtet wird, auf die einzelnen Objekte enthalten werde. In der Tat spricht sich die Verordnung auch darüber aus. Sie gibt Richtlinien über die Bewertung des gewerblichen Eigentums. Aber was verfügt sie betreffend der land-, forstwirtschaftlichen und gärtnerischen Grundstücke? Sie bestimmt, daß diese Hypothek vorläufig in das Grundbuch nicht eingetragen werde und daß erst an einem vom Finanzminister noch zu bestimmenden Termin, also in einer ganz unabschbaren Frist, die Repartierung der Hypothek und ihre Eintragung ins Kataster wirklich durchgeführt werden soll. Es scheint in dem Augenblick, in dem diese Zeilen geschrieben werden, daß niemand noch diese Bestimmungen richtig durchgelesen hat, denn wäre dies geschehen, so müßte ein Sturm sich erhoben haben. Die Crux der Rentenmarkwährung, die größte Schwierigkeit des ganzen Planes, war ja von Anfang an die Umlage der Generalhypothek. Denn jedermann war sich darüber klar, daß die unerteilte Generalhypothek nicht mehr bedeute. als die Generaldeckung der Goldanleihe „durch den gesamten deutschen Besitz“ und daß erst durch die klare Repartierung auf die Einzelobjekte aus dem Nebel eines Planes Wirklichkeit gemacht werden könne. Nun ist die Rentenmark ins Leben getreten — im selben Augenblick aber muß man erfahren, daß bereits darauf Verzicht geleistet worden ist, einen wesentlichen Teil ihrer Deckung wirklich kurant zu machen? Man muß sagen, daß, wenn irgend eine Absicht bestünde, die Rentenmark rasch und sicher der Entwertung auszuliefern, nicht zielsicherer hätte verfahren werden können.

Indessen: vielleicht gibt es noch eine wichtigere Frage. Und diese Frage lautet immer wieder: Was beabsichtigt das Reich zu tun, wenn es den ihm zur Verfügung gestellten Rentenmark-Kredit verbraucht haben wird, oder wie gedenkt es noch in der Zeit bis zum Verbrauch dieses Kredites sich wirklich auf eigene Füße zu stellen? 900 Millionen Rentenmark standen für laufende Reichszwecke zur Verfügung. Davon sind bis heute 300 Millionen aufgebraucht. Es sind also noch 600 Millionen vorhanden. Schätzt man das Defizit auch noch so niedrig ein und rechnet man auch noch so sicher damit, daß nach Einstellung der Ruhr- und Rheinsubventionen eine wesentliche Erleichterung eintreten wird, so ergibt sich doch

immer noch mit absoluter Gewißheit, daß spätestens Ende Februar oder Anfang März kein Rentenmark-Pfennig mehr vorhanden sein wird. Wird dieser Gewißheit ins Auge gesehen? Werden im Finanzministerium wirklich mit genügendem Ernst die Vorbereitungen getroffen, die für eine Egalisierung von Einnahmen und Verbrauch bis zu diesem Zeitpunkt notwendig sind? Wir hören gelegentlich vage Redensarten. Wir haben sogar den schüchternen Einsatz eines Versuches erlebt, den Beamtenbestand zu reduzieren, aber glaubt man im Reichsfinanzministerium wirklich, in diesem Tempo, mit dieser Vorsicht, den radikalen Prozeß durchführen zu können, der notwendig ist, soll nicht in wenigen Monaten schon eine Katastrophe allerschlimmsten Ausmaßes eintreten. Die Wege der Vorsehung sind rätselhaft, aber noch rätselhafter sind in diesem Lande zuweilen die Wege der Finanzministerien.

„Für den typischen ‚Junker' mit seinem ausgebildeten Kastenstolz und seinen Kastenvorurteilen hatte Bismarck ebensowenig Sympathie wie für den Typus, den Napoleon auf St. Helena als ‚ânes par droit d'hérédité' bezeichnete. Bismarcks Intellekt ebenso wie sein Herz, sein Sinn für ‚fairness' — ein englisches Wort, das er mit Vorliebe brauchte — lehnte sich gegen die unterschiedlose geringschätzige Behandlung einer Klasse auf. So entgegnete Bismarck, als jemand in seiner Gegenwart in verächtlichem Tone von Lord Beaconsfield als von ‚einem Juden' sprach, mit scharfer Betonung: ‚Ja, aber ein feiner Jude — ein Aristokrat von der Sorte Spinoza'."

Sidney Whitman (Deutsche Erinnerungen).

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGEBUCH

1.

Rheinland und Bayern

Düsseldorf, 14. Nov.

Die heutigen Zeitungen, u. a. die „Düsseldorfer Nachrichten", bringen Artikel über folgenschwere Entschlüsse, die die Regierung zu nehmen gezwungen sei. So heißt es u. a., daß höchstwahrscheinlich in aller Kürze die Erwerbslosenunterstützungen für das Rheinland und Ruhrgebiet nicht mehr gezahlt werden können. Auf der nächsten Seite der Zeitung steht zu lesen, daß man den Bayern, die „mehr als treu" zum Reiche stehen, 33 415 Billionen (sprich dreiunddreißigtausendvierhundertfünfzehn Billionen) schickt, um Milch und Brot zu verbilligen. Zwei Kuriere brachten das Geld in wertbeständigen Noten nach München.

Ist dies nötig? Und wer bietet wohl Gewähr dafür, daß das Geld tatsächlich für diese Zwecke verwandt wird?

Vielleicht kauft man für das Geld Milch für die „Soldaten" der Hitler-Garde, diese eben der Mutterbrust entwöhnten Kinder! *Hugo Esser.*

2.

Mitteilung an die Jugend

Liebe Freunde. Ihr schickt mir die „Junge Gemeinde" mit folgender schlechten Zensur: „Sehr peinlich ist allgemein die alberne Glosse empfunden worden, die ausgerechnet Theodor Lessing im „Tagebuch" vom 22. September veröffentlicht und offenbar schon vor dem zweiten Meißnertag geschrieben hat. Eine ganze Anzahl Leser des „Tagebuchs" haben durch sofortige Abbestellung dieser Zeitschrift darüber quittiert. Lessing schrieb auf einen Protest hin, daß sich die Verspottung garnicht auf den zweiten Meißnertag beziehe."

Immer dasselbe, liebe Freunde; immer dasselbe! O wie kenne ich diese Töne; schon aus dem Munde Eurer lieben Papas. Zwei Kategorien gehören eigentlich auf die Schaffotte: Heilige und Spottende. Sie nehmen unsere Welt nie ernst genug; sie verkleinern, was uns das „Wichtige" dünkt . . . Was hat nun mein Scherz sagen wollen? Er wollte sagen: Bleibt Natur, lacht, küßt, tanzt, baut, spielt; werdet schön und groß, groß und schön; aber hängt Eure Seele nicht an Druckpapier. Jugendsprechsäle, Jugendparlamente mit Ledermappe und Hornbrille, Gesinnungsbünde mit Diskussionsthemen, Prinzipienstreitigkeiten und Lösungen aller Welträtsel von Geistern, die noch nicht einmal richtig fragen erlernten, den Wiederaufbau Europas, Menschheitsverbesserungsmission, wobei jeder „Menschheit" bessert und keiner in sich selbst hinabzusteigen vermag . . . laßt doch diesen Unsinn Euren Vätern. Und, da ich wußte, daß unsere Jugendbünde gern auf dem Meißner tagen (viel mehr wußte ichs nicht und hielt meine Skizze so zeitlos, daß Ihr nicht einmal merken konntet, daß eine Diskussion zwischen Natorp und Wyneken, 1913, ihr Anlaß gewesen war), und weil ich die Landschaft des Meißners als alte vulkanische Landschaft kenne,

so ließ ich Elementardämonen, Waldschratte und Bergnixen zugleich mit der deutschen Jugend dort tagen und konfrontierte die zwei Seiten des Lebens. Das fandet Ihr albern; und das ist Euer gutes Recht. Ich habe noch nie jemandem die Freiheit beschränkt, mich für einen schlechten Schriftsteller zu halten. Das haben sogar schon Leute behauptet, die nicht dümmer sind als Ihr. Aber durchaus unerlaubt ist das Inquisitionstribunalhafte und Wohlfahrtsausschußmäßige Eurer Zensuren. „Wer sich von uns nicht erlösen lassen will, der fliegt.“ Habt Ihr, Jungens, unter der patria potestas Eurer Führer und Väter noch nicht genug gelitten; unter Vater Staat, Vater Vaterland, Vater Familie, Vater Menschheit, Vater Kultur, Vater Logik, Vater Ethik? Wollt Ihr bei Euren Kindern dasselbe alte Spiel wieder neu anfangen; jeder ein neuer kleiner Bonze; natürlich: im Namen der Freiheit und alles Schönen und Guten? Wollt Ihr nur, was seit je alle wollen? Macht! Was, Jungens, ist das für eine Manier, eine Zeitschrift (noch dazu im Augenblick, wo sie, wie alles geistige Leben in Deutschland, um bloßes Daseinsrecht ringt), darum abstrafen, darum majorisieren zu wollen, weil sie einen Beitrag bringt, der Euch nicht nach dem Munde ist! Straft Zeitschriften, weil sie langweilig, engherzig, unoriginell, unlebendig sind. Aber merkt Euch: Unserer Gesinnung kann etwas noch so heilig sein, es gibt ganz sicher Geister, die das Recht errangen, darüber zu lachen. Es kommt ja nie auf Meinungen an, es kommt darauf an, daß wir das Recht erbeuten auf unsere Meinung; und nicht jeder hat das Recht zu jeder Überzeugung; keinerlei Gesinnung aber, auch nicht die lauterste, darf Maßstab des Lebendigen sein. Wenn Ihr meint, daß ich schlecht lache, so lernt besser lachen. Spottet liebevoller, minder bitter, geistvoller, überlegener an Herz und Schönheit, liebenswürdiger und berechtigter als ich; aber schlage, Jugend, nicht mit deinem Oberlehrerbakel auf meine Finger, die dir wohl auch manches Gute taten.

Theodor Lessing.

FILM

Alles für Geld

Ein Starfilm: für Jannings. — Als Jannings nach Jahren endlich mal wieder auf dem wirklichen Theater spielte, hatte er alsbald in Mirbeaus alter Schieberkomödie „Geschäft ist Geschäft“ so tollen Erfolg, daß ihn von Stund an der Gedanke plagte: wie drehe ich aus dieser Sache einen Film? Raffke war sein Gedanke bei Tag und bei Nacht so sehr, daß er nach einigen Vorstellungen ganz vergaß, das Stück auf dem Theater weiter zu spielen, sondern daß er mit sämtlichen Manuskriptmachern Berlins darüber brütete: Wie werde ich Raffke, aber

ein solcher Raffke, wie ihn die Welt noch nicht sah (auch die Konkurrenz Krauß arbeitete ja einen Raffke-Film): brutal, listig, protzig, kindlich, wollüstig, sohnesliebend, tragisch, rasend, verliebt, zusammenbrechend, kleinbürgerlich, größenwahnsinnig, aber mit einem Schuß Gutartigkeit; kurz: der Über-Raffke.

Jannings hat das Rennen gemacht. Er verdient all diese Epitheta und noch ein paar Dutzend mehr. Allerdings hat das Manuskript in der zweiten Hälfte den Fehler, allzu tragisch, allzu rührselig zu sein. Hier wird eine Vertiefung angestrebt, die in dieser gewaltsamen oberflächlichen Methode nicht zum ersten Teil paßt und (als Geschehen) verlogen wirkt. Hier ist denn auch Jannings nur (aber dies „nur" ist dennoch gleich Zensur numero 1) ein herrlicher Schauspieler. Im ersten Teil aber ist er mehr: da ist er schöpferisch, da gibt er etwas Neues, Ursprüngliches zu dem, was man bislang von Raffken wußte und sah . . . . . er gibt dieser massigplumpen Gestalt mit dem ausladenden Hintern, dem Watschelgang, dem Fleischergesicht, er gibt diesem rohen, verschlagenen Patron einen Hauch von Anmut und Lieblichkeit . . . . . wirklich einen Hauch, der immer in seinem Körper, in seinen robusten Bewegungen spielt — und dieses winzige Akzidenz wirkt, trotz des Widerspruchs zum Grundriß der Raffkegestalt, so natürlich, so überzeugend, so hinreißend, daß diese Leistung mit keiner Zensurnummer versehen werden kann, sondern einfach bewundert werden muß.

Kurt Pinthus.

ANEKDOTEN

Von der Presse totgeschwiegen

In der ausgezeichneten Oskar Wilde-Biographie von Frank Harris, die bei S. Fischer erschienen ist (dem aufregendsten Buch, das ich seit langem las), findet man, zum Beweise der Wildeschen Schlagfertigkeit, ein paar famose Anekdoten.

1.

Sir Lauris Morris, ein produktiver Versenschmied von recht alltäglichen Gaben, langweilte Oskar mit seinen Klagen, daß seine Bücher von der Presse boykottiert werden: „Das ist eine Verschwörung gegen mich, eine Verschwörung, um mich totzuschweigen. Aber was kann ich machen? Was soll ich machen?" Oskar antwortete lächelnd: „Beteiligen Sie sich daran!"

2.

Mlle. de Bovet, eine begabte Schriftstellerin, bat mich, ihr Oskar Wilde vorzustellen. Trotz ihres weichen blonden Haares und ihrer lebensvollen Augen war sie sehr unansehnlich. Als Wilde sie sah, stutzte er, und da sie sein Erstaunen merkte, rief sie ihm in ihrer sprunghaften Art zu:

„N'est ce pas Dr. Wilde, que je suis le femme la plus laide de France?"

Oskar machte eine tiefe Verbeugung und erwiderte mit lachender Höflichkeit:

„Du monde, Madame, du monde!“

TISCH MIT BÜCHERN

Maurice Renard: Die Fahrt ohne Fahrt, und andere seltsame Geschichten. Deutsch von Lucy von Jacoby. (Drei Masken-Verlag, München.)

Der Titel schon deutet das Besondere dieser Geschichten an: Seltsamkeiten, die die Natur der Dinge überspringen, das Wunderbare an der Grenzlinie ins Selbstverständliche aufgreifen oder, wie Renard sagt: das logische Wunderbare zeigen. Darunter ist z. B. die Erzählung eines Chemikers, der in die Welt des Spiegels körperlich eintritt, sich fast mit ihm vermischt; das Grauen vor der anderen Seite erwacht. Das erinnert an Renards faszinierenden Roman „Dr. Lerne“; in seinem Geist oder etwa in der Art Stevensons, nur verfeinert, sind seine Geschichten gearbeitet, mit einer außerordentlichen Phantasie, die ebenso dichterisch wie aus klarster Vernunft schafft. Man ist immer sensationell gespannt, ohne jene Leere zu empfinden, die die Werke der Pseudophantasten vom Schlage H. H. Ewers hinterlassen. Man genießt die Gesellschaft eines gescheiten Plauderers, der seinen Utopien tiefe Hintergründe widmet. Eine saubere Übersetzung und die zeichnerischen Paraphrasen von Suzanne Carvallo-Schülein machen die deutsche Ausgabe zu einer besonders eindrücklichen Lektüre. *K.*

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 46):

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,35 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 12 französische Franken, in Belgien 15 belgische Franken, in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. mal Schlüsselzahl des Buchhändlerbörsenvereins. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

DER BUCHLADEN

Utopia
Buchhandlung und Antiquariat
Kaiser-Allee 209
EckeRegensburgerstr.

Frei

Nicolaische Buchhandlung
Borstell & Reimarus
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 62

Abteilung: Antiquariat
Ankauf von Bibliotheken und einzelnen Werken von Wert

Max Schildberger
Inh. Artur Schlesinger
BERLIN W62, Schillstr. 3
Lützow 2191
MODERNE BUCHHANDLUNG

J. Ladyschnikow
Rankestraße 33
Bücher in russischer Sprache. Bücher über Rußland

Die
Aktions-Buchhandlung
Kaiser-Allee 222
am Rankeplatz
Sozialistische Literatur
Wissenschaftliche Werke
Kunstbücher

J. C. HÖYNCK / BUCHHANDLUNG

Charlottenburg, Mommsenstr. 15 (Ecke Leibnizstr.)

Eröffnungs-Ausstellung

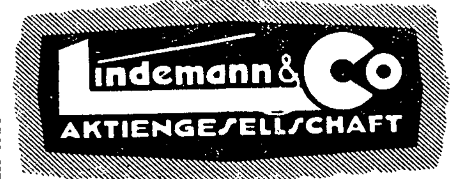
8.—10. Dezember

WILHELM OESTERLE

Gemälde / Graphik / Plastiken / Luxusdrucke / Schöne Einbände



Karo-Reklame
G. M. B. H.
ANNONCEN-EXPEDITION
Berlin W 8 / Jägerstr. 11
Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935
Ab Anfang November MERKUR 8307—8315



Kaufhaus für sämtliche Bedarfsartikel
Schöneberg, Hauptstr. 149
Große Verkaufshäuser in vielen Städten Deutschlands
Unsere große Sonderabteilung für
Damen-, Backfisch- u. Kinder-Konfektion
bietet außergewöhnliche Vorteile

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Dezemberwoche

Ein Reichstag, dessen reifste Blüte Stegerwaldt heißt, dessen Zeit ist abgelaufen. Der arme Josef Wirth wird sich auf seinem Krankenlager umdrehen, lieber der kahlen Wand zu, als der noch kahleren Welt. Nicht mitansehen, wie sich der Holzknecht als Diplomat, der Allerweltsdiener als Einziger deutscher Kraft auftut. Der Reichspräsident wollte diesen lebensunfähigen, willensmüden und geistarmen Reichstag nachhause schicken. Nichts Absurderes als die Dauertagungen dieser halbtausend Leute, deren abgeschmacktestes, den Zeitungen nachgeschwätztes Geschwätz noch immer von Stenographen festgehalten wird. Dieser klägliche Reichstag hat nur eine Aufgabe vor sich, seine eigene Reduzierung. Statt fünfhundertundsoviel Statisten und Edelstatisten sollten achtzig denkende Abgeordnete zusammentreten, das ergäbe eine Intimität, in der schöpferisches Leben entstehen könnte. Die Achtzig müßten einen engeren Ausschuß wählen, der Mann für Mann dem Volke haftbar wäre. Die Anonymität der kribbelnden Rhabarbertruppe macht sie so ganz verantwortungslos und zynisch. Achtzig Leute, deren jeder sein Arbeitsfeld hat, aus diesen achtzig fünfzehn führende, imponierende Köpfe — und Ihr solltet sehen, wie die verlachte, verhöhnte, verachtete Institution wieder zu Ehren käme! Der deutsche Fisch stinkt vom Kopfe, von jenem Wasserkopf, welcher Deutscher Reichstag heißt. Entschließt sich das Parlament nicht schleunigst, seiner leeren Aufgedunsenheit durch eine kühne Operation ein Ende zu machen, siegt die schnöde Diätensucht der Faulenzer, dann werden von den Fünfhundert auch nicht die achtzig übrig bleiben und die Stunde, in der ein rasselnder General die Dauersitzung der stumpfsinnigen Zeit- und Geldvergeuder auseinandertreibt, wird von den Zuschauern mit gelassener Zufriedenheit miterlebt werden. Wüßte der parlamentarische Kretinismus, um ein marxistisches Wort

zu gebrauchen, wie ramponiert sein Ansehen ist, die Edelstatisten rafften sich schleunigst zu einer „Reform“ auf. (Alles wird hier „Reform“, nichts wird Tat.)

Als Cuno schied, konnte dem schwachen, liebenswürdigen Mann niemand grollen. Ein Schelm, der mehr gibt als er hat. Stresemanns Ende muß Erbitterung erzeugen. Er ist nicht als Geist, er ist als Charakter gescheitert. Er hat das stärkste politische Kapital, das irgend ein Reichskanzler seit Bethmann besessen, in drei Monaten schmählich vertan. Er hat die stärkste politische Idee, die Vernunftgemeinschaft der drei großen Parteien, elend herabgewirtschaftet, er hat sich nach allen Seiten unglaubwürdig gemacht. Gewiß, sein Schifflein mußte kreuzen, aber den Passagieren durfte dabei nicht übel werden.

Er hatte das Glück, eine Erbschaft vorzufinden. Er konnte Cunos vernichtende Ruhrpolitik abbrechen. Tat es mit schönem Mut, klar und gerade. Aus der ersten Tat hätte er lernen können, daß über allen Pfiffigkeiten eine unzweideutige Tat steht. Schon seine zweite Entscheidung war verfehlt. Er ernannte Herrn Kalle zu seinem Pressechef, einen humorigem Glatzkopf, dem ein behagliches Phlegma zu gönnen ist. Hier aber war von Anfang ein Agitationsgenie neben Stresemann nötig. Die Idee der Großen Koalition mußte, weit über die parlamentarische Zone hinaus, mit Posaunen verkündet werden. In seinem Schwanengesang hat Stresemann von der Notgemeinschaft der großen Partei getrillert. Aber was hat er denn getan, um das Bündnis der Arbeiter, der süddeutschen katholischen Bauern, des norddeutschen Bürgertums zu festigen? Eine neue politische Methode brauchte neue politische Ausdrucksmittel. In Berlin, Breslau, Hamburg, Bremen, Frankfurt am Main, Dresden, Magdeburg, Stuttgart, Karlsruhe, Köln, Elberfeld — und auch in München und Nürnberg mußten Stresemann, Sollmann, Radbruch, Brauns, Kanitz und ihre Freunde in den großen Zirkusräumen und Theatern vors deutsche Volk treten, der letzte große Einigungsgedanke eines zerfallenden Volkes mußte mit hellen Trompeten in die Masse getragen werden. Aber dazu war ein erfinderischer Propagandachef nötig, nicht dieser freundliche Falstaff mit seinem dürren Gefolge von Hilfslehrern. Die erste Mise-en-scène war kleinlich-parlamentarisch.

Im Kleinlich-Parlamentarischen ist Stresemann stecken geblieben. Er hatte seine eigene Partei hinter sich, und das ergab natürlich ein höchst unbehagliches Gefühl. Herr Stresemann hat in seiner Abschiedsrede höchst erregt gerufen: „Was geht mich Herr Stinnes an? Ich bin der Führer der Partei.“ Aber der pathetische Schrei war um drei Töne zu hoch gelungen, es ging ein ganz leises Kichern

durch die Bänke. Dieses Ränkespiel der eigenen Genossen mag Stresemann viel Zeit weggenommen haben. Die schlimmste Folge war, daß er sich aufs Couloirparkett locken ließ. Stresemanns advokatisches Geschick ist groß, er ließ sich auf die advokatorischen Methoden festlegen. Daß er bis in die ersten Novembertage mit den Bayern konferierte, einfädelte, ausfädelte, übersah und überhörte, war eine Probe seiner unnervösen Geduld, ohne die ein Reichskanzler nicht bestehen kann. Aber als Seeckt und Geßler zum Einschreiten rieten, als Lossow offen ungehorsam wurde, da durfte Stresemann die advokatorische Methode nicht länger beibehalten, da mußte er, wenn er Blut hatte, sich auf den erregten Schlag des Herzens verlassen. Aber Stresemann hat, sogar als ihm das âtout des Hitlerputsches zufiel, keine Karte auszuspielen gewagt. Nachdem der 9. November den nationalsozialistischen Idiotismus in München so herrlich offenbart hatte, durfte Stresemann nicht länger den milden Großpapa spielen. In dieser Stunde der stupidesten Verwirrung hätte Stresemann mit kräftiger Hand Ordnung schaffen, Ludendorff verhaften, Kahr seiner Macht entkleiden und der bayrischen Vernunft in den Sattel helfen müssen. Daß Stresemann dieses Spiel, in dem er Aß, König, Dame und Buben in der Hand hatte, aus Instinktlosigkeit und Herzensfeigheit nicht gewagt hat, daß er nicht — wie nach dem ersten Räterummel — Preußen als Befreier von der Hitlerei aufmarschieren ließ, das wird sich in der Geschichte und im Verhältnis Bayerns zum Reiche noch bitter rächen. Wie konnte Stresemann in dieser Glückssituation so kläglich versagen? Nun, er hatte sich, mit dem falschen Pathos und dem Eigensinn des Advokaten, auf den sächsischen Schwindel festgelegt. So starb Stresemann an seiner inneren Unwahrheit. Er, der sich frei von Stinnes verkündet, hat — lange vor der sächsischen Verwirrung — alle Leute aus seinem Kabinett gewünscht — bloß gewünscht?, die den Stinnesen mißfielen. Wie leichten Herzens, vor versammelter Corona aufatmend, hat Stresemann Herrn Hilferding ziehen lassen! Warum eigentlich? Wie hurtig war er zu diesem Bruch bereit! Der stärkste Mann, den er dann ins Kabinett nahm, Herr Jarres, hat die Blicke des Herrn Stinnes mit Wohlgefallen auf seinem Haupte gefühlt, und gerade dieser Günstling des Herrn fühlte sich schnell als Erbe seines Chefs. Mit Advokatenkünsten wollte Stresemann gegen die Starrheit des Herrn von Kahr anrennen, mit Advokatenlist wollte er den Mächtigsten aller Parteigenossen, den Herrscher von Stinnesien überwinden. Summa Summarum: Dieser Mann war listig, wo er stark sein sollte. Dieser Mann wollte auf kleinen Saumpfaden ins Reich der Wertbeständigkeit schleichen. Aber in den Entscheidungsstunden muß man singend auf den großen Heerstraßen einherziehn. Stresemann, eigentlich ein sächsisches Naturell, scheiterte, weil er in Schicksalstagen nichts als pfiffig war.

Kurze Anfrage: Wann hat Herr Stinnes einen Pfennig für die Speisung der Hungernden gespendet? Am 29. September hat das Preußische Staatsministerium einen Aufruf erlassen, damit den Ärmsten, auch den Angehörigen des darbenden Mittelstandes, wenigstens eine warme Mahlzeit am Tage zugeführt werde. Was haben die Billiardäre auf diesen Rettungsruf der Preußischen Regierung erwidert? Wie viel Goldmillionen hat Herr Stinnes gespendet? Oder war der Aufruf der Staatsregierung ganz wirkungslos? Immer wieder hört man von amerikanischen, holländischen, ja sogar österreichischen Freunden: Wir würden reichere Gaben spenden, wenn Eure deutschen Billionäre sich an diesen Sammlungen beteiligten. Es gäbe, wenn die Harthörigkeit der deutschen Inflationsnutznießer unheilbar bliebe, eine einfache Methode zur Stillung des nationalen Gewissens: Jede deutsche Zeitung errichte einen Pranger, an dem tagtäglich die Namen der stumpfen Männer ausgestellt werden, die sich der einfachsten Pflichten des Besitzes entziehen.

Darf man mit einem Worte des gefallenen Doktor Zeigner gedenken? Hier ist vor seiner Politik gewarnt worden. Er hat Geßler zu einer Zeit bekriegt, als er ihn selbst gar nicht bekriegenswert fand, er ist mit den Kommunisten Bündnisse eingegangen, ehe noch die Kommunisten der wütesten Agitationsperiode entwachsen waren. Dennoch muß gesagt werden, daß die Jagd auf Zeigner abscheulicher ist als sein Vergehen. Wer waren die Ankläger? Die „Leipziger Neuesten Nachrichten", hinter denen ein grimmiger deutschvölkischer Anwalt, hinter welchem ein anrüchiger Mensch steht. Aus dem Berg von Beschuldigungen („er nahm im Café, auf der Straße Bestechungen an") sind nur vier oder fünf Anklagepunkte übrig geblieben. So versichern Zeigners — Freunde? nein, nahe Beobachter. Auch diese Delikte mögen unter dem erpresserischen Einfluß eines „Kriegskameraden" entstanden sein. Sie fallen in die ersten Tage seiner Justiz-Ministertätigkeit. Zeigner, in der Zelle zusammengebrochen, leugnet. Das Gericht möge prüfen und urteilen. Aber was ist das für eine Ungehörigkeit, daß der sächsische Justizminister Interviews über das Material gibt. Der sozialdemokratische Justizminister der Hugenbergschen Telegraphen-Union! Soll in den Zeitungen ein Urteil beschlossen werden, noch ehe das Verfahren geschlossen ist? Hier verbinden sich sozialdemokratische Exzellenzen mit den ältesten stramm nationalen sächsischen Klatschbasen zu einem Ostrazismus widerwärtigster Art. Jeden Tag eine neue Zeigner-Ente in den Blättern. Zum Beispiel er ist „in die Schweiz entflohen". Nie hat er Loschwitz verlassen. Dazu die üppigen

Schilderungen seines Schwelgerlebens. In Wahrheit ist Zeigner Antialkoholiker, Antinikotiner, lebt in einer kleinen Wohnung mit anderen Parteien in neuem, kleinem Hause in Loschwitz, die Frau hält ein Dienstmädchen, ihre Ausschweifung ist ein gutes Klavier . . . . Zeigner soll hier nicht ins Edle umgebogen werden. Hat er neben vielen tausend prinzipiellen Begnadigungen vier oder fünf Leuten die Strafe erlassen, weil er davon Vorteile erhoffte oder erhielt, so wird er, wahrhaftig, sein Verbrechen büßen. Aber Geduld, Ihr Herren Zeitungsrichter, der Patient wird schon sterben, drängen sollt Ihr ihn nicht!

Die **Monroe-Doktrin** kann ihr hundertjähriges Jubiläum feiern. Am 2. Dezember 1823 erließ James Monroe, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, jene Botschaft, die der auswärtigen Politik der U. S. A. für fast ein Jahrhundert das Gesicht gegeben hat. „Amerika den Amerikanern!" Das war damals der Abwehrruf eines jungen, starken, freiheitliebenden Volkes gegen die tückischen Versuche des alten Europa, die Amerikaner — mittels der „heiligen Allianz" — am ewigen Gängelband zu halten. Damals erst, fünfzig Jahre nach ihrem Unabhängigkeitskrieg, haben sich die U. S. A. wirklich von Europa losgerissen. Daher lehnte Amerika damals auch jede Einmischung in die europäischen Dinge ab. Seitdem aber verdichtete sich die Monroe-Doktrin zu einem imperialistischen Anspruch der U. S. A. über den gesamten amerikanischen Kontinent vom Kap Hoorn bis zur Beringstraße. Und aus dem Kampf für die Freiheit, dem Kampfe Washingtons, Monroes, Lincolns, ist der zermalmende Kampf des Kaptials gegen die Kapitalschwachen geworden. Es genügt, an die Schriften Upton Sinclairs zu erinnern, wenn man sich das Maß von Unfreiheit vorstellen will, unter dem der Amerikaner heute leben muß —, von dem verdrängerischen Kampf gegen den Alkohol und der sexuellen Verlogenheit, von Ku-Klux-Klan und Tammany Hall zu schweigen. Europa hat sich seit Jahrzehnten nicht mehr in die Angelegenheiten Amerikas ernstlich einzumischen gewagt; die deutsche Intervention in Venezuela, das Mexikoabenteuer Napoleons III. und die Alabamafrage blieben lächerliche Episoden. War aber den Amerikanern mit dieser rührenden europäischen Enthaltsamkeit geholfen? Kann man von dem Jahrhundert, das seit dem 2. Dezember 1823 vergangen ist, sagen, daß es von den Amerikanern zur Schaffung einer eignen Kultur benutzt worden wäre? „Amerika, hast du es besser als unser Continent, das alte?"

Vielleicht bleibt sie uns erspart, und gewiß wird alles Menschenmögliche dafür getan werden. Aber wenn Frankreich das kaum noch verborgene Ziel seiner Politik erreicht, darf uns das Unglück nicht überraschen. Und selbst abgesehen von dieser politischen Aktualität ist die Auseinandersetzung aus inneren Gründen geboten. Wenigstens wollen wir jetzt die Augen aufmachen, nachdem wir sie zu lange geschlossen hielten. Die unmittelbaren Folgen der weiteren Zerstückelung Deutschlands wären unabsehbar, und die Not ganzer Kategorien von Ständen und Berufen kann furchtbar werden. Die Leute, die sich mit der Einsicht trösten, daß der einzelne unter Umständen auch in dem zerstückelten Land sein Dasein zu fristen vermag, zumal die allzu Biegsamen, die längst gelernt haben, alle Umstände nach ihrem Vorteil zu wenden, diese Allerwelts-Virtuosen verdienen die Peitsche. Den Skeptikern kann man keine Einzelheit widerlegen. Ja, es mag noch schlimmer kommen als sie annehmen, und das will viel heißen. Frankreich mag noch finsterere Pläne in Bereitschaft haben und die Zerstückelung noch weiter treiben wollen, als aufrichtige Franzosen zugeben. So brutal, so infam, so dumm das wäre, man kann mit allem rechnen. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten des Zerfalls Europas, daß Dummheit und Infamie keine Grenzen mehr finden. — Wenn es geschieht, was dann? Ist es dann aus mit uns? — Es gibt viele Deutsche, und sie sind nicht die schlechtesten, die mit einem unveränderlichen Staatsbegriff stehen und fallen und für die eine weitere Veränderung der politischen Grenzen Deutschlands den Untergang bedeutet. Die Qual dieser Fassungslosen mengt sich mit den Schmerzen anderer, die auch ohne Teilung das Unheil für unabwendbar halten, und alles das verdichtet sich zu der undurchdringlichen Wolke über uns, die sich jeden Tag tiefer senkt. Trotzdem lebt man noch. Eine ungeheure Fülle von Leben entquillt in jeder Minute diesem tief erschöpften Volke. Trotzdem wird noch gelächelt, das Lächeln gilt nicht als öffentlicher Schimpf. Gebrochene wundern sich. Erloschene Augen werden größer. Zuweilen verraten sie ein Zucken der Erleichterung, fast den Beginn eines Versuchs, mittun zu wollen, den der Aufblickende schnell, wie auf böser Tat ertappt, unterdrückt. Es gibt immer noch dies und das, die Blume im Schutt, das blonde Rund eines Mädchengesichts, der lachende Junge. Und lächelt man nicht draußen, in den von Sorge gespannten Falten des Gesichts, die sich längst nicht mehr zu glätten vermögen, lächeln drinnen verstohlene Falten und Fältchen. Der normale Mensch verzweifelt nicht aus Überlegung. Um ihn zu zerschmettern, bedarf es der greifbaren Optik des Geschehens, und öffnet sich ein Loch, groß wie ein Nadelöhr, gleicht fährt die Hoffnung hinein. Das kann sehr dumm sein, wenn die Hoffnung Wege, die

hundertmal als ungangbar erkannt wurden, mechanisch wiederholt. Es kann kindischer Trotz und frauenhafte Logik sein. Es kann die Angst der Maus in der Falle sein, sinnlose Bewegung. Und es kann Stärke verraten, ein dunkles, von Leben durchtränktes Bewußtsein, Zweifel des schöpferischen Instikts an der Enge verstandesmäßigen Spekulierens. Gut, mögen alle Wege verbaut sein. So müssen andere gehauen werden. Die Behauptung, es gebe keine anderen, stimmt nicht. Irgendwo trügen die Schlüsse. Dieser Knäuel von unabsehbaren Umständen, der sich täglich mehr verfilzt, umschlingt noch nicht alle unsere Möglichkeiten. Er ist da vor uns, wohl nahe, furchtbar nahe, aber immer noch getrennt durch eine Schicht von Luft und Licht, sonst würden wir ihn überhaupt nicht mehr sehen können. Wohl, diese Teilung bedroht jeden von uns. Jeder wird den Brand spüren. Selbst die entlegensten Güter bleiben nicht geschont, und die Spuren auf jedem Ding werden immer bleiben. Wohl, die Teilung vernichtet unweigerlich kostbare ideelle Werte. Es ist garnicht aufzuzählen, was sie alles zerstört, und vieles wird nie zu ersetzen sein. Nur eins entgeht ihr: Deutschland. Und soweit Deutschland Gegenstand des feindlichen Manövers ist, erscheint die ganze Machenschaft als Übung am untauglichen Objekt. Sie können das Reich teilen, nicht Deutschland. Natürlich läßt sich das eine Stück Land diesem, jenes Stück dem anderen zusprechen. Man kann Steuern, Landesfarben und Briefmarken verordnen. Wird deshalb unser Blut anders? Werden unsere Haare blau und unsere Augen grün? Ändern sich Erde, Himmel, Ströme und der Schatten in den Wäldern? Selbst wenn das Reich ganz und gar verginge, wären wir noch lange nicht am Ende. Der Monismus, der zwischen Deutschland und dem Reich nicht mehr zu unterscheiden vermag, wirft Begriffe wie Wärme und Ofen, Licht und Lampe, Bewegung und Fahrzeug zusammen, und ist nicht ungläubig, sondern borniert. Derselbe nüchterne Verstand, der die furchtbaren Folgen der Zerstückelung voraussieht, erkennt den Punkt, wo dieses Manöver seine Grenzen findet. Und zu dem Verstand tritt die natürliche Regung unserer Männlichkeit, unseres Selbsterhaltungstriebes, unserer Würde und treibt uns, jenen Punkt zu sichern und ihn zu dem leuchtenden Kristall in der Nacht unseres Schicksals zu klären. Es widerstrebt jedem gesunden Deutschen, die Völker Europas mit dem verpestenden Kadaver Deutschlands zu schrecken. Erst wenn die Pest dir und mir die Knochen zerfrißt, kann man so denken. Viele andere Gedanken laufen mit der Teilung zusammen, zehren an uns, aber entziehen der Teilung den alles aushöhlenden Stachel. Ich fühle mich als mehr oder weniger belanglosen Rest einer vergangenen oder mindestens aufs äußerste bedrohten Kultur. Das teile ich mit vielen Genossen meiner Generation — bei uns und in anderen Ländern, ja, in allen Ländern. Und dieser Umstand verschlimmert oder

verbessert die Situation. Aber der Deutsche in mir fühlt sich durchaus nicht als Rest, am wenigsten weil man da irgendwo eine Teilung vornimmt oder vornehmen zu können glaubt. Ja, ich kann zwischen meiner wesentlichen Reserve von Gefühl und dieser Teilung überhaupt kaum einen in die letzte Tiefe gehenden Zusammenhang erkennen. Diese Leute können garnichts von meinem Deutschland abteilen. Damit wird nicht gesagt, ich billigte ihren Unfug oder wolle mich passiv dazu verhalten. Es handelt sich zunächst nur darum, einmal festzustellen, wo und wie sich die Operation vollzieht. Sie können mein Deutschland so wenig teilen, wie sie mir den Satz, den ich schreibe, zerteilen können. Eher stirbt das alte Europa, und viel eher mag man jene Teilungsmethoden zu dem Kadaver rechnen; Reste, die bestimmt sind, anderen Dingen Platz zu machen. Kommt also einer und behauptet, mit dem Deutschen Reich höre Deutschland auf, dem lache ich ins Gesicht. Sagt er mir dann, ich verstände unter Deutschland etwas anderes als er, antworte ich: Gottseidank! Was ich darunter verstehe, brauche ich nicht darzulegen. Er meint natürlich: So etwas wie Griechenland und die Ägypter und die alten Römer mit ihren Monumenten. Es kommt mir komisch vor, dergleichen zu meinen, weil unsere Reichsmonumente nicht sehr schön sind. Nein, ich meine es durchaus nicht so, ich meine etwas durchaus jenseits von allen Monumenten, aber ich weigere mich, wie gesagt, darüber Langes und Breites verlauten zu lassen, weil man mich doch nur auslachen würde. Wenn einer behauptet, du stirbst, du bist tot, hat er den Nachweis meines Ablebens zu erbringen, und ich brauche ihm nicht zu demonstrieren, ob das, was leben bleibt, das richtige oder falsche Ich ist. Natürlich bleibt jedem unbenommen, meine Existenz für eine dialektische Phrase oder eine Luftspiegelung anzusehen. Das geht, solange ich nicht von ihr Gebrauch mache. Der Gebrauch ist sowohl jenseits der Teilung wie jenseits der besagten Monumente möglich und kann sogar recht ausgiebig sein, und zwar genossenschaftlich, innerhalb einer als deutsch anzusprechenden Gemeinschaft. Darauf kommt es natürlich an, auf die korporative Existenz. Denn ob wir als Kellner oder sonstwas in London und Valparaiso weiter existieren und uns womöglich fortpflanzen, tut nichts zur Sache. Der Grad des Korporativen entscheidet. Dieser identifiziert sich heutzutage so wenig mit der Form des Staates, wie die Religion mit der Kirche. Man ist gewohnt, das Korporative mit großen Quantitäten zu verbinden. Da es auf Ergiebigkeit ankommt, kann die Zahl nicht den Ausschlag geben. Die Geschichte des Deutschen Reiches hält uns an, der korporativen Masse zu mißtrauen. Nur Minoritäten sind heute ergiebig.

Das Deutsche Reich, das Teilungsobjekt, besteht seit wenig über fünfzig Jahren. Ich bewundere den staatsmännischen Genius seines Gründers, aber es scheint mir hirnlos, ein Volk, das vor tausend Jahren erschütternde Beweise seines Daseins gegeben hat, und

dessen tausendjährige Verankerung mit dem Schicksal unseres Erdballs zu den Grundlagen der Weltgeschichte gehört, mit der Gründung Bismarcks zu verwechseln. Diese war keine korporative Schöpfung, sondern die persönliche Tat eines starken Menschen, der mit diesem Mittel große materielle Macht konzentrierte. Sie wurde nach seinem Willen organisiert und ausgestattet. Was er wollte, geschah. Seine starke Persönlichkeit duldete keinen Eingriff und gewöhnte den Regierten jede lebendige Teilnahme an seinen Handlungen ab. Sein System, für jeden anderen undurchdringlich, war, wie es für seine Zwecke sein mußte, und er spielte es wie Paganini seine Geige. Unter dem Schutz dieses Organismus entwickelte sich die Industrie, der Handel, die ungeheure materielle Bereicherung Deutschlands. Dies das neue Reich. Es ist so wenig die einzige deutsche Substanz, wie die Faust eines Menschen sein einziges Organ ist. Es ist nicht einmal die wichtigste Substanz, sonst könnte Deutschland nicht vorher ohne sie existiert haben. Nur läßt sich die andere Substanz schwieriger bezeichnen, schon weil sie weniger benutzt wird und nur im Inneren des Körpers existiert. Ein Blick auf die Landkarte, und wir haben das Deutsche Reich; ein paar Zahlen, und wir wissen Bescheid. Bevor man das andere Deutschland nennt, muß man sich mit einer Krokodilhaut panzern, um der Lächerlichkeit Stand zu halten. Mit Zahlen und dergleichen läßt sich nicht aufwarten. Selbst den Gläubigen fällt es nicht leicht, die rechte Bestimmung zu finden, weil der eine das Gesuchte hier, der andere es dort erblickt. Es erschließt sich uns leichter draußen zwischen Wiesen und Äckern und den Häusern, die auf besondere Art zu den Wiesen und Äckern gehören. Oder wenn wir ein Buch lesen, oder wenn wir uns an diese oder jene Begebenheit erinnern. Es beruht weniger auf geschichtlichen Daten, die als Resultat verschlungener Entwicklung erscheinen, als auf kleinen Erlebnissen, die wir selbst gehabt haben, und von denen wir meinen, wir könnten sie nur bei uns erleben. Also ein Gefühl, lächelt einer und gähnt. Ja, im Grunde nur ein Gefühl. Wir fühlen es im Gespräch mit dem Freund oder der Geliebten. Nicht nur was wir besprechen, sondern wie wir es zuweilen schweigend besprechen, das Netz von Empfindung, das sich bei solchen Gelegenheiten zwischen uns und dem Freunde oder der Geliebten spinnt und das, wenn wir schweigen, die Rolle der Worte selbsttätig übernimmt, dies ist ein Teil des heimlichen Deutschlands.

Sicher könnte ein besser beschlagener Darsteller stärkere Worte und überzeugendere Bilder finden. Ich sehe wohl ein, daß Rumänen oder Polen oder womöglich sogar Neger etwas ganz Ähnliches von ihrem Gefühl sagen können, und daß es sehr wenig bedeutet, wenn das heimliche Deutschland als eine Sonderheit innerhalb eines allen Menschen zugänglichen Gefühls bezeichnet wird. Aber es hat auch Vorzüge, mindestens für den Augenblick, die Darstellung zurückzuhalten. Stärkere Worte verführen zu leicht zu einer Verhärtung und

Vergröberung der Vorstellung und decken das Versteck zu, das geöffnet werden soll. Die mangelhafte Deutlichkeit kann den bereiten Leser zur Ergänzung locken. Nur Menschen mit Ergänzungsvermögen können das heimliche Deutschland erkennen.

Ist es noch da? Ich behaupte, erst wenn es zerstört ist, hören wir auf. Besteht es noch, können alle Verluste überwunden werden. Nicht etwa, indem wir an Stelle der zerfallenen Gründung Bismarcks eine neue Gründung ähnlicher Art setzen. Dies übersteigt ganz gewiß die Möglichkeiten des heimlichen Wertes und steht auf einem anderen Brett. Aber wohl, indem wir den heimlichen Wert ausbauen. Trotz der Unsicherheit der Fundamente, die vielleicht nur auf unserem Unvermögen, uns ihrer zu bedienen, beruht, halte ich den Komplex heimlicher Kräfte für das primäre Deutschland, gewissermaßen für die Zelle unseres Geistes. Wenn ich gedrängt würde, die Funktion dieser Zelle zu bezeichnen, würde ich sie eine besondere Art Liebe nennen.

Dies wirkt vermutlich auch auf die gutmütigen meiner Leser wie ein fauler Scherz. Man wagt mit dem denkbar labilsten Gefühlsmoment an eine mit tausend höchst greifbaren Sachlichkeiten ausgestattete Angelegenheit, wie das Deutsche Reich, an diesen dampfenden, stampfenden, rastlos arbeitenden Körper heranzutreten. Aber es handelt sich nicht um das Deutsche Reich, sondern um unsere Verzweiflung, und diese ist so gut labiles Gefühl, wenigstens wollen wir es hoffen, wie die Liebe. Auch die Handlungen Bismarcks, so verstandesmäßig sie erscheinen mögen, gingen auf ein Gefühl zurück, das man Liebe nennen kann, und wenn sein Werk nicht als korporative Schöpfung gelten kann, sondern persönliche Tat war, wie fast alles Wertvolle, das heute entsteht, liegt es an der Art seiner Liebe. Bismarck vermochte sein starkes Gefühl nicht von einer sehr bestimmten Einseitigkeit freizuhalten, die sich der Auslösung ins allgemein Menschliche widersetzte. Damit versagte er sich den Anteil an dem heimlichen Deutschland. Die in der Urzelle dieses Deutschlands wirkende Liebe ist eine durchaus in die Weite strömende Kraft. Ihre Sonderheit beruht auf der Unabhängigkeit von allen Sonderinteressen. Geliebt wird überall, aber alle anderen lieben mehr oder weniger egoistisch, ziehen das Objekt so eng wie möglich an sich heran, möchten sich mit ihm abschließen. Der Deutsche ergießt sich in die Welt. Unter Umständen, die sich gegenwärtig nicht finden, die jetzt von begrifflich ganz anders gearteten, schlechterdings feindlichen Tendenzen verdrängt werden, bringt der Deutsche den tiefsten und geistigsten Begriff der Liebe auf.

Diese Umstände müssen wieder herbeigeführt werden, und das kann nur durch Überwindung der widerstreitenden Hemmungen geschehen. Leichter gesagt als getan, denn was in dieser wenig üblichen Auffassung als Hemmung erscheint, gilt der normalen als ebensoviel Bürgschaften der Größe, des Ruhms, der Blüte. Doch scheint es angebracht, auch in diesen Begriffen das Labile zu er-

kennen, das nicht unseren tiefsten Bedürfnissen dauernde Erfüllung gewährt. Wollen wir unser stärkstes korporatives Element und unsere beste Eigenheit zurückgewinnen, müssen wir wieder auf unsere besondere Art lieben.

Das Reich Bismarcks hat uns mit Reichtümern aller Art gesegnet, aber ist dem deutschen korporativen Geist nicht vorteilhaft geworden. Dafür brachte es zu viele Vorteile ganz anderer, bei uns bis dahin nahezu unbekannter Art. Sie mußten um so leichter unsere ursprünglichen Eigenschaften trüben, als diese ihrem ganzen Wesen nach keine entschlossene Wehrkraft bereit haben und sich im Hintergrund bewegen. Zunächst fehlte jede Verbindung zwischen beiden Welten. Bismarcks Despotismus war durchaus nicht ungeistig. Er handhabte seine riesige Macht mit wunderbarer Ökonomie und suchte den Gegner, den er zerschmettern konnte, durch die Gewalt seiner Vernunft zu überwinden. Ein Künstler auf seinem Feld, der größte auf deutschem Boden, und Künstler sagt schon Aufbietung des Geistes. Er war klug. Zu seinen Mitteln gehörte der Geist, und diese Waffe kam vor allen materiellen Machtmitteln, aber blieb Waffe, Mittel, berührte nicht den Zweck. Wenn man seine Macht und seinen Willen zur Macht ungeistig nennen darf, geschieht es von der Zinne jenes heimlichen Deutschlands aus, wo jede Einseitigkeit, auch die heldenhafte, als Minderung Deutschlands bemerkt wird. Ein mächtiger Umriß, erquickend in seiner Eindeutigkeit, jeder Zoll männliche Kraft und Würde, aber ein nach einer einzigen Seite hin gestelltes Relief, kein Rund, durchaus unberührt von der klassischen Fülle unserer größten Gestalten, bar jener grenzenlosen Liebe unserer Helden zum Universum. Man feiert ihn mit Recht als deutschen Recken und betont gern das Hünenhafte seines Wesens. So war er. Dies deutsche Reckentum brachte er auf einen erhabenen Gipfel. Und wie vor steinernen Gestalten in Naumburg und Bamberg konnte man sich nicht einer bis ins Mark gehenden Ehrfurcht erwehren. Aber es blieb ein Steinbild, und nie wurde man damit fertig, diesen Menschen auf der Straße zu sehen. Sind das Hünenhafte und das Reckentum, selbst in der erhabenen Auslegung Bismarcks, sichere Kennzeichen eines vorbildlichen Deutschen unserer Zeit? Kraft hat immer Schönheit, zumal wenn sie sich überbietet, aber braucht nicht vorbildlich zu sein. Hatte Goethe solche Kraft oder Beethoven? Gewiß, kann man antworten, wären sie unfähig gewesen, Bismarcks Aufgaben zu lösen. Die Antwort trifft nicht die Frage. Wenn zwischen Bismarck und Goethe alle Verbindungen fehlen, wohlverstanden, Verbindungen der Empfindung, die alle Formen der Realisierung überspringen, Verbindungen, die jeder von uns, jenseits der Literatur, jenseits von allen artistischen Problemen, als Teile der Welt seiner Vorstellung besitzt, die wir, wenn nicht ebenso klangvoll aber durchaus fühlbar mit einem bedeutenden Menschen jedes anderen Berufs unterhalten können, dann muß gefolgert werden, daß die von Bismarck gelöste Aufgabe nicht in dem Kreise

wesentlicher deutscher Bedürfnisse lag. Das verkleinert nicht seine Leistung. Die Entdeckung eines unserer Gelehrten, die Erkenntnistat eines unserer Philosophen kann etwas Ungeheueres sein, ohne dem deutschen Fundus etwas hinzuzufügen. Also werden nicht etwa die bewußten Monumente, die draußen bleiben sollten, nun doch ins Treffen geführt; nicht die Lyrik Goethes, sondern sein Geist. Eine politische Schöpfung, die alle anderen Gebiete schöpferischen Geistes des Landes außer Acht läßt, ist zu eng begrenzt, um Leben und Sterben des Volkes bestimmen zu können. Man wird diese Grenzen weniger nahe in Napoleon spüren, ganz abgesehen von dem größeren Umfang der napoleonischen Macht, wird sie noch weniger in Friedrich II. finden. Ja, man kann fragen, was hat der große deutsche Staatsmann trotz des gemeinsamen Gebiets mit dem großen deutschen König gemein? Die Zusammenhänge, die man zwischen Bismarck und Friedrich und Kant und Luther konstruieren könnte, sind nur geeignet, die Kargheit unserer Anschauung sichtbar zu machen, nicht ihre heimliche Schönheit, die bei der Betrachtung jedes dieser zum Vergleich herangezogenen Deutschen allein ohne Weiteres hervorbricht. Eine Enge ist mit Bismarcks gesamtem Wirken verbunden, und zwar trotzdem oder gerade weil seine Handlungen keine Lücke lassen. Schon daß er sich nach eigenem Wort, und mit Recht, als ausschließlich politischen Menschen bezeichnen konnte, schließt seine Zugehörigkeit zu dem heimlichen Deutschland aus. Solche scharf umrissenen Größen bleiben immer unter unserem höchsten Niveau.

Es wäre zu billig und würde das Andenken Bismarcks profanieren, wollte man diesen Gedanken fortsetzen und die Grenzen des Spezialismus an näher liegenden Exempeln wie Hindenburg und Ludendorff nachweisen. Es liegt im Wesen des Spezialismus, den Kreis immer enger zu nehmen, bis er zuletzt jede Vorstellung des Kosmos verliert und nur noch sein eigenes Nichts produziert.

Dies geht nicht nur uns an, auch die anderen. Es ging die anderen umsomehr an, als sie gezwungen wurden, mit Deutschland als dem mächtigsten Staat zu rechnen. Bismarcks Weisheit tat alles, um die Einseitigkeit des Zwangs so wenig fühlbar wie möglich zu machen, aber auch sein Genie vermochte nicht die natürlichen Folgen seines Systems auszuschalten. Diese mußten von den anderen viel drückender empfunden werden als von uns, da ihnen die Vorteile, die uns blind machten, versagt blieben. Was hatte das Regime Bismarcks zu bringen? Nicht sein Genie; das System tat alles, um es unnachahmlich zu machen; dagegen nützliche Dinge: Organisation, Ordnung, Fleiß, Konsequenz; zumal den Nachweis, daß nur greifbare Realitäten als verläßlich gelten dürfen. Man kann diese Dinge gebührend schätzen, und wir haben ihre Leistungsfähigkeit erprobt, und wird zugeben müssen, daß ihrer Gesamtheit für die Repräsentanz eine Hauptsache fehlt, der Reiz menschlicher Ansprache. Wir brauchen diese Dinge dank unserem Boden dringen-

der als der Romane, dem die Frucht in den Mund wächst. Unser Land ist arm von Natur. Und wenn wir trotzdem um nichts in der Welt mit dem Romanen tauschen möchten, muß auch unser Boden Reize haben, die sich den Begriffen des Utilitarismus entziehen. Hätten wir nichts als die Folgen unseres Klimas, könnten wir uns begraben lassen. Wir haben diese spröde Erde gefügig gemacht. Das ist unser Stolz. Wir haben andere von der Natur begünstigte Völker für benachteiligt gehalten, weil ihnen nicht vergönnt war, dieselben Kräfte für den Kampf ums Dasein aufbieten zu müssen. Dies ist männlich gedacht und deutsch. Die Überhebung aber, unsere Tätigkeit als den einzig würdigen Lebensinhalt anzusehen und andere Völker mit anderem Inhalt geringer zu achten, ist undeutsch, ein modernes Produkt, das den Vorstellungen, auf denen unsere Kultur beruht, widerspricht.

Es soll hier nicht die saure Arbeit meines Vaters, noch die Arbeit von tausend verehrungswürdigen Vätern herabgesetzt werden. Ich habe selbst mein Leben lang gearbeitet, und es ist mir nicht weniger sauer geworden als diesem oder jenem. Man kann jede Tätigkeit lieb gewinnen, zumal eine, die nicht nur dem Tätigen, sondern auch anderen Vorteil bringt. Arbeit als Selbstzweck aber scheint mir Manie. Ja, selbst die Früchte schöpferischer Arbeit müssen eingehend untersucht werden, bevor man dem Menschen, der sie leistet, wenn er sich dafür zu einer dem Leben abgewendeten Einseitigkeit verdammt, Ehrentitel zuspricht. Nur Arbeit, die auf das geistige Wohl der Menschheit zielt, hat nicht die Eigenschaft, den Arbeiter verkümmern zu lassen und ihn dem heimlichen Deutschland zu entfremden.

Von solcher Tätigkeit war in den letzten Jahrzehnten bei uns weniger als je zu spüren, viel weniger als in Zeiten, da Deutschland keinen Reichtum besaß. Als es in Handel und Industrie keine beherrschende Rolle spielte, war es der geistige Schrittmacher der Welt, und es ist durchaus nicht gesagt, daß wir uns damals abwärts bewegten. Zahlen beweisen nichts. Auch die Übervölkerung, mit der man die Überarbeit legitimieren will, erschöpft nicht. Wenn man zwischen Entgeistigung und geringer Zunahme der Bevölkerung zu wählen hat, verdient die Reduktion der Zahl den Vorzug. Die Propaganda für Massengeburten gehört zu den Faust-Mitteln des Staates. Bei uns hätten Prämien für kinderlose Ehepaare ausgesetzt werden müssen. Wir vermehrten uns und unterließen nichts, um diese Zunahme noch größer als sie war, erscheinen zu lassen. Ich glaube wirklich, man war stolz auf unseren Kindersegen, sah in ihm auch so etwas wie eine deutsche Industrie, mit der wir der Welt voran gingen. Wir taten nichts heimlich. Die Kommis, die unser Handel in alle Windrichtungen sandte, waren beredte Pioniere deutschen Gewerbes, aber je größere Ordres sie mitbrachten, um so weniger zutreffende Vorstellungen von dem übrigen Deutschland ließen sie draußen. Der Eindruck entstand, es gebe überhaupt nichts

anderes bei uns als Maschinen und Händler. Und natürlich den Kaiser. Selbst mancher Deutsche hat das geglaubt und glaubt es heute noch.

Es lag im System der rastlosen Arbeit, alles das dran zu geben, was früher unsere Eigenheit gewesen war. Sowohl im System selbst wie in dem Stolz auf die systematischen Erfolge. Dazu gehörte vor allem das psychologische Phänomen jedes Reichtums: die Überwindung der Vorstellung durch die Materie. Der Traum des Deutschen zerschellte an der Realität. Man glich reichen Eltern, die ihren Kindern durch allzu viel Spielzeug frühzeitig die Fantasie abgewöhnen. Das, was die Vorfahren gewünscht hatten, oder was man als ihren Wunsch auslegte, kauften sich die Nachkommen im nächsten Laden. Verzicht darauf wäre unpraktischer Zeitverlust gewesen. Früher hatte man sich nach Verbrüderung mit anderen Völkern gesehnt. Diese Sehnsucht, wunderbarer Nerv der Entwicklung unserer Kultur, existierte damals bei keinem anderen Volke. Das Herz Europas zu sein, nicht der Herr, nicht die Faust, sondern das Herz, in dem jede edle Empfindung anderer Völker gesammelt und gereift und mit der unseren vereint wurde, galt großen Deutschen früherer Epochen als Ziel. Dieser Gedanke, lauterster Niederschlag unserer Sehnsucht, unerreichbar wie die Sonne über unseren Häuptern, erhabener Liebesgedanke, edelste Folge aus den natürlichen Bedingungen unserer Lage, aus den Wellen unseres Blutes, Gedanke voll Tragik und voll leuchtender Märchen, er zerbrach an der Größe des tatsächlich erreichten Universums deutscher Wirtschaft. Man beging die Blasphemie, händlerische Umtriebe für den deutschen Weltgedanken zu nehmen und sah im Kommis den Träger unserer Kultur. Man schenkte sich nichts. Ungeheure Energie hielt Millionen Hirne in Spannung. Und da man sich nichts schenkte, glaubte man auch anderen nichts schenken zu müssen, und zwang die, denen gleiche Spannung fern lag, zu derselben Einseitigkeit. Aus dem Herz wurde eine Geißel. Wir aber stiegen immer höher, sahen nicht nach rechts noch nach links und verloren jeden Überblick über die Welt, die wir zu erobern meinten. Man ließ sich nach dem Sturz Bismarcks von Politikern führen, deren Unfähigkeit kein Kaufmann auf dem geringsten Posten seines Hauses geduldet hätte. Man ertrug den Kaiser. Jeder Untertan hatte genug in der eignen Sache zu tun und fühlte sich in seinem Büro wie in Adams Schoß. Handel und Industrie regelten sich von selbst. Man konnte sich unfähige Regierungen leisten.

Dies alles, sagt man, ist längst bekannt und braucht nicht gerade jetzt wiederholt zu werden. Jeder hat es hundertmal erwogen.

Das wäre erstaunlich. Ich behaupte, nichts ist weniger erkannt. Dergleichen gilt allenfalls als Meinung unter vielen, wie Währungsfragen oder Heiz-Methoden, nicht als die elementare Tatsache, nach der sich unser Denken und Trachten zu richten haben, mit deren Besitz ein neues Stück deutscher Geschichte beginnt.

Viele unter uns wissen, zucken die Achsel und machen weiter. Genau so zuckten sie bei den Einfällen Wilhelms, bei hundert Anlässen und wunderten sich über nichts mehr. Dieses gilt dann als die hinlänglich bekannte Mißbegabung deutscher Einfalt für Politik, ein harmloser Mangel, der uns bestimmte, zum Opfer der anderen zu werden. Man wäre nicht wenig erstaunt, wollte einer behaupten, der Mangel habe so wenig mit Politik zu tun wie die Liebe zwischen Mann und Frau, wie Anstand und Würde, Recht und Sitte, sei vielmehr ein Rest tierischer Triebe und ein moralischer Defekt, Sünde gegen Gott und Natur. Kein Abgrund ist tief genug für diese vermeintliche Einfalt.

Und die anderen? Fällt einem nichts mehr anderes ein, kommen immer die anderen. O gewiß, unsere lieben Feinde lassen sich nicht von moralischen Erwägungen leiten. Sie möchten das Gift, das uns krank gemacht hat, selber fressen und haben es schon im Leibe. Das geht sie an. Ob das Gift bei ihnen dieselben Verheerungen anrichten kann, ob sie über kurz oder lang unser Schicksal wiederholen oder ob sie über stärkere Widerstände verfügen, warten wir es ab. Uns jedenfalls, das hat sich ergeben, fehlten gegen die Einseitigkeit der Wirtschaft unentbehrliche Toxine. Die werden wir zu suchen haben. Nur wenn wir uns wieder zu einem natürlich ausgeglichenen Leben bekennen und einen Weg wählen, der nicht abweicht von dem der letzten fünfzig Jahre, sondern dieser ganzen Entwicklung diametral entgegengesetzt ist, haben wir Recht auf Existenz. Nicht Recht von den anderen, sondern deutsches Recht, Recht aus unserer Vergangenheit und unserer Würde.

Man muß essen und verdauen und daher auch eine Industrie, einen Handel haben. Man soll so gut wie möglich essen. Tüchtige Industrielle und Kaufleute, die uns dazu verhelfen, verdienen alle erdenkliche Verehrung. Man mag ihnen Monumente errichten, ganze Alleen von Monumenten. Dagegen ist es unangebracht, die Industrie und den Handel zu Gegenstände allgemeiner Verehrung zu erheben, weil solche Begriffe nicht für Beziehungen geeignet sind, die den Menschen zum Kult anfeuern. Man kann Hochöfen, Walzen, Seifensiedereien, Spinn-Maschinen nicht anbeten. Selbst Dichtung und Kunst sind nichts ohne Künstler und Dichter. Es kam aber bei uns zu der heidnischen Vorstellung, Handel, Industrie und dergleichen seien heilige Tempel, ständen unserem Herrgott besonders nahe, und man habe sich ihnen nur mit Ehrfurcht zu nahen. Dies galt zunächst nur von dem Militär, übertrug sich nachher auch auf die anderen Begriffe. Außerdem hielt man sie für besondere Offenbarungen des Deutschtums. Ebensogut hätten sich Messer und Gabel zu Gegenständen des nationalen Kults geeignet. Man sprach von deutscher Industrie, wie man früher von deutschem Gemüt gesprochen hatte und übersah die mangelhafte Logik dieser Bildungen. Deutsche Industrie und deutscher Handel sind unzutreffende Abkürzungen. Es gibt eine deutsche Sprache und einen Handel Deutschlands. *(Ein zweiter Teil folgt.)*

CHRISTIAN GRUNERT (Dresden)

GEDANKEN EINES JUNGEN ARBEITERS ZUM JUDENTUM

Wenn man zu einer der vielen Gruppen tritt, die, oft äußerst erregt, vor den Schaufenstern der Lebensmittelgeschäfte über die maßlos hohen Preise diskutieren, so hört man fast immer am Ende jeder Rederei: „Und wem haben wir das zu verdanken, bloß den Juden!"

Ich habe solche Leute — ganz ernsthaft, um es einmal selbst zu erfahren! — gefragt: „Nun, was meinen Sie denn, was die Juden damit bezwecken, daß sie uns an den Rand des Verhungerns bringen?" „Ja, sie wollen uns unsere letzten Groschen noch ganz abnehmen, wir sollen ihre Sklaven werden, hast du denn das noch nicht begriffen?"

Nein, ich habe es noch nicht begriffen und werde wohl auch nie so weit kommen!

Ich frage mich dann stets: Was müßte das für eine Welt, für ein Dasein sein: wenn es eine Herrschaft darin gäbe, auf Grund bloßen Geldbesitzes, wo eine „Versklavung" überhaupt möglich wäre? Die Leute, die so etwas sagen und glauben, müssen doch keinen Schimmer davon haben, daß es eine ganz bestimmte: rätselhafte, wundervolle, geistige Struktur dieser Welt gibt. Sie müssen sich vor sich selbst garnichts wert sein.

Und das sind Antisemiten! Sie kennen den Juden nur vom H ö r e n s a g e n : sie haben wahrscheinlich noch nie sich mit einem Juden unterhalten, geschweige denn über die Probleme des Judentums nachgedacht. Man muß sich beinahe vor den Juden schämen: daß sie aus unseren Reihen soviel Gedankenlosigkeit und Dummheit erleben müssen!

Von einem, der mich über das „wahre" Wesen der Juden „aufklären" wollte, bekam ich „Die Geheimnisse der Weisen von Zion".

Das Buch ist eine Schande! Das ist ein Wühlen im Dreck, g e i s t i g e U n z u c h t ! Die Franzosen haben den Ausdruck: Sehnsucht nach dem Dreck. Was für sittlich tiefstehende Menschen müssen das sein: die solches Zeug erdacht, die solches Zeug glauben können!

Gewiß: es gibt unsympathische Juden: die Altkleiderhändler; ich kann mir nicht helfen, ich könnte keiner sein. — Und gewisse junge Herrchen, deren Eleganz von heute früh ist, die sich keinen Hosenknopf annähen können: die Leute, die in Schwarzbörsen ihre Geschäfte machen. Aber es sind dieselben „Menschen", die an andern Stellen Zuhälter und Tagediebe abgeben!

Ein klein wenig hat man allerdings das Gefühl: etwas anderes, etwas: das anders lebt und leben muß als wir, ist der Jude doch. Aber: Heimat, Schicksal! Alter der Rasse! Religion!

Und ehrlich gestanden: schon ein Franzose, ein Russe — fühle ich irgendwie im Herzen — ist etwas „Fremdes“: ich möchte selten einen zum Freund haben!

Wie oft dagegen: diesen und jenen Juden!

Ich habe mir den Keren-Hajesod-Film angesehen. Ich war richtig froh geworden, als ich wieder herauskam.

Mitten in einer Welt, in der nur reiner Geschäftsgewinn das Ausschlaggebende ist, in der bewußt nichts für das Glück der Menschen getan wird, mitten auf ein Werk, Schöpfung, Leistung, Arbeit, Mühen, Opfer zu schauen: die dem Frieden, dem Gutwerden, der Ruhe eines Volkes dienen, ihrem Glücklich-Werden (als Gesamtheit) geweiht sind.

Wie machten die zwei Stunden mutig und stolz: man erblickte innerlich den Segen der Arbeit!

Da ich nichts anderes mehr habe, fange ich an, meine Konfirmationsbibel durchzulesen. Ohne innersten Drang, aber man erlebt mancherlei Feines dabei. Neulich stieß ich im Pentateuch auf die alten hebräischen Gesetze über Grundbesitz, Bodenverkauf usw. Das liest sich beschämend für unsere Zeit. Wie haben diese Gesetzgeber auf die natürlichen Forderungen des Menschenherzens geachtet! Jedem wollten sie beste Gerechtigkeit angedeihen lassen. Und heute?

Was ist einem Kriemhild, Freia, die heilige Elisabeth, Augustinus: eigentlich nichts. Aber die Gestalt der Ruth erblickt mein Herz, so oft ich über meine Einsamkeit sinne. Und das Buch Hiob ist meine „Nachfolge Christi“.

Vielleicht sind die Juden das religiöseste Volk: Sie haben ein Gesetz, das ihnen verbietet, den HERRN darzustellen! Sie haben eine Mystik des Sabbath! Das Motto des alten Testaments könnte sein: Bleibe fromm und halte dich recht, denn (nur) solchen wird es wohlergehen!

Liebermann. Ein Jude! Endlich den „Schlüssel“, das Geheimnis dieses großen Künstlers, dessen Bilder und Zeichnungen ich so schätze, fast: verehre. Es gibt keinen jüdischen Künstler, der die Welt nicht schön, groß oder erhaben sieht.

Und so geht es fort: Man erlebt in ihnen die Heiligen des 20. Jahrhunderts. In Buber, Scholem Alechem, Gundolf, Rathenau!

Ich glaube, in keiner Bibel anderer Völker steht der Satz: „Durch dich sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden!“

I.

Bevor man an die Studie der Theaterbewegung und der dramatischen Geschehnisse in der sogenannten Hauptstadt von Europa herangeht, kann es wohltun, einmal überhaupt ihre dramatische Potenz zu ermessen. Und da ist von vornherein festzustellen: sie hält absolut Schritt mit dem zeitgenössischen politischen Geist Frankreichs. Das bedeutet aber: Blindheit, Unkenntnis der europäischen oder mondialen Situation, Scheu vor allem Import. Frankreich ist auch auf dem Theater ein Rentnerstaat, lebt von peinlich Ergeiztem, ist nicht reich an Produktion, sondern wohlhabend, weil es nichts ausgibt. Frankreich ist das Paradies des Kleinbürgertums und das unmodernste Land der Welt.

(Wir müssen gleiche eine Klammer einschieben: hier ist die Rede von Theaterwesen, also von einer Kollektiv-Aktion, die auf Tausenden von Menschen und Millionen beruht, also wirklich Volksgeist und Volksvermögen vertritt. Anders stellt sich die Frage bei Künsten, die von der Individualität abhängen: in der Malerei z. B. diktiert Paris seit Jahrzehnten seine Gesetze der Welt und vertritt das Rom der Renaissance. Der bildende Künstler, auch wenn er am Salon d'automne teilnimmt, ist vom Publikum unabhängig, sein Werk wird von einem Kunsthändler oder Liebhaber bezahlt.)

Das Theaterstück muß sich zum Parkett erniedrigen, ist dem Urteil eines Publikums unterworfen, das ohne Leidenschaft, passiv verdauend, im Sessel der Dummheit thronend, die Handflächen bewegt oder grunzt. In Paris ist ein Bürgerpublikum ohne jeglichen kritischen Sinn der Areopag. Man geht en famille ins Theater: man trifft sich dort wie zum Kaffeeklatsch; die Matineen am Donnerstag und Sonntag sind bevorzugt. Den Hinweis auf das Stück gab die Morgenzeitung, gleichzeitig mit der Gerichtschronik. Von Kunstbedürfnis keine Spur. Von Kunstverständnis keine Spur. Man wird mir glauben, wenn ich berichte, daß alte schlechte Melodramen der achtziger Jahre heute, 1923, auf den Boulevardbühnen Ambigu und Porte Saint Martin die besten Kassenerfolge zeitigen. Gerade jene beiden Stücke „La porteuse de pain" und „Le courrier de Lyon", die mir einst mein Großvater erzählte, jene zwei einzigen Theaterereignisse seines Lebens, die er, totmüde, nach der Hetze auf Autobussen durch Paris, halb verschlief und nun mit fremden Feuilletonromanepisoden ausflickte: Stücke, auf derselben Stufe wie ein Raubmord aus der Provinz, die Passion des Bürgers. Heute, 1923, werden sie alle Sonntage von fahrenden Truppen in den Vororten aufgeführt. Ich weiß kein einziges Kitschstück aus Deutschland damit zu vergleichen, wo man bei kleinen Stadttheaterprogrammen schon über die „Jungfrau von Orleans" die Achseln zuckt.

Ungeistig? Oder eher geistlos? Man stellt das Kleinbürgertum und Volk sehr oft als ein politisch geschultes, mitwirkendes Element dieser Nation den anderen als Beispiel hin, und man hat recht. Aber man verwechselt hier Bildung und Intelligenz. Intelligent und klug ist der kleine Mann in Frankreich wie nirgends sonst, und jeder Arbeiter hat auf seiner Fahrt zur Werkstatt die Zeitung gelesen und Stellung genommen. Heinrich Mann, am Anfang des Krieges, wünschte dasselbe dem deutschen Volk. Es ist wohl augenblicklich politisch sehr interessiert. Ändert das etwas an seinem Geist? Ich bin eher der Ansicht, daß die Zeitung, wie sie heute besteht, als Waffe der Parteien, eine zersetzende Wirkung hat und den Lesern Brillen und Scheuklappen aufsetzt. Die Zeitung tötet das Denken. Die Zeitung ist der Feind der Vernunft, denn sie ist immer einseitig.

Das französische Publikum ist geistlos. Es liebt naiv den Pomp, wie bei Beerdigungen den großen Aufwand, die Riesenkulisse, den schaurigsten Kitsch. Eine Stufe tiefer als das Melodram steht das sinnlose Abenteuerstück, das der Châtelet pflegt und 600 mal hintereinander spielen kann, wie „Michel Strogoff“ oder „Die Reise um die Welt in 80 Tagen“, wo man „auf der Bühne“ große Dampfer sieht, die ägyptische Sphinx, den Nordpol und Konstantinopel. Kindlich? Nein dumm. Denn nicht naiv, nicht einfach. Bei diesem Volksbedürfnis hätte man vielleicht einen Augenblick glauben können, es wäre die Rückkehr zum echten Spiel möglich, zur italienischen Farce, zum „Theater fürs Theater“? Nichts von alledem.

Das sentimentalische Kitschbedürfnis wurde sofort von zwei großen Namen ausgebeutet, die ihre Psychologie nicht zu bereuen hatten: Victorien Sardou und Edmond Rostand. Sie haben das hohle Drama erfunden, das sich mit äußeren historischen Gewändern und Effekten wappnet und die uomantische Rodomontade zum Triumphe führte. Sie haben dem Volk die gefälschte Literatur eingeimpft und für ein Vierteljahrhundert für ernsten Theaterwillen unbrauchbar gemacht. „Madame Sans-Gêne“ und „l’Aiglon“, die Réjane und Sarah bedeuten zwanzig Jahre inhaltloser Republik. Der leere, klingende Reim und der schillernde Stumpfsinn der bearbeiteten Historien haben die dramatische Potenz von Paris auf Null gebracht.

Später mußten Nachlaßverwalter ernannt werden. Es gab junge Leute, die etwas von Realismus hatten reden hören! Wo war das noch? Im Roman, ach so. In der wahren Kunst. Das Theater hatte damit nichts zu tun. Henry Bernstein und Henry Bataille glaubten. sich nur bücken zu müssen, um den Realismus sich anzueignen. Aber sie griffen fehl und wählten von zweien den falschen: nämlich den Realismus der Worte statt den der Aktion. Sie glaubten mit ihm den Sentimentalismus der historischen Stücke überwunden zu ha-

ben, schufen aber gleichzeitig einen noch viel wertloseren, unglücklicheren Sentimentalismus in dem der Handlung. Im Melodrama gab es immer ergötzliche Effekte, Totschlag und Angst. Nun wurde „wirkliches“ Leben abgepaust, aber nicht wie bei den großen Naturalisten, zu Symbol gesteigert, nie transponiert. Bataille und Bernstein schilderten die Gesellschaftsklasse, die sie gerade vor sich hatten und die nichts weniger als dramatisch war: Spielhöllen, politische Salons, Canaille im Frack, deren letzte Ehre vom Duell bestätigt werden muß: Welt der Phrasen. Beide fielen auf die Phrase herein! Es ging so weit, daß Bataille sich nachsagen ließ, daß er sich oft unerkannt ins Nebenzimmer einer Abendgesellschaft schlich und dort getreu die Dialoge notierte, die er erlauschte. Besser kann man Realismus nicht mißverstehen!

Auch die ganz äußere Brutalität der Helden Bernsteins, in „Samson“ oder „Voleur“, ist nur eine rhetorische Brutalität. Es wird geredet und gewinselt. Wenn der Held wirklich fliehen muß oder gar Selbstmord üben, so geschieht das mit einem großen Aufwand von Tränen und Sentimentalität. Ihr fiktives Leiden glaubt ihnen niemand. Die Situation ist gespannt, aber der Mensch erregt niemals Mitleid. Theater der III. Republik, auf derselben Stufe wie ihre sentimentale Politik, die von neuen Wirtschaftsformen nichts weiß, nichts wissen will, die „Realismus“ nennt — alles was sie betrifft, sonst nichts.

Eine ganze, jetzt noch fette, jetzt noch die Boulevards vollschreiende Generation knüpft an diese beiden B. an und ist augenblicklich das offizielle Theater. Ihre Champions: kritiklose Schilderer der heutigen Gesellschaft sitzen in der Académie Française: Alfred Capus, Maurice Donnay, Porto-Riche und de Flers.

Sie alle variieren seit dreißig Jahren das ewige Ehedreieck so mannigfaltig ab, mit so viel ungleichen und doch sich deckenden Schenkeln, daß man doch staunt, warum sie sonst so wenig Phantasie und Erfindungsgabe an den Tag legen, was sich sogar an der Wahl der Titel feststellen läßt, von denen ich Bekannteste wahllos aus dem Gedächtnis zitiere: Aimer, Amants, Amoureux, l'Amour masqué, la femme fatale, la femme nue, nue faible femme etc. etc.

Wir werden in den folgenden Studien neun Zehntel aller Stücke, die auf Affichen Paris schmücken und die Zeitungen belasten, vollkommen als inaktuell ignorieren, um genau zu erfahren, was es an wirklichem Theater gibt.

„Die Deutschen sind wie die Juden: zu unterdrücken, aber nicht zu vertilgen, auch nicht zu entmutigen; selbst wenn ihnen beschieden sein sollte, kein Vaterland mehr zu besitzen, würden sie stark geeint bleiben.“ — *Goethe.*

PETER SCHER SKIZZE

Alte Damen modern
am Kamin,
sticken, rückwärts blickend, auf Stramin —
und den Flammen ist es nicht verwehrt, zu lodern.

Alte Herren über ihrer Zeitung
nicken ein,
wollen plötzlich wieder auf der Höhe sein
und beginnen etwas über Punschbereitung
oder was man so am Abend spricht.

Hunde schluchzen in der Ferne.

Auf der Straße unter der Laterne
neigt sich still ein frierendes Gesicht.

Eine Uhr schlägt zehn.
Ja in Gottes Namen! —
Alte Herrn und alte Damen
wolln nun aber gleich ins Bettchen gehn.

PETER SCHER DER AUTOR LIEST AUS SEINEN SCHRIFTEN

Gleich einem Böckchen hüpft er hoch aufs Brett
und präsentiert sich munter und adrett,
verbeugt sich leicht, nimmt Platz, deckt Bein mit Beine,
schlägt etwas Epik auf und tut das Seine.

Die Damen lauschen angenehm berührt.
Wie er sein Pferdchen so im Kreise führt,
knackt er mit Schmiß manch psychologisch Nüßchen
und zeigt ein aufgewecktes Impetüs-chen.

Stilistisch ist er zweifellos versiert
und mit Geschmack auf Renaissance poliert . . .
so laßt ihn schon — warum denn soll er schweigen
und sein Talent nicht vor den Damen zeigen?

Er ist der Damenwelt mit ihren Tees
ein freundlicher Ersatz für Pralinés
und webt, ein Traumbild, über manchem Bettchen . . .
still da — er schweigt schon, neigt sich, hüpft vom Brettchen.

UNTERGANG VON DREIZEHN MUSIKLEHRERN.

(6. Fortsetzung)

V.

„Schubert. Unvollendete aus H-Moll" stand auf den Heften.

Mit schmerzlicher Anmut begann das Cello, begann der Baß den Grundstein zu legen. Langsam voll inbrünstiger Trauer folgten Oboe und Klarinette. Endlich erschien der Bewohner des Hauses, das G-Dur-Thema. Ein stiller Mann, doch nicht leidenschaftslos, erinnerungsreich, mit einem lächelnd vom Alter zugedeckten Tanzschritt. Durch die Stockwerke des Orchesters trat er wiegend und kam auch zu Koerber. Innig zog die Violine das Thema mit — da erschrak sie plötzlich. Ihr fiel ein — bei diesem Besuch —, daß man die Unvollendete, gerade weil sie so seltsam hieß, doppelt vollendet spielen müsse. Der Bogen begann dem Spieler zu zittern. Schon wurde er unaufmerksam und schwach. Bald lag er einen Halbtakt zurück, bald hielt er vorn. Die anderen — spielten die anderen auch so schlecht?

Er hob die Augen und sah den Meister hierhin und dorthin Blicke schießen, als spieße er eine Dissonanz. Schon vorhin war ihm Argwohn gekommen, als setzten die Bläser unrein an . . . Endlich geschah das Gefürchtete. Doktor Musikbefehl klopfte ab. Hieb zweimal trocken auf sein Pult, tat die beiden vertrackten Schläge, die hießen: „Unsinn! Alles falsch!"

„Bande!" rief er martellato: „Bande! habt Ihr alles verlernt? Die Streicher klingen wie Strohwische. Die Bläser wie Töpfe. Seid Ihr toll? Ihr Narren — und ich gedachte Euch zur Schiffskapelle der „Deutschland" zu machen. Ihr solltet herrliche Weisen spielen, während das Vaterland untergeht und die mit Wellen Kämpfenden bis zum letzten Moment erheben. Aber/legt die Dinger nur fort! Ich glaube, es ist kein so schweres Schicksal unterzugehen, als Euch spielen zu hören."

„Was heißt das?" redeten einige. „Was für ein Schiff? Was meint er denn?"

„Lassen Sie uns sofort aus der Wohnung!" rief Zinkbusch marcatissimo, doch unterhöhlt von schlotterndem Knie. „Sie führen etwas Böses im Schilde. Öffnen Sie, oder die Polizei . . ."

„Ich kann gar nicht öffnen," lächelte der Dirigent mit müdem Hohn. „Die Türen sind fest zugenietet. Die Fenster verlötet. Und sie sind es," fuhr er menoandante fort, „teils durch Eure natürliche Furcht — teils durch das Gebot der Notwendigkeit. Die Welt ist nämlich schon untergegangen. Vor den Toren und Fenstern befindet sich das vollkommene Nichts. Wir werden hier nur solange leben, wie der Sauerstoff unserer Ideale . . ."

Er kam nicht weiter. Entsetzensschreie stiegen. Zum Teufel die Ideale! Bei der fürchterlichen Gewißheit in einem sinkenden Boot zu sein, stürzten einige an die Luken, griffen gespreizt mit Spinnenhänden das Glas ab und fielen ohnmächtig nieder.

„Ich habe gescherzt!" sprach Musikbefehl und rollte verächtlich die Oberlippe. Er ging zum Fenster und stieß es auf. Ein nasser, rostiger Nachtnebel spielte herein und ernüchterte sie. „Ich habe gescherzt," sprach der Doktor traurig, „und jeder mag gehen, wohin er will. Unter der einen Bedingung freilich, daß er zuvor mit Aufmerksamkeit die Rede hört, die ich halten werde. Wer dann noch bei mir bleiben mag, um den letzten und einzigen Schritt zu vollziehen, den ich Euch anrate, der sei willkkommen. Wer fortgehen will, der sei von mir und sei von Euch ohne Groll aus dem Orchester entlassen."

Die Musiker sahen einander an. Der überredend-klagenden Stimme konnten sie nicht widerstehen. Etwas Müde-Gebietebieterisches ließ sie auf ihre Stühle fallen. Der Doktor lehnte sich auf sein Pult und redete in freundlichem Ton: „Ich will Euch keine Vorwürfe machen, daß ihr vorhin so schlecht gespielt habt; der Grund davon ist ja recht klar. Ihr seid noch immer zu sehr beschäftigt, Euch Euer Leben einzurichten, herumzuhorchen, wo und wann es noch ein Pfund Kartoffeln gibt. Ich glaube nun, daß für uns Musiker jetzt der Zeitpunkt nicht mehr da ist, zu sehen, wie wir unser Leben den neuen Bedingungen anpassen. Ich glaube: es ist der Zeitpunkt gekommen, nicht mehr die Bedingungen, sondern die Dinge selber zu sehen — die letzten Dinge, sie zu erkennen und nach ihrem Gebot zu handeln.

Was ist denn geschehen?

In welcher Lage befinden wir uns seit Monat und Jahr?

Wir Künstler, Musiker, Philosophen?

Wir halten, wenn wir es recht betrachten, einem wütenden Angriff stand.

Doch gilt dieser Angriff nicht unserer Kunst, sondern deren Voraussetzung. Es ist ein Angriff auf unsere Armut."

Die Versammlung war so aufmerksam, als ob sie aus Toten bestanden hätte. Mit solcher schweren Hingabe schon lagen Arme und Köpfe auf Stuhllehnen, ruhten Finger auf Saiten und Messingklappen.

„Ihr wundert Euch einen Augenblick, mich so reden zu hören, Freunde. Soll Armut Voraussetzung der Kunst sein? Sie ist es aber immer gewesen. Und ihr werdet es selbst begreifen, wenn Ihr von diesem Wort einmal das Graue und Zerfranste wegschiebt und „Besitzlosigkeit" empfindet.

Als Franziskus von Assisi sich der höchsten Kunst ergab, der Liebe Gottes und der Geschöpfe, um beide unzerreißbar zu pflegen,

legte er vorerst das Gelöbnis der Armut, des Nichtbesitzens ab. Um sein Lebenswerk zu erschweren? Nicht doch: um es sich zu erleichtern. Da Besitz, wie die Stoa sagt, nicht ist, ohne Sorge um den Besitz, so ist, wer sich der Dürftigkeit hingibt, um eine Sorge leichter gemacht. Oder, daß ich es anders sage: Religiöse und Liebende, zu denen wir auch uns Musiker zählen, ergeben sich der Pflege der Wahrheit. Also ängstigt sie das Fiktive, das Unwahrhaftige des Besitzes, zu dessen tiefster Natur es gehört, sich keinen Augenblick selber zu gleichen, und der ein entsetzliches Phänomen dieser Natur aufgerichtet hat: die Börse.

Ich glaube, daß ihr mich nun begreift.

Aus dem Nichtbesitz von Börsenpapieren, aus ihrer Unteilhaftigkeit am Herumgeschiebe der Güter zogen Beethoven, Schiller, Schubert und Hebbel die Kraft der Gestaltung. Mozart war arm; seine Notenrollen konnten ihn nicht reicher machen. Doch es war eine garantierte Armut, die sich zwar nicht verbessern wollte, aber, da er ja arbeitete, auch nicht mehr verschlechtern konnte. Es war jene wundervolle Armut, die wir alle von früher her kennen, jene köstliche, die keine Schwindsucht, sondern ein Wohlbefinden ist, wo die Muskeln nicht im Fett ertrinken und die Seele schwungvoll und heiter bleibt. Wenn nun vor Mozart der Geist seiner Zeit, behangen mit Geldscheinen, aufgetrotzt wäre und ihm gesagt hätte: „Du mußt sterben! weil du arm bist, mußt du sterben, zur Strafe, daß du nicht reich sein wollst, mußt du sterben" — der Meister hätte, ihn anlachend, diesen Teufel gar nicht verstanden. Aber hätte er ihn verstanden, hätte er sich abgewandt und gesagt: „Ich werde sterben. Aber nicht, weil du es wünschst, sondern weil es mich ekelt, dein Zeitgenosse zu sein."

Allein dem glücklichen Amadeus begegnete dieser Zufall nicht. Er blieb seinen Urenkeln vorbehalten. Man vergleiche doch unsere Zeit mit keiner anderen! Jede Zeit schied scharf die Besitzlosen von den Reichen, gab beiden Klassen verschiedene Verfassung und Bedingungen des Lebens. Erst dieser Zeit blieb es vorbehalten, nur dem Reichtum Leben zu geben und die Armut an sich mit dem Tode zu strafen. Das ist noch niemals dagewesen. Keinem Pharao, keinem Ludwig ist es jemals eingefallen, den Zeitgenossen zuzurufen: „Seid reich, damit Ihr leben dürft!"

Ein solcher Anspruch, ein solcher Ausspruch, beleidigt aufs Tiefste die Religion. Wir mögen Protestanten sein, Katholiken, Mohamedaner, Juden, Buddhisten, Shintoisten — wir haben gelernt und haben geglaubt, daß Armut gottgefällige Tugend, daß der Besitz der Armut ein Glück ist. Allerdings: es gibt dumme Menschen, die meinen, diese Behauptungen seien ein Trug der Priesterschaft und seien auf Grund von Bestechung erfolgt. Man muß sehr dumm sein, um das zu glauben. In Wahrheit beruht die Glückseligkeitslehre der Religionen im Punkt der Armut auf feinster Kenntnis des körper-

lichen und seelischen Wesens der menschlichen Rasse. Glücklich — darüber gibt es keinen Zweifel — ist doch nur der Produktive. Nun ist aber unter allen Menschen allein der Besitzlose produktiv; denn nur ihn zwingt das Bedürfnis dazu. Und umgekehrt ist der Produktive, der wirklich Produktive, stets arm. Und bleibt auch arm. Das ist sehr natürlich. Denn der Mensch ist so eingerichtet, daß er nicht viel arbeiten kann. Wirkliche Arbeit kann niemals zu irgend einem Überfluß führen. Das sah man sonst an den Landleuten — und das wußte auch Christus sehr genau. Man hat niemals genug beachtet, weshalb Christus zum Vater spricht: „Unser täglich Brot gib uns heute.“ Ihm ist nicht eingefallen, Gott um eine Brotration von sechs oder sieben Tagen zu bitten. Er wußte, daß dies ein Wucher wäre — und daß die Erfüllung solcher Bitte von Gott keineswegs mit rechten Dingen, keineswegs mit gerechten Dingen hätte bewerkstelligt werden können. Ebensogut nämlich hätte er Gott auch bitten können: „Mach uns reich!“ Er tat es nicht; er bat um nichts, was aus der Armut herausführen konnte; er bat nur um ein täglich Brot. Die Reichen haben mehr als das. Und sie haben es, wie man weiß, weil sie fremde Arbeit benutzen. Wer selber arbeitet, kann's zu nichts mehr bringen als zu täglichem Brot — und das Große am Sozialismus ist, daß er hierin wie Christus verfährt, daß er den Menschen, die täglich schaffen, auch täglich Brot gewähren will. Keineswegs mehr; nicht Reichtum verspricht er; in seiner Verwerfung deckt er sich mit der Glückslehre der Religionen.

Bei Christus ist diese Lehre so scharf, so unverbrüchlich, daß es heißt, ein Reicher könne nicht selig werden. Wer nun mit Swedenborg weiß, daß das Jenseits bereits ins Diesseits geschlungen ist, daß wir schon in der Zeitlichkeit Himmel und Hölle erfahren müssen — der weiß, wie wahr jenes Bibelwort ist. Denn es gibt einen Himmel auf Erden, den wirklich nur der Besitzlose kennt. Einen Grad von Entzückung und Glück, den der Reiche nicht einmal ahnt. Einen Machtzustand des Ichs, den ich als junger Künstler einmal einem Kommerzienrat schilderte, der mich im Erker seines Hauses von der Macht seiner Unternehmen prahlerisch überzeugen wollte.

Ich hätte es lieber nicht tun sollen.

Ich sehe Euren Gesichtern an, daß Ihr Euch alle jetzt erinnert. Jeder von uns hat es ja erlebt — das Gespräch im Hause des Reichen, nach einem Festmahl, nach einem Konzert, darin man als Virtuose glänzte. Wir sind zu hochmütig gewesen. Wir sind zu unbarmherzig gewesen, im Ausstellen unserer glücklichen Stirn — und vielleicht wird es nun gerächt.

Denn wenn man es wagen darf, einzuformeln, was heute in Deutschland geschieht, so ist's das:

Es ist die metaphysische Rache des Besitzes am Glück der Besitzlosigkeit. Indem der Besitz die Besitzlosigkeit — also die Schlüssel zum Himmelreich — mit dem Tode bedroht und straft, zwingt er die Lebenwollenden, reich, daß ist unglücklich, zu werden.

Und das ist der entscheidende Schlag, den diese ungeheure Zeit gegen die deutschen Künstler führt. Sie greift nicht die Kunst von vorne an — solchen Angriff könnte man spotten — sie zerstört die Voraussetzung im Schöpfer.

Was will diese Zeit von uns Denkern und Künstlern? Sie will uns Gedanken und Kunst ruinieren. Sie will uns das fiktive Gebaren von Spekulanten aufnötigen, von Kurszettelrechnern, von Rennwettern. Wir wollen arbeiten! Man läßt uns nicht. Man bedroht unsere Arbeit mit dem Tode. Man erklärt uns, daß wir nur atmen dürften, wenn wir uns reich zu werden entschließen, daß heißt: diejenigen, die es nicht sind, bewuchern, bestehlen und niederringen.

Wir sind aufs Äußerste geschändet durch diesen frechen Anspruch des Zeitgeists.

Wir haben unsere Würde verloren schon durch das bloße Anhören einer derartigen Zumutung.

Herr Hummel, ich sah es an seinem Gesicht, meint vielleicht, der Würde der Kunst sei genügend von uns entsprochen, wenn wir sie feierlich niederlegten und uns zu anderer Arbeit begäben. Aber das hieße ja zugestehen, daß der Geist der Zeit es vermochte, unserer Bestimmung uns zu entfremden. Herr Zinkbusch wieder scheint zu fragen, ob man nicht noch einen Waffengang wagen solle. Ich aber meine, daß ein so stinkender Geselle, wie dieser Geist der Zeit es ist, keinen Anspruch darauf hat, uns zu einem Ringkampf zu laden. Kurz, daß er haben kann, was er will — und was ihn vielleicht erschrecken wird, wenn wir es in Aktion treten lassen: unseren Tod.

Ja, unseren Tod.

Wir müssen sterben, meine Freunde.

Wir haben kein anderes Mittel mehr, die Welt zu strafen und zu erziehen, als uns hinwegzuräumen, Freunde. Uns: Oberste der Arbeitsgilde, uns Könige der Gütervermehrung — uns Künstler.

Man läßt uns hungern. Man läßt die Künder, die Übersetzer, Verwirklicher und Hersteller der alten Meisterschaften hungern — aber man wuchert mit Notenbüchern, mit Handschriften, alten Instrumenten. Man gibt für tauben Afterbesitz, für einen Brief von Sebastian Bach Milliarden — und man gibt uns nichts, die wir Samen und lebender Klang aus Bach sind.

Wir werden verschwinden.

Der Reichtum irrt, dieser Reichtum irrt, wenn er — unklüger als er sonst war — den Satz aufstellte: „Ich oder nichts!" Wir werden ihm zeigen, was das Nichts ist, und Heere von Arbeitern werden folgen, sich in das eigene Werkzeug stürzen, sich selbst zer-

brechen. Aber selbst, wenn dies nicht geschehen sollte — wenn der zu Stahl gemergelten Not der Handarbeiter es endlich gelänge, den Reichtum zu köpfen, auch dann — selbst dann, haben wir Künstler durchaus das Recht, diese Glückszeit der anderen nicht mehr für uns erleben zu dürfen. Denn der Beweis, daß auch wir einmal Arbeiter gewesen sind, daß auch wir keine Müßiggänger, daß wir ein Existenzrecht hatten — vor den Ohren des Bruderhasses wird er sehr schwer zu führen sein. —

Wir müssen sterben, meine Freunde!

Und müssen fortnehmen von der Welt, was sie einzig lebenswert machte. Die Kunst. Wir nehmen das Süßeste fort. Wenn wir gehen, wird es niemand mehr geben, der die glänzende Wagenreihe eines symphonischen Corsos führt. Ein Firmament hört auf zu sein — und die alten Gesetzgeber dieser Tonbahnen gab es nie. Nie flutete Bach. Nie pochte Händel Pfähle aus Klang ins Unendliche ein. Nie schlug Haydn sein C-Durnes Licht auf. Nie spann Mozart bei diesem Licht das Band aus Sanftmut, Puder und Ernst. Nie war Beethoven der Mann unter Adlern.

Wir haben's gegeben. Wir werden's nehmen.

Es kam mit uns.

Es geht mit uns.

Es geht mit Euch — sofern Ihr wollt.

Ich habe gesprochen. Ich habe gesprochen."

(Fortsetzung folgt.)

„. . . Es war ein höchst scharfsinniger Doktor dort, der in der ganzen Art und im ganzen System der Regierung vollkommen bewandert war . . . Für den Fall, daß die Parteisucht in einem Staate heftig tobt, hatte er eine wunderbare Erfindung gemacht, um die Gemüter zu versöhnen. Die Methode ist diese: Man nehme hundert Führer von jeder Partei und ordne sie je nach der Ähnlichkeit der Köpfe zu Paaren; dann müssen zwei geschickte Operateure immer bei je einem Paar gleichzeitig in der Weise die Hinterköpfe absägen, daß das Gehirn in gleiche Teile zerlegt wird. Die so abgenommenen Hinterköpfe werden ausgetauscht und jeder an den Kopf des Parteigegners angefügt. Es scheint freilich, daß diese Arbeit strenge Aufmerksamkeit erfordert, aber der Professor versicherte uns, daß, wenn sie geschickt ausgeführt werde, die Heilung unfehlbar sei. Denn sein Gedankengang lief so: Da die beiden Gehirnhälften die Sache innerhalb eines Schädels unter sich auszumachen hätten, würden sie bald zu einer Verständigung kommen und jene Mäßigung sowie jene Regelmäßigkeit des Denkens zur Folge haben, die so erwünscht ist in den Köpfen aller, die sich einbilden, sie seien nur dazu in die Welt gekommen, um ihre Bewegung zu überwachen und zu lenken; was aber die qualitativen und quantitativen Unterschiede der Gehirne solcher Parteiführer angeht, so versicherte uns der Doktor auf Grund eigenen Wissens, daß sie keinerlei Rolle spielten."

Jonathan Swift (aus „Gullivers Reisen".)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Dezemberwoche

Der Vertrag, der am 23. November zu Düsseldorf zwischen dem Bergbaulichen Verein und der Mission Interalliée de Contrôle des Usines et des Mines geschlossen wurde, ist das Produkt einer Multiplikation, — nämlich der Multiplikation Versailles mal Cuno. Nur mit Ingrimm und Schauer kann man den Zustand, der durch ihn geschaffen wird, mit dem Regime, das vor dem 11. Januar 1923 herrschte, vergleichen! Aber abgesehen von der Tatsache, daß an die Stelle freier Lieferungen jetzt ein System vollständiger Kontrolle getreten ist, daß zu den Naturallieferungen an die Reparationskommission nun auch noch Naturallieferungen an die Besatzungsbehörden und ferner Goldsteuern hinzugefügt worden sind, daß sich dies alles überdies in einem de facto abgetrennten Gebiet, auf annektierten Transportwegen und unter der Herrschaft einer demnächst autonomen Währung vollziehen muß, — abgesehen von der Klarheit also, die in bezug auf die greuliche Verschlechterung geschaffen ist, die der frühere Zustand durch Cunos und seiner Männer imbecille Tertianerpolitik erfahren hat, abgesehen davon ist an dem Vertrage fast nichts klar. Insbesondere ist nicht im mindesten zu beurteilen, inwieweit oder inwieweit nicht die Ruhrindustrie in der Lage ist, den ihr auferlegten Lasten zu genügen, inwieweit also die Gefahr besteht, daß die Werke unter dieser Last entweder zusammenbrechen oder ihre Produktion einzustellen gezwungen sein werden. Selbst der Versuch eines Urteils darüber, obwohl er in Wald- und Wiesenleitartikeln vielfach unternommen worden ist, verbietet sich einer Wirtschaftsgruppe gegenüber, die alle wichtigen Faktoren ihrer Existenz, ihrer Prosperität, ihres finanziellen Status seit Jahren so geflissentlich verdunkelt hat, deren Behauptungen darüber von Spaa bis heute so häufig Lügen gestraft worden sind, daß jede Berechnung und jeder Schluß einfach in die leere Luft hinaus erfolgen müßte. Man kann nur feststellen, daß dem Kollektivvertrag von Düsseldorf, der vielleicht als erpreßt betrachtet werden mag, ein ziemlich gleichlautender Individualvertrag der Firma Otto Wolff vorausgegangen ist, dem offenbar doch die Meinung zugrundegelegen haben muß, die Firma werde schon imstande sein, die Bedingungen zu erfüllen. Man darf ferner feststellen, daß auch das Organ des Herrn Stinnes sich immerhin befriedigter über den Vertrag ausließ als jemals zuvor über eine der früheren, milderen Regelungen, sei es die von Spaa,

sei es das Wiesbadener Abkommen (o Wiesbadener Abkommen!), seien es die nachfolgenden Moratorien. Insbesondere hat das Blatt des Herrn Stinnes im Gegensatz zu früheren Darstellungen jetzt entdeckt, daß es sich bei alledem keineswegs um eine Frage der Ehre oder der nationalen Würde handle, sondern um „eine rein kaufmännische und wirtschaftliche Frage", „frei von allen Theorien über Schuld und Schuldanerkenntnis" und es findet demgemäß in dem Düsseldorfer Vertrag „zahlreiche Klauseln, die ein milderes Vorgehen, eine freundlichere Auslegung zulassen, die den wirtschaftlichen Bedingnissen Rechnung tragen wollen, wie sie sich während des Laufes des Abkommens entwickeln könnten". Es liegt nahe, daraus den Schluß zu ziehen, die Ruhrindustriellen seien jetzt, unter dem unmittelbaren Druck der Besatzungsautorität, doch zu einer etwas anderen Meinung über ihre eigene Leistungsfähigkeit gelangt als zu der Zeit, in der sie nur unter der deutschen Regierungsautorität standen. (Denn es handelt sich um ihre Leistungsfähigkeit, — um ihre Steuerleistungsfähigkeit, — weil das Reich ja erklärt hat, ihnen die neuen Reparationsleistungen nicht in bar zu erstatten, sondern nur auf Steuerkonto gutzuschreiben, womit dann eben das Problem ihrer Steuerdosis akut werden wird.) Nun gut, wenn aber schon eine Autorität notwendig war, diese Herren zu wirklichen Leistungen für den Staat zu bewegen, sei es auch auf dem Umweg über die Reparationen, und wenn die von ihnen selbst ausgehöhlte deutsche Autorität nicht mehr dazu genügte, — ist es nicht vorzuziehen, die französische Autorität wird substituiert, als daß überhaupt keine Autorität mehr da ist, als daß diese Gruppe ihre eigene Willkürherrschaft ausübt? Wenn ich die Wahl habe zwischen einem Zustand, in dem die Ruhrindustrie, ob auch nominell deutsch, jede Leistung für die Verbesserung der politischen Lage Deutschlands verweigert, keine Steuern zahlt und in größtem Stile an der Entwertung der Mark und der Auspowerung der deutschen Allgemeinheit arbeitet, oder einem Zustand, in dem diese Industrie, ob auch unter fremder Peitsche, ihren Beitrag zur politischen Sanierung endlich abstattet, in dem sie Steuern entrichtet und eben dadurch auch die Basis für eine Gesundung dieser Währung verstärken hilft, — wenn ich die Wahl habe zwischen diesen beiden Zuständen, so ziehe ich den letzteren vor. Aus dieser Perspektive ist, bis weitere Faktoren zutage treten, der Micum-Vertrag ernst zu betrachten. Er ist das Ende der Industriellen-Resistenz wider die Staatsautorität und die Volksinteressen, wenn dies Ende auch von der intakten französischen Staatsgewalt herbeigeführt werden mußte, die in diesem Falle an die Stelle der planmäßig zerstörten deutschen trat. Es ist eine Schande, daß es so weit kommen mußte. Aber da es offensichtlich nicht anders ging, ist selbst dieses Ende besser als der vorher herrschende Zustand.

Was sich in diesen Tagen abspielt, ist einer der merkwürdigsten Vorgänge, die aus der Geschichte des Geldwesens aller Zeiten bekannt geworden sind. In diesen Tagen beginnt nämlich, während der Horror vor der Papiermark mit all seinen praktischen Folgen aufs Höchste gestiegen ist, die Stabilität der Papiermark langsam Wahrheit zu werden, anderseits beginnen die sogenannten wertbeständigen Zahlungsmittel, während die Nachfrage nach ihnen aufs äußerste gesteigert ist, bereits ersichtlich unstabil zu werden. Daß diese Entwicklung im Gange ist, daß wir z. B. statt der heute üblichen Geschäftsankündigungen: „Bei Zahlung in wertbeständigen Zahlungsmitteln 20 % Rabatt" vielleicht Tafeln mit der Aufschrift: „Bei Zahlung in Papiermark 20 % Rabatt" erscheinen sehen werden, hat sich noch nicht genügend herumgesprochen, es ist nicht einmal von den Theoretikern genügend erkannt. Im „Tage-Buch" ist schon vor sechs Wochen darauf aufmerksam gemacht worden. Damals, in einer Analyse der Rentenmarkverordnung, wurde hier gesagt:

> Wenn wirklich mit dem § 19 Ernst gemacht wird, wenn wirklich sofort nach Erscheinen der Rentenmark die Diskontierung von Schatzwechseln bei der Reichsbank und demzufolge auch der Druck neuen Geldes auf Grund des Reichsdefizits eingestellt wird, so muß die Papiermark von diesem Zeitpunkte, also praktisch etwa vom November ab, ziemlich stabil werden; sie kann höchstens noch eine relativ geringe Entwertung aus Ursachen der Zahlungsbilanz erfahren; aber da Blankoverkäufe von Mark gegen Devisen international ohnehin selten geworden sind, ist diese Gefahr nicht sehr schwer zu nehmen. In Wirklichkeit wird also (immer: „wenn" . . .) eine Rochade zwischen den Währungen sich vollziehen. Während wir ein neues, gesundes Zahlungsmittel emittiert und die Mark ihrem Schicksal überlassen wünschten, scheint die jetzige Methode darauf hinauszulaufen, daß das neue Zahlungsmittel nicht gesund, sondern kränklich, die Mark dafür aber stabil sein wird.

Die Entwicklung beginnt, diese Analyse zu bestätigen. Nicht nur nach dem (fehlerhaften) deutschen Zwangskurs, sondern auch nach den Auslandsbewertugen hat die Mark in letzter Zeit keinen mit früheren Vorgängen auch nur entfernt vergleichbaren Verfall mehr erlitten, dagegen zeigt sich schon eine in den Zinssätzen des täglichen Geldes offenbar werdende Verknappung der Markbestände, die ein unmißverständlicher Vorläufer des Zustandes ist, den wir damals ebenfalls als sicher bevorstehend bezeichneten: des Zustandes, daß die nun langsamer zirkulierende Mark — in ihrem geringfügigen Umlaufswert von rund 200 Millionen Goldmark, — zu einem Raritätsobjekt wird! Hinwiederum äußert sich in den fortwährend steigenden Goldgrundpreisen nicht nur der Devisenzwangskurs und die Repartierung, sondern auch das Vordringen der sogenannten wertbeständigen Zahlungsmittel, deren Kurs (gleich der früheren

Fiktion Mark=Mark) unter die neue gesetzliche Fiktion Rentenmark-Goldmark oder Goldanleihemark=Goldmark gestellt ist, sodaß sich, da die Fiktion ja nur eben Fiktion ist, als einziger Ausweg aber die Erhöhung der Goldgrundpreise, die „Goldmarkinflation“, eröffnet. Welche Folgen sind vorauszusehen? Erstens: daß die Papiermark in kurzer Frist als Hamsterpapier aus dem Verkehr verschwinden und nur Goldanleihe und Rentenmark zirkulieren wird. Zweitens: daß aus der Inflation mit diesen Zahlungsmitteln und ihrer inneren Fundierungsschwäche derselbe Konfusionierungsprozeß in bezug auf sie sich ergeben wird, wie etwa im Jahre 1919 in bezug auf die Papiermark, wo das Steigen der Preise ebenfalls noch nicht als Folge der Entwertung des Geldes erkannt war, wo tolle Wucherbestimmungen eine „Teurung“ bekämpften, die gar keine Teurung war, und wo jede Kalkulation und jeder Vertragsabschluß illusorisch zu werden begann. Soll dies vermieden werden, so muß von Anfang an auf den absurden Versuch verzichtet werden, zu dekretieren, daß eine Rentenmark oder eine Goldanleihemark gleich einer Goldmark ist. Dekrete dieser Art (die jetzt in Hamburg z. B. mit voller juristischer Geltung versucht worden sind) lassen sich niemals aufrecht erhalten und schaffen nur einen Zustand, in dem die Rechtsprechung sich in korrumpierenden Widerspruch zur Wirklichkeit setzt und der Verkehr nach allen Seiten gelähmt und auf Abwege getrieben wird. Im Gegenteil: ein offener Tageskurs für Rentenmark und Goldanleihemark der rechnerischen Goldmark gegenüber ist notwendig, damit die Goldmark ungestört gedankliches Einheitsmaß bleiben kann. Gegen die erstgenannte Folge aber, gegen die Hamsterung der gutgewordenen, kleinen Papiermarkmenge und das Angewiesenbleiben des Verkehrs auf die wertunbeständigen „wertbeständigen“ Zahlungsmittel, gibt es nach wie vor nur ein Ceterum censeo: schleunigste Schaffung der wirklich goldgedeckten Note, ein Werk, das von dem kommenden Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht hoffentlich mit all der Beschleunigung betrieben werden wird, die seiner eigenen Meinung nach unerläßlich ist.

„Wie die Juden müssen die Deutschen in alle Welt zerstreut und verpflanzt werden, um die Masse des Guten, das in ihnen liegt, ganz und zum Heil aller Nationen zu entwickeln.“

*

„Deutsche und Juden gehen nicht zugrunde, weil es Individuen sind.“

Goethe.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

Tragikomödien des deutschen Dollars

Einer der angesehensten Berliner Zahnärzte schreibt uns:

Da ich 22 karätiges Goldblech, 16 karätiges und 20 karätiges Goldlot für die Anfertigung von Kronen und Brückenarbeiten brauchte, schickte ich mein Fräulein mit 15 Billionen Papiermark, damals gleich 100 Goldmark, zur Deutschen Gold- und Silber-Scheideanstalt. Ich erwartete, für diese 100 Goldmark einige 30 Gramm Goldblech und Goldlote obigen Karats zu bekommen; denn vor dem Kriege war der Preis des Goldes, gerechnet an einem 20-Mark-Stück, das 8 Gramm wog, pro Gramm 2,50 M. Das Gewicht von 100 M. oder fünf Zwanzigmarkstücken war also 40 Gramm. Statt dessen bekam mein Fräulein nur sage und schreibe 6 (!) Gramm, wovon allein 4 Gramm nur 16 karätiges Goldlot waren und nur je 1 Gramm 20 karätiges Goldlot und 22 karätiges Goldblech.

Auf meine telephonische Anfrage bei der Deutschen Gold- und Silberscheideanstalt wurde mir gesagt, daß sie für 100 Goldmark heutiger Währung, sei es in Gold-Schatz-Anweisungen, sei es in Dollar-Schatz-Anweisungen nirgendwo einige 30 Gramm Gold kaufen könnte. Der Wert der Goldmark sei so gering, daß sie mir nur jene 6 Gramm dafür liefern könnten. Wenn ich ihnen aber 25 amerikanische Dollars, gleich 100 Goldmark Vorkriegswährung, gebracht hätte, dann hätten sie mir einige 30 Gramm Gold dafür liefern können. Diese Auskunft war für mich ein harter Schlag; denn ich habe seit Einführung des wertbeständigen Geldes, auf dem steht „1 Dollar gleich 4 Mark 20 Pf." — 8 Dollars gleich 33,60 Goldmark für eine aus 22 karätigem Goldblech hergestellte Goldkrone gefordert und Goldschatzscheine oder die entsprechende Papiermark-Summe dafür erhalten, stets in dem Glauben, daß der Dollar der Schatzscheine gleich dem amerikanischen Dollar in Deutschland gehandelt und bewertet werden sollte. Diese als Honorar für eine Goldkrone erhaltenen acht Dollars oder 33,60 Goldmark repräsentieren aber jetzt noch nicht einmal den Goldwert für das in der Goldkrone enthaltene 22 karätige Goldblech.

Eine Goldkrone, angefertigt in meinem Laboratorium, wiegt im allgemeinen ungefähr 2½ Gramm. Ein Gramm 22 karätiges Goldblech kostet bei der Deutschen Gold- und Silberscheide-Anstalt 2900 Milliarden Mark, 2½ Gramm also 7250 M. = 48,33 Goldmark = 11½ Dollars bei einem Kurse von 1 Goldmark = 150 Milliarden. Also nicht allein, daß meine Arbeit und die meiner Techniker durch das Honorar nicht bezahlt sind, habe ich auch noch ein Drittel des Goldes zugesetzt. Mit dem künstlichen Niederhalten des amerikanischen Dollars vernichtet die Reichsbank die Wertbeständigkeit des deutschen Dollars, der im Handel augenblicklich nur noch ein Sechstel vom Werte des amerika-

nischen Dollars besitzt, während er amtlich an der Börse gleichwertig notiert wird. Solange dieses Mißverhältnis obwaltet, ist der Name „Dollar" unangebracht und führt zu Verlusten für diejenigen, die in ihm, der Ankündigung der Reichsbank gemäß, ein wertbeständiges Zahlungsmittel „1 Dollar = 4,20 Goldmark" sehen. Die Reichsbank sollte an dem Gold-Einkaufswerte des Deutschen Dollars seinen Wert messen und ihn in ein richtiges, der Wirklichkeit entsprechendes Verhältnis zum Goldeinkaufswert des amerikanischen Dollars bringen.

Wie wenig gerecht dieses künstliche Niederhalten der ausländischen Valuta ist, zeigt auch folgender Vorgang: Eine Dame, ausländischer Geburt, die in Berlin ansässig war und nach den Vereinigten Staaten reisen mußte, hatte vor ihrer Abreise noch mehrere größere Ausgaben zu machen. Sie wollte daher einige ihrer goldenen dänischen 20 - Kronen-Stücke bei der Bank einwechseln. Ein dänisches 20 - Kronen - Stück in Gold wiegt 9 Gramm. Es ist 21,6 karätiges Gold oder 900 : 1000. Bei der Bank wollte man ihr am Freitag, den 9. November den Goldwert dieses 20-Kronen-Stückes nicht bezahlen, sondern nur den künstlich niedergehaltenen Valutawert, damals gleich 2154,6 Milliarden. 1 Gramm 21,6 karätiges Gold verkauft die Gold- und Silberscheide-Anstalt für ungefähr 2800 Milliarden, sodaß 9 Gramm etwa 23 000 Milliarden ausmachen würden, also eine Differenz von etwa 22 Billionen für ein einziges 20-Kronen-Stück. Statt dessen gibt die Deutsche Gold- und Silberscheide-Anstalt im Einkauf aber nur 1 Billion für das Gramm 21,6 karätiges Gold, sodaß also immerhin für das 9 Gramm wiegende 20-Kronen-Stück 9 Billionen herauskämen, statt 2,3 Billionen der Banken, die nach der amtlichen Kursnotierung einkaufen. Also auch noch eine Differenz von 6,7 Billionen Mark für ein goldenes 20-Kronen-Stück. Ich frage, ist das gerecht? Denkt man nicht daran, daß dieses Gebahren dem Deutschen Reich und seinem Handel im In- und Auslande einen schlechten Namen machen muß? Und kann man sich wundern, wenn man von allen Seiten hört, daß zur kaufmännischen Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit des Deutschen Reiches nur noch ein geringes Maß von Vertrauen in ausländischen Finanz- und Handelskreisen besteht?

FILM

Tragödie der Liebe II.

Joe May kann sich freuen, daß hier bereits nach dem ersten Teil dieser Film der beste Gegenwartsfilm genannt ward. Für den zweiten Teil gilt dieses Urteil nicht mehr. Hier ist gewaltsam Krampfiges im Manuskript allenthalben zu spüren und eine übertriebene gedehnte Rührseligkeit, die zum Grinsen lockt.

Ein Haupteffekt des ersten Teils, die Zähmung des mordwütigen Apachen durch zur Schau gebotene wollust-reizende Körperteile der Dirne, wird im zweiten Teil noch zweimal wiederholt. Trotz solcher Einwände, die sich zu einem kleinen Katalog auswachsen könnten, zeigt natürlich auch dieser zweite Teil Joe Mays energische, erfindungsreiche Hand. Jannings entfesselte sich wieder herrlich und mit Humor als Apache, und die Gleßner, von den Theaterdirektoren zur ewigen Schwank-Kokotte gedrillt, zeigt, daß sie eine Schauspielerin ersten Ranges ist. Der bedauernswerte Gaidoroff hat passiv und schön durch alle zehn Akte zu wandeln als melancholischer Syrup, dem ein Bart notdürftig vor dem Zerfließen bewahrt.

K. P.

TISCH MIT BÜCHERN

Fritz Mauthner, Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande. Band III und IV. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin.)

Die beiden letzten Bände des großen, inhaltsreichen und inhaltsstarken Werkes sind im Frühjahr 1923 herausgekommen; der Verfasser hat sie, trotz schwerer körperlicher Leiden, mit erstaunlicher Energie und ungebrochener Geistesklarheit zum Abschluß gebracht. „Ich bin sehr müde", schrieb er mir bald nach ihrer Übersendung. Und von dieser Müdigkeit hat er sich nicht wieder erholt. Ende Juni ist er gestorben und auf dem schönen Meersburger Friedhof beigesetzt worden, wo auch Annette von Droste-Hülshoff und der Wunderdoktor Anton Mesmer von diesem köstlichen Leben ausruhen im „ichlosen, traumlosen Schlaf."

Der dritte Band umfaßt die Zeit der französischen und deutschen Aufklärung bis zur großen Revolution einschließlich; im vierten Band, der wohl das Hauptinteresse der Heutigen finden wird, ist das neunzehnte Jahrhundert bis zu Nietzsche und seinen Nachfahren traktiert. Um den Appetit zu reizen, nenne ich einige Namen: Goethe, Hegel, Schopenhauer, Feuerbach, Stirner, Mill, Fechner, Keller, Guyau und Leopold Ziegler. Der Schlußabschnitt handelt vom „Frieden in gottloser Mystik", in der Illusion des „Tao".

Die akademische Kritik hat sich zu Mauthner und seinem Atheismus, zu seinem Lebenswerk überhaupt, schroff ablehnend verhalten und mit billigen Vorwürfen wie „platter Rationalismus" u. ä. nicht gekargt. Ehrlich und unvoreingenommen Suchende werden gerade in diesem vieles finden. Und wenn es auch bloß „Anregungen" wären — was kann ein Autor seinen Lesern schließlich Besseres geben? „Sprachkritik war mein erstes und ist mein letztes Wort. Nach rückwärts blickend ist Sprachkritik alles zermalmende Skepsis, nach vorwärts blickend, mit Illusionen spielend, ist sie eine Sehnsucht nach Einheit, ist sie Mystik, Epimetheus oder Prometheus, immer gottlos, in Frieden entsagend." *Dr. Owlglass.*

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Zentrum 1936, 3079, 3092, 8935. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,35 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 12 französische Franken, in Belgien 15 belgische Franken, in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 25 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. mal Schlüsselzahl des Buchhändlerbörsenvereins. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Dezemberwoche

Herrn Marx, den neuen Reichskanzler, braucht man nur fünf Minuten auf der Tribüne des Reichstags zu sehen, um sein Bild zu haben: Ein erstarrter Mensch, dem die Brille vor den Augen sitzt, als wäre er schon bebrillt zur Welt gekommen. Starr wie diese Brille das ganze Antlitz, kein bewegtes, lebendiges Gesicht, sondern eine unveränderliche Maske. Es versteht sich, daß dieser starre Mensch keine Reden hält, sondern nur Erklärungen abliest — in einem möglichst gleichförmigen, gefühlsentfernten Ton. Immer, wenn der Herr Vorsitzende der Zentrumsfraktion mit, versteht sich, gemessenen Schritten zur Tribüne schritt, bewunderte ich diese Selbsterziehung, die aus einem ursprünglich empfindenden Lebewesen einen tadellos funktionierenden Apparat machen konnte. Freilich, Herr Marx war jahrelang Landgerichtsdirektor, und das gibt eine gewisse maschinelle Übung. Da verlernt das Herz jeden unpünktlicheren Schlag, die Phantasie, die Unordnung Schaffende, erstirbt in den Papierakten, und der Angeklagte bleibt in einer Distanz entfernt, die dem kurzsichtig-ermüdeten Auge kein erregendes Bild mehr ermöglicht . . . Doch wäre es wahrscheinlich ungerecht, Herrn Marx für l'homme machine zu halten. Er wird außerhalb der Öffentlichkeit gewiß die Maske der Unbewegtheit ablegen, auch er dürfte ein belebtes Wesen sein. Doch zu diesem gespenstischen Reichstag mußte dieses beinerne Obergespenst gefunden werden. Herr Marx, die eiskalte Verkörperung der Objektivität, ist die Vollendung dieses Parlaments, dem es so ganz an Subjekten fehlt. Ist denn Herr Westarp, die fette Puppe, ein atmendes Lebewesen? Existiert denn Herr Koenen, der automatische Revolutionär, wirklich? Wer kann beweisen, daß die Käthe Schirmacher keine Marionnette auf Draht ist? Sogar von Otto Wels wird behauptet, daß er nach Sitzungsschluß sorgsam in die Pappschachtel der Fraktion zurückgelegt wird . . . Dieses unheimliche Puppentheater brauchte eine starre Figur im Mittelpunkt: Herr Marx ist so blutlebendig wie dieser Reichstag, so impulsiv wie diese Volksvertretung, so fruchtbar an Gedanken wie dieses Repräsentantenhaus.

Der Reichstag wird noch einige Wochen leben. Er wird nicht im Januar, sondern erst im April oder Mai auseinandergehen und neu gewählt werden. Wirklich? Soll das Automatenspiel unverändert weitergehen? Weiß dieser Reichstag wirklich nicht, daß seine erste Aufgabe die ist, sich auf den Operationstisch zu legen? Gesetzt, der Reichstag würde nach der alten Ordnung neu gewählt werden, was änderte sich? Kommunisten und Deutschvölkische kämen verdreifacht und verzehnfacht wieder. (Um Seeckts Verbote werden sich die Wähler nicht im geringsten kümmern.) Es käme also ein Reichstag, der rechts und links von etwa zweihundert wüsten Agitationsschreiern eingerahmt wäre. In der Mitte wimmelten die vier Parteien der großen Koalition: Sozialdemokraten, Demokraten, Zentrum, Deutsche Volkspartei, genau wie früher auf einander angewiesen, noch mehr als vorher vor der Konkurrenz der radikaleren Agitatoren zitternd. Und wieder eine wüste Versammlung von einem halben Tausend Statisten! Wenn der Reichstag sich selbst erhalten will, dann muß er sich auf den Operationstisch legen. Er muß sich aufschneiden und verkleinern lassen. Die Verringerung der Mandate ist die erste Pflicht des Parlamentes. Fünfhundert Abgeordnete unterliegen den Gesetzen der Massenpsychose, der Einzelne wird verantwortungslos. Der Deutsche Reichstag müßte zur Kammer von 150 Abgeordneten zusammenschmelzen, dann hörte das Gebrülle auf, die häßlichen Manieren, das rüde Gelächter, die Pose für die Galerie. Das große Schauspielhaus muß zu einem parlamentarischen Kammer-Spiel werden. Was der Reichstag so an Quantität verlieren wird, muß er an Qualität gewinnen. Die zweite Reform, die der Reichstag sich abzwingen muß, ist eine Verfeinerung der Listenwahl. Die Techniker müssen eine Form finden, welche die Vorzüge der Proportionalwahl mit den Verantwortungen der örtlichen Auswahl vereinigt. Es muß wieder ein lebendiger Kontakt zwischen Landschaft und Abgeordnetem, zwischen der Wählerschaft und ihrem Abgesandten hergestellt werden. Der einzelne Mandatsträger soll nicht bloß einer Partei-Instanz, sondern einer leibhaftigen, örtlich begrenzten Wählerschaft verantwortlich gegenüberstehen. Geht dieser Reichstag an seiner letzten Aufgabe vorbei, dann gräbt er seinem Nachfolger das Grab und nicht nur diesem!

Der § 111 der Reichsverfassung gibt jedem Deutschen das bißchen Recht, „sich an jedem beliebigen Orte des ganzen Reiches aufzuhalten und niederzulassen. Einschränkungen bedürfen eines Reichsgesetzes". Das hat Herrn von Kahr nicht gehindert, einen preußischen Staatsangehörigen, den Maler Zellerhoff, aus München und Bayern auszuweisen. Es wird dem Preußischen Mi-

nisterium des Innern nichts übrig bleiben, als einen Bayern aus Berlin und Preußen hinauszuwerfen. Wir schlagen für diesen Tausch Herrn Emminger vor, der hier das Reichsjustizministerium verbayert.

Idylle aus Bayern:

> Bei einem nächtlichen Sektgelage in einer Privatwohnung wurden mehrere Schieber und ihre Geliebten verhaftet und auf Anordnung des Generalstaatskommissars ins Arbeitshaus abkommandiert. Die gemeinsame Wohnung des Devisenspekulanten Max Rester und der Schauspielerin Maria P. wurde beschlagnahmt.

So berichtet, ohne ein Wort der Kritik, das „Berliner Tageblatt". Was haben die Verbrecher die Herr v. Kahr ins Arbeitshaus zu senden wagt, verbrochen? Sie haben gepraßt, sie haben ein „nächtliches Sektgelage" veranstaltet. Wo? Zuhause bei sich. Zwischen ihren vier Wänden. Ich weiß nicht, wieviel Personen, wieviel Flaschen Sekt sie getrunken haben. Das unbestimmte Wort „Gelage" stimmt mißtrauisch. Aber seit wann ist das Sekttrinken verboten? Man mag einwenden, der öffentliche Aufwand wirke aufreizend. Doch hier handelt es sich um eine Vergnügung am häuslichen Herde. Keine Überschreitung der Sperrstunde, kein öffentliches Ärgernis. Die Münchener Polizei ist in stiller Nacht in eine Privatwohnung eingedrungen, um das sittliche Treiben der Trinkenden zu stören. Engländer, die noch Sinn für die Souveränität des eigenen Heimes haben, hätten die Constabler die Treppe hinuntergeworfen. Will die Münchener Polizei das Sekttrinken verbieten, so ist gegen einen solchen Entschluß nichts einzuwenden. In den Berliner Speisungen der „I. A. H." erhalten arbeitslose Jugendliche nur jeden zweiten Tag einen Topf Suppe. Glaubt eine Behörde angesichts der Entbehrung der Einen den Genuß der Anderen verbieten zu müssen, wohlan, so wage sie, solche Lebensgesetze vorzuschreiben! Aber in allen Delikatessengeschäften leckerste Genüsse ausstellen, die Propaganda für Sekt in allen Eisenbahnwagen, auf allen Straßen, in allen Zeitungen zulassen, Weinsteuer für den Staat einholen und dann, aus Gründen einer billigen Volkstümlichkeit willkürlich ausgewählte „Prasser" nachts in ihren Wohnungen überfallen, das ist so unlogisch wie heuchlerisch. Aber, so verkündet der Bericht, der Gastgeber war ein „Devisenspekulant". Oh, du Münchener Einfalt. Wer war denn in Deutschland bis zur vorigen Woche kein Devisenspekulant? Doch dies war ein Sünder, der eine „gemeinsame Wohnung mit einer Schauspielerin" innehatte. Solche Frevler darf die bewaffnete Münchener Polizei beim Morgengrauen überraschen und ins Arbeitshaus abtransportieren. In diesem lieblichen München,

man muß nur die ungeschriebenen Gesetze kennen, steht also auf Sekttrinken die Strafe des Arbeitshauses, das strengere Disziplinarvorschriften hat als das Zuchthaus. Nach der „Münchener Post" (Nr. 278) hat der Herr Generalstaatskommissar über die häuslichen Trinker Schutzhaft verhängt und angeordnet, daß die Schutzhaft im Arbeitshaus zu vollziehen sei. Schutzhaft? Wer soll geschützt werden? Der Sekt? Damit er von dem bayrischen Hochadel getrunken wird, welcher, verbürgten Nachrichten zufolge, auch schon Privatwohnungen für Schauspielerinnen eingerichtet hat. Oder sollen die Trinker vor dem Sekt geschützt werden? Dann brauchte der sittengestrenge Herr Generalstaatskommissar bloß die Sektvorräte in Münchener Kellereien zu konfiszieren. Aus dem Dialekt der bayrischen Gesetzlosigkeit in eine klarere und wahrere Sprache übertragen: Der Herr von Kahr, der zuerst den Befreier der Biertrinker spielen wollte — bis die Brauer ihren festen Preiswillen durchsetzten — ist von der populären, aber aussichtslosen Bierpolitik zu der ebenso populären Sektpolitik übergegangen. Er verhängt schwere Strafen über Sekttrinker. Ohne neues Strafgesetz, nur nach den Bedürfnissen einer skrupellosen Popularitätshascherei. Zum Glück sind bei dem „Gelage" auch Ausländer festgenommen und ins Arbeitshaus geschafft worden. Es ist anzunehmen, daß, wie bei den polnischen Ausweisungen, Herr von Kahr, der Sektfeind, diplomatische Zurechtweisungen erfahren wird. Nur der Deutsche selbst ist dem Kahrismus schutzlos ausgeliefert. Das Schauspielermädel, das jetzt im Arbeitssaal die neue Rolle der Tütenkleberin einstudieren muß, mag, der Laune eines regierenden Demagogentums preisgegeben, vor sich hinweinen: Weh mir, daß ich Deutsche bin!

Die Ärzte streiken seit 1. Dezember in ganz Deutschland. Der Reichsarbeitsminister hatte — ohne vorher die ärztlichen Spitzenorganisationen zu hören — unter der Einwirkung der Krankenkassenverbände eine Verordnung erlassen, die die Kassenvorstände zur Entscheidung darüber ermächtigt, wie oft ein Kassenmitglied behandelt werden darf. „Ein Kassenarzt, der eine nach Ansicht des Kassenvorstands nicht erforderliche Behandlung einem Versicherten angedeihen läßt oder der zu oft Arzneien verordnet oder zu teure, kann fristlos ausgesperrt und brotlos gemacht werden" — so wird in der Protesterklärung der deutschen Ärzte berichtet. Die Ärzte haben inzwischen ihre Verträge mit den Kassen gekündigt und behandeln bis auf weiteres jedes Kassenmitglied wie einen Privatpatienten gegen sofortige Bezahlung. Zum ersten Male hat sich also eine Organisation der Intellektuellen gegen die Tyrannei des Unternehmertums aufgelehnt. Pikanterweise sind diese „Unternehmer" Vertreter der Arbeiter- und Angestelltenschaft. So-

wie solche „Unternehmer“ wirtschaftliche Macht gegenüber wirtschaftlich Schwächeren durchkostet haben, benehmen sich die Arbeiter-Arbeitgeber ebenso listig-dumm und ebenso brutal wie nur irgend ein Schwerindustriellen-Konzern. Mit den Kassen der Post-, Telegraphen- und Eisenbahnverwaltung, der Feuerwehr und der Schutzmannschaft, der kaufmännischen, gewerblichen Krankenkassen besteht kein vertragloser Zustand. Es handelt sich also bezeichnenderweise um die Betriebskrankenkassen. Sie haben ihren schwerindustriellen Herren die Brutalisierungsmethoden abgeguckt und wenden sie nun gegen die Ärzte an. Das ganze intellektuelle Deutschland blickt auf diesen Kampf, in dem grundsätzlich entschieden, ob die deutschen Intellektuellen überhaupt noch eine Macht oder ob sie nur noch gestaltlose Masse sind, über die die Unternehmer nach Belieben verfügen können. Trotz aller Sympathie für den Existenzkampf der deutschen Ärzte muß leider gesagt werden, daß sie die schwierige Lage der Gegenpartei — in (begreiflicher) Einseitigkeit — nicht gewürdigt haben. Heute ist das ganze Gebäude der deutschen Sozialversicherung vom Einsturz bedroht. Die Schwierigkeiten, die sich hieraus für die Kassen ergeben, sollten von den Ärzten besser verstanden werden. Die Sympathien für den Abwehrkampf der Ärzte werden noch durch zwei andere Umstände herabgemindert: Der zynische Ton, in dem allzuviel Ärzte untereinander — und nicht nur untereinander — über ihre Kranken zu sprechen pflegen, als ob es sich da nicht um Menschen, sondern um Kaninchen handle, jener Ton hat eine tiefe Abneigung des großen Publikums gegen die Ärzteschaft hervorgerufen. Und zum zweiten ist bei allen Kriegsteilnehmern noch in der Erinnerung, daß eine unverhältnismäßig große Zahl von Ärzten sich allzu leicht den Forderungen der Militärs nach Herabsetzung der „Tauglichkeitsgrenze“ anbequemt hat. Daß sich zahlreiche Ärzte gefunden haben, die Blinde, Schwertuberkulöse, Epileptiker, Gallenleidende z. B. in die entsetzliche Frohn der Armierungstruppen hineingeschaßt haben, ohne daß die deutsche Ärzteschaft in ihrer Gesamtheit von diesen — leider nicht vereinzelten — unangenehmen Existenzen abgerückt ist, das rächt sich nun. Bei aller Sympathie der Intellektuellen für den Ärztekampf besteht im großen Publikum eine stille Schadenfreude über die gegenwärtigen Schwierigkeiten der Ärzte. Wenn irgend etwas zur Entschuldigung der Ärzte gesagt werden kann, so ist es dies: daß die politische Unzulänglichkeit des deutschen Volkes am schlimmsten unter den Ärzten offenbar wird. Aber ist das wirklich eine Entschuldigung und vielmehr nicht erst recht Anklage?

II.

Die Entfernung der menschlichen Regung gehört zum Stil des modernen Kaufmanns, kann stilistische Reize haben und Zeit sparen. Zeit für was? ist die Frage. Wird das Geschäft alles, hört die Zeitersparung auf, und der smarten Arabeske fällt die Aufgabe zu, nicht das Büro, sondern den Kosmos zu gliedern. Das übersteigt ihre Möglichkeiten. Mir hat einmal ein als klug geltender Magnat unserer Industrie, der eine große Rolle im politischen Leben gespielt hat, auseinandergesetzt, warum sich unsere östlichen oder westlichen Nachbarn dem Untergang näherten. Diese Leute seien zu langsam in allen Geschäften. Und als ich ihm entgegnete, daß mir trotzdem dies und jenes an den Russen gefalle, zuckte er die Achsel. Er gehörte auch zu den Achselzuckern. Ich fand ihn dümmer als den letzten sibirischen Analphabeten und erschrak vor dem Gedanken, daß diesem Mann öffentliche Interessen anvertraut waren. Vermutlich war es auch mit seinem Magnatentum nicht weit her, denn bei großen Geschäften dürfte es in letzter Instanz nicht auf fixes Virtuosentum, sondern auf schöpferische Psychologie ankommen, die sich nicht nach einer mitgebrachten Form, sondern nach dem vorliegenden Objekt richtet und mit gegebenen Bedingungen zu gestalten vermag. Von einem klügeren Mann weiß ich eine andere Geschichte. Dieser, der Führer eines großen Bankhauses, befand sich mit einem jüngeren Partner auf einer internationalen Konferenz in irgend einem Balkanstatt, der eine große Emission zu vergeben hatte. Es waren zu der Konferenz Finanzleute aus verschiedenen Ländern erschienen. Die Bedingungen wurden besprochen, und binnen einigen Tagen sollten sich die Finanzleute dazu äußern und ihre Projekte vorlegen. Für diese Tage war nach der Sitte des gastfreien Landes ein Programm voll angenehmer Dinge vorgesehen, Volkstänze und dergleichen. Der junge Partner setzt sich noch am gleichen Abend mit seinen Sekretären hin, arbeitet die Nacht durch und hat am nächsten Morgen sein Projekt fertig. Das Projekt ist gut und nimmt allen anderen, die nachher kommen, den Wind aus den Segeln. Nun mal gleich hin zu dem Balkan-Minister. — Nein, sagt der ältere Partner, erst mal tanzen! — und ging nicht davon ab, obwohl der Kollege vor Wut krank wurde. Und machte so lange, bis die anderen auch mit ihrer Sache fertig wurden, ja, sorgte für Verlängerung der Frist, weil noch ein Fest ausstand, das sonst ausgefallen wäre, und er bekam natürlich bei der Emission den fettesten Bissen.

Wahrscheinlich lag dem Finanzmann nicht gar so viel an den Balkanfesten und er hätte sich zur Not auch ohne den einen Tag beholfen. Womöglich tanzte er nur aus Geschäftsinteresse. Auch dann verdient er jede Emission. Im Notfall soll man sich verstellen; wenn irgend möglich aber wirklich tanzen. Ja, auch heute, wo uns

das Messer an der Kehle sitzt und die Mahnung zu einem zynischen Paradox wird, selbst heute, heute erst recht: Erst mal tanzen! — Nie im Leben wird allein die Arbeit, die uns in das Loch gebracht hat und die man jetzt mit x multiplizieren soll, wieder herausbringen. Vielleicht aus dem einen Loch. Um dieses eine stehen alle und glotzen und ahnen nicht die Löcher zwischen ihren Beinen, rechts, links, vorn und hinten. Früher stopfte man sie alle. Das nannte man Zivilisation. Man stopfte so lange, bis von der Unterlage nichts mehr übrig blieb. Nun flattern die Fetzen, und den Kunststopfern stehen die Haare zu Berge. Stopf mal, wenn die ganze Wirtschaft aus einem einzigen Loch besteht! Es traut keiner mehr unserer Zivilisation, und trotzdem wird weiter gestopft. Tanzen! sage ich, nur tanzend kommen wir durch. Gewiß, der Moment scheint so ungelegen wie möglich. Die Wirtschaftsleute ringen die Hände. Und es ist, sage ich, der richtige Moment, der einzige. Man kehrt nicht um, so lange der Weg weiter geht, und es gehörte keine geringere Erschütterung als unser Unheil dazu, um unsere faule Unterlage zu erkennen. Jetzt muß etwas anderes kommen. Was, weiß ich nicht. Kein Deus ex machina, das ist sicher. Kein Ruhepolster, das kann man sich denken. Arbeit wird dabei sein; darüber ist nicht zu reden. Dabei, nicht allein. Ohne das andere, das dazu kommen muß, sollte man streiken. Ist es unpraktisch, so sollten wir, nachdem man Generationen lang überpraktisch bis zum Blödsinn war, dieses eine Mal unpraktisch bis zum Heroismus sein und den ganzen Wirtschaftsbettel wie der Student eine Schneiderrechnung ansehen. Der Messer-und-Gabel-Begriff der Pflicht, der nichts von Menschentum weiß, muß in aller seiner schäbigen Bedingtheit erkannt werden. Erst wenn die Arbeit ihre Heiligkeit verloren und wieder Mittel zum Zweck geworden sein wird, sollte man sich ihr wieder, und so sparsam wie möglich, hingeben. O, das wird einem verkommenen Geschlecht, das nur Schiebergeschäfte gelernt hat, leicht werden. Mag es! Geht es nicht anders, wollen wir uns lieber eine Weile allen Mikroben hingeben, wenn nur so die notwendige Umkehr vollzogen werden kann. Der Tanz wird ohnehin nicht an die Decke gehen. Italienern oder Spaniern brauchte man in gleicher Lage das Rezept nicht zu empfehlen. Bei uns bedarf es doppelter Dosen.

Daraus erwachsen relative Linderungen unseres Elends. Das Deutsche Reich ist herrlich als eine Gemeinschaft menschlicher Regungen. Dafür kann man leben und sterben, sogar arbeiten. Als Konzern geschäftlicher Art, für Handel und Industrie, für Zölle, Steuern und Briefmarken, als Bedürfnisanstalt entbehrt es jeden höheren Interesses. Zumal als Behälter für Reste des plumpen Machtbegriffs, den uns die wilhelminische Aera bescherte. Könnten wir nicht anders von diesem Gewächs los als mit der Teilung, sollten wir uns lieber heute als morgen der Operation unterziehen. Die

Witze über deutsche Klein-Staaterei sind billige Ware. Andere Epochen laden zu viel grimmigerer Satyre ein. In jener Klein-Staaterei blühte deutscher Geist lichter als seit Sedan. Zu den Vibrationen der Deutschen von damals gehörte auch eine Art gravitätischer Würde, die etwas Possierliches hatte und nachher komisch wirkte. Diese Komik erwächst uns aus der Einstellung der Biedermeier-Leute auf Dinge, die wir nicht mehr so ernst zu nehmen vermögen. Sie hatten wenig Ahnung von unseren Konzernen. Das läßt sich von einer ganzen Reihe höher geschätzter Vergangenheiten auch sagen, und es beweist nichts gegen die Werte, denen man sich damals hingab. Trotz der vielen Zollgrenzen und zahlloser anderer Hindernisse gab es zwischen den Klein-Staaten Deutschlands unverhältnismäßig wirksamere Verbindungen als heute, und trotz der schlechten Fahrpläne liefen dichtere Fäden zwischen Deutschland und Europa. Daraus schließe man nicht auf die Absicht, die Wiedereinführung der Postkutsche vorzuschlagen. Schnelle Reiseverbindungen sind, zumal von Berlin aus, ein Geschenk, das nicht nur Verflachung bringen muß. Aber die Schätzung der Verdienste deutscher Eisenbahner um die modernen Kommunikationsmittel darf nicht die auffallende Tatsache außer Acht lassen, daß gerade in Verbindung mit dieser Entwicklung das Heimatsgefühl der Deutschen teils erstaunlich abgenommen, teils sich abscheulich verroht hat. Mit der Geschwindigkeit unserer D-Züge legt der Deutsche im Ausland seine Nationalität ab, und zwar nicht heute erst, sondern so geschah es in Zeiten der wildesten Fanfaren des Nationalismus, als noch von Krieg keine Rede war. Es kam zu einer Verallgemeinerung des deutschen Kommis-Voyageur, die deutlicher als alles andere die Einseitigkeit des Geschäftstreibens zeichnet. Man lernte deutsche Waren massenhaft zu verkaufen und gleichzeitig das Vaterland zu verraten. Die Teilung, die uns heute bedroht, hat mancher großzügige Biedermann gründlicher und weitergehend als sie je kommen kann, längst vollzogen.

Selbst der Zusammenhang zwischen den geistigen Leuten im Lande blieb von diesen feindlichen Kräften nicht unberührt. Selten vermögen sich zwei enge und engste Landsleute, die zufällig zusammen kommen, über die elementarsten Probleme leicht zu verständigen. Wohl über Fachfragen. Für Spezialitäten ist immer ein Medium da. Bei umfassenden Problemen der Geschichte, der Erziehung, der Sitte, der Menschheit schlechtweg, von Kunst und Dichtung zu schweigen, muß man bei Adam und Eva anfangen, um sich gegen grobe Begriffsverwirrung zu sichern. Mit Beschämung liest man Briefe aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Es gab immer bei uns Eigenbrödler, und die Meinungen gingen auseinander. Diese Gegensätze bezeugten die Regsamkeit unseres Daseins und erschütterten nicht eine weitgehende Überein-

kunft. Um was stritt man sich damals? Um was geht es heute? Das geistige Gespräch ist aussterbendes Wild. Ein Zufall führt es herbei, und es wird in der Erinnerung zu einem unvergeßlichen Fest. Man beruhigt sich mit der Genügsamkeit, bei den anderen sei es gerade so, aber selbst dieser flaue Trost versagt. Es stimmt nicht, bei den anderen ist es nicht so. Wohl findet man in England oder in Amerika eine viel geringere Zahl von Menschen, denen die Terminologie unserer Probleme geläufig ist, und in Spanien kann man solche Leute an den Fingern abzählen. Wohl reicht die Schicht der Gebildeten bei uns unverhältnismäßig weiter als in irgend einem Lande der Welt, und man braucht ihre Dichtigkeit nicht zu unterschätzen. Man weiß mehr bei uns, und es gehört eine verhältnismäßig ungleich größere Zahl von Individuen zu den Wissenden. Dies könnte uns reicheres Material als anderen für den Mörtel zwischen uns geben und unserer Ethik nützlich werden. Bindet der Mörtel aber nicht, ist er belanglos. Das Kapital bleibt unbenützt und bringt eher Schaden als Nutzen. Man erwirbt bei uns die Bildung zu leicht, kauft auch sie in dem nächsten Laden, ein Toiletten-Artikel. Vielleicht dient sie doch irgendwie gymnastischen Zwecken, aber übt nur oberflächliche Organe, dringt nicht ein in den Menschen, arbeitet nicht in ihm, wird nicht Blut. Weniger täte mehr. Verglichen mit dem Sport der Engländer hat unser Zeitvertreib die Fiktion seines Nimbus gegen sich. Der Engländer weiß wenigstens, warum er verdummt und tauscht dagegen gesunde Knochen und anständige Haltung ein. Und neben der Masse gibt es überall eine Minorität, selbst in Spanien. Sie hängt ganz eng zusammen, eine ergiebige Minorität, eine gute Familie. Vielleicht besteht sie nur aus zehn oder fünfzig Menschen, aber diese zählen. In Rußland erreicht diese Minorität die edelste Qualität und den größten Umfang. Sie repräsentiert das Volk. Man weiß dort nie, wo die gebildete Schicht anfängt. Leute, die nicht lesen und schreiben können, gehören dazu. Jedes Gespräch hat höheres Niveau, beruht auf tieferen Voraussetzungen, dreht sich um wesentlichere, mindestens differenziertere Dinge. Diese Menschen, sagt man, gehören von Natur aus enger zusammen, sind weniger teilbar; das mag zutreffen. Vor allem reizt es sie, so und nicht platt zu reden. Dieser Reiz, kein Bildungsdünkel, keine Erziehung, sondern sinnliches Bedürfnis des Geistes, ist alles. Jede Kaschemme, wo sie zusammensitzen, taugt. In Lumpen reden sie sich reich. Um zottelige Mähnen strahlt es vom Nimbus ihres Gottes. Ich spreche nicht russisch und gelange in einem dritten Idiom mit jedem Russen leichter zu intimeren Dingen als mit neun Zehnteln meiner Landsleute. In Frankreich konnte man so mit den Leuten reden, ohne intim zu werden, und genoß die der Sentimentalität entzogene Geistigkeit wie ein Geschenk.

Unsere Hemmungen beruhen nicht, mindestens nicht allein, auf Trägheit des Geistes. Derselbe Mensch, der uns im Gespräch als Schaukelstuhl benutzt, schreibt in seiner Klause erstaunliche Sätze. Nirgends gibt es so viel Überraschungen als bei uns. Und wenn aus den vielen Sätzen, die immer noch in einsamen Nächten entstehen, ein Satz würde, könnte er die Schlafenden wecken, Gebrochene aufrichten, das Dunkel über unseren Häuptern erhellen. Viel mehr hemmt eine Trägheit des Herzens, in banalen Fällen Selbstüberhebung oder eine Art Geiz, in höheren ungeheuerliche Skepsis. Man hat früher zu reden versucht und hat es sich abgewöhnt. Es nützt kein Gerede, um zu dem Nebenmenschen zu kommen, man bricht nicht die Mauer. Und statt sich umzubringen, sperrt man sich in die Klause und schuftet, ohne zu fragen, für wen. Arbeit wird Morphium gegen Einsamkeit.

Man könnte noch eine Stelle nennen, die von dem Arbeitstaumel eingerissen wurde, die wichtigste, die Zelle, von der aus das ganze Leben der Nation gespeist wird: die deutsche Familie. Ein dunkles Kapitel. Welche Kräfte müßte der junge Bank-Partner aufbringen, um den Seinen auch nur die Intensität zu widmen, die so eine einzige Balkan-Emission verschlingt? Was bleibt für die anderen? — Geld. Die einzig greifbare Realität des Knäuels von Tätigkeiten, den so ein Mensch täglich vor sich hinwälzt, das einzige, was die Familie davon hat, ist Geld. Und jeder geht in einen nächsten Laden. Was bei uns die Generationen wie feindliche Heere trennt, und noch schlimmer, was sie zusammenhält — ein dunkles Kapitel. Das Geschäft verliert die Substanz; Ware ist nur noch Zahl, und die Menschen, die mit ihr handeln, werden undurchdringliche Transaktionen. Die Exploitation wird zu einem Gesellschaftsspiel, an dem der engste Kreis der Familie teilnimmt. Man treibt den Sport gegen den Bruder und Freund, und der Sohn ist stolz, der den Vater belistet.

Also sind wir schon, gestehen wir es nur, längst geteilt, geteilter als in den Zeiten der Reformation, als dieser zum Papst, jener zu Luther ging. Ich bin nicht vom Erzfeind bezahlt, sondern einer der bestgehaßten Deutschen in Frankreich und wiederhole, man darf die mit zahllosen Miseren verbundene Teilung nicht wünschen; aber ob sie von dort kommt oder nicht, wir entgehen nicht der Rosskur. Unser Zustand verlangt sie. Gäbe es keine Möglichkeit der Heilung, täte ich nicht den Mund auf. Wir sind noch nicht am Ende. Eher scheint es eine Kinderkrankheit auf der Haut, eine ekelhafte, aber nicht lebensgefährliche Flechte, hervorgerufen durch verkehrte Ernährung. Solche Exzeme sind hartnäckig. Wir brauchen die Rosskur, und es wäre probat, wir legten sie uns selbst auf, täten einmal so, als wären wir wirklich geteilt, und sähen zu, was nun zu geschehen hat. Man isoliere sich noch mehr als früher, nicht nur innerlich, sondern auch

im Äußeren, verbanne jede wahrnehmbare Regung, schließe sich hermetisch ab. Jeder sollte seine Umwelt bis auf die letzte unteilbare Einheit von sich abtrennen und wie ein Höhlenmensch hausen. Vielleicht werden dann die Urinstinkte der Rasse wieder wach.

Überdies steht uns allerlei bevor, wenn die Konsequenzen aus dem hübschen Wort Clemenceaus, es seien zwanzig Millionen Menschen zuviel in Deutschland, gezogen werden müssen. Das gibt einen Haufen Reisende ohne Musterkoffer, und es erwächst die Frage, ob trotzdem oder dann erst recht der nunmehr nur noch heimliche Wert der Firma zu wirken vermag, ob dann Deutschland, nicht in Stahl und Eisen, sondern als Idee, zusammengehalten von der Wärme korporativer Gedanken, weiterlebt und erhöhtes Leben beginnt. Wir werden alle, wie wir hier sind, Kommis Deutschlands werden und für die Firma arbeiten müssen, so oder so. Die Zurückhaltung der Kunden, denen wir sehr wenig zu bringen haben, zwingt uns, den Ton gegen früher bedeutend zu mildern. Die unter uns, denen der Wandel nicht liegt, werden so tun, als ob, und plötzlich lebhaftes Interesse an fremden Volkstänzen äußern. Verstellung gehört zur Erziehung. Nach ein paar Jahren entspricht die Haltung dem Inhalt. Ganz wie es früher anders herum war. Denn schwerlich kam unter dem früheren Regime das unentwegte Draufgängertum allen Deutschen vom Herzen. Nahm man sie sich einzeln vor und kratzte ein wenig, kam die gesunde gutmütige Haut zum Vorschein. Man wird weniger Geschäfte machen, viel weniger, als der standesgemäße Unterhalt verlangt. So wird Zeit für andere Dinge frei, und wir werden uns auf einmal erinnern, das Volk der Dichter und Denker zu sein. Der Gott-sei-bei-uns der Wirtschaft aber — glaubt oder glaubt es nicht — wird ein mystisches Amphibium werden, der feuerspeiende Lindwurm alter deutscher Legenden.

Diese Wendung soll nicht dazu dienen, vergangene deutsche Ideale neu aufzuputzen. Dafür haben wir keine Zeit. Die Ideale, wenn sie schon vonnöten sind, seien lediglich Mittel zum Zweck, Bindemittel. Man soll sie nicht auf den Hut stecken. Der geräuschvolle Nationalismus, der vorne Lohengrin, hinten Schacher war, und auf dem Kopf, o Schmach, eine Krone trug, hat ausgetobt, und jede seiner letzten Zuckungen erweist das Endgültige seiner Ohnmacht. Ein Irrtum war es, mehr Verstiegenheit als Erkrankung, und gerade unsere versteckten nationalen Begriffe, die neben denen anderer Völker wie metaphysische Rätsel erscheinen, waren in dem gegebenen Moment dem ungeheuren Irrtum preisgegeben. Kein Volk Europas ist von dem Materialismus so tief gedemütigt worden, keins hat sich dem Laster so hemmungslos überlassen. Diese Einsicht durchbohre uns bis ins Mark! Kein Volk Europas, das sei uns gewiß, besitzt so wirksame Heilmittel, um sich freizumachen.

(Schluß folgt.)

Sie wollen in Kürze und guter Übersicht jene neuen Bücher genannt haben, die ich im Laufe dieses Jahres mit bejahendem Anteil las. Sie verkennen dabei nicht, wieviel Ungerechtigkeit geschieht, wenn ich das ausführe: denn der einzelne Leser beherrscht nur einen begrenzten Ausschnitt, er vernachlässigt aus purem Zufall sehr Wichtiges. Man muß seiner relativen Objektivität glauben. Ich wähle darum den radikalsten Weg, d. h. ich schließe das schmückende Beiwort aus, das man in solchen summarischen Überblicken dem einzelnen Werk leiht, um es schmackhafter zu machen. Die Erwähnung ist Empfehlung; knobeln wir nicht an zusammenfassenden Sätzen herum, die nur einen minutiösen Zug dieses oder jenes Werkes andeuten können. Es wäre Magie aus schlechter Tinte, Wesen und Leben eines Buches in einen Ausdruck komprimieren zu wollen, während Dichter und Schriftsteller sich bemüht haben, eben recht viele Ausdrücke auszubreiten. Schließlich soll hier keine Literatur-Kritik gegeben werden, sondern ein Hinweis: dies und das ist neu erschienen, man kann es kaufen, es ist gut; und jene, welche es schrieben, sind bereit, Freude und Genuß zu vermitteln denen, die bereit sind, ihnen die Freude der Lektüre zu machen. Wozu noch die höchst wichtige Aufforderung kommt: kauft Bücher, ihr tut es unter der Aspiration geistiger Wertbeständigkeit für euch und ihre Schöpfer — und auch um der notwendigen materiellen Ansprüche willen eben dieser Schöpfer. Der Hinweis bedeutet im tieferen Belang eine Aufforderung zur „Rettung eines untergehenden Volksstammes"; und die Dokumente, die zu seiner Existenzberechtigung mitgebracht werden — diese Liste hier —, dürften beweisen, daß er nicht untergehen darf.

Die Reihenfolge im einzelnen ist durchaus willkürlich.

*

NEUE GESAMTAUSGABEN:

Grabbes Werke. Herausgegeben von Paul Friedrich (Erich Lichtenstein, Weimar). Vier Bände.

Droste-Hülshoffs Werke. Herausgegeben von H. M. Elster (ebenda). Drei Bände.

Manzoni: Die Werke. Herausgegeben von Herm. Bahr und Ernst Kamnitzer (Theatiner-Verlag, München). Bisher vier Bände.

Balzac: Gesammelte Werke (Ernst Rowohlt, Berlin). Taschenausgabe. Bisher fünf Bände, darunter „Der Landarzt", „Vater Goriot".

Stendhal: Gesammelte Werke (Propyläen-Verlag, Berlin). Bisher sieben Bände, zuletzt: „Bekenntnisse eines Ichmenschen".

Zola: Die Rougon-Macquart. (Kurt Wolff, München). Bisher zehn Bände.

Maupassant: Romane und Novellen (ebenda). Bisher vier Bände, darunter: „Unser Herz", „Stark wie der Tod".

LITERATURGESCHICHTE:

Karl Voßler: „Leopardi" (Musarion-Verlag, München).

Georg Brandes: „Voltaire" (Erich Reiß, Berlin).

Paul Lehmann: „Die Parodie im Mittelalter" (Drei-Masken-Verlag, München).

Wilhelm Michel: „Hölderlins abendländische Wendung" (Feuer-Verlag, Weimar).

Ludwig Marcuse: „Die Welt der Tragödie" (Franz Schneider, Berlin).

PHILOSOPHIE:

Helmuth Pleßner: „Die Einheit der Sinne", Grundlinien einer Ästhesiologie des Geistes (Friedrich Cohen, Bonn).

Paul Ludwig Landsberg: „Die Welt des Mittelalters und wir." Ein geschichtsphilosophischer Versuch über den Sinn eines Zeitalters (ebenda).

Otto Flake: „Die Unvollendbarkeit der Welt." Eine Chemie Gottes (Otto Reichl, Darmstadt).

Friedrich Nietzsche: „Jugendschriften." (Musarion-Verlag, München.) Enthält auch Verse und philologische Vorträge.

KULTURGESCHICHTE:

Robert Müller: „Rassen, Städte, Physiognomien", Kulturhistorische Aspekte (Erich Reiß, Berlin).

Friedrich Muckle: „Der Geist der jüdischen Kultur und das Abendland" (Rikola-Verlag, Wien).

Leopold von Ranke: „Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten" (Duncker u. Humblot, München). Endlich wieder erschienen.

Maximilian Harden: „Deutschland, Frankreich, England" (Erich Reiß, Berlin).

Georg Brandes: „Hellas einst und jetzt" (Elena Gottschalk, Berlin).

Martin Buber: „Reden über das Judentum" (Literarische Anstalt Rütten u. Loening, Frankfurt a. M.).

KUNSTBÜCHER:

Kurt Pfister: „Hieronymus Bosch" (G. Kiepenheuer, Potsdam).

Ludwig Bachhofer: „Die Kunst der japanischen Holzschnittmeister" (Kurt Wolff, München).

Wilhelm Fränger: Doré, „Die Taten des Hercules" (Eugen Rentsch, Zürich-Erlenbach). Facsimile-Ausgabe des Erstlingswerkes von Doré.

Derselbe: „Der Bauernbrüegel und das deutsche Sprichwort" (ebenda). Enthält auch ein bemerkenswertes Kompendium von Sprichworten.

Charles Baudelaire: „Vom Wesen des Lachens und von dem Komischen in der Kunst im allgemeinen" (ebenda). Erste vollständige deutsche Ausgabe von Wilhelm Fränger.

Honoré Daumier: „Lithographien 1861—1872" (Albert Langen, München). Schlußband der großen Facsimileausgabe.

Oskar Fischel: „Chronisten der Mode, Mensch und Kleid in Bildern aus drei Jahrtausenden" (Müller u. Co., Potsdam).

Hans Graber: Piero della Francesca (Benno Schwabe, Basel).

Hans Prinzhorn: Bildnerei der Geisteskranken, ein Beitrag zur Psychologie und Psychopathologie der Gestaltung (Julius Springer, Berlin). Neue Ausgabe.

Georg Brandes: „Michelangelo Buonarotti" mit vielen Bildern (Erich Reiß, Berlin).

LANDSCHAFT UND REISE:

Ferdinand Ossendowski: „Tiere, Menschen und Götter" (Frankfurter Societätsdruckerei, Frankfurt a. M.). Eine Flucht vor den Bolschewiken durch das tiefste Asien.

Alfons Paquet: „Delphische Wanderung, ein Zeit- und Reisebuch" (Drei-Masken-Verlag, München).

Alfons Paquet: „Der Rhein, eine Reise" (Frankfurter Societätsdruckerei).

Alfred Kerr: „New-York und London" (S. Fischer, Berlin).

Alfons Goldschmidt: „Argentinien" (Ernst Rowohlt, Berlin).

Th. H. Thomann: „Pagan". Ein Jahrtausend buddhistischer Tempelkunst (W. Seifert, Heilbronn).

SELBSTBEKENNTNISSE:

Graf de Viel-Castel: „Der Karneval des zweiten Kaiserreichs." Erste deutsche Ausgabe (Opal-Verlag, Dresden).

Gustave Flaubert: „Jugendbriefe" (G. Kiepenheuer, Potsdam).

Russische Meisterbriefe. Auswahl von K. Nötzel (Musarion-Verlag, München).

Leo Tolstoj: „Ein Leben in Selbstbekenntnissen." Tagebuchblätter und Briefe. Herausgegeben von Arthur Luther (Bibliographisches Institut, Leipzig).

Ferdinand Lassalle: Nachgelassene Briefe und Schriften, Band II (Deutsche Verlangsanstalt, Stuttgart).

Carl Ludwig Schleich: „Aus dem Nachlaß." Herausgegeben von Wolfgang Goetz (Ernst Rowohlt, Berlin).

ERZÄHLENDES:

Josef Ponten: „Die Uhr von Gold," Erzählung (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart).

Max Brod: „Franzi," oder eine Liebe zweiten Ranges. Roman (Kurt Wolff, München).

Derselbe: „Leben mit einer Göttin." Roman (ebenda).

Julius Meier-Gräfe: „Geständnisse meines Vetters." Novellen (Ernst Rowohlt, Berlin).

Otto Flake: „Erzählungen" (Die Schmiede, Berlin).

Ludwig Winder: „Die jüdische Orgel." Roman. (Rikola-Verlag, Wien).

Heinrich Ed. Jacob: „Das Flötenkonzert der Vernunft." Novellen. (Ernst Rowohlt, Berlin.)

Ernst Weiß: „Nahar." Roman (Kurt Wolff, München).

Derselbe: „Betua." Drei Erzählungen (ebenda).

Franz Blei: „Der Knabe Ganymed." Moralische Erzählungen (Ernst Rowohlt, Berlin).

Friedrich Schnack: „Die Goldenen Äpfel." Roman (Jakob Hegner, Hellerau).

Hermann Ungar: „Die Verstümmelten." Roman (Ernst Rowohlt, Berlin).

Arnold Zweig: „Söhne." Das zweite Geschichtenbuch (Albert Langen, München).

Rudolf Borchardt: „Poetische Erzählungen." (Ernst Rowohlt, Berlin).

Thomas Mann: „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull." Aus der Kindheit (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Fragment.

Deutsches Lesebuch. Herausgegeben in 2 Bänden von Hugo von Hofmannsthal (Verlag der Bremer Presse in München). Ausgewählte Bruchstücke aus der klassischen deutschen Literatur.

Münchener Liebhaberdrucke: Heinrich von Kleist: „Die heilige Caecilie." (Heinrich F. S. Bachmair, Pasing bei München).

Nicolai Liesskow: „Der unsterbliche Golowan und andere Geschichten." Deutsch von A. Eliasberg (Musarion-Verlag, München).

Alexander Puschkin: „Der Mohr des Zaren." Novellen. Deutsch von Rud. Kaßner (Rikola-Verlag, Wien).

Zsigmond Moricz: „Waisenmädchen." Roman. Deutsch von H. Horvát (Ernst Rowohlt, Berlin).

Concha Espina: „Das Metall der Toten." Roman. Deutsch von F. Pauselius (W. J. Mörlins, Berlin).

H. G. Wells: „Geheimkammern des Herzens." Deutsch von Hans Reisiger (Kurt Wolff, München).

Anatole France: „Die Blütezeit des Lebens." Deutsch von Arthur Seiffhart (Kurt Wolff, München).

Maurice Renard: „Die Fahrt ohne Fahrt." Novellen. Deutsch von Lucy von Jacobi (Drei-Masken-Verlag, München).

Klabund: „Pjotr." Roman eines Zaren (Erich Reiß, Berlin).

VERSE:

Theodor Daeubler: „Athos" (Insel-Verlag, Leipzig).

Friedrich Schnack: „Der Vogel Zeitvorbei" (Jakob Hegner, Hellerau).

Rainer Maria Rilke: „Sonette an Orpheus," geschrieben als ein Grabmal für Wera Ouckama Knoop (Insel-Verlag, Leipzig).

Albert Ehrenstein: „Pe-Lo-Thien." Nachdichtungen aus dem Chinesischen (Ernst Rowohlt, Berlin).

Franz Werfel: „Beschwörungen" (Kurt Wolff, München).

Richard Billinger: „Über die Äcker" (Ernst Rowohlt, Berlin).

Julius Maria Becker: „Zweimal zwölf Gedichte" (Elena Gottschalk, Berlin).

Rudolf Borchardt: „Die Schöpfung aus Liebe" (Ernst Rowohlt, Berlin).

RODA RODA

ZIGARETTEN

Zigaretten kosten nun — ich weiß nicht, wieviel Milliarden Mark das Stück; sie gehören schon zu den unerschwinglichen Genüssen und werden, scheint mir, bald ganz aussterben — nicht nur im armen Deutschland.

Als Onkel Columbus in Amerika landete, fand er dort Zigarren vor; vielleicht auch Pfeifen — doch darüber bin ich nicht ausreichend unterrichtet. — Man hat denn auch Tabak auf die ursprüngliche Art geraucht, — und nebenbei gekaut, geschnupft — bis in die Siebzigerjahre.

Da erst kam die Zigarette auf und siegte allenthalben: als Cigarillo in Spanien — in Rußland als Papyros — im Morgenland ver-

drängte sie Nardschile und Tschibuk. Ein ganzer Stand, das blühende Gewerbe der Pfeifenstopfer mußte daran glauben. Was war er für ein großer Herr gewesen, dieser Pfeifenstopfer des Paschas — da er den mächtigen Pascha stets als Nächster im Gefolge begleitete, Mitwisser seiner Ränke! Darum ließ man zu Stambul, wenn der Diwan an der Hohen Pforte tagte, nur taubstumme Pfeifenstopfer zu.

Die beste Zigarette war die ägyptische — so genannt, weil Griechen sie aus mazedonischem Tabak in London und Hamburg erzeugten. Erlesener, alter Tabak; die Bulgaren haben ein Sprichwort, das alte Freunde, alten Tabak und Wein als vortrefflich rühmt.

Die Blume allen Tabaks aber kam aus Xanthi und Kawalla am Ägäischen Meer. Ganz kleine Blätter, sie deckten keine Kinderhand — doch hellgelb und von so feiner Würze, daß man sie für sich allein garnicht rauchte — etwa wie man Vanille nicht mit Löffeln ißt, sondern man parfümiert nur mit Spuren von Vanille andere, substanzielle Speisen. Als die Deutschen in Bulgarien standen — o schöne Zeit — da sind Kisten dieses Tabaks als „Geheimakten der Kaiserlichen Feldtransportleitung" versiegelt zu uns gewandert.

Türkische Bauern waren es, die mit vielhundertjähriger Erfahrung den Tabak von Xanthi und Kawalla zogen — nicht zum Broterwerb, sondern aus Liebhaberei — denn so viel Sorgfalt, Arbeit, Sachverstand kann man einem garnicht bezahlen.

Da brach im Herbst 1912 der Balkankrieg aus; die Bulgaren nahmen den Tabakbezirk. Sie sind ausgezeichnete Gärtner, die Bulgaren — doch im Lärm der Waffen konnten sie den erbgesessenen Türken ihre Geheimnisse nicht ablauschen. Sie bekehrten die Bauern nur zum Christentum.

Es gibt viele Methoden der Bekehrung — das milde Wort des Priesters — Beschenkung mit Kleidungsstücken und Bibeln: die Bulgaren wählten, rasch wie sie sind, die hurtigste Methode — jene, wo der Feldwebel den Missionar und ein Gewehrkolben den Weihwedel ersetzt. So waren die türkischen Tabakbauern glücklich für das Sofioter Exarchat gewonnen und teilhaftig der ewigen Seligkeit.

Doch das Kriegsglück wandte sich — die Bulgaren zogen sich zurück — Griechen marschierten ein — und die armen Bauern von Xanthi hatten einige kaum begriffene Glaubenssätze umzulernen. Verwirrt durch die theologischen (und liturgischen) Widersprüche räumten die türkischen Bauern das Feld.

Es war ein sandiges Feld gewesen, für Tabakpflanzung besonders geeignet. Die Bauern haben drüben in Anatolien kein passendes mehr gefunden.

Und so kommt es, daß ich, daß du, daß wir alle in diesem Leben um der Gegensätze in den orientalischen Kirchen willen keine Zigaretten mehr rauchen werden von jener Güte, die wir von jung auf genießen durften.

UNTERGANG VON DREIZEHN MUSIKLEHRERN.

(7. Fortsetzung)

VI.

Wie Heiden, in denen das Heidentum sich dem Rand der Bekehrung zuneigt und ihn überfluten wird, hörten die Lehrer dem Prediger zu. In ihren kummervollen Gesichtern stand ein tiefer Dornröschenschlaf. Die Gefühle wie schwere Erdschollen türmten sich locker dahinter auf.

Doktor Musikbefehl brach das Schweigen. „Es liegt mir fern, überreden zu wollen,“ sagte er leise. „Ich will überzeugen. Ich bitte, liebe Freunde, steht auf und geht in die Einsamkeit, wo Ihr es einzeln überlegt. Erst dann gebt Antwort.“

Sie erhoben sich, schwer vor Traum. Unschlüssig blickten sie sich an und traten mit sickerndem Schritt auseinander. In den Zimmerecken war Einsamkeit. Das Auge auf einem Tapetenmuster war sehr allein. Das Summen der Fliegen war wie das Rauschen eines Waldparks und schloß die Seele heckendicht. Sitzend und stehend, abgewandt, fuhren sie in sich selber ein. Eine Baumkrone von Einsamkeit schlug wallend über jeden zusammen.

Schon war Koerber fortgestrudelt; schrägauf, nach Süden flog er hin. In das Massiv der Kalkalpen sank er hinab — in das Steirische Tal, das er liebte. War es denn Sommer? Jenseits des Randes der bewachsenen Schlucht mußte es heiß sein. Hier war es kühl von blauen und wassergrünen Gedanken. Unter ihm glitten Forellen aufwärts, zwei, drei, nein fünf; sie neigten sich, sprangen und überstiegen sich, silbergrau mit roten Punkten, angezittert vom Wellenschatten. Es war Schuberts Forellenquintett, sehr schalkhaft, immer aus der Hand schlüpfend, ein melodiöser Zug. Er warf sich ins Rankengebüsch und weinte. Er bat Gott um die Ewigkeit dieses Tals und dieses Gewässers. „Du hast sie ja!“ sagte eine Stimme.

„Ihr könnt es ja haben!“ sagte die Stimme zu den Gebrüdern Heubacher. Die saßen am Rande der schwäbischen Alb, und unten ging im Sommerrauch Stuttgart auf wie ein Zauberkessel. Sie hatten beide das Gütchen wieder, das sie hatten verkaufen müssen. Die Mahd war gemacht. Jetzt banden sie. Immer dicker ward zwischen den Knieen des älteren Bruders der Garbenbund. Schmerzhaft süß schwoll der Brotgeruch, die Grannen der Ähren öffneten sich und es begann eine Cellomusik aus den Körnern herabzurieseln.

Herr Zinkbusch, feuerfarbenen Haars, war in keine Landschaft gefahren. Er lag in seinem Lieblingshause: in Schillers Gedichten.

Den rechten Ellbogen stützte er auf die Strophen des „Grafen von Habsburg“, den Leib auf „Das Ideal und das Leben“. Er lag wie in einer Tropfsteinhöhle. Stalaktiten zielten auf ihn. Das Heldisch-Harte, das Unbedingte wuchs in sein Herz. Er kam heraus, gepanzert, lutherisch, voll herrlichen Zorns, mit festem Willen die Ewigkeit der Ideale als künftige Wohnung zu beziehen, mit allen seinen sittlichen Kräften das Fortgehen von dieser Erde verlangend.

Als erster kam er zurück. Denn Cohnreich, angespannt an sein tiefstes F. Dann Hummel, mit kleinem, festen Gesicht, das vor Verachtung wie Silber war. Dann die Heubachers, dunkelbraun — noch leicht bestäubt vom Dorf-Lindenabschied.

Dann Friedrich Koerber. Dann alle andern.

Sie standen in einer Reihe da. Mit ihren kalten, festen Händen, die Waffe der Instrumente packend, zum letzten Sprung bereit, auf die Bastion des verschleierten Todes. Immer härter lächelten sie, immer freier von Hoffnung und Furcht. War es Ungeduld? War es Lust? Ein Brudertum blühte in ihren Händen — das keine Armee jemals kennen konnte.

„Ich heiße auch nicht Armeebefehl,“ sagte der Doktor leise lächelnd. „Ich heiße Musikbefehl. Darum kommt! Setzt unter dieses weiße Blatt, das die Geschichte Eures Lebens und Eurer Meisterschaft enthält, abschließend Eure freiwilligen Namen. Es trägt das Datum des heutigen Tages und für spätere Geschlechter noch eine genauere Bestimmung.

Koerber trat versonnen hinzu. Während er seinen Namen setzte, las er in großen Buchstaben darüber: G e g e b e n i m n e u n t e n J a h r e d e s K r i e g e s u n d i m d r i t t e n d e r I n f l a t i o n.

Alle schrieben.

Wie jetzt der letzte, der Flötenlehrer Syringsfeld, sich zum Schreiben niedergebeugt hatte, begann er plötzlich verlegen zu lächeln. Er warf blitzschnell die Feder zu Boden, drehte sich zweimal um sich selbst, war am Fenster, stieß es auf und warf sich hinaus. Eine Dachrinne fassend, glitt er sanft durch den Nebel herab. Man hörte den locker-leichtsinnigen Takt seiner Füße sich entfernen.

Man hörte es nicht. Seine Desertion löschte ihn augenblicks aus dem Gedächtnis. Nicht vierzehn, dreizehn Musiklehrer waren es von je gewesen, die den Klangschatz verwalteten. Als schleppten sie ihn zwischen sich, schaukelnd und in schweren Gefäßen, mit Sänftenstangen auf schwanker Schulter, gingen sie hin, vom Trommler geführt, und beschlossen vom Dirigenten. Grave. Slargando. Ritardando.

Durch lange, kalte, feuchte Gänge schritten sie vorwärts; zwei zu zwei.

Um scharfe Ecken und Windungen. Abwärts, über klopfende, nasse, schrittestauende Treppen. Sehr langsam. So lange ein Trauermarsch reicht.

Aber es leuchtete keine Musik.

Nur das Pochen der Stiefelschäfte und das leise Rühren der Trommel taktierte sie durch das Halbdunkel hin. Ein graues, wallendes Licht erschien. Sie stockten einen Herzschlag lang. Dann traten sie durch die niedrige Türe auf einen viereckigen Platz hinaus.

Es war der Hof in der Steglitzer Straße.

Die Bühne der Hinrichtung, brettern und naß, phosphoreszierte im schwachen Nebel. Hinter der niedrigen Nachbarmauer brannte wohl eine Bogenlampe; die rötliche Iris reichte nach oben und zeigte schräg auf die Galgenschlinge, die aus dem Nebel herunterhing. Doktor Musikbefehl trat hinzu und zog sie mit probendem Griff herab. Es war eine handbreite, feste Kordel aus dunkelgrün bedrucktem Papier.

Das Haar an dreizehn Schläfen gefror.

„Es ist der Dollar," flüsterten sie.

Doktor Musikbefehl ordnete sie wie eine Garbe im dichten Kreis, nahm ein Stück Kreide aus der Tasche und begann den Papierstrick zu reiben. Dann legte er ihn um ihre Hälse, trat selber als letzter in den Ring und stellte sich neben Koerber auf. Deutlich las dieser „United States", ehe das Band ihm am Auge vorbeiglitt und ihn unter das Kinn faßte. Zwischen seinen Stiefelspitzen blickte ein kleines Mauerblümchen herauf wie eine wehmütige Terz und wie ein letzter Gruß des Lebens. Mit dem freien linken Arm gab Musikbefehl ein Zeichen. Ein straffender Ruck nach oben geschah. Die Lehrer taumelten gegeneinander.

„Der Dollar steigt! Der Dollar steigt!" wimmerten dreizehn erstickte Stimmen.

Ihre Füße verließen den Boden.

(Fortsetzung folgt.)

„Ich spüre Lust, ich fühle es selbst als Pflicht, den Deutschen einmal zu sagen, *was* sie alles schon auf dem Gewissen haben . . . aus ihrer innerlichsten *Feigheit* vor der Realität, die auch die Feigheit vor der Wahrheit ist, aus ihrer bei ihnen Instinkt gewordenen Unwahrhaftigkeit, aus ‚Idealismus'." *Nietzsche.*

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Dezemberwoche

Es nimmt sich wie ein unbegreifliches Paradoxon aus, daß die Stabilisation der Mark, die nun tatsächlich eingetreten ist, just in dem Augenblick beginnt, in dem die Finanzlage des Reiches auf dem Gipfel äußerster Trostlosigkeit angelangt ist, — in einem Augenblick, in dem sich sogar ein neuer Kanzler endlich nicht mehr mit Koloratur-Arien einzuführen gestatten kann, sondern in dem er sein Programm offenkundig auf einen einzigen Punkt zu konzentrieren gezwungen ist: auf den letzten Versuch, dem radikalen finanziellen Nihilismus zu entweichen, der uns bei Fortdauer der jetzigen Zustände zwischen Mitte und Ende Januar bevorsteht. Man kann das Datum ziemlich genau vorausberechnen, denn es handelt sich nur noch um die einfache Frage, wann die noch nicht angeforderten oder verbrauchten Teile des verzinslichen Rentenmarkkredits, also vielleicht 600 Millionen Rentenmark, im großen Topf des täglichen Defizits verwirtschaftet sein werden. An dem Tage, an dem dies geschehen sein wird, steht das Reich nur noch vor einer Alternative: entweder die kaum abgestoppte Papierfabrikation aufs neue aufzunehmen, — sei es in Form von Papiermark, Rentenmark oder Goldanleihe, — oder seine Zahlungen insoweit einzustellen, als nicht entsprechende Einnahmen vorliegen, das heißt nach dem heutigen Stand der Dinge: zu 99 %! Wird es gelingen, binnen längstens 6 Wochen dieser fürchterlichen Alternative noch einmal zu entschlüpfen, will sagen: binnen sechs Wochen nachzuholen, was neun Jahre lang verbrecherisch unterlassen wurde: Ausgaben und Einnahmen wirklich einander anzugleichen? Man soll es nicht unbedingt verneinen. Mit einer Energie, die allerdings ans Mirakelhafte grenzen müßte, mit letzter Rücksichtslosigkeit sowohl gegen diejenigen, die vom Reiche zu empfangen haben als auch gegen diejenigen, die ihm geben sollen, würde sogar in sechs Wochen noch Ordnung zu schaffen sein. Aber es gehört gigantischer Optimismus dazu, nach so langen Jahren vollendeter Impotenz noch das Wunder zu erwarten, das, als es noch kein Wunder gewesen wäre, von niemandem beschworen, von vielen kaum gewünscht wurde. Wie also steht es mit der Mark-Stabilisation? Sie ist, vorerst, noch keine Stabilisation, sondern nur eine Suspension des Entwertungsprozesses. Das Rentenmarkgesetz hat (ohne daß auch nur ein einziger seiner Väter es voraussah!) sozusagen einen Wall um die Papiermark gezogen und den Strom der regulären geldlichen Entwicklung

vollkommen auf die Gefilde der Rentenmark und der Goldanleihe abgelenkt. Die Papiermark in ihrer goldmäßig höchst geringfügigen Umlaufsenge ist damit fürs erste tatsächlich gesichert worden, sie übertrifft alle sonst kursierenden Zahlungsmittel bei weitem an innerer Solidität. Aber es ist eine Frage der finanziellen Gesamtentwicklung, ob der Wall auch weiterhin intakt bleiben kann. Er kann eingerissen werden dadurch, daß der Gelddruck im Augenblick der Krise unter irgendwelcher Formel doch wieder aufgenommen wird. Und er kann zusammenstürzen einfach dadurch, daß der Bankrott komplett und evident wird. Vorerst sind die Dinge noch in der Schwebe, das letzte Urteil ist weder positiv noch negativ gesprochen.

Je entscheidungsvoller die Finanzlage sich zugespitzt hat, um so wünschenswerter wäre es an sich, daß außerhalb der eigentlichen Reichswirtschaft eine Kontrollinstanz etabliert wäre, die das Finanzministerium in kritischen Fragen zu hemmen oder anzufeuern vermöchte. Sogar eine ausländische Finanzkontrolle wäre besser als der frühere Zustand, und gewiß jene „nationale Finanzkontrolle", von der Herr Urbig, Verwaltungsratsmitglied der Rentenbank, kurz nach ihrer Gründung sprach. Aber es gibt eine Voraussetzung für diese Finanzkontrolle, die unter keinen Umständen verletzt werden darf, nämlich: daß sie ausschließlich mit dem Blick auf die Gesamtheitsinteressen und nicht mit dem Blick auf irgendwelche politischen oder wirtschaftlichen Spezialwünsche oder Parteiideale ausgeübt wird. Gegen diese Voraussetzung ist bereits bei der Rentenbank verstoßen worden, deren leitende Organe in ihrer überwiegenden Majorität politisch deutschnational und wirtschaftlich hochkapitalistisch eingestellt sind. Es würde aber noch mehr gegen sie verstoßen werden, wenn nun auch die Reichsbank, entsprechend den Wünschen ihres Direktoriums und ihres Zentralausschusses, unter die Leitung des Dr. Helfferich gestellt würde. Es ist schwer zu verstehen, wie man einen Mann von der Vergangenheit Dr. Helfferichs überhaupt präsentieren kann. Er ist die unglücklichste Figur der deutschen Finanzwirtschaft. Trotz großer Fachkenntnisse hat er einen so unzulänglichen Blick in allem Weittragenden bewiesen, daß tatsächlich jede Sache, die er in die Hände nahm, zu einem Fehlschlag nach dem andern wurde. Es genügt, an die Unterseebootstatistiken, an die Kriegsfinanzierung und sowohl an die Genesis wie an die finanzielle Durchführung des Ruhrkrieges zu erinnern; es genügt, an die grausige Rolle zu erinnern, die Herr Dr. Helfferich während der Inflationsperiode gespielt hat, um die ganze Gefahr eines Reichsbankpräsidiums Helfferich schon nach der personellen Seite hin zu ermessen. Aber außer diesen persönlichen

Fehlern, die Herrn Dr. Helfferich für das Amt des Reichsbankpräsidenten vollständig ungeeignet machen, ist wie gesagt, auch das noch viel wichtigere sachliche Problem als entscheidend in Betracht zu ziehen: es genügt, daß die Rentenbank ein Parteiinstitut geworden ist! Schon vor Wochen haben wir darum als eins der Haupterfordernisse für den künftigen Reichsbankpräsidenten seinen Willen und seine Fähigkeit bezeichnet, mit der Rentenbank notfalls auch Krieg zu führen. Herr Dr. Helfferich hat sicher zumindest nicht diesen Willen. Seine Gedanken bewegen sich im nämlichen Kreise, in dem auch die Gedanken des Rentenbankdirektoriums sich bewegen, er würde nicht der Antipode der Rentenbank werden, sondern ihr Annex, bestenfalls ihr Konnex. Reichsbankdirektorium und Zentralausschuß der Reichsbank, die beiden ersten Instanzen, die für die Ernennung des Reichsbankpräsidenten in Betracht kommen, haben, bis diese Zeilen im Druck erscheinen, ihr Votum voraussichtlich schon abgegeben. Aber wie immer dieses Votum auch lauten mag: da es verfassungsmäßig nicht bindend ist, dürfen Reichsrat und Reichsbankpräsident, die beiden letzten Ernennungs-Instanzen, sich nicht in der Wahl, die bereits früher getroffen worden ist, irre machen lassen. Sie müssen Herrn Dr. Helfferich dorthin zurückstellen, wohin er seiner furchtbaren Kompromittiertheit nach gehört: in die Vergangenheit, und zwar in die allerschwärzeste.

Die Ernährungslage ist fürchterlich, und nie war eine Bewegung für Deutschland willkommener als die Hilfsaktionen, die jetzt in allen Ländern organisiert werden. Aber es scheint, daß es Instanzen in Deutschland gibt, die keine Ahnung davon haben, was eigentlich vorgeht. Von Holländern ist uns berichtet worden, daß sie ganze Waggonladungen von Lebensmitteln für Deutschland bereits aufgekauft hätten, die sie der Bevölkerung unter der einzigen Bedingung kostenlos zukommen lassen wollten, daß die deutsche Reichbahn spesenfrei den Transport übernehme. In Wochen aber und in endloser Korrespondenz sei diese Verpflichtung dazu von der deutschen Reichsbahn noch nicht zu erhalten gewesen. Wir sind nicht in der Lage, den Tatbestand nachzuprüfen, aber er liegt so auf der Linie früherer Erfahrungen, daß wir ihn leider für wahrscheinlich halten müssen. Ist der Herr Reichseisenbahnminister und sind seine Ministerkollegen bereit, für diesen Fall und für alle künftigen ähnlichen Abhilfe zu schaffen, damit uns neben dem Schaden auch die Blamage erspart bleibe?

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

Münchener Modenschau!

Ich gehe heute gemächlich durch die Sendlingerstraße und zerbreche mir den Kopf darüber, wie ich meinem kleinen Mädel zum heutigen Namenstag bei einem Kassenstand von rund 600 Milliarden Papiermark eine Freude machen könnte, da lenkt ein mir entgegenkommendes Pärchen meine Aufmerksamkeit auf sich. Das heißt: Nur der weibliche Teil, denn an ihm, einem Jüngling mit Jazz-Schuhen, hochmodernem Ulster und Mistbeetfenstern im Auge, kurz, einem Bankstift mit guten Tips, war nichts Merkwürdiges.

Aber die Dame, die er begleitete, eine blonde Germanenfigur, war es schon wert, daß man sie näher ins Auge faßte, von zwegen dem Hut, den sie trug. Es war ein schwarzer Sammethut, Bretonform, mit blutroter Scheibe und bestickt mit vier handtellergroßen — Hakenkreuzen, durch die sie ihre Anhänglichkeit an den großen „Ade", der in der Landsberger Einsamkeit schmachtet, dokumentierte. Gibt das nicht erhebende Ausblicke für die Entwicklung der Damenmode in der kommenden Saison? Und für den Haushalt einer nationalen Familie? Hakenkreuz am Nachttopf, schwarz-weiß-rotes Bruchband!! Ich glaubte, es der Dame schuldig zu sein, ihren Bekennermut auch nach dem Berliner Sumpf zu melden. Ihr

Franz Xaver Huber
Republikaner aus München.

2.

Demut vor dem Werk

Darf ich als Publikum auf Ihre Tribüne treten? Ich war bei der Aufführung von „Hanneles Himmelfahrt" im Schauspielertheater. Fürchten Sie nicht, daß ich Sie mit einer Dilettantenkritik langweilen will. Wenn ich mir Gehör für einen Satz erbitte, so möchte ich nur eine Frage stellen: Wieweit darf ein Regisseur das ihm zur Aufführung anvertraute Werk verstümmeln? In der Inszenierung des Herrn Karl Heinz Martin fehlten die schönsten Verse des Hannele, das berühmte Gedicht: „Die Seligkeit ist eine wunderschöne Stadt", war den Hörern einfach unterschlagen worden. Die ganze Aufführung bekam dadurch ganz andere Proportionen als der Dichter es wünscht. Das Hannele ist ein Übergang vom Finsteren ins Helle, von der irdischen Qual in die himmlische Seligkeit, von der Arm-Häuslerhütte in die Arme des Erlösers. Indem die schönsten Verse des Hannele vom Regisseur willkürlich weggelassen waren, bekam das ganze Werk einen anderen Sinn. Und es wurde dumpf und finster. Es fehlte der Aufstieg in die Himmel der Phantasie. Da ich in der Berliner Kritik eine Kennzeichnung dieser grausamen Operation nicht gefunden habe, bitte ich Sie, dieser Zuschrift Raum zu geben. Was würde man dazu sagen, wenn ein Kapellmeister es wagen würde, aus der Carmen-Musik die schönsten Stücke herauszustreichen? Und schließlich ist ein

Kapellmeister für die Auffassung und die Herausbringung eines Werkes mindestens ebenso wichtig wie ein Regisseur. Ich glaube, Sie sprechen nicht nur den Zuhörern, sondern auch den Dichtern aus dem Herzen, wenn Sie den Regisseuren einschärfen, daß ihre wichtigste Tugend Demut vor dem Werke ist. *E. v. Duboir.*

3.

„Eine Vorstadt-Schauspielerin"

Viele Schauspieler haben ein paar Tage lang über ein Unrecht geschimpft, geklagt, gezischelt, das einer von ihnen von einem Kritiker zugefügt wurde. Aber es ist Unrecht, Unrecht still hinzunehmen, deshalb bitten wir Sie um Ihre Tribüne:

Die Schauspielerin Agda Nielsson, eine junge Darstellerin, die ihr Talent schon auf großen Bühnen Berlins bewiesen hat, sollte im Lessingtheater eine kleine, charakteristische Rolle im „Michael Kramer" spielen. Das Gastspiel kann nicht stattfinden. Trotzdem sie garnicht aufgetreten ist, erfährt Fräulein Nielsson am nächsten Abend eine sehr unfreundliche Kritik. Alfred Kerr nennt die Darstellerin, die er garnicht gesehen hat, eine „Vorstadtschauspielerin" und lobt die Remplaçantin. Das ist ein kleines, aber charakteristisches Beispiel für die Ungerechtigkeiten oder Übergriffe, denen der Schauspieler und noch mehr die Schauspielerin ausgesetzt ist. Es wäre vermutlich Herrn Kerr nie eingefallen, die Schauspielerin, die garnicht aufgetreten war, öffentlich herabzusetzen, wenn er dazu nicht einen privaten Grund gehabt hätte, von dem hier nicht weiter die Rede sein soll.

Es entsteht nun die Frage: Wie gerecht wäre die Schauspielerin von Herrn Kerr erst beurteilt worden, wenn sie wirklich gespielt hätte? Gewiß, es handelt sich hier um eine Bagatelle, nur um eine öffentliche üble Nachrede ohne den Schein eines triftigen Grundes, nur um einen kleinen unrichtigen Mißbrauch der kritischen Amtsgewalt. Aber, wie gesagt, Unrecht hinnehmen ist auch ein Unrecht.

4.

„Leipzigs bester Regisseur"

Sehr geehrter Herr Dr. Zoff! In Kaput V Ihrer Theaterreise tun Sie dem Direktor Fritz Viehweg vom Leipziger Schauspielhaus unrecht, wenn Sie ihm (indirekt) die Erkenntnis vom Umfang seines Aktionsradius absprechen und ihn bewegen, neben die eigne Kraft „einen schon meisterlichen Regisseur der jüngeren Garde" zu setzen. Nach gedachter schöner Rarität war F. V. auf der Suche seit Jahr und Tag. Daß er niemanden fand, dürfte weniger seine als die Schuld der Regisseure sein. Mit Beginn dieser Saison aber engagierte er Hans Peter Schmiedel, der bis nun mit Hans Reimann die kapriziöse „Retorte" geleitet hatte, welches Spezialitätenkabinett an inneren Unruhen erkrankte und verschied. Schmiedel hat reiche Bühnenerfahrungen: von Paris bis Memel, von London bis Colmar, nichts Theatralisches ist ihm fremd. Ob die Russen, ehe sie dernier cri wurden, ihn schon beeinflußten, ob seinem eignen Wesen entsprang, was man bereits lange Zeit vor den Russen in der „Retorte" zu sehen bekam, ich weiß es nicht und möchte nicht leichtfertig entscheiden. Nimmt man schlimmstenfalls an, es liege Beeinflussung vor, so muß man zugeben, daß Schmiedel die glänzende russische Artistik mit einem Schuß deutscher Innerlichkeit (im besten Sinne) zu einem guten Cocktail zu mixen versteht. Er inszenierte Ihre Bearbeitung von Eichendorffs „Freiern",

Gozzi-Schillers „Turandot" und Björnson-Marlitts „Wenn der junge Wein blüht": Nach diesen Beispielen verdient er wohl, als Leipzigs modernster Regisseur zu gelten; als einer, unter dem gespielt wird, als mache man Kammermusik: in Spannung und Zucht; unter dem (endlich wieder einmal) die einzelnen schauspielerischen Leistungen zum Ensemblespiel gefügt werden. (Von seinem Witz, seinen Einfällen, seiner . . . man kann wohl sagen: Kultiviertheit . . . ganz zu schweigen.) Nach diesen Beispielen ist von Schmiedel zu erhoffen: alles; zu befürchten nur dieses eine: daß man ihn nach Berlin holt.

Ossip Kalenter.

FILM

Filme aus Amerika

Vier Filme aus Amerika sah ich in einer Woche. Sie repräsentieren alle möglichen Arten von Filmen, die drüben in den letzten Jahren erfolgreich waren — und seien hier mit Schlagworten charakterisiert.

„D e r S c h e i k" — mit dem schönsten Film-Mann der Welt: Valentino. Ein langweiliges, endlos gedehntes Manuskript; eine afrikanische Entführungsgeschichte; in Regie und Technik so schlecht und alt, wie auch wir vor vielen, vielen Jahren solches fabrizierten. Schauspielerisch ganz belanglos. Und der schönste Mann erwies, daß er nur in zeitgemäßem Anzug möglich ist; als Scheik: eine kostümierte Wachsfigur aus einer Trachtenausstellung, der durch einen automatischen Mechanismus konventionelle Bewegungen entlockt werden.

„F o o l i s h w i v e s," gedichtet, inszeniert, gespielt von dem berüchtigten ehemaligen österreichischen Offizier Stroheim. Als Schauspieler (hier hochstaplerischer russischer Offizier) ist er eine Art Giampietro, aber ohne dessen Liebenswürdigkeit; mit knochigem, hartem, häßlichen Gesicht, das sich nur ganz wenig bewegt und dennoch Abgründe von Gemeinheit, witziger Überlegenheit, innerer Robustheit ahnen läßt. Als Regisseur: brutal bis dort hinaus, wo die Geschmacklosigkeit beginnt und wieder aufhört, aber unheimlich in der Gier, um jeden Preis wirken zu wollen . . . mit sehr schönen Frauen, mit sehr häßlichen Frauen, mit Kitsch, mit Gefühlsroheit, mit pompösen Bauten- und Gesellschaftsszenen, mit Aufputschen nationaler Instinkte (z. B. ein amerikanischer Offizier geht durch den Film finster, unhöflich, unbeholfen, der sich nicht einmal bückt, wenn eine Dame ein Buch fallen läßt, deshalb als Flegel mißachtet . . . ganz am Schluß, am tragischen Höhepunkt, als die vornehme amerikanische Dame zum ehebrecherischen Stelldichein sich begibt, steht er in der Tür, das Cape fällt von seinen Schultern, die Dame sieht: er hat keine Arme mehr. Sie weint, küßt die leeren

Ärmel, das amerikanische Publikum schluchzt, erhebt sich, singt die Nationalhymne. Die Dame geht gerührt aber dennoch zum Geliebten.) So machte sich Stroheim in Amerika einen großen Erfolg. Hier pfiff, lachte und johlte das Publikum. Mit Recht, denn dieser Film ist unsäglich dumm und plump und häßlich in den Einzelheiten wie als Ganzes, ohne jedes rythmische und logische Filmgefühl, als Erfindung tiefstes Niveau, dazu mit lächerlich-schwülstigen Titeln durchsät, als habe man zu diesem Beruf eigens einen stammelnden Idioten aus Dalldorf ausgeliehen.

Sonnabend Nacht: der typische amerikanische Gesellschaftsfilm neuester Zeit. Das Manuskript ziemlich belanglos und traditionell: reiches Mädchen heiratet armen Mann, reicher Mann heiratet armes Mädchen, bis sich diese Kombination als sozial unmöglich erweist und die viere sich überkreuz finden. Aber das Motiv ist nur Anreger für tausenderlei aus dem Wesen des Films geborene Einfälle; sauberste Technik, sauberste Regie; der große Aufwand wirkt niemals aufdringlich und erschwitzt (im Gegensatz zu deutschen Filmen dieser Art), sondern einfach-selbstverständlich. Eine gesellschaftliche Kultur, ein gepflegtes Menschenvolk wird sichtbar, dem, sorglos, Bagatellen zur Wichtigkeit werden, sodaß für uns Barbaren diese kleinen Geschehnisse wie eine schöne Sage sich ansehen. Die letzte Komparsin hat mehr Haltung als unsere Stars, und die Stars mit ihren gepflegten Körpern, Kleidern, Gesten, ihrem abgeklärt-klarem Spiel wirken auf uns wie in Kinderzeiten Märchenfiguren. Wir haben saftigere Regisseure, wir haben zartere Regisseure, aber einen Regisseur, der Szenen aus dem Alltag so zwanglos fließend, so geräuschlos-bildmäßig formt und ineinanderfügt wie dieser Milles, haben wir nicht.

The Kid: seit Jahren gepriesen als Film aller Filme, endlich zuletzt auch bei uns gezeigt, weil wir in aller Welt die wenigsten Dollars zahlen können. Er wird bereits in vier Kinos zugleich gespielt, während Schupo den Ansturm ordnet. „Das Junge" ist eine Wohltat, nicht nur weil er ein guter Film ist; sondern weil er uns für eine Stunde von der Schwere des Lebens entlastet, weil wir in eine Welt gefühlvoller und heiterer Anmut entrückt werden, und weil dennoch dieser Film mehr ist als ein Unterhaltungsfilm, denn Chaplin ist hier nicht nur der komische Akrobat, sondern die menschgewordene Menschenliebe. Ernstes und Groteskes ist hier gemixt zu einem Trank der Rührung und Belustigung zugleich. Was die hohe Literatur unserer Tage nicht erreichte, ist hier geschafft: dieser Film wirkt menschenbessernd! Über Vater Chaplin und Findelsöhnchen Jacky Coogan soll hier nichts Neues und nichts Altes gesagt sein, sondern nur: wenn allein dieser eine Film von ihm existierte, so wären sie dennoch klassisch, wären unsterblich. Und am Schluß der Traum, der von Professor Freud gedichtet sein könnte, als alle Personen und Tiere des Films noch einmal als geflügelte Englein auftreten, rasen, boxen, fliegen — dieser Traum ist, wie man auch das Wort nehmen möge: himmlisch!

Zusammenfassend: Auch die amerikanischen Filme zeigen, wie die unsrigen, daß nicht Manuskript und prunkhafte Ausstattung, sondern stets die Qualität des Regisseurs und die Qualität des Schauspielers Qualität und Wirkung der Filme erzielen. *Kurt Pinthus.*

TISCH MIT BÜCHERN

Jean de Pierrefeu: Plutarque a menti. (In deutscher, gekürzter Übersetzung im Ernst Rowohlt Verlag, Berlin, erschienen.)

Nach einem Siege feiert die militärisch-heroische Geschichtsauffassung Orgien. Das war immer so. Kein Wunder, daß Frankreich in den Joffre, Foch, Pétain geniale Schlachtenlenker verehrt, Diktatoren des Endsiegs. Aber in Frankreich gibt es Gottseidank noch immer das skeptische Lächeln, das den Heroen gefährlicher ist als ein brutaler Angriff. Jean de Pierrefeu, der während des Krieges die nicht immer dankbare Aufgabe hatte, den französischen Generalstabsbericht abzufassen, besitzt die Zivilcourage, den Lieblingen des Volkes wenigstens nachträglich einige Wahrheiten zu sagen. Er behandelt die Marschälle Frankreichs mit geziemender Höflichkeit, er verabreicht die Pillen mit Zuckerwerk, seine Höflichkeit ist so vollendet, daß sie wie Ironie wirkt. Aber seine wahre Meinung wird doch klar genug, und seine Meinung ist: Die militärischen Führer im Weltkrieg waren allesamt Trotteln. Und das verbindende Element unter den feindlichen Strategen war ihr absoluter Mangel an Einfällen.

Der Weltkrieg ist — meint Pierrefeu — der erstaunlichste Rückschritt, den die Kriegskunst je erlebt hat. Beiden Parteien fehlt es an Phantasie. Durchbruchsschlacht oder Umflügelung, das ist das abgeleierte A B C der Heeresleitungen. Der Krieg an der Westfront ist der Bankrott der Kriegskunst. Wie in barbarischen Zeiten führen die Häuptlinge ihre Massen gegeneinander, auf die Schlachtbank. „Der Zufall hat als absoluter Tyrann geherrt. Schließlich hat die Zahl, die Masse triumphiert. Niemals hat das individuelle Genie so wenig Anteil an der Weltgeschichte gehabt." Joffre und Moltke, Foch und Ludendorff, sie glaubten zu schieben, und sie wurden geschoben, wie Pierrefeu mit Witz, aber auch mit Sachkunde nachweist. Die Schlachtenlenker waren nur Fleischer, denen die Herden allzu willig folgten. Sind die erlauchten Strategen am Ende ihrer Weisheit, so verlassen sie sich auf den Opfermut der Soldaten. Die Generale haben in dem vierjährigen Gemetzel fast immer, die Soldaten fast nie versagt.

Aber geschlagene Generale haben manchmal die Stirn, ihre Truppen für ihre eigenen Unzulänglichkeiten verantwortlich zu machen. Da ein General unfehlbar ist, wird schnell eine Dolchstoßlegende erfunden. Pierrefeu ist gegen Ludendorff nicht bitterer als gegen die Generale des eigenen Landes, aber die Unaufrichtigkeit nach der Niederlage wird angeprangert, wie es sich gehört. Der Franzose Pierrefeu wird den Leistungen der deutschen Truppen im Sommer 1918 besser gerecht

als ihr Führer Ludendorff: „Niemals haben seine Soldaten besser gekämpft . . . Es ist peinlich, in seinen Memoiren gewisse gehässige Anspielungen auf versagende Mannschaften zu lesen. Ludendorff hat aus militärischen Gründen eine militärische Niederlage erlitten, das allein ist die Wahrheit." Aber das deutsche Volk wird lieber verrecken als diese Wahrheit begreifen.

P. M.

ANEKDOTE

Im Revolutionsjahr 1789 beschäftigte sich der kleine, klumpfüßige, verwachsene Talleyrand, damals noch Bischof, mehr mit galanten Abenteuern als mit der Verwaltung seines Bistums und den Arbeiten der Generalstände. Besonders verfolgte er beharrlich eine Gräfin, die ihn aber nicht beachtete.

Eines Tages, als ihr die Huldigungen langweilig wurden, sagte sie zu Talleyrand: „Da, sahen Sie sich den Marquis G. an. Das ist ein Mann — zwei Meter groß." Talleyrand verneigte sich tief: „Aber Sie wissen doch, Frau Marquise, mit den großen Leuten geht es wie mit den fünfstöckigen Häusern: das oberste Stockwerk ist immer am schlechtesten möbliert."

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 48):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstraße 11. Tel.: Merkur 8370, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315 Verantw. f. d. wirtschaftl. Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- und Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4.— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 12 französische Franken, in Belgien 15 belgische Franken, in Italien 15 Lire, in Rumänien 150 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kč., in Österreich 45 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 75 M. mal Schlüsselzahl des Buchhändlerbörsenvereins. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Dezemberwoche

In dem Augenblick seines Sieges weiß Ramsay Mac Donald, der Führer, daß die englische Arbeiterpartei von nun an regieren müsse. Wenn er sich weigert, mit Liberalen ein Kabinett zu bilden, so bedeutet diese Absage keinen Unwillen zur Macht, im Gegenteil, sie bedeutet den Vorsatz zu raschen Neuwahlen, will sagen, eine erhöhte Sieges- und Machtbereitschaft. Das ist das Wesen einer innerlich gesunden Partei. Opposition bis zu dem Tage, an dem man verantwortliche schöpferische Arbeit leisten kann. Unwillkürlich streift ein Nebengedanke deutsche Parallelzustände. Aber wir haben ja keine unabhängige Arbeiterpartei in Deutschland, nur eine äußerlich geeinte Sozialdemokratie. Die englische Arbeiterpartei hat's leicht, zur Produktivität und Macht zu kommen, sie ist von Anfang frei von utopischen Tendenzen. Eine utopisch infizierte Theorie, das bedeutet immer eine demagogisch übertreibende Propaganda. Von allen Demagogen der schlimmste, weil der unheilbare, ist der Schwärmer. Die deutsche Sozialdemokratie hat seit Wilhelm Weitling und August Bebel an der Krankheit der politisch-religiösen Schwärmerei gelitten, und wenn man heute die Reden liest, die Genosse Christus Crispien in den Berliner Funktionärversammlungen hält, so gewahrt man sofort die Nachahmung der alten Predigten August Bebels, der immer nur ein schwärmerischer Verkünder, nie ein Politiker, nie ein Führer gewesen ist. Solange unheilbare Schwarmgeister, vortreffliche Menschen, aber spottschlechte Politiker, die Sozialdemokratie ins Ländchen Nirgendwo zu steuern trachten, so lange ist diese große Partei — sie ist verhältnismäßig heute noch im Reichstag stärker als die I. L. P. im Unterhaus — zum inneren Zwiespalt, zur tiefsten Zerrissenheit, zur Machtlosigkeit verdammt . . . Übrigens: Mac Donald und die englische Arbeiterpartei siegten fast ohne Zeitungen und gegen die Zeitungen. Es gibt, wie man weiß, fast keine Arbeiterpresse in England, aber es gibt eine übermächtige Lord Rothermere-Presse, welche vorgibt, die öffentliche Meinung nicht bloß zu erzeugen, sondern auch zu vertreten. Der verblüffende Erfolg Mac Donald ist ein Sieg des politischen Verstandes über den niedrigsten Schlagwort-Journalismus. Dann und wann, fern von Deutschland, geschehen noch erfreuliche Dinge.

An dem weit ausgesponnenen Netz europäischer Bündnisse und Gegenbündnisse ist eine neue Masche geknüpft worden: das italienisch-spanische Bündnis. Hinter den Kulissen einer pompösen spanischen Königsreise nach Rom und durch die meisten großen Städte Italiens vollzogen sich die entscheidenden Verhandlungen zwischen den wahren Regenten der beiden Länder: Mussolini und Primo de Rivera. Es wurde ein Handelsvertrag, ein politischer Bündnisvertrag und vermutlich auch ein Militärabkommen vereinbart. Alliancen werden natürlich immer „nur" um des lieben Weltfriedens willen geschlossen. Gehen wir also gleich einen Schritt weiter und fragen wir: Wer hatte außer den beiden Vertragspartnern ein Interesse gerade an diesem Bündnis? Und gegen wen ist es gerichtet? England hat sich große Mühe gegeben, Spanien und Italien zusammenzubringen; in Frankreich ist man wenig entzückt von der neuesten Extratour Mussolinis. Es sieht so aus, als mache England jetzt die ersten Vorbereitungen zu einer neuen Einkreisungspolitik, die diesmal gegen Frankreich gerichtet wäre. Lord Curzon versucht anscheinend, Frankreich und seine Verbündeten mit dem Kranze eines antifranzösischen Bündnissystems zu umgeben: Spanien-Italien-Türkei-Bulgarien-Ungarn; so weit ist die Front schon zu erkennen. Interessant, daß es sich dabei durchweg um reaktionäre Staaten handelt. Diktatoren, oder was sich so nennt, stehen an der Spitze: Primo de Rivera, Mussolini, Kemal Pascha, Zankoff, Horthy. Wird England diese Politik auch unter einem etwaigen Ministerium Mac Donald weiter verfolgen? Oder ist sie so schicksalhafter Art, daß sie jeden britischen Premier in ihren Bann zwingt: er heiße Baldwin, Mac Donald oder Lloyd George?

Herr Hitler hat in seinen zwei geräumigen Zimmern in Landshut Zeit gefunden, eine Anklageschrift gegen Herrn von Kahr zu ersinnen, die der Herr Generalstaatskommissar zu veröffentlichen gestattete, nachdem er jeden Satz des Anklägers durch eine Bemerkung zu zerreißen und zu ergänzen versucht hat. Dennoch haben wohl alle Leser den unverwischbaren Eindruck gehabt: Hitler redet klar und wahr, Kahr stammelt Ausflüchte. Im „Tage-Buch" wohnt kein Hitlerianer. Vermutlich würden nach einem Siege des Oberösterreichers diese Zeitschrift und ihre Herausgeber Hitlers Übermut zu spüren bekommen. Dennoch: Hitler in seinem närrischen Fanatismus, Hitler in seinem Glauben an die Kampftruppe, Hitler, der offene Losgeher, ist hundertmal wahrhaftiger, reiner und schätzenswerter als dieser düstere Schleicher, Herr von Kahr, der nickt, wenn vom Marsche nach Berlin die Rede ist, der (ohne vorgehaltene Pistolen) den Rütlischwur im Bürgerbräu leistet und der dann am nächsten Morgen die armen Jungen, die ihm glaubten, zusammenschießen läßt. Der kleine Finger des Hitler ist wertvoller

als die ganze Figur dieses pompösen Generalstaatskommissarius, der zugeschnitten ist nach dem Modell altbayrischer Jesuitenpolitiker. Deshalb wird Hitler, wenn er je vor ein Gericht, besonders vor ein bayrisches Volksgericht, gestellt wird, im Triumphe freigesprochen werden. Beiläufig, die rechtswidrige Verweigerung, Hitler und Ludendorff dem Staatsgerichtshof auszuliefern, wird sich jetzt an Herrn von Kahr selber rächen. In Leipzig hätten Richter geurteilt, die frei vom natürlichsten Kahr-Haß sind. In München wird das Volksgefühl sprechen und sein Urteil wird nicht schwanken .... Man muß die dummen Teufel dieser Welt nur immer gewähren lassen. Am Ende schaufelt sich jeder selbst sein Grab.

Kleine Frage an Herrn Emminger, den Reichsjustizminister: Als im Sommer über Fechenbachs Schicksal im Reichstag debattiert wurde, da empfahlen Sie, Herr Staatsanwalt und Abgeordneter, Hand in Hand mit dem bayrischen Regierungsvertreter, Herrn von Preger, dem Münchener Oberlandesgericht ein wenig Zeit zur Prüfung eines Gnadengesuches des Fechenbach zu lassen. Seitdem ist ein langes halbes Jahr verflossen. Der unschuldige Fechenbach, dessen sich damals sogar Herr Heinze, der Reichsjustizminister, annahm, ist noch immer als Zuchthäusler in düsterer Zelle. Zwei seiner grimmigsten Gegner im bayrischen Oberlandesgericht sind aus dem Wege geräumt, Herr Pöhner sitzt selbst im Kittchen, Herr von der Pfordten fiel in der Hitlerschlacht. Wie wär's, wenn Sie, Herr Emminger, das Wort des früheren Reichsjustizministers und der bayrischen Regierung endlich einlösten? Oder wird es nötig sein, daß ein paar tausend Leute von Zeit zu Zeit sich vor Ihren Fenstern ansammeln und Ihr stumpfes Gewissen mit sehr scharfen Rufen wachrütteln?

Im „Tage-Buch" (Heft 48) wurde, anknüpfend an die Ergebnislosigkeit des Aufrufes der Preußischen Staatsregierung zur Speisung der Hungerden die Frage: Stinnes als Philanthrop angeschnitten. Als Antwort kam der hier folgende Brief der Direktion des Berliner „Hotel Esplanade", das Hugo Stinnes gehört:

„Ich habe den Artikel Seite 1615 des von Ihnen geleiteten „Tage-Buchs" vom 24. 11. 23 bezüglich Herrn Stinnes gelesen und gestatte mir, Sie von folgendem in Kenntnis zu setzen:

Schon seit vielen Monaten hat Herr Stinnes sowohl in Berlin wie auch in Hamburg eine große Anzahl Personen, welche dem notleidenden Mittelstande bzw. den darbenden Studenten angehören, vollständig unentgeltlich verpflegt. Allein in unserem Hotel Esplanade werden täglich etwa 100 Personen mittags gespeist.

Die Zuweisung der Bedürftigen liegt in den Händen der Frau Geheimrat Lindemann, Vorsitzenden der „Verbündeten Vereine für Mittelstandsfürsorge", Berlin W 50, Augsburger Straße 74, sowie des Herrn Generalkonsuls Hirsch, Vorsitzenden der „Studentenhilfe" der hiesigen Universität, welche Ihnen sicherlich jede gewünschte Information erteilen werden.

Hierbei bemerke ich, daß diese Speisungen lediglich einen geringen Teil der charitativen Wirksamkeit des Herrn Stinnes darstellen. — Damit Sie sich ein Bild darüber machen können, in welcher Art Herr Stinnes der notleidenden Bevölkerung hilft, erlaube ich mir, Ihnen den Vorschlag zu machen, sich die bei uns stattfindenden Speisungen einmal anzusehen und mich freundlichst vorher von Ihrem Kommen zu verständigen, damit ich Ihnen zur Verfügung stehe. Da es Herrn Stinnes' Art ist, zu helfen, ohne es in die Öffentlichkeit zu bringen, halte ich mich für verpflichtet, Sie von den vorstehenden Tatsachen — die durch die Teilnehmer an den Speisungen bereits in den weitesten Volkskreisen bekannt geworden sind — zu unterrichten."

Der persönlich angesprochene Herausgeber erwiderte dem Generaldirektor des Stinnesschen Unternehmens:

„Es ist gewiß sehr löbich, daß Herr Stinnes hundert Studenten im Hotel Esplanade allmittäglich speist, und ich will gern annehmen, daß auch in Hamburg eine Anzahl Personen, vielleicht sogar weitere hundert Personen, ein Mittagessen von Herrn Stinnes erhalten. Ein großes Wesen läßt sich mit diesen zweihundert Mittagsgästen nicht machen, wenn Sie bedenken, daß die Arbeiter der AEG. allein eine Speisung der Internationalen Arbeiterhilfe aushalten, die täglich über dreihundert Arbeitslosen ein Mittagmahl verschafft.

Herr Stinnes ist heute nicht nur der reichste Mann Deutschlands, sondern sein Reichtum wird von Sachverständigen über den Reichtum amerikanischer Milliardäre geschätzt. Selbst wenn diese Schätzung übertrieben wäre, was ich angesichts seines deutschen Besitzes und seiner Beteiligungen in Österreich, Schweden, Finnland, Italien, Tschechoslowakei und Amerika nicht glaube, so steht doch der Umfang seiner charitativen Tätigkeit in keinem Verhältnis zu dem, was amerikanische Milliardäre (ich erinnere Sie nur an die Stiftungen von Carnegie) leisten. Ja selbst bescheidene Millionäre, wie z. B. der englische Schokoladenfabrikant Cadbury, haben philanthropische Stiftungen ins Leben gerufen, zu denen die in der Öffentlichkeit bekannt gewordenen Wohltaten des Herrn Stinnes in keinem Verhältnis stehen.

Nun wenden Sie aber in Ihrem Briefe ein, daß Herr Stinnes es liebt, seine wohltätigen Werke nicht an die Öffentlichkeit zu bringen. Wären diese Wohltätigkeitsstiftungen jedoch größeren Stils, dann würden sie auch gegen Herrn Stinnes' Willen in der Öffentlichkeit bekannt werden. Herr Stinnes liebt es ja auch nicht, seine geschäftlichen Unternehmungen an die Öffentlichkeit zu bringen, und trotzdem erfahren die Zeitungen von Zeit zu Zeit von neuen Erwerbungen und Machterweiterungen des Herrn Stinnes. Wären die Wohltätigkeitsanlagen des Herrn Stinnes in einem halbwegs größeren Stil, dann ließen sie sich garnicht verheimlichen.

Im übrigen möchte ich Ihnen bemerken, daß ich es für bedauerlich halten würde, wenn Herr Stinnes ganz im geheimen viele Millionen Goldmark spendete. Geschähen diese Spenden öffentlich, dann würden sie ein gutes Beispiel sein und unwillkürlich andere reiche, wenn auch nicht ebenso reiche Leute durch ihr Beispiel zu wohltätigen Taten anreizen und zwingen. Dann wäre es unmöglich gewesen, daß die Notschreie der Reichsregierung, der preußischen Staatsregierung und des

Magistrats der Stadt Berlin vollkommen echolos verhallten. Die Methode der geheimen Wohltätigkeit macht es den Drückebergern der Philanthropie gar zu leicht.

Es wird Ihnen übrigens bekannt sein, daß eine Reihe von amerikanischen, holländischen, ja sogar österreichen Wohltätern Hilfsaktionen zu Gunsten des hungernden Deutschlands eingestellt haben oder im Begriffe sind, sie einzustellen, weil sie die Hartherzigkeit der deutschen Millionäre und Agrarier empörend finden. Diese ausländischen Philanthropen sagen sich: Wir würden uns gern an Hilfsaktionen beteiligen, wenn die reichsten Deutschen selber am deutschen Elend nicht vorübergingen. Schon mit Rücksicht auf diese Organisationen halte ich im Augenblick das Prinzip der sogenannten „geheimen Wohltat" für vollkommen deplaciert. Im übrigen werden Sie mir zugeben, daß viele deutsche Wohltäter ihre Wohltaten nur deshalb im geheimen tun, weil die Summe, die sie senden, so lächerlich gering ist, daß sie sie lieber im dunklen als im hellen Lichte geben wollen."

Ich bin Ihnen jedenfalls für Ihre aufklärende Mitteilung sehr dankbar. Sie würden mich zu noch größerem Dank verpflichten, wenn Sie diese Zeilen auch zur Kenntnis des Herrn Hugo Stinnes bringen wollten.

POSTABONNENTEN!

Wiederholt machen wir darauf aufmerksam, dass wir der Post aus schon früher mitgeteilten Gründen den Auftrag entzogen haben, für das Tagebuch Abonnements entgegenzunehmen und Abonnementsgelder einzuziehen.

All unsre Bezieher, die ihr Abonnement früher bei einer Postanstalt aufgegeben hatten und die bisher daran gewöhnt waren, dass die Post vor Quartalsablauf den Abonnementsbetrag für das neue Quartal bei ihnen einkassierte, bitten wir also wiederholt um Aufgabe eines neuen Abonnements direkt an uns und um seinerzeitige Ueberweisung des Abonnementsbetrages auf unser Postscheckkonto Berlin 15129.

Tagebuchverlag m. b. H.

NEUE AUSLANDSPREISE.

Die intervalutarischen Wertverschiebungen der letzten Zeit einerseits, die Steigerung der deutschen Produktionspreise auf Ueberweltmarktstand andererseits zwingen uns zu einer Revision unserer Auslandspreise für eine Reihe von Ländern.

Das Vierteljahrsabonnement wird demgemäss ab 1. Jan. 1924 kosten:

in Frankreich u. Polen	*20 frz. Fr.*	*in Jugoslavien*	*100 Dinar*
„ Belgien	*25 belg. „*	*„ Rumänien*	*200 Lei*
„ Italien	*30 Lire*	*„ Oesterreich*	*70 000 Kr.*
„ Tschechoslowakei	*35 Kr.*		

Diese neuen Preise bezwecken nichts anderes, als den mittlerweile eingetretenen, unmöglichen Zustand zu berichtigen, dass das höhervalutarische Ausland teilweise billigere Preise zahlte als das niedervalutarische Inland, — eine Korrektur, deren Berechtigung wohl nicht bestritten werden kann.

Für die nicht aufgeführten aussereuropäischen Länder sowie für England, Holland, die Schweiz und Skandinavien bleibt es bei den alten Sätzen.

Tagebuchverlag m. b. H.

WIDER DAS SCHEINHELDENTUM

I.

Der Pastor und Chefredakteur Max Maurenbrecher hat neulich den „Christlichen Adel deutscher Nation" gepriesen. Der Herr der „Deutschen Zeitung" verkündet, daß alle neueren Führerschichten versagt haben: der Reichstag, die Arbeiterklasse, die Wirtschaftsherren. Rathenau, Stegerwald, Stresemann (welche Zusammenstellung!) werden abgetan; der Name Stinnes wird schämig verschwiegen. Nur die Reichswehr und der Pommersche Landbund werden als Ansätze neuer Gestaltungen anerkannt. Zum Schluß folgt eine feierliche Anrufung des „edlen Stolzes einer vornehmen und heldischen Auffassung des Lebens".

Die Ausführungen des Herrn Maurenbrecher sind ein Musterbeispiel für die politische Romantik, ja geradezu für das geistige Chaos, dem Deutschland heute ausgeliefert ist. Die neueren Führerschichten können schon deshalb nicht versagt haben, weil es in Deutschland gar keine neueren Führerschichten gibt. Gewiß, Reichstag, Arbeiterklasse, Wirtschaftsherren haben versagt; aber wer hat jemals im Ernst diese drei Gruppen als Führer oder gar als neuere Führerschichten angesprochen? Das Parlament einer modernen Demokratie oder Scheindemokratie und eine um ihr nacktes kreatürliches Dasein ringende Menschenklasse werden — als Ganzheiten — niemals führerischer Art sein, womit nicht bestritten werden soll, daß *wirkliche* Führer aus ihnen hervorgehen können. Auch Wirtschaftsherren sind niemals Führer. Denn zum Führertum gehört ein tiefinneres Bewußtsein um die Werte, auf die es an einer Wendewelt ankommt, und eine unbeirrbare Kenntnis von der Rangordnung der Werte. Wie sollten über diese Dinge Menschen Bescheid wissen, die täglich und stündlich Preis und Wert verwechseln?

Die modernen Wirtschaftsherren stehen selbst noch, ohne es zu wissen, unter der Herrschaft gewesener Werte. Wenn die Stinnes und Genossen freie Wirtschaft und freies Spiel der Kräfte rühmen, so ziehen sie damit nur die äußersten Folgerungen aus Ideen des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts. Galvanisierung gestorbener Gedanken! Richtig sagt Maurenbrecher: „Nicht ein einziger Führergedanke, der einem zerstörten Volke neue Formen des Lebens zu schaffen vermocht hätte, ist bis jetzt aus diesen Kreisen geboren."

Ein Führergedanke kann lediglich von Führern kommen. Führer können nur schöpferische Menschen sein. Das erste und untrügliche Kennzeichen des schöpferischen Menschen ist es: zu wissen, daß jedes geschaffene Ding bloß dann lebensfähig ist, wenn man seinen Gegensatz mitschafft, wie zum Beispiel die Urchristen, um das Bild Gottes lebendig zu machen, das Gegenbild des Satans mitschufen. Hugo Stinnes sagte im vorigen Jahre zu einem seiner alten Bekannten: „Was ist Recht? Macht ist Recht." Richtig muß es heißen:

„Macht schafft Recht." Denn Macht kann auf die Dauer nur existent sein, wenn sie ihren Gegensatz: — Recht — mitschafft. Ohne diesen Schöpfungsvorgang stößt sie ins Leere und zerfließt. Von einer Menschengattung — und Stinnes ist nur ihr stärkster Vertreter —, die noch nicht einmal das wechselseitige Verhältnis von Macht und Recht erkannt hat, von der wird allerdings keine Erneuerung kommen.

II.

Herr Maurenbrecher sagt richtig: „Kartelle, Syndikate und Trusts mögen dem Erwerbstrieb des einzelnen Mitglieds dienen. Für die Volkswirtschaft und erst recht für den Staatsaufbau einer ganzen Nation sind sie zu alt und zu eng, um wirklich neue Formen schaffen zu können." Man ist nach diesen Sätzen gespannt zu erfahren, wo Herr Maurenbrecher die neuen Formen oder wenigstens Ansätze dazu findet: — — in der Reichswehr und im Pommerschen Landbund. Daß sich Gott erbarm'!

Wäre die Reichswehr aus einer neuen revolutionären Geistigkeit geboren, wie Cromwells „gottselige" Dragoner, wie die Truppen des Konvents, wie Rußlands Rote Armee, so wären auch die neuen Formen da; denn jeder neue Geist offenbart sich in einer neuen Gestaltung der Dinge, die er von neuen obersten Werten aus formt und formen muß, wenn die alten Werte tot sind. Die Reichswehr soll aber nach dem Willen und der Hoffnung des Herrn Maurenbrecher und seiner politischen Freunde nicht ein Werkzeug des Neuen sein, sondern sie soll gerade die alten Einrichtungen zurückführen. Und was den Landbund angeht, so ist er eine harte Interessenorganisation. Oder man beweise uns erst einmal, daß er Opfer für die Gesamtheit gebracht hätte! Opfer —, das heißt stets: schmerzhafte Opfer; denn eine Entsagung, die nicht schmerzt, ist kein Opfer. Ja, wenn auch nur einer dieser Herren ein Opfer auf sich genommen hätte gleich dem, das Baldwin im Kriege brachte —, Baldwin, der (ohne daß es damals jemand außerhalb der Finanzbehörden erfuhr), weit über seine Steuerpflicht hinaus opferte aus Liebe zu seinem englischen Vaterlande. Man zeige uns doch einmal einen Landbundherren, der über das gesetzliche Maß seiner Steuerpflicht hinaus geopfert hätte. Dient also der Landbund, ebenso wie alle übrigen Wirtschaftsorganisationen, etwa anderen Zwecken als „dem Erwerbstrieb des einzelnen Mitglieds?"

Die „vornehme und heldische Auffassung des Lebens" beginnt doch wohl erst da, wo jemand sich schmerzhafte Verantwortlichkeiten auferlegt, die über die geschriebenen Verpflichtungen hinausgehen. Unsere Wirtschaftsorganisationen wollen alle das Gleiche: schrankenlose wirtschaftliche Macht und Zurückführung der alten Zustände, damit und soweit diese imstande sind, die alte und die neueroberte wirtschaftliche Macht zu schützen. Von einem neuen Geiste keine Spur! Wenn Herr Maurenbrecher — mit Recht — die

Führung durch die Wirtschaftsherren verwirft, weil sie keinen einzigen neuen Führergedanken hätten, so muß man denselben Einwand gegen die Reichswehr und gar erst gegen den Landbund machen: Galvanisierung toter Gedanken!

III.

Es war sehr gewagt von Herrn Maurenbrecher, die „vornehme und heldische Auffassung des Lebens" einzig für die ihm nahestehenden Kreise in Anspruch zu nehmen. Man denkt da zu leicht an den Münchener Putsch. Nachdem er mißlungen, werfen seine aktiven und passiven Teilnehmer einander gebrochene Ehrenworte vor. Man zählt bereits elf. Noch niemals ist das unsagbare Treueverhältnis, das zwischen Führer und Geführtem bestehen muß, so geschändet worden wie in München. Und noch niemals hat man einen derartigen Mangel an „Civilcourage" gesehen, wie Bismarck das nannte. Wer den Umsturz wagt oder das ungeheure Spiel des Krieges oder des Bürgerkrieges auf sich nimmt, der muß sich auch dann dazu bekennen, wenn der Plan mißlingt. Friedrich der Große saß nach der verlorenen Schlacht von Kunersdorf unter einer Brücke, drückte seinem Windspiel die Schnauze zu und hielt in der anderen Hand ein Fläschchen Gift — bereit, falls die Russen oder Österreicher ihn fänden, mit seinem Leben für den Krieg einzustehen. Bismarck sagte 1866, wenn die Preußen die Schlacht von Königgrätz verloren hätten, so wäre er nicht lebend zurückgekommen. Und selbst der kleine Napoleon III. ritt bei Sedan den deutschen Granaten entgegen, weil er wenigstens den Versuch machen wollte, mit seinem Leben eine verruchte Politik zu sühnen. Die blutige Operette auf dem Münchener Odeonsplatz hat uns einem Weltgelächter preisgegeben und hat damit das Schamgefühl jedes stolzen Deutschen bis aufs Blut beleidigt. Der ganze Novemberputsch war die mißlungene Nachahmung irgendeiner Revolution in Haiti oder Panama. War das „vornehme und heldische Lebensauffassung"?

IV.

Eine heroische Auffassung vom Leben ist auch garnicht möglich bei Menschen, die — in der Hauptsache — das Gewesene zurückführen wollen. Der Stolz, die Auserlesenheit, die Vornehmheit, die — nach einem Worte Nietzsches — ihre Pflichten nicht zu Pflichten der Allgemeinheit herabgesetzt wissen will, der Mut zum Opfer, all das wird immer nur bei denen zu finden sein, die das Neue wollen. Das Neue setzt neue Gedanken voraus; die neuen Gedanken eine neue Lebenshaltung; und die neue Lebenshaltung neue oberste Werte, die aus der tiefen, unterbewußten Sphäre mit einem Male wie ein weitverzweigtes Korallenriff über den Wasserspiegel des Bewußtseins emportauchen. Solche Menschen des Neuen werden sich immer zu einer Gemeinschaft zusammenfinden; und sie wird, sie muß die neue Autorität schaffen, wenn die alte tot ist.

III.

Also auf Hunger umstellen! knurrt ein Sauersüßer mit Bauch — und meint: Mach das mal vor!

Lieber sauersüßer Bauch, ich habe umgestellt in einer Zeit, als du noch nicht träumtest, dir je deinen Umfang leisten zu können und Trüffeln für Unkraut ansahst, habe dich und deinesgleichen geflohen und den Staub eines in Glanz starrenden Vaterlands von meinen Schuhen geschüttelt. Und habe draußen als deutscher Kommis unter einer gnädigeren Sonne, zwischen schöneren Blumen und gesitteteren Menschen die Liebe zu unserem vertrackten Lande gefunden. Es hilft ja doch nichts, wir gehören nun einmal zusammen. Wenn es schlimm ist, sind wir auch schlimm. Wenn wir leiden, lachen und glühen können, kann es auch leiden, lachen und glühen, und wenn unser Hirn Gedanken und Empfindungen hervorbringt, die sich draußen in der strahlenden Schönheit anderer Länder nicht finden, sind es die Bäume Deutschlands, das Gras seiner Heiden, sein Weizen, sein Unkraut. Du aber, lieber Dickbauch, denke nicht, ich wollte dich kasteien, bin wie du Gegner jeder Einschränkung in Genußmitteln, gehe nur viel weiter und wünsche nicht, mit einem Sinn oder zwei, womöglich nur mit einem Darm zu leben, wie die sonderbaren Quallen im Aquarium von Neapel. Und es ist gar nicht zu sagen, wie wenig man braucht, wenn man eine Idee hat. Rein gastronomisch gesprochen, vermag man einen Abend mit Geist leichter zu schmücken, als mit Speisen. Besser beides, wohlverstanden, und so reichlich wie möglich, aber wenn schon gekürzt werden muß, lieber bei der zweiten Kategorie. In meiner Studentenzeit gab es in Berlin noch Häuser, wo eine Einladung zum Tee nicht unbedingt ein Diner mit sieben Gängen bedeutete. So der Salon einer mütterlichen Freundin, die mit Chopin vierhändig gespielt hatte, aber keine Renten besaß. Die Gäste empfanden zu Beginn des Abends, wenn das Tablett kam, immer ein Seufzen im Unterleib, denn der Tee schmeckte immer gleich und nach reinem Nichts. Zehn Minuten später dachte man nicht mehr daran, und manchmal blieben wir bis zum frühen Morgen. Nicht nur das, was die alte Dame sagte, hatte den Reiz; sie redete mehr auf dem Flügel; vielmehr die Gemeinsamkeit, die sich ungezwungen einfand, das Spiel von Frage und Antwort, das alle möglichen krausen Arabesken bildete und immer schwingende Kette blieb. Das lose Gekettete spüre ich heute noch mit unendlicher Süße. Vielleicht erschienen damals nur dem dummen Studenten die Gespräche edel und tief und würden sich heute als recht harmlos ergeben. Darauf kommt es nicht an. Ich halte es für sehr wichtig, soweit dieser ganzen Episode überhaupt Wichtigkeit beigemessen werden kann, festzustellen, daß nicht die Tiefgründigkeit der Gedanken entschied. Das ist mir wohl auch schon damals halbwegs klar gewesen. Vielmehr war es der wunderbar warme Zusammenhang

zwischen uns allen, der sich nahezu auf diesen Salon beschränkte. Trafen wir uns draußen, waren wir ganz anders miteinander. Meine mütterliche Freundin war übrigens die Tochter eines Führers aus den Freiheitskriegen, haßte Bismarck und schwärmte für den jungen Kaiser. Das führte wiederholt zu kühnen Arabesken, da ich Bismarck vergötterte und das Verhalten des Kaisers infam fand. Mein Vater und mein Lehrer Treitschke, die auch manchmal hinkamen, standen mir bei. Nie aber zerriß die Kette. Die Atmosphäre des Raumes hatte die Eigentümlichkeit, Perspektiven zu bilden. Die Gesichtspunkte wuchsen, ohne daß man es merkte, aus unseren Gesprächen und ordneten sich von selbst. Doch gab sich jeder Mühe, nichts zu zerstören. Ja, alles in allem, war dies die einzige gemeinsame Zutat. Man war etwas weniger grob und ungeschlacht als sonst, und das genügte schon. Es sind viele Menschen verschiedenen Formats durch diesen Salon gegangen. Die einen blieben, die anderen gingen. Entweder fühlte man sich gleich am ersten Abend heimisch oder wurde es nie. Ich hatte damals nicht viel für Heimat übrig, sondern sehnte mich nach Frankreich, nach Rußland, womöglich nach China. Die alte Dame hatte das alles um sich; nicht in Monumenten, nicht einmal in Photographien. Ihre Menschlichkeit ging überall mit, und wie durch Zufall enthüllte sie, was man draußen suchte. Wirklich, ich spüre heute noch die lose schwingende Kette, und es ist keine Einbildung, denn allen anderen, die etwas suchten, ging es gerade so. Und wenn ich ganz ehrlich die Momente aufzählen sollte, auf denen mein Deutschtum beruht, würde ich unbedingt diese schwingende Kette erwähnen.

Sie beanstanden die belanglose Episode. Gewiß, man dürfte der alten Dame nicht die Aufgabe zumuten, Deutschland zu retten. Sie war eine sehr vornehme alte Dame, und überdies ist sie vor dreißig Jahren gestorben. Mir scheint aber, man spekuliert heute auf noch schwächere Stützen. Es gibt für den wesentlichen Teil unseres Unglücks keine personifizierbare Hilfe. Ebenso gut könnte man das ganze Volk in die Sprechstunde eines Arztes schicken. Nur Selbsthilfe bleibt übrig, und deren wesentlicher Teil, so sonderbar das klingt, dürfte in ganz bescheidenen Hausmitteln liegen. Diese lassen sich natürlich beliebig variieren, nur müssen sie die heimliche Kette haben und schwingen. Man verwechsele sie nicht mit den Cenakeln, in denen obskurer Unfug getrieben wird. Auch solche Spielhöllen, die heute an jeder Ecke entstehen, haben ihre Schwingung, aber sind nicht für Minoritäten da. Sie benutzen die Abgeschlossenheit nur, um Massenfraß mundgerecht zu machen.

*

Entständen verläßliche Zusammenhänge, so hätten wir etwas das uns vorher, als wir alles andere besaßen, fehlte, und das könnte als Glück im Unglück gelten. Es wäre mehr als der vergangene

Besitz und würde Früchte tragen. Man kann die großen geschichtlichen Begebenheiten mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussehen. Teilt sich Deutschland, so kommt eines Tages wieder ein Bismarck, und dann geht die Geschichte von vorne los; Krieg 1866, Krieg 1870 usw. Die vereinigten Staaten Europas sind bis auf weiteres Phantasie. Man könnte die Kühnheit des Gedankens bewundern, der sich aus dem Zusammenbruch aller sittlichen und vernünftigen Vorstellungen Europas wie ein Phönix erhebt, wenn solche Vögel nicht größtes Mißtrauen verdienten. Es steht zu fürchten, daß die vereinigten Staaten Europas entweder ein Banken-Konzern oder der Kommunismus wären. Beidem sollte man jede Pestilenz vorziehen. Wie der neue Bismarck aussehen wird, mag der Himmel wissen. Auf seine Kriege wird sich kein vernünftiger Mensch freuen, aber mir scheint, die Alternative, Krieg oder nicht Krieg, enthält nicht das Problem, und die Propaganda für oder gegen die gewaltsame Austragung hat kurze Beine. Der Krieg ist keine Lösung, aber um Gotteswillen nur nicht den Pazifismus zum deutschen Gedanken erheben. Jede Abstinenz hat ihre leicht leserlichen Vorteile, und das Alkoholverbot, zumal gegen den Parade-Suff auf unseren Universitäten, sollte mit phantastischen Zwangsmitteln durchgeführt werden, sodaß man sich nur noch ganz heimlich betrinken könnte. Abstinenzler aber sind arme Tröpfe. Der Kampf für den Geist kann nicht mit negativen Vorzeichen begonnen werden, und lieber doch die Idee des Krieges bestehen lassen, wenn anders keine aktive Schwingung im Volke mehr möglich sein sollte. Item, das neue Reich, mit oder ohne Gewalt, wird kommen. Dann handelt es sich darum, daß nicht nur ein Reich in einem Spiegelsaal mit Szepter und Krone entstehe, von einem Kraftmenschen nach seinem Willen geformt, um materielle Macht zu sammeln, sondern daß in dem neuen Reich das heimliche Deutschland offenbar werde.

Wie das zu machen ist? — Heimlich, um Gotteswillen heimlich! Nicht mit versteckten Granaten und Giftbomben! — Es ist leichter, zu sagen, welche Mittel vermieden werden müssen, als die brauchbaren zu nennen. Denn daß es nachhaltige, korporative Mittel sein müssen, das sagt nicht viel. Schon sehe ich brave Spießer Entschlüsse fassen und zur Gründung des Vereins „Heimliches Deutschland" schreiten. — Halt! erst mal tanzen! — Da stehen sie und sehen nicht wie Tänzer aus. Ach, wir Armen! erst einmal leiden, leiden, leiden! — Immer noch? — Immer noch! Noch mehr als bisher, noch vielmehr! aber jetzt für eine Idee! — Für welche? —

Wie lange geht schon die Frage, für was?

Könnte ich es Euch sagen, aus den Eingeweiden würde ich's mir reißen, aber schon, wenn ich es nennen könnte — so ist es heute mit den korporativen Ideen — wäre es vorbei. Ihr würdet es nicht glauben, könnt nicht, so wenig ich es kann. Ja, auch ich, der sich zu Euch zu reden, erdreistet, ich noch weniger als Ihr. Weil wir

alle, jeder für sich, in Zellen sitzen, so eng, daß gerade nur noch Drähte und Schallrohre, winzige Räder an der Welle der Riesenmaschine, in unser Bereich kommen. O, ich weiß, ich könnte gerade so gut zum Mond sagen: tanze! Ich könnte Blinden Rosen zeigen, Taube mit Harfen betören. Wir sind alle Krüppel, und werfen wir nur eine Sekunde die Krücken weg, liegen wir und stehen nicht mehr auf.

Trotzdem, Brüder, träumte ich nicht. Trotzdem bin ich noch nicht so verrückt und verrucht wie die patentierten Krüppel, die Euch mit Phrasen beschwätzen und glauben machen wollen, es gäbe irgendwo außer Euch Linderung Eurer Qualen, und man könnte, wenn man dies oder das täte, mit einem Sprung draußen sein. Verbietet ihnen das Maul! — Aber es gibt Rettung. Es gibt Rettung für uns nicht weniger als für die anderen, die irgend wo gesiegt haben. Die sitzen genau so wie wir in einer Zelle und bilden sich ein, es sei ein Palazzo, weil die Wände noch mit buntem Quark tapeziert sind. Es gibt für uns eher Rettung als für die anderen, weil wir sie schneller brauchen, und weil wir jünger sind und weil wir heute schon das Maß, das sie ertragen könnten, längst überschritten haben und immer noch, manchmal wundert man sich selbst, auf unseren Knochen stehen. Es gibt etwas, nicht weil wir härter sind; die Harten knickt das Unheil wie Zunder; sondern weil wir irgendwo eine Stelle haben, die dem Frevel der anderen und unserem eigenen entging, ein Organ, das wir fünfzig Jahre lang in dummer Hatz nach anderen Dingen ungenutzt ließen, das immer noch reagiert, wenn Ihr Euch nur herbeilaßt, Euch hinzugeben. Hingabe. Ich kann nicht die Idee nennen, weil sie hundert und tausend Namen und Formen hat, weil sie garnicht anders als tausendfältig und ungreifbar sein kann, um soviel zu gewähren, weil jeder die seine haben muß, um sie für die allein wahre zu halten. Aber ich kann die Zelle bestimmen, aus der allein sie entstehen kann. Die Zelle muß mit der teuersten Regung unserer Rasse und mit dem Gott, den wir einst hatten, der unsere Ahnen erzogen hat, verbunden sein. Es ist die elementarste Schwingung des Menschen und des Deutschen. Wenn wir noch lieben können, sind wir gerettet. Zuckt nicht die Achseln. Ihr Achselzucker, denkt lieber nach, überlegt den Grund allen Unheils, der zur Teilung vor der Teilung trieb, fühlt nach, fühlt alle die leeren Stellen, wo einst Leben und Wärme war. Wir vergaßen alles bei unserem Geschäft. Man erlaubte sich die Liebe abends nach der Arbeit und teilte sie zwischen Geist und Kunst und ähnlichen Herrlichkeiten, begnügte sich mit dem Sekundenrausch. Doch! diese Liebe steht in Frage, die und jede andere, aber vor allem die zum Weibe. Unsere jungen Leute, in der Zeit, wo sie mit Rosenkränzen kommt, vertrinken sie, weil das der männlichen Würde angemessener ist. Zwischendurch wird gehurt, und nachher frißt die Arbeit den Rest. Da brennt etwas. Da wird eine Zelle vernichtet.

die just das enthält, was der Mensch braucht, um nicht einseitig zu verrecken: Phantasie, Lust, Tanz. Da wird mit negerhafter Rohheit ein Keim von unerschöpflicher Schönheit geköpft. Da wird eine Tradition von Wohllaut verwüstet, die beim ersten Lallen unserer Sprache im Mittelalter beginnt und zu dem deutschen Gedicht, dem Liebesgedicht der Menschheit hinaufführt. Da wird barbarischem Teutonentum die holdeste Blüte berauschter Seelen geopfert. Es gilt nicht nur die Liebe zum Weibe, sondern Liebe schlechtweg, aber wo sollte sie anfangen, wenn nicht bei dem Rund einer Mädchenbrust? Nie kann sich eine Regung der Gemeinschaft anders entwickeln, und es bleibt unerfindlich, was sonst den Staat vor dem Loos, Popanz oder Qual zu werden oder zu bleiben, bewahren könnte. Ich meine nicht die Liebe zu dem Feinde. Gott bewahre mich! Macht mit ihm, was ihr wollt und könnt. Nicht einmal die zu dem Menschentum meine ich, denn es ist uns zu weit. Ich meine die Liebe zu dem Zellengenossen, zu dem Kameraden der Kette, zu dem Nächsten, dem Allernächsten. Liegt es nicht nahe, ihn zu lieben? Und wenn man so weit ist, wäre es verwegen, den großen Schritt von der einen Zelle zur nächsten zu tun? — Nein, es liegt nicht nahe. Es liegt, seitdem die Wirtschaftspest in die Menschheit kam, fern wie der Sirius. Wir haben alle Kunststücke gelernt, nur nicht das: Gleichzeitig wirtschaften und lieben. Arbeit aus Liebe, heißt das Ammenmärchen. Seien wir ehrlich, nennen wir es Laster. Man hält leichter das Keuschheitsgelübde, und keine Hetäre bedroht die Ehe furchtbarer als die legitime Tätigkeit des Mannes. Es fragt sich, ob in Ländern von geringerer Leistung, wo die Männer mit Recht oder Unrecht für weniger monogam gelten und die Mätresse die Ehe korrigiert, der ethische Wert des Geschlechtslebens nicht höher steht. Es ist keine Frage. Ehe, Deutsches Reich und ähnliche Gründungen halten, solange sie können. Ohne heimliches Hinterland sind sie nicht nütze. Es kommt auf den Kult der Frau an. Ob er sich im Tempel oder in der Kaschemme vollzieht, was tut es? Wenn nur das Opfer mit Inbrunst gebracht wird. Bedingt der Kult die Aufteilung der Ehe, kann man tausend Verluste beklagen, aber die Liebe ist nicht am Ende.

Wir brauchen Liebe und Kult. Nachdem alle anderen Gemeinsamkeiten entthront sind und der Versuch, Gott durch die Wirtschaft zu ersetzen, als nicht lückenlos gelungen gelten kann, bleibt nur die Urzelle übrig. Diese besteht immer noch. Man braucht nur einmal das Ohr von der Straße abzuwenden und auf das Blut zu lauschen. Ein kaum vernehmbares Brausen. Man möchte alles aufreißen, um ihm näher zu sein. — Gebt Euch der Liebe! Ihr seid gute Ingenieure, schlechte Liebhaber. Jedes kleine Mädchen lacht Euch ins Gesicht. Ihr werdet alt mit Euren Künsten, bevor Ihr jung wart. Gebt Euch! Mit der Liebe tanzt man auf Krücken. Blinde sehen Rosengewinde, Taube ergötzen sich an Harfenklängen, die Luft ist voll Düften.

Fürchtet Euch nicht vor der Sünde. Liebt so sündhaft wie möglich. Etwas braucht der Mensch über den Geschäften. Laßt die Liebe über Euch kommen, macht sie zur Fahne, vergrößert sie zu Ozeanen von Wollust, seid Feinschmecker letzter Lüsternheit. Dann wird Eure Brunst, nicht Eure Moral, nein, Euer zum Gipfel getriebener Komfort der Liebe die Abgeschlossenheit als ungenügend erachten. Ihr wollt in hundert Sprachen reden. Am liebsten würdet Ihr Pflanze und Baum teilnehmen lassen. Berge und Täler sollen Pfühle Eurer Umarmung werden, und die Ströme durch das Land sind Eure Ergüsse. Dann mag es den Meistern unter Euch schließlich gelingen, in das heimliche Versteck zu dringen, wo Sünde zum Heil, Körper zur Seele wird.

Die Mönche des Mittelalters, die den germanischen Horden die Kultur brachten, hatten nur den hölzernen Heiland in ihrer Zelle, und das Kloster leuchtete in der finsteren Nacht gleich einem Palast aus Kristall. Wieder ist Nacht. Nie war sie so schwarz. So voll des Finsteren muß es gewesen sein, als Gott die Wasser von dem Festen trennte. Wir haben das Licht in unseren Händen. Gott gab es uns und allen Menschen. Wenn wir es entzünden, verschlingt es alle Qual, und wir werden uns noch an dem Farbenspiel unserer Narben ergötzen.

WILLY HAAS

DER TOTE BARRÈS

Als Zwanzigjähriger aus der Provinz nach Paris gekommen, war sein erster großer, erschütternder, lebensbestimmender Eindruck: das Begräbnis Victor Hugos. Unter dem Arc de Triomphe lag die Leiche einen Tag lang aufgebahrt, und Zehntausende blickten stumm und verehrend auf den riesigen Katafalk, der ihn barg: den mächtigen Mann des Volkes, den Heros der Demokratie, die kostbare Monstranz, die jahrzehntelang die Gnade des nationalen Stolzes in den breiten pompösen Strahlen seiner Alexandriner und seiner lateinischen Prosa über Frankreich ausgeströmt hatte. Und hier stand er selbst, Barrès, unten, unter der zehntausendköpfigen Menge: ein Molekül in dem erdrückenden Volumen dieser nationalen Trauer, er, der Blasse, Anämische, der Einsame, den alle Künste der „Psychotherapie“, des nervösen Ich-Kultus, des dekadenten sinnlichen Genusses mit einem verfeinerten Ekel vor dieser Volkskanaille, vor dieser massigen Mittelmäßigkeit erfüllt hatten: hier stand er und war selbst nur ein Teil dieser Masse, die eine große, reine Erschütterung für Stunden und Tage geläutert hatte. Hat er damals den feierlichen Eid von Balzacs Rastignac wiederholt, sich diese Masse zu unterwerfen, mit allen Mitteln, allen Waffen, den erlaubten und unerlaubten, so, daß sie einmal zu ihm aufblicken sollte, wie zu Jenem? War es der reinere Strahl einer Erkenntnis,

eines Schicksalsproblems, daß sein hochmütiger Geist lernen müsse, dieser anonymen Masse zu dienen, wenn er sich nicht im Nichts auflösen solle? Wir wissen es nicht.

Doch genau vor sechs Tagen lag seine eigene Leiche unter dem Straßburg-Monument, in einem Meer von Blumen, Minister priesen ihn, Tausende blickten empor, Nôtre Dame öffnete ihr riesiges Hauptportal, und die Akademie schritt in tiefer Trauer den ganzen Weg bis zur Cité zufuße hinter dem pompösen Leichenwagen. Dazwischen liegen rund vierzig Jahre, und in diesen vierzig Jahren war er selbst der pater patriae geworden, der repräsentative Mann des Nationalismus, der geistige Ahnherr einer jungen Generation, die Elsaß-Lothringen, seine Heimat, zurückerobert hatte.

Niemals konnte ein Mensch mit mehr Genugtuung die Augen zum letztenmal schließen. Fast vierzig Jahre lang hat er für den Revanchekrieg gekämpft: der Revanchekrieg war ausgekämpft worden. Ein Jahrzehntlang alljährlich von der Straßburgsäule herab für die Rückeroberung des Elsaß geworben: sie war gelungen. Fünfunddreißig Jahre lang, seit den Tagen Boulangers, seinen Volksgenossen die Notwendigkeit eines „austrasischen Reiches", einer neutralen Rheinrepublik klarzumachen versucht: unter seinem Sarge lag ein Kranz von den Vertretern der rheinischen Separatisten, „in Dankbarkeit und Verehrung gewidmet". Eitle Genüsse? Edlere boten sich ihm dar: der Theoretiker von 1885, der den Parlamentarismus gehaßt und verworfen, der die Herrschaft des starken Mannes, „aus dem Volke geboren, mit dem Volke schwingend", als der ihm anfangs Boulanger erschienen war, für die lateinischen Völker gefordert hatte: er erlebte die fascistische Welle, Mussolini: eine welthistorische Bestätigung seiner Philosophie, wie sie noch nie ein Philosoph erlebt hat. In Rennes, nach dem Revisionsverfahren gegen Dreyfuss, hatte er die These des Nationalismus aufgestellt: Ein- und Unterordnung des Geistes in die Disziplin einer militärischen „action directe", geistige Reinigung Europas durch Waffengewalt: von Lenin bis Ludendorff wäre jeder Demagoge Europas bereit gewesen, ihm an seinem Todestag diese These zu unterschreiben. Nicht nur Frankreich hat über Deutschland gesiegt: die Ideen, die Barrès um 1900 formuliert hatte, beherrschten an seinem Todestag, 1923, ganz Europa. Mit diesem Gefühl konnte er sterben.

„Werd' ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch, du bist so schön! Dann magst du mich in Ketten schlagen!", so lautet Faustens Pakt mit der Hölle. In diesem „faustischen Augenblick" ist Barrès gestorben, der sicherlich ein faustischer Mensch war, mit seiner fiebrigen Sehnsucht nach den Mächten des Irrationalen, nach den heidnischen Dämonen, den römischen, keltischen, etruskischen Geistern der Erde, der Wälder, der Meere, der geheimnisvollen

Quellen und heiligen Hügel, von denen er, ein ewig Reisender, hienieden, sich in alle Länder Europas locken ließ, um ihrem leisen, verführerischen Gesang zu horchen. Oft ist er der mystische Totenbeschwörer, dem jedes Gemälde, jedes Buch, jede lothringische Dorfkapelle eine Pforte zu den unterirdischen „Müttern" der Menschheit erschließt. In Hellas ersteht ihm Helena auf, zwischen den Trümmern der romantischen Burg der Villehardouins: die gemessene, edel begrenzte griechische Allschönheit in der zerklüfteten, felsigen, unendlichen Landschaft der spartanischen Hochebene und der Historie endloser griechischer Stadtkämpfe, die er als romantische Schönheit empfindet.

Ist es nicht merkwürdig, daß dieser französischeste aller Franzosen in seiner psychotherapeutischen Alchemistenstube das Leben Faustens führte und beinahe den Tod Faustens fand, der deutschesten aller deutschen Figuren?

Doch das Leben, wo es dichtet, ist größer und viel wundervoller, als selbst ein Goethe es sich auszuträumen vermochte.

Gewiß, Barrès hat sich an Mephisto verschrieben: an den Zynismus der Wirklichkeit, die „Reiche dieser Welt", an die bewußte Begrenzung der Welt, auf das Ich und was das Ich nährt: die Nation, die Rasse, die er als bloße Fortsetzung des „Ich" empfand. Die Reiche dieser Welt lagen vor ihm wie ein kostbarer Stoff, ein Juwel, um sich immer blendender zu schmücken. Niemals ein entscheidendes „Du bist!", höchstens die „Duldung", die mimikryhaft noch aus dem völlig disparaten Stoff eine zuträgliche Essenz für das „Ich" destilliert. Die Reiche dieser Welt lagen vor ihm — und er hat sie angenommen, für sich, für sein ewig hungriges Gehirn.

So war Europa sein, in dem Sinn einer genialen Synthese, die das Durcheinanderwirken aller unterirdischen Dämonen, des Hasses, der dunklen, klammernden, verzweifelten, fleischlichen Liebe, der Wollust und des Todes, der Fieber, der Schwermut und der sadistischen Grausamkeit zusammenfaßt — es war „sein" bis zum Augenblicke seines Todes, g a n z sein im Augenblick des Todes, wie Mephisto es dem Faust verspricht und der Großinquisitor Dostojewskis dem Heiland. Würde er sich nicht in dem großartigen Dialog der „Karamasoffs" unbedenklich auf die Seite des teuflichen Großinquisitors gestellt haben, er, der an der katholischen Kirche fast nur ihre grandiose irdische Organisation verehrt hatte, der sich, schon als fünfundzwanzigjähriger Jüngling, an den harten, asketischen Disziplinen des Jesuitengenerals Ignatius von Loyola geschult hatte, der zu Sainte-Beuve, dem „Thomas von Aquino unserer Zeit", wie ihn Anatole France einmal genannt hatte, als zu seinem Schutzheiligen gebetet hatte?

Und hier enträtselt sich uns eine Wendung des faustischen Problems, die Goethe, der Erlösungsgläubige, nie berührt hat: d a ß

Faust, nachdem er sich Mephisto verschrieben, allmählich und unversehens selbst zu Mephisto wird. Mephisto ist witzig, zynisch, kalt, Mephisto weiß fast alles: aber Mephisto ist innerlich arm, so arm, und Mephisto ist — dumm; ein dummer Teufel.

Das war Barrès Weg. Je mehr er sich bereichert, desto ärmer wird er. Je mehr er sich in Glut setzt, desto kälter wird er. Der Stoffwechsel seiner Analyse ist der raffinierteste — doch er verhungert. Frierend drängt er sich an alles, was warm und lebend ist, was zuckt und blutet, was brüllt und tobt. Am liebsten möchte er, wie Cesare Borgia, der Urahne seiner intellektuellen machthungrigen Kälte, im heißen Eingeweide eines aufgeschlitzten sterbenden Stieres baden: in Deutschlands Agonie.

Er wird Deutschenhasser auf eine tölpelhafte, kindische Art: obgleich er Hegel kennt, Fichte, Marx, obgleich ihn Goethe sein Leben lang begleitet hat, sieht er den Deutschen nur noch durch die Brille der banalsten französischen Hetzpresse, als schwitzenden, saufenden, Gummikragen-tragenden Rohling, als Bestie. Er wird geistig blind, taub, nur um einen schlaffen Magen, ein imaginäres müdes Ich zu füllen, das gierig nach immer schärferer, beizenderer, bunterer Kost verlangt.

„Man kann eben das Ich nicht anders gewinnen, als indem man es hergibt," sagt Kierkegaard einmal. Und: „ich denke nicht, Es denkt in mir": diese „Quintessenz der deutschen Metaphysik" hat der junge Barrès einmal fast bewundernd notiert, der Alternde aber nie richtig verstanden — obgleich dieser „deutsche Satz" beinahe zur Quintessenz seiner eigenen leidenschaftlichsten irrationalen Selbstdisziplin, ja seines gesamten literarischen Werkes geworden ist. Er hat niemals den Sprung über den eigenen Schatten gewagt, das große Paradox, das „sich Selbst ins Unrecht setzen": mögen wir es nun Metaphysik, Religion, Pantheismus oder abgründigste Skepsis nennen.

Das Wort des Archimedes „Gib mir einen Standpunkt außerhalb dieser Welt, und ich will mit meinen Hebeln diese Welt bewegen" enthält eine tiefe Wahrheit. Das komplizierteste Räderwerk kann die Welt durch ein mechanisches Wunder bereichern, vielleicht sogar durch seine Kraft verändern: aber niemals kann es die Welt bewegen, wenn es nicht seine Achse außerhalb des Mechanischen dieser Wirklichkeit hat.

Sein Räderwerk war wohl annähernd abgelaufen, als er, im Prunk aller nur denkbaren Erfüllungen, die ein Menschenleben bieten kann, gestorben ist. Selbst die französische Jugend verkündete „La fin du Barrèsisme". Seine letzten Kammerreden, seine letzten Porträts zeigen einen müden, eleganten Pseudomacchiavell, der nur noch wenig mehr zu bieten hat als das matte Echo seiner früheren Gedanken.

ZEITGESCHICHTLICHES

Die Tragödie Deutschlands, von einem Deutschen. Verlag Ernst Heinrich Moritz, Stuttgart 1923.

Dieses Buch, die beste zusammenhängende Darstellung des Wilhelminischen Systems, das zum Kriege führen mußte, weil es im letzten Grunde nicht auf Verständigung, sondern auf Vergewaltigung ausging, dieses ausgezeichnete, sachliche Buch war eine Zeitlang ausverkauft. Nun ist es in einer zweiten umgearbeiteten Auflage erschienen. Auch diesmal nennt der anonyme Verfasser seinen Namen nicht, obwohl es ganz wenige Werke gibt, auf die ein deutscher Autor von heute stolz sein dürfte. Aber diesem Verfasser kommt es nicht auf Ruhm, ihm kommt es auf die Abrechnung an.

Graf Robert Zedlitz-Trützschler, 12 Jahre am deutschen Kaiserhof. Deutsche Verlagsanstalt 1923.

Da ging am Hofe Wilhelms II. ein Hofmarschall einher, dessen Lieblingswunsch es einst gewesen, nach Amerika zu gehen und dort als Selfmademan seine Existenz aufzubauen. Väterlicher Einfluß zwang ihn, zu Hause zu bleiben, unwillkürlich wurde er in eine Hofkarriere gedrängt. 12 Jahre hat Zedlitz-Trützschler sehen und schweigen müssen, 12 Jahre lang hat er erlebt, wie um den Kaiser herum ein unsagbar würdeloses Geschlecht sich sammelte. 12 Jahre lang hat er es mitangesehen, wie führende Generäle, Minister, sogenannte Künstler vor dem Kaiser stramm standen und auf jede noch so törichte Äußerung Wilhelms nichts anderes erwiderten als „Zu Befehl, Majestät". Es gibt kein lehrreicheres aber auch kein niederschmetternderes Buch über Wilhelm II. und die Atmosphäre seines Hofes, als diese Aufzeichnungen seines Hofmarschalls, die nicht ein nachträglich entstandenes Pamphlet, sondern die einzigen Erleichterungen waren, die sich eine in die Hoftracht eingezwängte Persönlichkeit gestattete. Wenn jemand einwendet, daß Zedlitz-Trützschler seine Stellung hätte hinwerfen müssen, so darf man aus dem Buche konstatieren, daß der Verfasser wiederholt versucht hat, seinen Abschied zu nehmen, daß er aber, wollte er nicht mit Eklat ausbrechen, erst nach mehreren Versuchen die ersehnte Freiheit erlangen konnte. Wie gesagt, das wichtigste Buch zur intimen Kenntnis des Wilhelminischen Hofes.

General Max Hoffmann, Der Krieg der versäumten Gelegenheiten. Verlag für Kulturpolitik, München 1923.

Das wichtigste Buch zur Beurteilung Ludendorffs. Nicht nur für den Militär geschrieben, obwohl in erster Linie für ihn, sondern für jeden Deutschen, der noch an die Legende glaubt, die Ludendorff mit großer Umsicht für sich selbst gewebt hat. Von besonderer Wichtigkeit ist die Darstellung der Schlacht von Tannenberg, um deretwillen Ludendorff sich in die Weltgeschichte schmuggeln läßt, obwohl Hoffmann überzeugend nachweist, daß Anlage und Ausführung der Operation sein Werk ist, Ludendorff war nur wie immer rechtzeitig erschienen.

Helmut von Moltke, Erinnerungen, Briefe, Dokumente. Der kommende Tag-A.-G.-Verlag, Stuttgart.

Dieses Buch gibt die Tragödie des zweiten Moltke, der wider seinen Willen Generalstabschef geworden und der, eine allzu empfindliche Seele, 1914 in den Westen zog, mit einem Bruch im Herzen, mit seinem Kaiser innerlich entzweit. — Die Aufzeichnungen zeigen einen ungemein feinfühligen

REFLEKTIERENDE SCHRIFTEN

Ricarda Huch, Michael Bakunin und die Anarchie. Insel-verlag 1923.

Dies ist, wie im „Tage-Buch“ schon einmal hervorgehoben, das bedeutendste Buch dieses Jahres. Während die Herren Kahr und Hergt vom Marxismus schwätzen, ohne eine Ahnung von der Figur des Karl Marx zu haben, hat hier ein schöpferischer und bildender Geist die Gestalten der beiden großen Revolutionäre Marx und Bakunin herausgemeißelt. Ein ungeheures Unrecht, das auf Bakunins Schatten jahrzehntelang lag, wird hier gutgemacht. Indem Ricarda Huch Bakunin, dem naiven Revolutionär, sozusagen dem Naturkind der Revolution, zu seinem angeborenen Rechte verhilft, gibt sie eine Kritik der Marxschen Persönlichkeit, die bisher gefehlt hat. Dies Buch, zwischen Historie und Dichtung schwebend, ist im Innersten wahr und deshalb fruchtbar.

Ernst Bloch, Durch die Wüste. Verlag Paul Cassierer, Berlin 1923.

Diese Sammlung kritischer Essays stellt ein Nebenwerk des Verfassers von Thomas Münzer dar. Es amüsiert durch eine sehr elegante Polemik. Es sucht sich seine Gegner aus und beehrt sie durch Widerspruch. Zuweilen hat man das Gefühl, daß der Verfasser von einem verletzenden, wenn auch vielleicht unberechtigten Hochmut erfüllt ist. Kaum in irgend einem deutschen Buche wird man eine fröhlichere Schilderung der bayrischen Stumpfsinnatmosphäre finden, als in diesem Buche Blochs. Für eine kleine höchste Schar von Lesern wird diese Wanderung durch die Blochsche Wüste ein Erfrischung sein.

Richard N. Coudenhove-Kalergi, Pan-Europa. Verlag Wien 1923.

Coudenhove, der merkwürdige Sproß eines merkwürdigen böhmischen Adligen, gibt hier einen utopischen Umriß, der zu gleicher Zeit Anstoß zu einer europäischen Aufbaubewegung sein soll. Sein Ziel: die pan-europäische Union; seine Gegner: alle Nationalisten, Kommunisten, Militaristen und die Schutzzollindustrien. Das Werk wird belebt von einem ungewöhnlichen politischen Ethos. Es interessiert durch die Sicherheit seiner politischen Fantasie. Es läßt dem Leser einen Rest von Skepsis übrig, weil in dem ganzen Werk nur von dem pan-europäischen Ziel, fast garnicht von dem Wege die Rede ist. In Coudenhoves Konzeption gehört übrigens Rußland nicht zu Pan-Europa und England auch nicht. Aber auch Coudenhoves Landkarte ist gut motiviert, und man möchte der pan-europäischen Bewegung, die er mit dem ungebrochenen Mute des überzeugten Schwärmers begonnen hat, wünschen, daß sich ihr die europäische Landkarte in den nächsten 50 Jahren fügt.

Kurt Baschwitz, Der Massenwahn, seine Wirkung und seine Beherrschung. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München.

Auf dieses Buch eines psychologischen Politikers sei im Augenblick nur kurz hingewiesen. Hier hat ein nach vielen Seiten freier Geist, ausgerüstet mit der politischen und psychologischen Bildung seines Zeitalters ein Werk geschaffen, an dem kein Staatsmann vorübergehen soll. Die öffent-

liche Meinung, sagt einer der Lehrmeister des Verfassers, ist private Faulheit. Baschwitz erörtert in diesem Buche die Zusammenhänge zwischen Massenwahn und Einzelverstand. Er gibt eine Psychologie oder, wenn man will, Psychiatrie des Kriegswahns, gibt ein vorzügliches Kapitel über „den Verehrungsdrang der Neutralen" und tröstet den Leser am Ende mit einer ausgezeichneten Betrachtung über die schließliche Unwichtigkeit der Schlagworte.

LITERATURGESCHICHTE

Frank Harris, Oskar Wilde, eine Lebensgeschichte. Verlag Ernst Fischer.

Dies ist das erregendste Buch, das ich seit langem gelesen habe. Harris, von Natur dem weichen, haltlosen, geistreichen, charakterschwachen Oskar Wilde entgegengesetzt, ein Mann von innerer Festigkeit, durchaus normal, ein fester Kämpfer, zuverlässig und ethisch. Wunderbar der Kontrast der beiden Naturen herausgearbeitet, wobei Harris immer im Hintergrunde des Buches verbleibt und sich nur durch seine Distanz von Oskar Wildeschem Wesen stumm charakterisiert. In den Kapiteln, in denen Harris den Kampf schildert, den er für den eingesperrten, im Gefängnis zugrunde gehenden Dichter führt, steigert sich das Buch zu einer englischen Sittenschilderung größten Stils. Sehr taktvoll und doch unerbittlich wird Wildes Ende dargestellt. Das Buch, ein menschliches Dokument, das unvergeßlich ist, hätte eine liebevollere Übersetzung verdient.

Natalie Bauer-Lechner, Erinnerungen an Gustav Mahler. Verlag E. P. Tal & Comp., Wien.

Natalie Bauer, eine ausgezeichnete Geigerin, war schon vom Wiener Konservatorium her mit Mahler befreundet. Diese Freundschaft dauerte fast zwanzig Jahre. Die schöne, zuletzt weißhaarige Geigerin hielt den Kontakt mit dem schrulligen Menschen in Leipzig, Pest, Hamburg, Wien aufrecht und sie sah ihn fast alljährlich im Sommer an den österreichischen Alpenseen. Sie wußte immer, wer Gustav Mahler war, und so hat sie schon bei Lebzeiten in ihr Büchlein eingetragen, was der junge Meister über seine eigene Musik, über Beethoven, Bach, Schumann Bedeutendes sagte. Zuweilen erzählte sie auch von dem intimen Mahler, ohne je undelikat zu werden. Das Buch, Aufzeichnungen eines reinen, der Musik hingegebenen Menschen, stellt durch seinen unpathetischen, ja selbstverständlichen Enthusiasmus Mahlers bedeutende Figur ins hellste Licht.

KLEINE BÜCHER

Die kleine Amaltheabücherei. Amateurverlag Zürich, Leipzig, Wien.

Das sind reizend ausgestattete, sehr schön gedruckte Bücher, die mit großer Liebe und mit Geschmack ausgeführt sind. Eine entzückende Ausgabe der Meisternovelle „Mogens" von Jens Peter Jacobsen, die Gedichte des Anakreon in der schönen Übertragung von Möricke, Gottfried Kellers Märchen „Spielendes Kätzchen" (mit Holzschnitten) von Max Lieberwein, die Judenbuche der Anette v. Droste-Hülshof, die Legenden des Franz v. Assissi, übertragen von Karl Toth, und ein ganz seltenes Werk, das von den Deutschen ganz übersehen wurde, William Beckford: Vathek. Beckfords „Vathek", 1785 erschienen, ist ein Lieblingsbuch Mallarmés gewesen. Das Märchen, von einer etwas düsteren Wollust, ist von Karl Toth mit Sorgfalt übertragen.

GEDICHTE

Der Garten Immergrün, herausgegeben von Oskar Maurus Fontana, Verlag Ernst Peter Thal, Wien.

Diese Anthologie reicht von Walther von der Vogelweide bis ins 20. Jahrhundert. Fontana nennt keine Autoren. Ihm lag ein Volksliederbuch im Kopfe, eine Ergänzung zu „Des Knaben Wunderhorn". Hier sind Volkslieder gesammelt, meistens von Verfassern, denen nicht mehr als ein Gedicht gelungen ist. Fast nur anonyme Schöpfungen. Das Buch, reizend gedruckt, ist von bleibendem Wert.

Richard Billinger, Über die Äcker, Gedichte. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.

Gedichte eines oberösterreichischen Bauern, fast alle im Volkston, von starker Bildkraft, von hoher Musikalität, Dichtungen aus der österreichischen Landschaft frisch hervorgewachsen, Verse, die Eingebungen sind.

Walt Whitmans Werk in zwei Bänden. Herausgeber: Hans Reisiger. Verlag S. Fischer.

Diese schönste Whitman-Ausgabe, die es in deutscher Sprache gibt, hat Hans Reisiger ausgewählt, übertragen und eingeleitet. Der große amerikanische Pantheist hat hier seinen würdigsten Diener gefunden. Die Hymnen Whitmans sind durch Reisiger deutsche Dichtungen geworden. Whitmans Verse, mehr als Verse, sind, wie er selbst einmal gesagt hat, religiöse Demokratie. Dem wunderschönen zweibändigen Werk sind vier Bilder Whitmans beigelegt. Das Ergreifendste stellt Whitman als 72jährigen Greis dar, weißhaarig, mit dem Kinderausdruck, das erhabene Antlitz eines ungebrochenen Propheten.

Max Dauthendey, Die geflügelte Erde. Verlag Albert Lange, München.

Dieses Buch ist schon vor Jahren erschienen, aber es sei hier mit aller Kraft neuerlich darauf hingewiesen. Es gibt in deutscher Sprache kein Werk, das diesem „Buch der Liebe und der Wunder" vergleichbar wäre. Es ist, wie man weiß, das Ergebnis einer Weltreise des Dichters, und in keiner deutschen Dichtung sind Bilder von ähnlicher Fülle, von ähnlicher Farbigkeit und von ähnlichem Rhythmus enthalten. Unverständlich, daß dieses unvergängliche, unbeschreiblich schöne Buch erst in 5000 Exemplaren verbreitet ist. Ich stelle es über den ganzen Dehmel und Liliencron.

ERZÄHLER

Szigmond Moricz, Romane: Gold im Kote, Hinter Gottes Rücken, Waisenmädchen. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.

Es ist ein undankbares Geschäft, jetzt den Deutschen einen neuen Autor vorzuführen. Wer hat Augen für ihn? Welcher Kritiker hat die Kraft und Liebe, einen Schöpfer von einem Macher zu unterscheiden? Szigmond Moricz, der stärkste ungarische Dichter, wohlgemerkt kein Budapester Schriftsteller, sondern der erdverwachsene Schilderer madjarischer Natur, ist in Deutschland, trotzdem schon drei Bände herausgekommen sind, fast unbeachtet geblieben. In seinen Romanen lebt die ungarische Ebene, die Kleinstadt, der ungarische Bauer. Szigmond Moricz, ein Schilderer von seltener Wucht, von angeborenem Ethos, von ungebrochener plastischer Kraft, ist absichtloser und wärmer als Zola, der große Theoretiker des Naturalismus. Er gehört zu den großen Epikern, deren Wesen im Grunde stets ganz einfach, ganz gerade war.

Wenn man an dem Deutschland der Politiker verzweifelt, dann braucht man nur in das Deutschland der Arbeit zu flüchten, um wieder alte Gefühle innersten Vertrauens wiederzugewinnen. In der Woche, die dem kläglichen Zusammenbruch der verschiedenen Stresemännlichkeiten folgte, habe ich mich in den Berliner Filmwerkstätten umgesehen. In dieser Zeit wurde ein Nibelungenfilm fertig, an dem seine Schöpfer 1½ Jahre gearbeitet haben. Eineinhalb Jahre von einem Thema besessen, eineinhalb Jahre täglich auf Proben oder bei Aufnahmevorbereitungen, eineinhalb Jahre Sitzungen, Beratungen, Besichtigungen, Versuche, Diskussionen und Zusammenstöße mit Photographen, Malern, Zimmerleuten, Baumeistern, Architekten, Kostümschneidern, Literatursachverständigen. Eineinhalb Jahre Hand in Hand-Arbeiten mit Filmschauspielern, die des Themas überdrüssig, mit Helfern, die kontraktbrüchig werden. Eineinhalb Jahre finanzieller Überraschungen, Inflationskrisen, Deflationskrisen. Durch alle diese Kalamitäten mit unversehrtem Willen durchwandern, vom Sonnenschein des Himmels und von der guten Laune der Mitwirkenden abhängen. Eineinhalb Jahre Sklaverei, Abhängigkeit von seinen Werkgehilfen, eineinhalb Jahre lang über dem Detail nicht die große Linie vergessen, und das Schwerste: das Unwichtige unterordnen, das Nebensächliche nicht übertreiben. Es gehört ein deutsches Nervensystem dazu, um dies alles froh gelaunt zu ertragen und seinem Werke nicht untreu zu werden. Aber nun nähert sich dieses ungeheure Werk seinem Abschlusse, und alle atmen erleichtert auf.

In der nächsten Woche sah ich in Berlin zwei Filme, Arbeiten, die in keinem anderen Lande der Welt entstehen konnten, für mein Gefühl die eigentlichen Höhepunkte der deutschen Filmerzeugung.

Der eine Film dieser beiden Werke heißt „Die Straße“, sein Schöpfer ist Karl Grune. Ich halte Grune nicht deshalb für ein Talent, weil er auch einmal an der Wiener Volksbühne tätig war, als ich sie leitete. Schließlich sind damals an diesem Unternehmen Berthold Viertel, Ernst Deutsch, Auguste Pünkoesdy, Maria Meyer, Rudolf Forster, Fritz Kortner, Karl Götz, Maria Karsten, Jürgen Fehling und noch ein paar andere Talente aus den Eierschalen gekrochen, von denen das Deutsche Theater heute lebt. Grune, der als Schauspieler keine Gelegenheit hatte, sein fantastisches Genie vollkommen herauszuwickeln, ist heute einer der ersten Filmregisseure Deutschlands. Nach den „Schlagenden Wettern“ nannte ich ihn den Dickens des deutschen Films. Nun scheint er mir über das Sozial-Sentimentale hinauszuwachsen. Er ist im Begriffe, der Zola des deutschen Films zu werden. Auch der Vorwurf, den er sich diesmal ausgesucht hat — oder hat der Vorwurf schon ihn ausgesucht? — hat Zolasche Größe: Die Großstadtstraße. Herrliche

Aufnahmen, die den Wirrwarr, das geordnete Durcheinander einer Großstadtstraßenkreuzung wiedergeben. Die Straße am Abend, die Straße in der Frühdämmerung, die nächtliche Straße, die Straße der Zinskasernen, das alles ist zu einer wahren Sinfonie großstädtischen Lichtes geworden, Aufnahmen von einem bezwingenden Rhythmus, unvergeßliche Variationen über das Thema: Großstadtstraße. Leider hat Grune dieser Sinfonie eine etwas triviale Fabel eingefügt. Ein Mann, der dem Zauber der Straße erliegt, durch die er tagaus, tagein trabte, in einer Nacht plötzlich in die wüstesten Abenteuer verwickelt wird, um am Morgen durch die Straße des Katzenjammers nach Hause zu biegen und wieder bei der treuen Gattin zu landen. Karl Grune, der der höchsten Schöpfungen im Film fähig wäre, fühlt sich dann und wann verpflichtet, einem kleinbürgerlichen Geschmack Konzessionen zu machen. Das hat auch Klöpfer diesmal verkleinert. Dieser Film, der gewaltig beginnt, endet ein wenig banal, aber er bedeutet im Schaffen Grunes doch einen Aufstieg. Sein Gipfel liegt vor ihm.

Ein Meisterstück des Films liegt vor. Sein Dichter und Regisseur ist Ludwig Berger. Er hat ein Filmmärchen „Der verlorene Schuh" geschaffen. Das ist der schönste, der zauberischste Film, den ich je gesehen habe. Kein deutscher, auch kein amerikanischer Film ist mit diesem Werk vergleichbar. Ich habe vor einiger Zeit einige der hochmütigen Sätze gelesen, die Ludwig Berger über seine Filmarbeit geschrieben hat. Als ich sie las, fand ich die Worte der Gattung unangemessen. Ich begreife heute den Stil, in dem Berger von sich redet. Zum erstenmal ist hier ein ganz einheitliches Kunstwerk mit den Mitteln des Films geschaffen worden. Es kommt Berger zugute, daß er der Dichter seiner Inszenierungen ist, daß er sein Material nach jeder Richtung hin, als Schriftsteller wie als Regisseur, beherrscht. Hier hat er den Versuch gewagt, mit dem Photographen ein Märchen zu gestalten, und es sind ihm nicht bloß Szenen von unvergeßlicher Schönheit gelungen, sondern das Werk als Ganzes ist rund und geschlossen. Er hat mit Bildern seiner Art ein Märchen erzeugt, unvergeßlicher als das schönste Bilderbuch, fesselnder als ein in seiner Technik beengtes Bühnendrama. Der Schriftsteller, der Maler, der in den Schauspielern wirkende Regisseur — diese Vielheit der Talente ist in Berger vorhanden — steht unter der Zensur eines erlesenen Geschmacks. Der Film, im Atelier und in Bauten, die Bergers Bruder aufgeführt hat, im Freien, in Sanssouci und in Bruchsal aufgenommen, ist in Heiterkeit und Goldglanz getaucht. Eine Fülle überraschender, liebenswürdiger, blitzender Einfälle, fantastischer und froher Natur, ist über die einzelnen Kapitel des Märchens gestreut. In keiner Szene verleugnet Berger sein delikates Talent zugunsten irgend eines vulgären Publikumgeschmacks. Das schlichte

Märchen von Aschenputtel, das seinen Schuh verlor, und ihn bei einem Prinzen wiederfand, ist in Bildern erzählt, die nicht nach Ludwig Richter und nicht nach Moritz von Schwind, sondern die alle nach Ludwig Berger komponiert sind, immer mit souveräner Beherrschung der letzten Filmtechnik. Da steht z. B. das arme Aschenputtel auf dem Friedhof am Grabe seiner Mutter, ein Wind saust durch die Bäume, die Blätter blinken im Licht, immer dichter fällt das Laub, ein Regen von Goldblättern sinkt auf das schöne Kind nieder, und mit einem Mal steht das Aschenputtel in einem Kleid aus blinkender goldener Seide da — zum Entzücken der zweitausend Zuschauer. Ich erwähne gerade dieses Bild, weil es zeigt, wie Berger ein poetisches Motiv mit den Mitteln der Filmtechnik zu realisieren weiß.

Dies Märchen vom verlorenen Schuh wurde vom Publikum mit einer jubelnden Begeisterung aufgenommen, wie ich sie in den deutschen Filmtheatern noch nicht erlebt habe. Ich habe größeres Geschrei und wilderen Applaus gehört, aber dieser Beifall hatte meistens etwas Absichtliches, wenn nicht Vorbereitetes. Hier setzte gleich in den ersten Szenen ein Kichern und Summen, ein Staunen und Raunen der Zuschauer ein, das viel höher zu werten ist, als das lärmende Getue, und diese innere Fröhlichkeit steigert sich rasch zu spontanen und enthusiastischen Huldigungen.

Ludwig Berger hat den schönsten Film der Welt geschaffen, ein von Heiterkeit glitzerndes Werk.

HEINRICH EDUARD JACOB

UNTERGANG VON DREIZEHN MUSIKLEHRERN.

(8. Fortsetzung)

VII.

„Nonsens! Stop! America!"

Wie der Halbkreis eines Beils blitzten die Akzente auf.

Die Schlinge riß.

Mit furchtbarem Schlag stürzte die Menschentraube zu Boden.

„Gut gekappt!" fühlte gedankenlos Koerber und hielt das Ende des Stricks in der Hand, aus dessen Wunde Dollarnoten aufblätterten, elektrisch knisternd.

„Ist ja allerhand! Allerhand!" krochen betäubte Stimmen heran und stopften die Scheine in die Tasche. Sie hockten röchelnd mit zitternden Händen.

Plötzlich schlossen alle die Augen. Ein stechendweißes Magnesiumlicht blitzte. „Es wird photographiert! Gerade jetzt — wir ertappten Diebe!" dachten sie, da geschah ein zweiter Schlag. Das Tutti eines Orchestrions. Stählern stampfend, ein Ozeandampfer, fuhr Musik über die Entdeckten. Fortissimopfeifen stachen drauf los. Abermals stürzten sie an die Erde, hier und dort, auseinandergeschnitten von den Bugwellen dieses Lärms.

Die weiße Nacht wurde dunkelrot. Es gelang ihnen die Augen zu öffnen.

Oh ungeheuerlicher Jahrmarkt!

Vor ihnen stand eine Menschengestalt, drei Stockwerke hoch, als Jonathan, mit weißem Spitzbart und Quäkerfrack. Auf dem Postament seiner linken Hand hielt er wie ein Figurenverkäufer die große Statue der Freiheit, die herrlich ihre Fackel reckte. Der graue Zylinder trug eine Kokarde von Dollarbündeln. Der Aufschlag des Fracks war mit gedruckten Papieren besteckt, auf denen zwischen Sternen und Streifen die Bilder wasserwirbelnder Schiffe und bärtiger Präsidenten fuhren. Aus den blauen Augen des Greises toste eine unbändige Freude, rot geädert von Lärm und Licht.

„ I am Mr. Doodle!“ schien er zu sagen.

Die Musiklehrer, zitternd im prallen Licht, hockten wie Hunde auf nacktem Boden. Sie hörten den Jagdruf des westlichen Volks — den Marsch, mit dem eine ganze Rasse, stampfend an Ort, einen Erdteil trat, den Marsch des mutigen, siegreichen Lebens. Ihre Flanken erbebten, die Zunge lechzte, die Ohren brausten ihnen vor Lust. Wie vor fünf Jahren das kleine Frankreich und sein zerschlagenes, blaugraues Heer eine Hand hatte in den Lehm langen sehn, an einem khakifarbenen Ärmel, und ein Kerl sprang zu ihm in den Graben hinein mit einer Büchse Corned Beef, mit Tabak und frisch geladenem Gewehr — so, ganz so, fühlten die deutschen Lehrer von einem Rettungsring sich errafft, von einem kopfüber aufgeworfenen:

„America is here!“

Sie standen staunend und weinend da. Mit todesschweißverklebtem Haar, und wagten noch immer nicht näherzutaumeln. Da war's, wie eine Boje schaukelnd, das Wort, die Welt, der Augenschein. Die Hofmauer in der Steglitzer Straße war zur gewaltigen Atrappe, zum Bild der ganzen Union geworden. Sie erstrahlte doppelt so hoch als sonst, durchbrochen von dreizehn festlichen Logen, Mäurlern von spiegelschießendem Licht. Ein Kranz von roten Glühlampen schrie immerwährend die Namen der Staaten, der gastgebenden Staaten aus: „Ohio! — Utah! — Alabama! — Wisconsin! — Wyoming! — Illinois!“

Es war, als brüllten Stierhorden mit in der Wonne des Hingeschlachtetwerdens und ihrer Auferstehung als menschlicher Muskel. Es war, als donnere der Niagarra die Namen in das elektrische Licht, dessen ampèrene Flut er speiste. Auf manchen Logenbrüstigen ritten Nigger als Gentlemen und sangen, daß das Weiße der Augen sphärisch auf den Vokalen rollte. Von anderen blickten, armeverschränkt und pfeifeschmauchend, stumme Indianer. Ihr Federschmuck starrte unbewegt. Auf ihren mit Kupfer legierten Gesichtern wellte das Licht wie ein Bachanal. Bratenduft qualmte aus allen Logen.

(Fortsetzung folgt.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Dezemberwoche

Während der Durchschnittsdeutsche im großen Ganzen zu der Überzeugung gelangt ist, daß die leidige Reparationsgeschichte mehr oder minder nur ein Scherz sei, weder ernst zu nehmen noch ernst gemeint, während er dieser langweiligen Affäre im allgemeinen also keine große Aufmerksamkeit mehr widmet, hat er doch aufzumerken begonnen, als nach und nach bekannt wurde, daß die Reparationskommission einen Ausschuß zum Studium der Kapitalflucht eingesetzt habe, mit dem Zwecke, die Heimleitung der flüchtigen Kapitalien zu bewirken. Diese Frage betrifft von 100 vermögenden Deutschen sicher 95, denn ohne Zweifel hat sich jedermann, der überhaupt über flüssigen Besitz verfügt, in den fünf Jahren, in denen Deutschland ununterbrochen durch krampfigste wirtschaftliche und politische Krisen taumelte, mindestens einen Notpfennig ins Ausland gerettet —: ein Akt primitivster Sicherung. Sollen alle diese kleinen und kleinsten Barkonten und Effektendepositen nun direkter Beschlagnahme ausgesetzt sein, oder mindestens zwangsweiser Repatriierung — unter der Gewißheit, daß diesseits der Grenze der Steuerfiskus darauf brennt, seinerseits zur Beschlagnahme zu schreiten? Die Frage wird sorgenvoll erörtert, alle möglichen Pro und Contras werden in Betracht gezogen. Die Verpflichtung einiger Alliiertenländer, gegen deutsche Nachkriegsguthaben nicht vorzugehen, spielt dabei eine Rolle, ferner das Bankgeheimnis und die traditionelle Abneigung von Banken, sich irgendwelcher Kundenkontrolle zu unterstellen, der Vorteil, den die Gastländer in Form eigener Kraftstärkung aus den geflüchteten Kapitalien ja unbestreitbar ziehen, die Wahrscheinlichkeit, daß es unmöglich sein werde, auch die Neutralen zu gleichartiger Aktion zu bewegen, woraus die Wahrscheinlichkeit zu folgen scheint, daß unter diesen Umständen auch die Alliierten schließlich verzichten werden. Aber je gewichtiger sich die Gründe ausnehmen, die gegen das Gelingen einer breit angelegten Rückleitungskampagne sprechen, umso alarmierender wirkt andererseits die Tatsache, daß trotz all dieser sinnfälligen Gegenargumente der Ausschuß doch ins Leben gerufen worden ist, was ja sicher unterlassen worden wäre, wenn der Gegenseite nicht gewisse Mittel vorschwebten, durch die sie auch diese Schwierigkeiten überwinden zu können hofft. Wir kennen diese Mittel nicht und können nur gespannt sein auf die Art der Vorschläge. Aber wie die Lösung auch beschaffen sein möge, wir fürchten, daß sie im Effekt schließlich auf nichts anderes hinauslaufen wird als jede der drastischeren Steuermaßnahmen, die innerhalb Deutschlands schon versucht worden sind: — daß ein Ergebnis bestenfalls nur gegen jene kleinen Leute erzielt werden wird, für

die das Ausland sozusagen nur ein Sparkassenersatz war, während die Großen sich auch diesmal dem Zugriff werden entziehen können. Es bereitet keine Schwierigkeiten, ein unter dem Namen Johannes Müller, Berlin, laufendes Londoner Bankkonto zwangsweise nach Deutschland zurückzuführen, aber der Fall liegt anders, er liegt unlösbar, wenn doppelte und dreifache Strohmänner vorgeschoben sind, wenn es sich nicht um Bankkonten, sondern um kommerzielle Beteiligungen handelt und wenn diese Beteiligungen in den Rahmen ausländischer Unternehmungen eingesponnen sind, die ihrerseits schon wieder eine möglicherweise recht beträchtliche wirtschaftliche Funktion im Gastlande übernommen haben. Gerade von dieser letzteren Art aber sind die Objekte, die summarisch am meisten in die Wagschale fallen und die auch aus anderen Gründen das größte Interesse verdienen. Wir fürchten, daß kein Ausschuß imstande sein wird, das Rezept für ihre Repatriierung ausfindig zu machen, es sei denn vermittels eines größtstiligen Sequestrations- und Liquidationssystems, das seinerseits aber, nach den Erfahrungen des Krieges, in einen noch skandalöseren Zustand ausarten müßte als den skandalösen Zustand, gegen den es gerichtet wäre. Die alte Erfahrung würde sich aufs neue bestätigen, daß die Gewalt selbst der bestorganisierten Staaten den Interessen und den mannigfachen Interessensicherungen der großen und mit ausreichender Kniffligkeit verwalteten Kapitalien gegnüber versagt und daß als einzige Leidtragende in einem Kampfe, der eigentlich gegen die großen Kapitalien gerichtet ist, nur die kleinen Kapitalien auf der Strecke blieben. Wir können aber nicht annehmen, daß irgendwer im Auslande ein Interesse daran hat, den Krieg des Großkapitals gegen das kleine Kapital, der in Deutschland schon ziemlich entschieden ist, durch solche Fehlhiebe vollends zu besiegeln.

Das Reich ist, worauf hier schon vor Wochen aufmerksam gemacht worden ist, pünktlich gegen Jahresende in seine abschließende F i n a n z k r i s e eingetreten, und es kann nur noch einige Wochen dauern, bis die Frage, ob Bestand oder ob rapider Zusammenbruch, vor der ultimativsten Entscheidung steht. Wer sich volle Rechenschaft über die Lage ablegt, kann dabei unglücklicherweise nur zu dem Ergebnis gelangen, daß der Zusammenbruch um 90 % wahrscheinlicher ist als der Fortbestand. Denn in der Tat muß es jetzt, nachdem wiederum zwei Monate mit jenen ekelhaften Idiotien verplempert worden sind, die man hierzulande Parlamentarismus nennt, als vollkommen ausgeschlossen gelten, daß bis zur Erschöpfung des Rentenmark-Kredites aus eigenen Kräften noch die Mittel aufgebracht werden könnten, die notwendig sind, um den Reichsbetrieb fortzuführen. Selbst die rasendsten Gesetze, die jetzt vom Stapel gelassen würden, könnten den Bankerott zwar noch um einige Wochen hinausschieben, sodaß er nicht mehr um den

15. Januar herum, sondern um gewisse Fristen später einträte; aber zu verhindern ist er in dieser Schnelligkeit nicht mehr. Mittlerweile wird natürlich auch die Stunde der Reichseisenbahnen geschlagen haben, und die Herren Stinnes, Klöckner und Silverberg, die seit zwei Jahren schon das Messer wetzen, werden die Schlachtung des immer noch fetten Kalbes nicht nur in aller Ruhe, sondern auch noch unter der Lobpreisung vornehmen können, daß sie wieder einmal Retter des bedrängten Vaterlandes sind. Aber sogar die Abstoßung der Reichsbahnen wird nicht genügen, und es bleibt für den Augenblick nur eine Hoffnung: daß es doch noch möglich sein wird, vom Auslande her einen Charitativ-Kredit zu erhalten. In dieser Richtung bewegen sich jetzt die Erörterungen, und der neueste Plan ist zugestandenermaßen, den Völkerbund um Hilfe anzurufen. Welch Schauspiel! Kann es anderes als tiefsten Ingrimm wecken? Alles, was jetzt getan wird, was unter äußerstem Druck jetzt getan werden muß, hätte in größerer Ruhe und mit sichererem Erfolge bereits vor zwei Jahren getan werden können. Aber alles, was jetzt unternommen werden muß, war damals entweder Vaterlandsverrat, oder man kam nicht einmal auf den Gedanken. Der Völkerbund, der jetzt als ultima ratio übrigbleibt, war bekanntlich noch vor zwei Monaten eine deutschfeindliche Bestie, und nicht weit genug konnten sich die Großmäuler aufreißen, die dem Volke predigten, daß Deutschland keinen Völkerbund nötig habe. Die Steuern, die jetzt notwendig werden (und die selbstverständlich Steuern vom Besitz sein werden, denn ein Einkommen gibt es in dieser Krisenzeit ja kaum), hätten vor zwei Jahren in halber Höhe genügt, um den Etat samt Reparationen zu decken und die Währung für immer ins Gleichgewicht zu bringen. Aber damals waren Steuern bekanntlich Schergendienst fürs Ausland, und nicht hitzig genug konnten die bezahlten Kommis des Großkapitals agitieren, deren Aufgabe es war, dafür zu sorgen, daß ihre Herren und Meister die Ausplünderung des Mittelstandes bis zur letzten Konsequenz zu Ende führen könnten. Heute stehen wir nun glücklich vor einem Vakuum, gegen das sogar die österreichischen Finanzen in ihrer schlimmsten Zeit noch einigermaßen behaglich erscheinen. Das Reich ist ausgeblutet, das Volk ist ausgeblutet, und die sich an dieser doppelten Ausblutung gemästet haben, beginnen ihren Raub in den neuentstehenden Rheinstaat zu flüchten, von wo sie, unter Schirm der französischen Bajonette, in aller Sicherheit zusehen können, wie das ausgesogene Aas verreckt. Die Geschichte kennt kein Beispiel für ähnliche Verbrechen und vor allem: kein Beispiel für eine ähnliche Idiotie! Sie wird über Deutschland den Richterspruch fällen, auch wenn es ihm 10 Minuten vor dem Ende noch gelingt, ein erbärmliches Bettlerdasein weiterzufristen, aus den milden Gaben einiger Ausländer, die barmherziger sind als seine eigenen Kapitäne.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

Der Ärztestreik.

1.

Berlin, 11. Dez. 1923.

Sehr verehrter Herr Großmann!

Ihre Ausführungen über den Ärztestreik im vorigen „Tage-Buch" haben wohl alle Ihre ärztlichen Leser sehr interessiert und bewegt.

Ich gebe zu, daß bei früheren Streitigkeiten zwischen Ärzten und Kassen beide Teile zuweilen in der Hitze des Gefechts zu weit gegangen sein mögen. Ich gebe auch zu, daß eine gewisse Animosität des Publikums gegen die Ärzte sich auf mancherlei unerfreuliche Ereignisse mit einem Anschein von Recht stützen kann. Aber um diese Dinge handelt es sich jetzt garnicht. Entscheidend ist, daß sich eine ganze unentbehrliche Berufsklasse der Intellektuellen in einem Verzweiflungskampfe befindet. Sie, der Sie als Herausgeber einer weitverbreiteten Zeitschrift zweifellos selbst Gelegenheit haben, das mannigfache Elend (Hunger, Tuberkulose und andere Seuchen) zu sehen, werden mir einräumen, daß ein Staat alles eher ertragen kann als den Untergang einer für alle Menschen notwendigen Berufsklasse. Es wäre Sache des Staates und des Reichsarbeitsministers gewesen, dafür zu sorgen, daß es überhaupt nicht erst zu diesem Streik hätte zu kommen brauchen.

Dr. med. Carl F. Struck.

2.

Als ständiger Leser des „Tage-Buch" einige Bemerkungen zu der Glosse in Heft 49 des T.-B.: Der Kampf der Ärzte richtet sich nicht nur gegen die Betriebskrankenkassen, sondern in gleichem Maße gegen die Orts-, Land- und Innungskrankenkassen, d. h. also g e g e n d i e g e s e t z l i c h e K r a n k e n v e r s i c h e r u n g ü b e r h a u p t. Der Vorwand, daß man die Verordnung des Reichsarbeitsministers über Krankenhilfe bei den Krankenkassen durch diesen Kampf beseitigen will, ist eben nur ein Vorwand. In ähnlicher Lage wurde schon einmal ein Ärztestreik im Jahre 1920 geführt. Damals behauptete man, daß auch eine Verordnung der Reichsregierung, nämlich die Erhöhung der Versicherungsgrenze entsprechend dem gesunkenen Geldwerte, die Existenz der Ärzte untergrübe und benutzte diese Gelegenheit, um auf die Krankenkassen loszuschlagen. Nun, die Versicherungsgrenze ist seitdem noch sehr oft erhöht worden. Die Verordnung des Reichsarbeitsministers, abgeändert und ergänzt, verpflichtet die Ärzte, jede überflüssige Behandlung abzulehnen und sich in ihrer Verschreibweise Richtlinien anzupassen, die von einem „Reichsausschuß" aufgestellt werden, der aus Ärzte- und Kassenvertretern zusammengesetzt ist. Das sind Vorschriften, denen jeder verständige Arzt auch ohne gesetzliche Verordnung nachkommen wird. Verstößt der Arzt wiederholt und in schwerwiegender Weise gegen diese Vorschriften, so kann ihm vom Kassenvorstand das Vertragsverhältnis gekündigt wer-

den, doch wird die Kündigung nur wirksam, wenn ein paritätisch zusammengesetzter Überwachungsausschuß sie als gültig anerkennt. Damit sind den Ärzten alle nur erdenklichen Rechtssicherheiten gegen eine ungerechte Behandlung von Seiten der Kasse gegeben. Die Verordnung führt außerdem einen numerus clausus für die Kassenpraxis ein, aber auch nur in der Art, daß die bisher schon zugelassenen Ärzte auch in Zukunft beschäftigt werden müssen. Daß wir an einer Überfülle von Ärzten leiden und daß eine Beschränkung des ärztlichen Nachwuchses durchaus erforderlich ist, ist von hervorragenden Ärzteführern oft und wiederholt zugegeben worden.

Okrass,
Schriftleiter d. „Ortskrankenkasse“, Zeitschrift des Hauptverbandes deutscher Krankenkassen.

TISCH MIT BÜCHERN

Das beste Kriterium für Jugendbücher: daß der Erwachsene an ihnen wieder ein wenig jung wird. Die hier Empfohlenen sind danach erprobt; eine kleine Auswahl des Besten.

Zunächst 3 Bilderbücher. „Der Guckkasten“ (Rikola Verlag, Wien), unerhört bunt, ganz wienerisch, also geschmack- und kulturvoll, bei aller Ästhetik den gesunden Hunger nach abenteuerlichem Erlebnis reichlich befriedigend. „Paul und sein Gaul“ von Max Schwerdtfeger (Verlag Josef Scholz, Mainz) lustig und außerordentlich gut gezeichnet, so gut, daß man die mittelmäßigen Verse gänzlich entbehren könnte. Im gleichen Verlag: das „Märchen vom unsichtbaren Königreich“ für Kinder, die die Fibel schon überwunden haben.

Vom zehnten Jahre ab etwa sind es die Bücher der Franckschen Verlagsanstalt in Stuttgart, die ein schier überreichliches Lesefutter bieten. Auf „Jugendkosmos“ und „Bastelbuch“ sei hier, als längst bekannt, nur mit dem Namen hingewiesen. Von Ernest Thompson Seton ist ein neuer Band erschienen: „Zwei kleine Wilde.“ Handelt vom Indianerspielen und seinem erzieherischen Wert — allen blinden Oberlehrern zum Trotz. Daneben ein Bändchen herrlicher Tiergeschichten aus Ostafrika von H. A. Aschenborn. Der „Satan“, von dem im Titel die Rede ist, ist ein Pferd. Apropos: Pferd, da fällt mir „Der letzte Reiter“ ein, den Ullstein als Jugendbuch ausgibt. Das ist eine Falschmeldung: diese Geschichte aus der Kriegszeit Ostafrikas ist ein (interessanter) Schlüsselroman, fürs Offizierskasino. Dafür hat sich der Verlag mit zwei andern Büchern wieder herausgepaukt. Sowohl V. von Kohleneggs „Rille, das Sünderlein“, wie Hegelers „Otto, der Schmied“ sind Schmöker, wie wir sie in unserer schönsten Jungenzeit mit bestem Instinkt weit über Schiller gestellt haben. Dennoch kann man sie kaum in einem Atem nennen mit Fröschels: „Admiral Bobby“ (ebenfalls Ullstein), dem achtjährigen Nachfolger Lord Nelsons, der aus einem Straßenjungen zum Pseudoprinzen avanciert und bis nach China kommt.

Für die Mädels ist jetzt eine herrliche Einrichtung getroffen worden: sie lernen Nähen und Kochen sozusagen im Roman. Was Marianne mit dem „Küchenvölkchen“ und Lieselott mit dem „Nähvölkchen“ (Franckh) erlebt, das wird

in den Schilderungen Clara Hepner und Anna Blum-Erhard zu einem Stückchen „Arbeitsschule“, die kein Mädel freiwillig schwänzen wird. Welcher Mäcen stiftet jeder deutschen Mädchenschule ein Exemplar davon?

Ähnlich eingestellt sind die Kinderreisen (durch die Schweiz, im Flugzeug von München nach Venedig) des Rikola Verlages. Aber hier verschwindet der lehrhafte Zweck nicht ganz. Ein wenig trokken, aber immer noch besser als der landläufige Geographieunterricht.

„Geschichten für die Jugend“ nennt auch Paula Busch ihr Bändchen „Zirkus“ (Verlag Mosse). Ich möchte es keinem Kind in die Hand geben. Jede ihrer kleinen, anspruchslosen Schilderungen ist eine Anklage gegen die Grausamkeit hinter den Kulissen dieser „Vergnügungsstätte“, ein Protest gegen die Qualen, unter denen dort Mensch und Tier „dressiert“ werden. — —

*

Für jenes Alter, von dem man nicht recht zu sagen weiß, ob es noch der Kindheit angehört oder schon dem Leben, hat Vicki Baum in ihrer „Bubenreise“ (Ullstein) ein köstliches, zartes, seelenvolles Buch uns beschert. Was soll man von ihm, in den drei Zeilen, die hier zugestanden sind, sagen? Nun wohl: wenn Eure Fünfzehn-, Sechzehnjährigen es gelesen haben, könnt Ihr ihnen Hesses „Demian“ in die Hand geben. Lest es vorher und laßt sie wissen, daß Ihr's gelesen habt. Sie werden nie darüber sprechen, aber sie werden Euch dankbar sein.

C. Z. Klötzel.

ALTE JAHRGÄNGE DES T.-B.

Wir suchen alte, gebundene Sammelbände des T.-B. Für gut erhaltene Halbjahrsbände zahlen wir acht Goldmark oder gewähren ein Halbjahrsabonnement.

Die Einbanddecken für das II. Halbjahr des laufenden Bandes sind bereits fertiggestellt. Preis pro Stück 1 Goldmark. Einsendung des Betrages bei Bestellung erbeten.

Verlag des T.-B.

Redaktion des „Tage-Buch: Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck von Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kč., in Österreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Dezemberwoche

Zu denken, daß dieser Dr. Stresemann die feurigste Blüte am dürren Stamme des deutschen Parlamentarismus ist! Was für ein Provinzensemble, wenn dies die Primadonna! Die Zeitungen rühmen, Herr Stresemann sei wenigstens ein verführerischer Redner. Nun ja, er hat eine helle Stimme, und er ist im Gegensatz zu den meisten Rednern des Deutschen Reichstags imstande, einen begonnenen Satz trotz aller ausgeschachtelten Nebensätze logisch zu beschließen. Er klebt nicht wie Marx oder Wels sklavisch am Manuskript, ihm genügen Stichworte, die er vor sich liegen hat. Das Einmaleins des Redners beherrscht er unzweifelhaft. Wer aber hat einmal in einer Stresemannrede ein originelles Bild, einen frisch und leicht eingefügten Vergleich, wer einen schlagfertigen Witz entdeckt? Stresemann hat ein hohes C, das er nicht selten für patriotische Zwecke losläßt, aber der Text seiner Arien stammt immer von einem mittelmäßigen Librettisten. Wer einmal das verräterische Stresemannbuch durchgeblättert hat, weiß, daß es nur trockene Papierblüten enthält, nicht ein dauernd lebendiges Wort ist in dieser Sammlung zu entdecken. Ja, sogar ein halbwegs unbanales Zitat, ein verborgeneres Goethewort wird man vergebens suchen. Stresemann beherbergt einen Gymnasialgoethe in sich, und den zitiert er. Er ist in der Trivialität der Neunzigerjahre heimisch. Bassermann gab sich dem Fürsten Bülow hin — da entstand der stresemännliche Geist.

So viel Worte über das rhetorische Phänomen Stresemann, weil damit in den Zeitungen ein so großes Wesen gemacht wird. Immerhin, dieses hohe C ist noch sein Bestes. Sein moralisch-politisches Wesen ist nicht gemalt worden, weil man den Einäugigen in der Blindengesellschaft nicht enthüllen wollte. An jenem Stresemannbuch, das seine Kriegsreden enthält, bin ich geflissentlich vorbeigegangen. Wir alle wollten, in der grauenhaften Not an Männern, Stresemann nicht hindern zu werden, was er nicht war. Sein An-

fall von Mut, in dem er den Abbruch des passiven Widerstandes forderte, weckte Illusionen. Sie sind, schwarz auf weiß, auch hier im Tage-Buch zu lesen gewesen. Wir alle wollten glauben und glaubten, Stresemann werde an diesem Glauben erstarken. Der Kranke, der leise Besserung fühlt, überschätzt die Medizin; aber siehe, nach dem zweiten Löffel widerstand ihm der schale Saft.

Wie schnell Stresemann sein großes Erbe (nach Cunos Abgang) vertan hat, wie er die Parteien geschädigt hat, die sich ihm hingegeben, das ist hier schon dargestellt worden. Der Gedanke der großen Volksgemeinschaft, von Breitscheid bis Kanitz, ist von niemandem schwerer kompromittiert worden. als von diesem Schlaumeier, der in allen historischen Augenblicken (z. B. nach dem Hitlerputsch) zu kalkulieren begann, statt, wie der Staatsmann von Natur und Charakter, instinktiv zu handeln. An dem Tage, an welchem Stresemann wider Seeckts und Geßlers Willen den Putschbayern lauwarm zuredete, statt als aktiver Herr der Reichsmacht frisch zu handeln, an diesem Tage war Stresemann seiner Mission untreu geworden. An diesem Novembertag hätte Stresemann, der bejubelte Führer aller, die den Willen zum Reich haben, werden können, aber seine innerste Unzuverlässigkeit, seine klügelnde Stresemännlichkeit hat ihm die Hand gelähmt, die nach dem Strange bloß zu langen brauchte. An diesem Novembertag hörte Stresemann vor aller Welt auf, der deutsche Führer zu sein.

Will man die vollendete Entkleidung des jetzigen Außenministers mit ansehen, so muß man die Rede lesen, die er am 16. Dezember vor den Herrschaften auf dem Berliner Presse-Festabend gesungen hat. Erst rühmte Stresemann die große Aktenpublikation des Auswärtigen Amtes. Er forderte, was geschehen mag, die anderen Völker auf, ebenfalls ihre Archive zu öffnen und schloß mit den Worten: „Wir hoffen, ein Beispiel zu geben auch für andere Staaten und Völker.“ Das ist, teurer Tenor, der deutsche Ton, den die Welt nicht liebt. „Wir geben Euch ein Beispiel,“ neuer Text nach der alten Melodie: „Am deutschen Wesen wird die Welt genesen.“ Soll, lieber Stresemann, ein Schnorrer diese Lieder singen? Warum uns selbst fortwährend als die Musterknaben der ganzen Welt hinstellen? Wir geben die Akten ja nicht heraus, um die anderen Nationen sittlich zu läutern, sondern weil wir glauben, daß sie uns nutzen. Wozu die Töne sittlicher Überhebung? Es ist überhaupt vom Übel, wenn ein Diplomat zu viel moralische Töne ausläßt. Die Tugend des Diplomaten heißt: Nüchternheit. Seine Begabung besteht darin, das, was er für sein Volk erreichen will, in einer Sprache vorzubringen, die den möglichst geringen Widerstand der anderen Völker hervorruft. So gesehen, waren auch die Bemerkungen über die deutsche Kapitalflucht ganz verfehlt. Herr Stresemann erzählte den Engländern, Franzosen, Belgiern, Ameri-

kanern, nach seiner Meinung wären die Vorstellungen über die Kapitalflucht weit übertrieben. Aber es ist anzunehmen, daß die ausländischen Finanzleute und Regierungen über diese Fragen mindestens so gut Bescheid wissen wie Herr Stresemann, der Klubgenosse des Herrn Stinnes. Vor ein paar Tagen veröffentlichte die Pariser „Information" die Liste der großen deutschen Bankhäuser, die seit der Revolution allein in Amsterdam gegründet wurden. Vierzehn große Firmen sind in Amsterdam allein mit deutschen Finanzgeschäften beschäftigt. Englische Banken suchen seit Monaten geschulte deutsche Bankbeamte. Wozu wohl? Es gibt übrigens, wie dem Klubgenossen des Stinnes nicht ganz unbekannt sein sollte, auch eine Kapitalflucht in die ausländische Industrie. Herr Stresemann fordere z. B. einmal vom Mailänder Konsul einen Bericht über die Beteiligung an der norditalienischen Automobilindustrie ein. Wozu überhaupt diese bezweifelbaren Zweifel? Wenn Herr Stresemann diese „Elenden" nicht schonen will, warum bezweifelt er den Grad ihrer Existenz? Hier sang der edle Tenor einige falsche Töne. Als er das hohe C in dem Rufe „Elende" schmettern ließ, begannen einige industrielle Klubfreunde des Reichsaußenministers sich vernehmlich zu kratzen. Aber als er, immer noch in ganz hohen Tönen, die Lüftung des Bankgeheimnisses im Ausland forderte, da schnurrten die sich Kratzenden vor Vergnügen. Durch internationale Vereinbarung das Bankgeheimnis aufheben, das heißt, diese Diskussion so ziemlich auf den St. Nimmerleinstag schieben. Will Stresemann den „Elenden" zu Leibe, so dürfte er nicht so umständliche Wege vorschlagen. Es muß schnellere Methoden geben, die Geschäfte der Amsterdamer Filiale von Mendelssohn & Comp. zu überprüfen?

Die höchsten Töne fand Herr Stresemann, als er über die Wiederaufnahme der Entwaffnungskontrolle zu singen begann. Es sei unmöglich, diese Militärkontrolle der Alliierten jetzt zuzulassen, die Erregung der Deutschen sei zu groß, niemand könne die Verantwortung für Leben und Sicherheit der fremden Offiziere übernehmen. Ja, nicht genug mit diesen Sätzen, fügte Herr Stresemann hier eine nationale Arie ein, er bewundere die Besonnenheit des deutschen Volkes usw. usw. . . Mit Verlaub: Sind wir besonnen, dann werden wir auch den Anblick von ein paar Offizieren, so schwer 's uns wird, zu ertragen vermögen. Besonders, wenn wir sie mit einem Wall von Detektiven umgeben. Im Übrigen ist's unrichtig, daß die Erregung so ungeheuer ist. Es gibt Teile von Deutschland, in denen der Anblick der Reichswehr aufregender wirkt als fremde Uniformen, z. B. in Sachsen. Dank diesen, zuweilen doch recht bitteren Reichswehrerlebnissen, wird der eigentlich erregte Teil der Bevölkerung, nämlich das arbeitslose Proletariat, das Erscheinen der französischen und italienischen Uniformen, mit stumpfem Gleichmut hinnehmen. Übrigens sind doch nicht einmal im Ruhrgebiet,

wenigstens in den letzten Monaten, Attacken gegen fremde Offiziere ausgeführt worden. Diese Empfindlichkeit kann sich ein vollkommen erschöpftes Volk eben nicht gestatten. Aufrichtig: Es ist von Übel, daß Herr Stresemann ein so schönes Organ besitzt. Er singt zu gerne! Die Forderung Poincarés, in seiner Antwort an Hoesch übrigens viel stiller vorgetragen als man nach Stresemanns Arie annehmen mußte, war von einem Diplomaten, der sich nicht als nationaler Sänger auszeichnen will, mit einigen beiläufigen Sätzen zu beantworten. Natürlich war es Pflicht, auf das Demütigende dieser Untersuchungen hinzuweisen, auch auf das Gefährliche der Situation. Aber diese Nebensache mußte nebensächlich behandelt werden. Das Reich braucht gebieterisch und schleunigst Ordnung der Ruhrgebietskonflikte! Alles andere sind Probleme fünfter oder sechster Ordnung. Ist es Poincarés teuflischer Wille, die Parade der waffensuchenden Offiziere in den Vordergrund zu schieben, nun, dann durfte ein nervenstarker, nüchterner Außenminister ihm nicht den Gefallen tun, die Nebensache zur Hauptsache avancieren zu lassen. Es war nicht die Stunde für helle Arien.

Nach diesem erste Fehlgriff des Herrn Außenministers muß man fürchten, Herr Stresemann werde in dieser Mission so verhängnisvoll wirken wie als Reichskanzler. Er hätte als Kanzler durch feurige Reden die große Volksgemeinschaft wider den Reichszerfall herstellen können, da zögerte er und spekulierte und schwieg und konferierte. Als Außenminister sollte er so selten wie möglich feurig werden, da sollte er still verhandeln, nüchtern bleiben, konferieren. Stresemann, instinktlos als Kanzler, instinktlos als Außenminister, schweigt, wenn er singen mußte, singt, wenn er schweigen mußte. Ach, es ist wahrscheinlich überhaupt mehr keine Zeit für Politiker mit dem hohen C.

„Glücklich ist der Mensch nur in dem Maße, als er am gewaltigsten empfindet —, wenn nämlich die Leidenschaft von der Art ist, daß ihm darüber das Denken nicht ausgeht; denn sonst wird sie ein zermalmender Mühlstein.“ *Ernst Moritz Arndt.*

*

„Es gibt eine Höflichkeit des Herzens, sie ist der Liebe verwandt, und aus ihr entspringt die bequemste Form des äußeren Betragens.“ *Goethe.*

ENRICO FALCK

VORGESCHICHTE DES PETROLEUMPUTSCHES

In der ganzen Welt ist die Bewegung von der Kohle weg zum Petroleum zu beobachten. Mexiko, das Land der reichsten Erdölquellen, steht daher im Mittelpunkt der politischen und wirtschaftlichen Streitigkeiten zwischen denjenigen Weltmächten, die schon mehr oder weniger von der Kohlen- zur Ölheizung übergegangen sind oder im Begriffe stehen, es zu tun. Wie die deutsch-englische Nebenbuhlerschaft vor 1914 sich z. T. an den mesopotamischen Ölquellen entzündete, die österreich-russische an den galizischen und rumänischen Quellen, die englisch-russische am Petroleum von Baku, so können auch einmal aus den Ölfeldern von Tampico politische Explosionen hervorgehen, die die Welt erschüttern. Vorläufig handelt es sich dort allerdings nur um einen kleinen Petroleumputsch.

Der Mitarbeiter des Mailänder „Secolo", Enrico Falck, der kürzlich vor der Huerta-Revolution Mexiko und die U. S. A. bereiste und dort die beiden wichtigsten Wirtschaftsprobleme: Petroleum und Eisen, studierte, gibt seinem Blatte eine Darstellung seiner Untersuchungen, die wir hier in deutscher Übersetzung bringen.

Die fortgesetzten Revolutionen und die Landbewegung (agrarismo) — ironisch aggarismo genannt, von agarrar, was so viel wie „wegnehmen" bedeutet, — haben dieses Land wirtschaftlich zurückgebracht. Es könnte sonst blühend dastehen, da es über so verschiedene klimatische Zonen und über einen überquellenden Reichtum verfügt. Dies gerade hat die Eifersucht und die Voreingenommenheit der Vereinigten Staaten erregt, die nicht wollen, daß Mexiko ein Industrieland und eine Macht wird, da sie hiervon einen Wettbewerb auf den Märkten Mittel- und Südamerikas befürchten.

Der Kampf, der sich um das Petroleum abspielt und der eine direkte Rückwirkung ingestalt der jüngsten revolutionären Bewegung gezeigt hat, beweist, mit welchem Eifer die Vereinigten Staaten ihre bevorzugte Stellung gegen andere Völker verteidigen.

Die Petroleumerzeugung stellt eine der hauptsächlichsten wirtschaftlichen Grundlagen Mexikos dar. Die Quellen liegen in zwei Gegenden des Staates Veracruz, die eine hauptsächliche bei Tuxpan, die andere in der Umgegend von Tampico.

Charakteristisch für die mexikanische Petroleumproduktion ist der Reichtum der Quellen. Es genügen schon 2000 Bohrlöcher, um eine gewaltige Produktion zu ergeben, während z. B. in den Vereinigten Staaten die doppelte Produktion nur aus einer Nutznießung von 60 000 Bohrlöchern möglich ist.

Das hängt mit der besonderen geologischen Beschaffenheit Mexikos zusammen, die sich völlig unterscheidet von der in anderen petroleumerzeugenden Gegenden der Welt. Das mexikanische Petroleum wird in weiten Höhlen gefunden, die in enormen unterirdischen Seen bis zur mittleren Tiefe von 450—600 m vorkommen.

Diese Bohrlochhöhlen mit jener Tiefe haben eine wahrhaft phantastische Ergiebigkeit. Nur um ein Beispiel anzuführen: Zwei Bohr-

löcher — das eine heißt S. Juan Cassiano 4, das andere heißt X 6 — haben zehn Jahre lang ununterbrochen, ohne im geringsten ihre Erzeugnisfähigkeit zu vermindern, mehr als 30 000 Faß täglich gegeben, sodaß sie ihren Besitzern 130 Millionen Faß während der zehnjährigen Periode eingebracht haben, was einem Werte von 300 Millionen italienischen Lire entspricht.

Die bisher erforschte Zone ist noch ziemlich eng, aber man hat Grund zu glauben, daß nicht nur das vulkanisch-sedimentäre Gebiet der Petroleumgrotten des ganzen Staates Veracruz und einiger Teile von Tabasco, sondern auch die Staaten Taumalipase und Nuevo Leon al Nord und Ciapas al Sud eine außerordentliche Erdölreserve enthalten. Einige amerikanische Wissenschaftler haben den Reichtum des Petroleumvorkommens in den Vereinigten Staaten auf 15 Milliarden Faß berechnet. Sie schätzen aber das Vorkommen in Mexiko auf 6 Milliarden — eine Berechnung, die sehr willkürlich ist, weil sich die geologische Beschaffenheit der beiden Länder stark von einander unterscheidet und weil es sehr schwierig auszurechnen ist, wieviel Petroleum Mexiko in seinem Erdinneren enthält.

Der mexikanische Petroleumreichtum ist zu 50 % in amerikanischen Händen. Die Huaxteca Oil Company besitzt fast die ganzen amerikanischen Bohrlöcher; ihr Besitzer ist der berühmte John Rockefeller. Zu 45 % ist die mexikanische Petroleumerzeugung in englischen Händen, und zwar der Royal Dutch Company, zu der die mexikanische Gesellschaft L'Aquila gehört. Die übrigen 5 % verteilen sich auf die Franzosen, die Deutschen und ein wenig auf die Italiener.

Ebenso wie die mexikanische Aquila-Gesellschaft hat auch die Huaxteca-Oil-Company ein ungeheures Röhrensystem von 50 Kilometer Weite bei den Bohrlöchern von Tampico; durch diese Röhren wird die kostbare Flüssigkeit direkt in Dampfzisternen geleitet. Die anderen Gesellschaften verfügen nicht über eine so vollkommene Organisation.

Was die Gesetzgebung angeht, so muß man unterscheiden zwischen der Periode vor der Revolution, die den Präsidenten Porfirio Diaz stürzte (1910), und der darauffolgenden Periode.

Die alte Gesetzgebung anerkannte das ausschließliche Recht des Bodenbesitzers an dem unter der Erdoberfläche gelegenen Teil des Boden. Daraus ergaben sich große Ungerechtigkeiten und Streitigkeiten, weil die Ausbeutung des Petroleums aus dem Erdinnern dem Bodenbesitzer ein ungeheueres Vorrecht gab.

Die Revolution änderte radikal das juristische Prinzip. Sie erklärte das Eigentum des Staates an dem gesamten unter der Erdoberfläche gelegenen Boden und machte den Staat zum Nutznießer. Die Revolution knüpfte das Ausbeutungsrecht an besondere staatliche Erlaubnis.

Die Vereinigten Staaten wandten sich gegen diese neue Gesetzgebung, die ernstlich ihre wirtschaftliche Vorherrschaft bedrohte. Sie wollten die neue Verfassung von 1917 nicht anerkennen und verweigerten daher auch allen mexikanischen Regierungen, die es seitdem gegeben hat, die Anerkennung.

Trotzdem haben die Vereinigten Staaten in letzter Zeit die Anerkennung der Regierung Obregon beschlossen. Aber diese Anerkennung war der Preis für eine Transaktion, durch die die mexikanische Regierung verpflichtet wurde, in das neue Petroleumgesetz (das gegenwärtig im Senat beraten wird) eine Ausnahmeklausel einzufügen. Dadurch werden von dem Gesetz ausgeschlossen: einmal die Gebiete, in denen die Ausbeutung des Petroleumvorkommens vor dem 1. Mai 1917 begonnen hat, sodann die Gebiete, die Gegenstand von Verträgen sind, zu dem ausgesprochenen Zweck der Petroleumausbeutung, soweit solche Verträge vor dem 1. Mai 1917 geschlossen sind.

So haben die Vereinigten Staaten die Macht behauptet, ihre eigenen mexikanischen Besitztümer bis in alle Ewigkeit auszunutzen und auch in anderen Gebieten sich eine Reserve zu erhalten, die einer überlegenen Machtstellung, ja geradezu einer monopolistischen Ausbeutung gleichkommt.

THEA v. PUTTKAMMER

GEHEIMRAT BESTÄNDIG

Minister kommen, Minister gehen —
Nur — die Geheimräte bleiben bestehen . . .

Sie sind die Kenner aller Materien,
Ihr Ministerverbrauch, der geht schon nach Serien.

Und haben sie früher kätzisch gebuckelt,
Vor Lachen beim Witz von oben geschluckelt,

So fragt heut keiner der Aktenpriester:
Wie räuspert er sich, und: Alswann niest er?

Solang der Minister in amtlichen Windeln,
Ersticken sie ihn mit Aktenbündeln,

Dann schleichen sie fort auf unhörbaren Socken —
Und niemand legt den Schwitzenden trocken . . .

Solang er gelehrig, solange er lieb
Und sorgsam, daß alles beim Alten blieb —

Da wird er nur ganz heimlich veräppelt,
Nach außen hin aber freundlich gepäppelt.

Doch sucht er durch Neuerungen zu kränken —
Verschwinden die Akten vom Tisch und aus Schränken,

D e r geht auf Urlaub, und jener erkrankt,
Der Minister im luftleeren Raume wankt . . .

Und fliegt er dann raus — sie reiben die Händ' sich —
Der Geheimrat bleibt, Geheimrat beständig!

Der deutsche Verlagsbuchhandel wird seine Tätigkeit in den nächsten beiden Dezennien sehr einschränken müssen, wofür die Gründe aufzuzählen überflüssig ist. Denn jeder kennt sie. Der Preis des Buches wird mit dem immer mehr sinkenden Absatz steigen. Fast jedes Buch wird, was den Preis betrifft, ein „Luxusdruck" sein, unerschwinglich gerade für jene Deutschen, die ihrer Bildung und ihrem geistigen Interesse nach unsere Literatur gewissermaßen „erhalten" haben. Immer hört man die Frage, die sich gleich selbst beantwortet: „Können Sie noch ein Buch kaufen? Ich nicht." Und der so spricht, hat immer zu Hause eine kleine Bibliothek von tausend Büchern, von früher her, als er sich noch ein Buch kaufen konnte. Was kann geschehen, daß diese drohende geistige Verarmung eines Volkes verhindert oder wenigstens mindert? Staat und Gemeinden können nur eines tun: Freibibliotheken errichten, wofür ich das einzige ebenso praktische wie beamtlich einfache System der Free Libraries des U.S.A. empfehle, das bei einer simplen und wirksamen Kontrolle jeden Entleiher direkt an die Bücherstände läßt, wo er wählen kann, was er mag. Auf 30 000 Einwohner sollte eine Bibliothek kommen, die unentgeltlich jedem Erwachsenen zugänglich ist. Könnte der deutsche Verlagshandel mit jedem seiner Bücher dreitausend Freibibliotheken beliefern, so würde er seinerseits sichern gern bereit sein, an den Fond dieser Bibliotheken das zehnprozentige Honorar jener von ihm gedruckten Autoren abzuliefern, welche tot sind. Was er heute an dem nicht mehr zu honorierenden Goethe verdient, würde er so dem Volke geben, das ihn liest oder lesen möchte (oder sollte). Damit würde auch das wilde Drauflosfabrizieren von sogen. Klassikerausgaben aufhören, und die Verlage würden zu einer Verständigung über ihr Arbeitsprogramm gedrängt, was wichtiger ist als die wöchentlichen Unterhaltungen über die Schlüsselzahl und derlei. Die Verlage haben das höchste Interesse daran, sich auf das Schlachtfeld ihres ehemaligen Marktes zu begeben und unter Ruinen wandelnd gemeinsam zu überlegen und zu handeln. Und mehr noch die Sortimenter! Es gab ihrer, wie jeder zugibt, schon vor dem Kriege um etwa 30 % zu viel in Deutschland. Man fütterte sie durch, weil man es sich leisten konnte. Das geht nicht mehr. Auch das größte Entgegenkommen der Verlage kann die Zahl der derzeit bestehenden Sortimente nicht retten.

Ein wertbeständiges Zahlungsmittel wird das auch hier wie sonst im Handel überdeutlich machen, wie arm das deutsche Volk geworden ist. Es werden Verlage verschwinden und dementsprechend Sortimente. In einem Städtchen wie etwa Heidelberg werden vielleicht zwei Buchhandlungen froh sein, wenn sie ihren Besitzern das Auskommen geben. Aber zehn Geschäfte mit Büchern

können da nicht existieren. Von einem Punkt am Münchner Odeonsplatz kann man in sieben oder acht Buchläden sehen. Aber sicher nicht mehr lange. Bis sich die Verlage zu ihren Buchkaufhäusern in den großen Städten entschließen, wird's noch eine Weile dauern. Bis dahin einige Vorschläge. Man bestimme in den Verlagen endlich den Nettopreis, zu dem der Händler geliefert bekommt! Mag er seinen Verkaufspreis je nach Stadt, Lage des Geschäftes, Kundschaft selber bestimmen! Der amerikanische Buchhandel tut so seit vierzig Jahren. Die Preisunterschiede im Detailverkauf sind kaum fünf Cents bei einem Buche, das netto achtzig Cents kostet. Der deutsche Verlag arbeitet bei seiner Herstellung mit der großen Industrie der Papierlieferanten, Drucker, Binder. Er arbeitet im Verkauf mit Prinzipien des Kleinhandels. Er zerbricht sich den Kopf des Sortimenters, der sich wie ein Wickelkind gebärdet.

In den Verlagen arbeiten Leute angestrengt im höchst individualisierten Verkehr mit einigen tausend Buchhandlungen. Endloser Kampf um Rabattierung, Zahlungsmodi, Lieferzeiten. Nach dieser Seite des Verkaufs ist's Krämerwirtschaft um den Groschen, nach der andern Seite der Herstellung hin ist's Großwirtschaft in Trillionen. Ein Verlagsbüro ist, kaufmännisch gesehen, zur Hälfte vergeudete Arbeit. Diese aber ist zu teuer geworden, als daß man sie sich noch leisten könnte. Der Preis des Buches verträgt diese Belastung durch Kosten eines Büros nicht, das nichts weiter tut als das, was eigentlich der Detaillist tun müßte: den Preis seiner Ware im Detailverkauf bestimmen. Denn dies kann der Verlag garnicht oder nur mit einem Aufwand von Arbeit, die für ihn vertan ist. Eine Reduktion der bestehenden Sortimente auf die Hälfte ihrer derzeitigen Zahl wird es den Verlagen leichter machen, endlich diese kostspielige individualisierende Kaufmannstechnik im Verkehr mit den Sortimenten aufzugeben und den Nettopreis einzuführen: „Wir liefern das Buch gebunden und broschiert zu diesem unserem Preis, bestimmen Sie Ihren Verkaufspreis nach Ihren Aussichten, ihn dafür zu bekommen. Wir sind hier nicht in der Lage, uns ein Bild von Ihren Aussichten zu machen und können uns daher nicht anmaßen, Ihnen einen diesen Aussichten entsprechenden Ladenpreis zu diktieren."

Damit vereinfacht sich auch die Honorarangelegenheit des Autors. Heute ist er am Ladenpreis prozentual beteiligt. Daß dieser schwankt und die Buchhändler sich damit selber schon Konkurrenz machen, davon kann sich jeder überzeugen. Die Händler selber haben den „Ladenpreis" als eine für das ganze Reich fixierte Summe schon aufgehoben und aufheben müssen. Für den Autor ist daher dieser de facto verschieden hohe Ladenpreis kein Maßstab seiner Tantièmenberechnung mehr. Kennt der Verlag nur Nettopreise, so ist die ganze Sache so einfach wie klar.

Ich weiß, es werden Sortimente und Verlage gegen diesen Vorschlag des Nettopreises sein, und zwar jene, die das Vorgefühl ihres baldigen nicht mehr Lebens haben und glauben, sich mit kleinen wechselseitigen Handreichungen und Liebenswürdigkeiten vor dem Ertrinken zu retten. Aber die festen, arbeitenden Geschäfte in beiden Lagern, dem der Großhersteller und dem der Kleinverkäufer, werden mir recht geben und vor dem Zusammenbruch das tun, was nötig ist, um zu retten, was gerettet werden kann. Was schon vor zehn Jahren das Richtige gewesen wäre, das ist heute das zu tun Notwendige geworden, die Sortimente müssen durch den Nettopreis der Verlage mündig gesprochen werden.

BRUNO FRANK

DER SCHÖNSTE BRIEF

Der schönste Brief, der mir bekannt ist, stammt von Iwan Turgenjew, ganz kurz vor seinem Tode hat er ihn an Tolstoj geschrieben. In der wichtigen Sammlung „Russische Meisterbriefe", die Nötzel im Münchener Musarion-Verlag herausgegeben hat, könnte man ihn nachlesen. Er sei aber auch hierhergesetzt:

„Bougival, den 27. oder 28. Juni 1883.

Lieber und guter Lew Nikolajewitsch! Lange habe ich Ihnen nicht geschrieben, denn ich lag und liege offen gesagt auf dem Sterbebett. Gesund werden — kann ich nicht, und es lohnt garnicht, daran zu denken. Ich schreibe Ihnen eigentlich nur, um Ihnen zu sagen, wie froh ich war, Ihr Zeitgenosse zu sein, und um Ihnen meine letzte, aufrichtige Bitte vorzubringen: Mein Freund, kehren Sie zur literarischen Tätigkeit zurück! Diese Ihre Gabe stammt doch auch daher, von wo alles andere kommt. Ach, wie wäre ich glücklich, könnte ich glauben, meine Bitte werde so auf Sie wirken!!

Ich bin ein verlorener Mensch — die Ärzte wissen nicht einmal, wie sie meine Krankheit nennen sollen, „névralgie stomacale goutteuse". Ich kann weder gehen noch essen noch schlafen, was soll ich denn noch! Es langweilt sogar, das alles zu wiederholen. Mein Freund, großer Schriftsteller der russischen Erde — erhören Sie meine Bitte!"

Welches Verlangen erwecken diese Zeilen! Wie aller Sehnsucht wert ist die Lebensluft, in der allein ein solcher Abschiedsgruß erklingen konnte. Renan, einer aus dem Pariser Freundeskreis, dem Turgenjew angehörte, hat einmal das neunzehnte Jahrhundert gepriesen, als eine milde und schöne Zeit, als das rechte Klima für ein Erblühen der Künste und der Wissenschaften, dem gewiß eine rauhere Periode folgen werde. Ach ja, die ist ihm gefolgt. Das neunzehnte Jahrhundert, diese Abschiedsstunde der alten Kul-

tur, erscheint dem rückwärts gewandten Blick des durch Sumpf und Feuersbrünste Gejagten als ein Paradies des Friedens und der Weisheit.

Die Literaturkenner von der ganz strengen Observanz stellen Turgenjews Sarg nicht in ihr Pantheon. Er gilt ihnen nicht für ein Genie, nur für einen Talentmann. Tatsache ist, daß er dem abgründigen Genie Rußlands, daß er Dostojewski aufs Äußerste zuwider war; ja Dostojewski erschien eines Tages unvermutet bei Turgenjew, klagte sich vor dem Erstaunten einer Schandtat an und erklärte: vor einem Menschen wie Turgenjew sich zu erniedrigen, dies habe ihm der Himmel als härteste Buße auferlegt. Turgenjew fügte sich vortrefflich in den Kreis der bedeutenden Schriftsteller ein, mit dem er in Paris lebte: Flaubert, Gautier, Zola, Goncourt, Taine, Renan, die der gleichen seelischen Zone angehörten, und die ihn alle liebten. „Le doux géant" nannten sie ihn. Sein Wesen war Humanität, Humanität gegründet auf Kenntnis des menschlichen Herzens und auf skeptischen Sinn für Tatsachen. Sich selbst zu sehen, wie man ist, den Menschen zu sehen, wie er ist, nicht an wüste und irre Träume sich hingeben, sondern wahr, gütig und furchtlos im Dasein zu stehen — einer Periode wie der unsern darf darin getrost ein Ideal gezeigt werden. Einer Periode, deren typischer Mensch sich unbeschreiblich häßlich ausnimmt, nämlich zugleich platt gierig und von Phrasen betrunken.

Phrasenloser, unpathetischer kann nichts sein als der Brief des sterbenden Turgenjew. „Ich lag und liege auf dem Sterbebett" — das ist ihm schon zu viel, zu lapidar, und er fügt dieses rührende „offen gesagt" hinzu, ein verkleinerndes Verlegenheitswort, eine Art Entschuldigung dafür, daß er sich selbst in so ernster, eindrucksvoller Situation zeigen muß. Turgenjews Krankheit, wie wir aus andern Quellen wissen, muß grauenvoll gewesen sein, eine allgemeine Entzündung der Nervenhaut mit nie aussetzenden, marternden Schmerzen. Aber kein Wort von diesen Schmerzen! Er fängt wohl an, seinen Zustand zu beschreiben und ironisiert ein wenig die Ärzte, aber sogleich bricht er wieder ab: „es langweilt sogar, das alles zu wiederholen".

Tolstoj müsse das langweilen, meint er damit. In seinem skeptischen Wissen um die Kluft zwischen Individuum und Individuum vermeidet er es, das Empfinden des Andern länger als einen Augenblick in Anspruch zu nehmen. Aber er weiß auch, daß es jedermann beleidigt, sein Mitgefühl und Zartgefühl in Zweifel gezogen zu sehen. Darum redet er Tolstoj an dieser Stelle nicht an, läßt das Pronomen weg und spricht im allgemeinen. Dieses Pronomen, das garnicht dasteht, dürfte an sittlicher Schönheit und Würde alles aufwiegen, was seit zwei, drei Jahren in Europa öffentlich geschrieben und geredet worden ist.

Und nun das Bekenntnis von der Hand des Todgeweihten, „wie froh ich war, Ihr Zeitgenosse zu sein!“ Welch verehrungswürdige Urbanität, welche Höflichkeit des Herzens war nötig, um eine solche Wendung zu finden! Klingt sie nicht und soll sie nicht klingen, als blicke der Verlöschende auf sein Dasein zurück, überschlage die Freuden, die es ihm gewährt hat, und finde als höchste die Lektüre von „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“. Auch den Abgewandten und Starren mußte ein solcher Liebesgruß, aus solchem Munde, aus solcher Stunde, bewegen. Und darauf zählte Turgenjew. Sein zärtlich begeisterter Dank ist nur der Eingang zu einer Bitte: „Mein Freund, kehren Sie zur literarischen Tätigkeit zurück!“

1877 war die Anna Karenina erschienen. Bald darauf trat in Tolstojs Leben der Umschwung ein, er sagte seiner bisherigen Existenz, der Welt und der „parasitären“ Literatur ab, er widmete sich theologischen Studien, übersetzte das Evangelium. Kein Zweifel, es ist eine Art von erhabener List im Spiel, wenn Turgenjew so bittet. Einen Sterbenden, sagt er sich, wird der fromm gewordene Tolstoi am ehesten hören und erhören. Aber daß ihm dies wichtig ist, daß er mit seinen versagenden Kräften dieses flehentliche Verlangen niederschreibt: „Ach, wie wäre ich glücklich, könnte ich glauben, meine Bitte werde so auf Sie wirken!“ Er ist ein Ungläubiger, er weiß, daß alles für ihn zu Ende ist, wenn ihn der Erdboden deckt, aber es ist ihm nicht gleichgültig, ob dann auf dieser Erde noch das Schöne entsteht. Er tut nicht, wie es später einmal widerliche Mode geworden ist, als sei Kunst, als sei Dichtung dem Leben gegenüber ein Nichts, dessen sich der Urheber wohl gar zu schämen habe. Daß das Wahre und Bedeutende auf Erden sich mehre, bleibt die Sorge seines Herzens, welches bald nicht mehr schlagen wird, und daß Rußland diesen Schatz mehren helfe — das ist der Patriotismus dieses Kosmopoliten. „Mein Freund, großer Schriftsteller der russischen Erde!“

Zum verurteilten Sokrates tritt am Vorabend der Hinrichtung ein Freund ins Gefängnis und findet ihn eifrig bemüht, auf der Leier eine Melodie zu erlernen. Wie denn, Sokrates, ruft der Freund, morgen sollst du sterben und lernst heute noch ein neues Lied? Und Sokrates antwortet: Wann soll ich es denn lernen, du Lieber? — Dies ist Geist vom Geist unseres Briefes.

Aber nachdem der verurteilte Turgenjew den Andern gebeten hat, er möge doch seinem Genius den alten Weg wieder verstatten, fügt er eine Begründung, eine Aufmunterung hinzu: „Diese Ihre Gabe stammt doch auch daher, von wo alles andere kommt.“ Das ist etwas Unsterbliches. Turgenjew hat „Vater und Söhne“, „Dunst“, „Das adelige Nest“ geschrieben, und seine frühen Schriften haben in Rußland die Aufhebung der Leibeigenschaft vorbereitet — aber diesen kleinen Satz sollte man nicht vergessen über jenen Taten.

Man sieht den Leidenden, wie er Tolstoj an seine Verantwortung mahnen will, an die Verpflichtung, die ungemeine Talente auferlegen, man sieht, wie er fast schon im Begriff ist, diese ehrerbietige Mahnung in eine religiöse Formel zu kleiden, man spürt, wie er zaudert, wie er, der furchtlos und glaubenlos Sterbende, es verwirft, auch zu erhabenem Zweck nur im mindesten zu heucheln und von Dingen zu reden, von denen wir schlechterdings nichts wissen können, — und es entsteht diese behutsame und meisterliche Wendung. Dieser große Mensch und Schriftsteller schont den Andern, der glaubt oder inbrünstig doch glauben möchte, und er selber bleibt wahr, wahr wie ein Mann und wie ein Weiser.

Nein, Humanität ist kein leeres Wort. Laßt euch nichts weismachen von den Maulaufreißern dieser trübseligen Epoche, von den Amokläufern, den Veitstänzen und heulenden Derwischen irgendwelcher Bekenntnisse! Wahr sein, einfach sein, milden Herzens sein, heiter und gelassen bleiben in Leiden und Gefahr, das Leben lieben und den Tod nicht fürchten, dem Geiste dienen und an Geister nicht glauben — es ist ja doch nichts Besseres gelehrt worden, seitdem diese Erde sich dreht.

ERICH WEINERT

DIE GOLDANLEIHE

Es hatte eine armer Untertan
einen schweren goldenen Backenzahn.
Das war ein Grund zum Größenwahn.
Er druckte sich eine ganze Reihe
gut fundierter Backenzahnanleihe
mit schön heraldischer Bemalung;
und die gab er in Zahlung.
Aber die Gläubiger wollten lieber in bar
und drohten mit Zwangsvollstreckung.
Da sagte der Mann: Warum nicht gar!
Ich habe doch Deckung!
Meine Krone steht morgen dreimal so hoch.
Und was der Staat kann, das kann ich ooch!

Das war damals, als ich noch einen geschorenen Schädel hatte und als Sträfling Nummer 26 hieß.

Ich beschäftigte mich damit, aus Rohrstreifen Zöpfe zu flechten, die von anderen Sträflingen zu Matten verarbeitet wurden.

Dabei ging einem mancherlei durch den Kopf. Viel Zerstreuungsmöglichkeiten gab es für unsereinen nicht. Bis zum Herbst hatte ich noch meine Fliegen gehabt, die ich abends fing und in den Wandschrank tat, um sie morgens wieder frei zu lassen. Die waren nun dahin, aber der zinnerne Spucknapf blieb mir doch. Diesen mit einem Lappen so blank zu reiben, daß er spiegelte und das Wohlgefallen des Inspektors erregte, war schließlich auch ein Zeitvertreib, der bescheidenen künstlerischen Ansprüchen genügen konnte. An Sonntagen durfte ich außerdem in einem Jahrgang der Zeitschrift „Quellwasser fürs christliche Haus" schöne Romane lesen, und so ging es ganz gut. Aber hin und wieder hatte man doch Verlangen nach etwas anderem.

Als die Weihnachtszeit herankam, wurde dieses unbestimmte Verlangen immer rebellischer. Kaum, daß ich dem Spucknapf noch eine flüchtige Aufmerksamkeit widmete, und was das Quellwasser betrifft, so kam es vor, daß ich manchen Sonntag in unchristlichem Hochmut den Band beiseite warf und, statt friedliche Romane zu lesen, mit auf dem Rücken verschränkten Armen in der Zelle auf und ab ging — dreitausendmal hin und dreitausendmal zurück.

Es schien mir unmöglich, daß sich zu Weihnachten nichts Besonderes ereignen sollte. Ich grübelte beim Hin- und Herlaufen über den unwahrscheinlichsten Möglichkeiten. Meine Phantasie erhitzte sich. Es schwebte mir vor, ich würde vielleicht eine Brotzulage bekommen, am Ende eine Zigarre oder — nein, das ging zu weit — eine Flasche Dünnbier. Vielleicht würden am Weihnachtsabend plötzlich die eisernen Riegel zurückfliegen; der Herr Pastor mit seiner wohlriechenden Knasterpfeife, deren Geruch ihn immer umwob, wenn er sich einmal in der Zelle sehen ließ — der Herr Pastor würde hereintreten und mir mit einem freundlichen Wort ein Buch überreichen, etwa Goethes Westöstlichen Diwan: „Da, Nummer 26 — weil Christ erstanden ist! Genießen Sie zur Abwechslung mal ein anderes Quellwasser."

Oder — da ich von Verwandten und Freunden einen Besuch nicht zu erwarten hatte — irgend ein Mensch, der wüßte, daß ich hier sitze und Zöpfe flechte, Monat für Monat — irgend ein fremder Mensch würde seinen Besuch anmelden. Ich würde in meinem Sträflingskittel mit meinem geschorenen Kopf vom Aufseher hinuntergeführt werden in die Besuchszelle. Der Fremde würde, auf

der anderen Seite des bis zur Decke reichenden engmaschigen Drahtgitters stehend, einen dünnen Bleistift hervorziehen, ihn vom diskret wegblickenden Aufseher unbemerkt durch eine Masche stecken und, mir so auf einem Umwege die Hand reichend, die Stimme eines Menschen an mein Ohr dringen lassen: „Nur Geduld! Es nimmt alles ein Ende! Das Leben geht weiter!“

Solche Sachen phantasierte ich mir zusammen. Und über dem Zöpfeflechten und Spucknapfreiben kam wirklich das Weihnachtsfest heran.

Am heiligen Abend wurden mir ein Eimer voll Wasser und ein Scheuerlappen hereingereicht. Ich scheuerte die Zelle mit großer Vehemenz. Den Spucknapf ließ ich erglänzen, daß es den Augen weh tat, ihn zu sehen. Meinen Holzspan, den ich statt einer Zigarre im Mund zu halten mich gewöhnt hatte und den ich sonst verstecken mußte, weil Frivolitäten verboten waren, legte ich kühn und offen auf den Tisch. Und dann setzte ich mich auf den Schemel, sah lange die weiße Kalkwand an, auf der im Schein der kleinen Ölfunzel der Schatten meines geschorenen Schädels, wenn auch nicht schön, so doch wohlvertraut, hervortrat, und wartete auf das Wunderbare.

Am Abend wurden, wie immer, die Riegel zurückgeschoben; wie immer wurde eine Kelle voll Brotsuppe in meinen Napf geschwappt; wie immer flogen die Riegel wieder vor und drehte sich der Schlüssel. Ich löffelte nachdenklich meine Suppe und dachte: Das Wunderbare kommt wohl morgen.

Die Aussicht stimmte mich übermütig. Ich betrachtete eingehend den Spucknapf, fand ihn künstlerisch vollendet und rauchte aus Zufriedenheit über diese Leistung einige Züge auf meinem Holzspan. Als die Glocke den Befehl: Zu Bett! läutete, legte ich mich auf die Pritsche, faltete die Hände über der Brust und schlief mit dem Gedanken: Morgen! glücklich ein.

Am ersten Feiertag wurden wir in die Kirche geführt.

Jeder Sträfling saß in einem abgeschlossenen hölzernen Kasten für sich, sodaß keiner den andern sehen, sondern nur seine Stimme beim Singen hören konnte. Als das Weihnachtslied zu Ende gesungen war, richtete ich in meinem Kasten den Blick neugierig nach vorn.

Rechts und links auf der Empore stand je ein Aufseher mit dem Revolver im Gürtel. Zwischen ihnen, auf der Kanzel, kniete unser Herr Pastor. Er hielt die Hände um sein Buch und den schönen viereckigen Vollbart gefaltet, der auf einmal, so zusammengefaßt, einen neuen interessanten Anblick gewährte.

Es war früh am Morgen. Die Kerzen brannten und in ihrem milden Schein blinkten die Aufsehergürtelschnallen, neben denen die Revolver hingen, mit dem messingnen Glanz des Christus am Kruzifix um die Wette.

Mir wurde warm ums Herz.

Mittlerweile öffnete unser Herr Pastor seine gefalteten Hände, und sein Vollbart breitete sich strahlend wieder aus. Aus der Mitte des Bartes erklang eine etwas spitze Stimme und redete zu uns Sträflingen von unserer großen Verworfenheit und der Gnade des Herrn, deren der wahrhaft Zerknirschte teilhaftig werden könne. Sie redete so eine halbe Stunde lang, und wir hörten andächtig zu. Es leuchtete uns ein, daß wir verworfen waren; aber wir würden es doch gern gesehen haben, wenn der Herr Pastor an diesem Tage einmal etwas anderes erzählt hätte. Doch das mußte wohl so sein, und dagegen ließ sich nichts machen — am wenigsten, wenn man in einem Kasten saß und schweigen mußte. Ich sah nur immer wieder — und fühlte, daß alle um mich das Gleiche taten — bald nach den Aufsehern mit den Revolvern, bald nach dem Christus am Kreuz, bald nach dem auf- und niederwogenden Vollbart.

Und ich dachte ergriffen: Wenn es nachher Rindfleisch mit Klößen gäbe!

Da ereignete sich, als unser Herr Pastor allmählich die Absicht erkennen ließ, zum Schluß zu kommen, ein merkwürdiger Vorfall. Aus einem der Kästen, gegen die Mitte des Raumes zu, erklang plötzlich ein starker, menschlicher Ton von solcher Verworfenheit, daß unser Herr Pastor einen Moment wie erstarrt in seiner Rede stockte und die Aufseher rechts und links von ihm wie auf Kommando mit den Köpfen herumfuhren. Durch alle Kästen um mich her ging gleichzeitig ein stilles Rumoren wie von unterdrücktem Lachen.

Unser Herr Pastor brachte seine Rede schnell zum Abschluß. Eine starke Bewegung entstand, Aufseher eilten hin und her, Befehle wurden gegeben, und dann mußten wir uns alle aufstellen. Eine große Untersuchung wurde eingeleitet; es gab Aufregungen über Aufregungen — aber der Übeltäter konnte nicht ermittelt werden.

Es war eine Schmach, daß so etwas passieren konnte. Aber als ich nach dem Vorkommnis allein in Nummer 26 war und als es obendrein feststand, daß es weder Rindfleisch noch Klöße noch sonst etwas zum Feste geben würde, da empfand ich doch ein Gefühl der Freude, wie ich es lange nicht gekannt hatte.

Denn wenn es auch am Ende nicht gerade das Wunderbare war — wunderbar war es doch, daß unsereiner auch einmal etwas erleben durfte.

UNTERGANG VON DREIZEHN MUSIKLEHRERN.

(9. Fortsetzung)

„Vorwärts! Vorwärts!" brüllte Herr Zinkbusch. Er trompete das Angriffsignal der alten kaiserlichen Armee, und die Meute der Musiker stürmte gegen den Feenpalast.

Die festliche Hitze der Logen durchstolpernd, erreichten sie das zentrale Büfett. Lachend, kauend, umarmt, umtanzt von Unbekannten, griffen sie zu, hieben sie in Salate und Sandwiches, brachen sie Hummerscheren auf und durchbohrten die Panzerdeckel roter Langusten. Geflügelknochen wurden zu Mehl. Gelee, erzitternd unter dem Angriff, ward herabgetrunken wie Kraftwein. Dann, nach dem ersten Sturmerfolg, traten die Musiker musternd zurück. Gedeckte Tische luden sie ein. Herrlich schwingende Frackmenschen servierten Rostbeef und dicke Sauce, burgunderrote dampfende Scheiben, Spargel, Schoten, Madeira, Weißwein . . . .

Koerber in seinem Kabinett aß noch nicht. Er schien zu beten, Messer und Gabel vor sich gekreuzt. Um was betete er? Um Wahrheit? Plötzlich schrie er der Jazzband zu:

„Aufhören mit dem Yankee-Doodle! . . . Swanee River!"

Ihr Zahnwerk, glänzend wie Spieluhrstifte, lachte gehorchend. Das Lied trat ein, sehr einfach, langgezogen und weich. Voll kühler, lockender Melancholie. Es verdichtete sich, ward ein Mensch. Eine Negerin stand im Raume und sang. Koerber trat vor sie. Ihre Brust, weich wie ein Gebüsch, hügelte gegen seine Hand. Ihr Mund, den er langsam küssend durchbrach, roch nach Blume, Whisky und Teer. Das war so kalt, daß er schauderte. Er strich sich mißtrauisch über die Stirn.

Da brachen alle Kapellen ab. Mister Doodle, drei Stockwerke hoch, war draußen an die Fassade getreten und rief:

„Silence for an only word! — Nicht Untergang!

Kein Selbstmord deutscher Musiklehrer!

Wir finanzieren die deutschen Orchester auf die Dauer von drei Jahren!"

Ein Ah, ein Oh, ein Tusch erscholl.

Koerber hörte neben sich schluchzen. Aus der Loge rechter Hand blickte der alte Herr Hummel heraus. Sein nasses, zärtliches Gesicht zuckte von unverbundnen Vokabeln.

„Three Cheers for Mister Doodle!" rief er schließlich mit schwacher Stimme.

Feurig, über'm Champagnerglas, schrie Herr Zinkbusch:

„Der Retter lebe!"

Koerber trank seinen Champagner aus. „Was ist das alles?" grübelte er. Er hob die Augen und in der Tür gewahrte er Musikbefehl, Ziegler und Cohnreich vorwurfsvoll stehen, mit seltsam phosphoreszierenden, blassen und traurigen Gesichtern. „Sehe ich etwa auch so grün aus?" dachte Koerber und fragte den Spiegel.

„Halten Sie das alles für echt?" flüsterte Musikbefehl.

Koerber sah sein Gesicht im Spiegel wie ein Feld zerrissenen Lehms. „Aber die Dollars," dachte er, „die ich aus dem geplatzten Strick aufgelesen, sind die nicht echt?" Er lugte prüfend in die Tasche.

„Das Geld ist echt," sprach leise der andere. „Aber nur das Geld!" Er drehte rasch die Kommode um: Sie war eine bretterne Atrappe. Er lüpfte die Tapete: Leim. Die Unterseite der Stühle: Rupfen.

„Verfluchte Filmstadt!" brüllte Koerber. Zwei Teller platzten an die Wand, die einbrach wie ein Pappendeckel. Im gleichen Augenblick riß Ziegler dem Jazzbandführer die Fiedel weg und hieb sich durch ins Nebengelaß. „Feuer! Feuer!" trommelte Cohnreich. Angstschreie gellten. Rennen, Getümmel. Gentlemen, Neger und Kokotten rollten treppabwärts. Ein lila Blitz, Rauch, Nässe, Kurzschluß — ein schwarzer Schlag: Abermals lagen die dreizehn Lehrer zähneklappernd auf dem Pflaster.

VIII.

Sie blinzelten sich im Dunkeln zurecht.

„Was habt Ihr gemacht?" riefen jammernde Stimmen. „Wir sind entlassen, aufs Pflaster geworfen!"

Musikbefehl wollte antworten.

„Lassen Sie mich," sprach Koerber hastig und rieb sich die Hüfte. „Ich weiß den Weg!"

„Liebe Brüder," rief er laut, „wir waren in einem schlechten Haus!"

„Nein, es war ein gutes Haus," weinten sie, „das Haus des Lebens!"

„Liebe Brüder, Lebensbrüder, es war nicht das Haus unseres Lebens, es war nicht der Wohnort der Musik."

„Wir hatten Sicherheit — hatten Stipendien — wir hätten jahrelang arbeiten dürfen —"

„Ja," sagte Koerber mit traurigem Lächeln, „vor wem denn und zur Freude wessen? Deutschland hat keine Ohren mehr — und Ihr wollt jahrelang fortmusizieren?" Sie wurden still. Sie atmeten schwer.

„Was heißt denn überhaupt: musizieren? Kann man Musik machen in einem Raum, darin der Schlag der Luft nicht mehr ist, darin kein Schall ist?

Hat nicht, immer wenn wir spielten, der andere unsere Musik gemacht? Erinnert Ihr Euch an ein Stück, das Ihr spieltet — warum erinnert Ihr Euch an Gesichter? An das unsterbliche Blumenbeet der ersten Parkettreihen im Konzertsaal? Oh du geliebtes anderes Orchester, du teures Eiland der Hörenden — getrennt von uns und unserem Atem durch eine kleine Luftwelle nur und so verbunden: wo bist du hin? Hatte nicht jeder von uns einen Mann, dem er seine Töne zuschlug wie der Ballspieler seinen Ball? Wo ist die bucklige Gouvernante, wo ist der grauhaarige Bürochef, wo sind die jüdischen Gymnasiasten mit der gelben Stirn und den brennenden Augen? — (Und immer waren es dieselben — nur manchmal leicht in der Achse verschoben, wie Sternbilder in den Jahreszeiten.) Nun sind diese Sterne untergegangen, zerrieben in Nacht . . . . . uns vorangegangen. Wollen wir bleiben? Wollen wir zögern? Oder wollen wir ihm nach, unserem Bruder Hörer?"

Er schwieg. Aus ihren durchpflügten Gesichtern weinte eine Sehnsucht herauf, nicht nach dem Leben und nicht nach Speise. Nach Volk. Nach deutscher Menschengarbe. Nach der alten, gefüllten Scheuer der heiligen Konzertsäle, über denen das Hören lag wie ein Puder von gelbem Licht.

Sie schluchzten: „Wo sind sie? Führe uns hin!"

„Oh rasch!" hauchte flüsternd Musikbefehl. „Eh' sie es reut: Vollende! Vollende!"

Die Geige gab Cohnreich einen Wink. Die Trommel rollte, abgedämpft, wie eine entfernte Maschinerie. Der Boden begann sich leise zu regen. Schon war das Hoftor über ihnen, der lange kalkige Korridor. Tretend an Ort, nur leise das Knie im Wandeltraume bewegend, langten die dreizehn Graalsritter an.

IX.

Es war das Gemach, darin sie gespielt.

Die Hängelampe brannte nicht mehr.

Eine silbrige Aurora rang mit der dunkelbraunen Nacht sanft um den Vorrang. Die Nacht erlosch. Die ersten rosigen Morgenwolken, noch blind vor Wind und Geborensein, schliefen an nasser Fensterscheibe.

Die Brüder saßen. Der heilige Orden saß und probte die Instrumente. Bescheiden, ohne Ausguß von Lärm. Musikbefehl, hager und gebückt, ordnete sein metallenes Pult. Klappend gab er das erste Zeichen.

Das Zeichen der Ruhe. Sie blickten auf. Hinter ihm und seinem erhobenen Stab bewegte sich eine Nebelwand. In ihr, wie in einem durchlässigen Stein, erschien ein Raunen von Köpfen und Händen. Undeutlich von der wechselnden Dichte des Geschliffenen überwallt, dann immer klarer und fehlerloser, schon naß und nackt von

eigenem Licht. Von dem kurzen, geballten Licht, das aus einer Weinlese fließt — dem kleinen, kosmischen Freudenschein, der hinspinnt zwischen Auge und Traube. Er war kein Spiegel. Es war nicht das Ich. Und doch: es war das andere Ich. Es war das unsterbliche Parkett, die Schar von neunzehnhundertunddreizehn — jeder ein Rebstock und Kelterer. Wo war der Weinberg? Hüben? Drüben? Wer wollte Musik machen? Diese? Jene? Sie waren alle gekommen, alle, auch die in Flandern zu Lehm gewordnen, und die, mit denen der polnische Staub spielte, und auch die anderen, jene schlimmer Gestorbenen, die in der Heimat Verschütteten, die beinernen Geschirre des Hungers. Da waren sie, glänzend vor Freude und Blut, die ganze Kirche, die Ekklesiasten. Da war auch das unsterbliche Knistern, mit dem der rechte Flügelmann das Programm entfaltete, und der aetherzarte Geruch, mit dem die bucklige Lehrerin sanft verschämt den Malzbonbon über die wartende Lippe hob.

Oh Aether! Übertritt! Schmaler Fluß!
Oh Kuß in den Spiegel! Oh Selbstbegegnung!

Die Wand wurde grau. Musikbefehls Stab wies wie eine Gewehrmündung auf jede Brust. Sie fingen an.

Eroica. Es-dur. Erster Satz.

Sie bauten an, wie geschrieben steht.

Sie bauten; und zugleich, immer wieder — mit geplanter Planlosigkeit — zerrissen Synkopen schmerzlich den Bau, zertrümmerte die Masse sich selbst, lockerten Keile den starken Stein.

Wie es den Werkleuten geheißen war, bauten sie an den ersten Satz das Gesicht eines Erdbebens an. Das Gebirge, kochend emporgestiegen, ward niemals kalt. Es bewegte sich. Zerriß in asymetrische Schreie. Die Gesteinsschichten wechselten, bald waren edi diolinen oben, unter der sonnenlosen Luft, bald lagen keuchend andere Stimmen auf ihrer Brust und quälten sie.

Sie spielten. Sie sangen das Heldentum und sangen das Vergebliche. Das Vergebliche des Heldentums — aber auch das Heldentum der Vergeblichkeit sangen sie.

Die Vollendung derer, die nicht vollenden.

Nie noch hatten die dreizehn Männer so gespielt — nie s i c h so gespielt.

War das noch Beethoven? Ja, er war's: der von fünf Linien rastrierte Weg zur Ewigkeit und zur Aussage. Aber das war längst der Weg nicht mehr. Zwischen den fünf gesprengten Drähten stak der tönende Abgrund des Raums. Der ganze Schall- und Lichtgrund der Welt. Die Geige, ergriffen, schwang neue Bahnen, die Bratsche in entferntem Lauf klomm durch spiralige Himmel hin, die Klarinette strahlte hoch, den Fall des Cellos — furchtbare Schwerkraft — hielt und zwängte kein Dirigent mehr. Das Blech fuhr seine eigne Hyperbel. Auf der Pauke saß keine Menschenhand.

Koerber, geigend aus vollem Arm, sah neben sich das Orchester brennen. Von Elmsfeuern angesprungen, flammten die tönenden Instrumente. Sie spielten sich selbst. Die Belegschaft war eingegangen in Pfingsten und Geist.

„Wann kommt meine Wahrheit? Wann kommt mein Tod?" dachte er, immer üppiger geigend.

Da waren sie, und ein letztes Mitleid ließ sie die Maske Beethovens tragen. Schwer, taub und gipsfarben kam er heran, auf dem Kothurnschritt des Totenmarschs, durch den vor Schreck geleerten Konzertsaal. Ohrenlos, was es gäbe zu hören. Augenlos, was es gäbe zu sehen. Aufgestanden vom letzten Lager. Schreckliche Neugier in den Nüstern. Angelockt von der spielenden Beute öffnete er den gepreßten Mund.

Dreimal.

Furchtbare Gorgo des Todes! Einmal sank sie als Platte vom Himmel, einmal stieg sie als Fußboden, einmal als vorwärtsrückendes Tor.

Koerber geigte. Da kam die Stelle, wo im Trauermarsch die Oboe ihm den Klagesatz aus dem Mund nimmt. Er wollte gehorsam den Bogen absetzen — aber die aufflammende Geige setzte zugleich ihn selber ab. Er ward zerrissen in Dunkel und Licht.

X.

An einem Oktobermontag erhielt Berlin zum Frühstück ein böses Service:

Dreizehn Lehrer der Musik hatten Hand an sich gelegt — am Sonnabend in den Abendstunden. Es schien Verabredung — und war keine. Bis auf ein paar Höflichkeitsphrasen hatte niemand den anderen gekannt. In verschiedenen Stadtteilen fand man sie. In verschiedener Lage. Verschiedenen Weges waren sie an ihr Ziel gelangt.

Die Recherchen der Polizei ergaben keine Zusammenhänge. Nur Zeitpunkte wurden aufgefunden, Vermutungen eines Hintereinanders — kein Miteinander, keine Verschwörung.

Der zeitlich erste der Selbstmörder war Violinlehrer Friedrich Koerber, siebenunddreißig Jahre alt. Einige hatten ihn offenen Mundes im Zentrum der westlichen Stadt gesehen. Lächelnd wie unter Zug und Zwang eines tonweltlichen Gedankens über die Potsdamer Straße schreitend, schwang er sich auf das Geländer der Brücke. Kopfschüttelnd stieg er wieder ab, entledigte sich des Rocks und der Weste. Niemand, der ihn lächeln sah, bezweifelte eine Filmaufnahme. Der elegante Akrobat sprang über die Brustwehr ins schwarze Wasser. Schöpflings wieder emportauchend, schwamm er in guter Geometrie ein paar harmonische Figuren. Wie die Umstehenden einmütig sahen, mit friedlich festgeschlossenen Augen. Plötzlich verzerrte sich sein Gesicht — und er verschwand wie ein Stein in der Tiefe.

(Schluß folgt.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Dezemberwoche

Die Entscheidung über die Reichsbankpräsidentschaft wird, bis diese Zeilen im Druck erscheinen, vermutlich schon gefallen sein, und nachdem das Votum des Reichsrats zugunsten Dr. Schachts ausgefallen ist, wird auch von der überaus vorsichtigen Natur des Reichspräsidenten nicht zu erwarten sein, daß er sich noch zu irgend welchem Kompromiß verpflichtet glaubte. Damit würde unter normalen Verhältnissen keine Notwendigkeit mehr bestehen, auf die erbitterten Kämpfe, die um dieses Amt in den letzten Wochen geführt worden sind, noch einmal, rekapitulierend, zurückzukommen, — selbst jene häßlichen persönlichen Verleumdungen zwiefacher Art, mit denen besonders aus der Münchener Dunkelkammer und unter heimlicher Führung eines dort ansässigen ehemaligen Reichsbankdirektors die Kampagne gegen Herrn Schacht betrieben wurde, könnten als überholt dem großen Museum sonstiger politischer Niederträchtigkeiten dieser liebenswürdigen Zeit einverleibt werden. Indessen haben wir in Deutschland nun schon zu oft die Beobachtung gemacht, daß es Methoden gibt, einen unbeliebten Amtsleiter nicht nur von oben, sondern auch von unten her matt zu setzen, als daß wir nicht aufmerken müßten, wenn ein so schwer belastetes Blatt wie Herrn Stinnes' „Deutsche Allgemeine" schon jetzt beginnt, den Direktoren und dem Zentralausschuß der Bank unter der bekannten Maske einfacher Tatsachenfeststellung eine Taktik passiver Resistenz zu empfehlen. Am gleichen Nachmittag, an dem die Abstimmung des Reichsrats stattfand (deren Ergebnis kaum noch zweifelhaft war), begann das Blatt mit seinen Drohnungen:

> „Schließlich sollte man doch meinen, daß es eine Unmöglichkeit sein dürfte, dem Reichsbankdirektorium einen Präsidenten aufzuoktroyieren, den es unter keinen Umständen wünscht, zumal dem Reichsbankpräsidenten lediglich die Rolle des „primus inter pares" zufällt."

Am nächsten Morgen, nach vollzogenem Votum, schlug es beharrlich weiter in die nämliche Kerbe:

> „Der Zentralausschuß und das Direktorium der Reichsbank haben noch in einer gestern abgehaltenen Sitzung an der Kandidatur Helfferich festgehalten. Ob dieses Votum nur dem „besseren Mann" galt oder ob sich in ihm ein ausgesprochener Widerstand gegen Schacht aussprach, entzieht sich unserer Kenntnis. Das Auftauchen der Kandidatur Urbig läßt beinahe auf das letztere schließen. Offenbar wird Dr. Schacht sowohl im Reichsbankdirektorium wie im Zentralausschuß einige Widerstände zu überwinden haben."

Es würde eine Naivität erfordern, die nach den Vorgängen im Falle Erzberger, Rathenau, Wirth und Severing wohl nur noch politische Kinder aufbringen können, zu erkennen, wohin diese Hasen laufen: auf die Mobilisation der Nachgeordneten wider den Chef, auf die Mobilisation des Apparats wider den, der ihn lenken soll! Diese Absicht von allem Anfang an zu demaskieren, ist aber nicht nur deshalb wichtig, weil die öffentliche Meinung eine wertvolle Hilfe für den neuen Präsidenten in dem bevorstehenden Kampf um seine interne Autorität sein kann, sondern auch deshalb, weil sie aufs neue zeigt, aus welchem Winkel eigentlich die Widerstände gegen eine starke und zeitgemäße zentrale Geld- und Diskontpolitik stammen und weil dadurch wiederum Gedanken darüber angeregt werden, welches die eigentlichen Aufgaben der Reichsbank in diesen Zeitläuften sein müssen. Das Thema ist umfassend, es ist in wenigen Zeilen nicht zu erschöpfen. Aber wer die ökonomische Struktur des heutigen Deutschlands übersieht, der wird nicht im Zweifel darüber sein können, daß die Reichsbank, — wenn es in Havensteins Anfängen ihre historische Mission war, eine monopolistische Hegemonie der Großbanken im deutschen Wirtschaftsleben zu verhindern, — heute, da die Banken in Wahrheit Satrapen der Ur-Industrie geworden sind, ihre historische Mission verfehlen würde, wenn sie ihre Geldpolitik nicht so konzipierte, daß dieser Ur-Industrie wenigstens ein Teil ihrer schon errungenen Hegemonie systematisch wieder entrissen würde. Jede Reichsbankpolitik, die heute den Namen verdient, wird eine Politik der Verteidigung allgemeiner Wirtschaftsinteressen gegen die Sonderinteressen der Schwerindustrie sein müssen, und der Widerstand der Schwerindustrie gegen Schacht beweist, daß der Reichsbankpräsident von morgen — nach der Meinung von Leuten, die Anlaß zu dieser Meinung haben müssen —, das Ziel erkennt, dem zuzustreben er berufen ist. In der Tat scheint Herr Schacht die letzte Bremse, die die rasend vorwärtsströmende Lokomotive vielleicht noch aufhalten kann. Das ist die Ursache des Hasses wider ihn, das ist die Ursache für den neuen Vorsatz, ihn von unten her vielleicht noch lahmzulegen. Wir hoffen, daß dieser Vorsatz, beizeiten entlarvt, an der Energie des neuen Mannes scheitern wird und daß endlich ein System bemerkbar wird, wo bisher nur vollste Desorientierung herrschte. Welche Maßnahmen sind für den Anfang nötig? Ich möchte, da sie Stoff genug zur Erörterung geben werden, zunächst nur eine überraschende nennen: schleunigste Inhibierung weiterer Rentenmark-Ausgaben, schleunigste Inhibierung der Rentenmarkkredite an die Privatwirtschaft, die in einem mit Zahlungsmitteln offensichtlich vollkommen gesättigten Markt zugunsten der Kreditnehmer nur eine Summe hineinpumpen würde, deren inflatorische Wirkung aus allem Zweifel steht.

GLOSSEN

WELTRÄTSEL

Zwei Fragen, mit denen sich die Menschheit von Anbeginn gequält hat, seit Jahrtausenden, sind geklärt worden — und gleich ein paar andere, aktuell-politische dazu: alles diese Woche in München. Der Fall wird Aufsehen erregen:

Ich verkehre jetzt viel mit Herrn Unteroffizier Franke I vom Pionierbataillon der Reichswehr, VII. Division: wir pflegen in der „Brennnessel" zu schwatzen, einer Weinkneipe.

Herr Franke I ist der Aufklärung und Wissenschaft zugetan. Er befragte mich gestern — unversehens — sozusagen in einem Atem — über: die Existenz Gottes; das Fortleben nach dem Tode; und die Realität der metapsychischen Erscheinungen.

„Lieber Herr Unteroffizier," sprach ich, „diese Erscheinungen sind einstweilen strittig in jedem Belang. Man weiß nicht, ob und inwiefern sie echt sind; ob, falls sie bestehen, ein Zusammenhang vorhanden ist mit einer überirdischen Welt. Und Gott? Richten Sie sich nach Ihrem Herzensbedürfnis und Glauben ein — von der Wissenschaft haben Sie eine Entscheidung nicht zu erwarten..."

Franke I hatte sofort heraus, daß ich kneifen wollte.

„Sso?" rief er. „Die Herren Doktern wissens no net? Des wern mir glei ham."

Führte mich in die Kaserne und gebot militärisch kurz:

„Pionier Schleimhuber! Pionier Naus! Pionier Stagel! Tischrücken!"

Die Mannschaft trat stramm an. Schon nach einigen Minuten rührte sich der Tisch.

„Halt!! Wer da?" rief Franke.

Das Tischchen antwortete schüchtern und zögernd:

„E . . . i . . . s . . . n . . . e . . . r."

„Sso," schmunzelte Franke I. „Kurt Eisner?" Und dann energisch: „Geist Eisner!"

Der Tisch neigte sich leise: „Hier."

Franke — in dienstlichem Hochdeutsch: „Gibt äs ein Fortläbän nach däm Todä? — in Gott?"

Der Geist antwortete deutlich: „Zu Befehl, Herr Unterrroffizierr!"

Womit die Sitzung beendet war.

„Sso. Alsdann die Welträtseln saan glöst," sagte Franke befriedigt. Und kommandierte seinen Medien: „Still'standen! Wegtreten!"

Die Disziplin in der Truppe ist bewundernswert.

. . . Nebenbei belehrt uns der Vorfall über die Stellung der intersphärischen Sozialdemokratie zur deutschen Reichswehr.

Roda Roda.

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

I.

Rettungsrufe aus Strafanstalten

Ungefähr 70—80 000 Menschen gehen im Freistaat Preußen alljährlich durch die Zuchthäuser und Gefängnisse. Alle diese Menschen kommen zu 99/100 als geistig und körperlich gebrochene Menschen wieder in die Freiheit zurück. Wer erst einmal die Schwelle eines Gefängnisses oder Zuchthauses überschritten hat, ist in den meisten Fällen für die heutige Zeit verloren.

Der Arbeitsverdienst in diesen Anstalten ist ein geradezu jämmerlicher, sodaß die meisten Entlassenen mit einer Barschaft in die Freiheit kommen, die zu einer oder zwei Schrippen reicht. Ich begegnete Ende Oktober drei Gefangenen, welche rund 7 Jahre Zuchthaus verbüßt hatten. Ihr Arbeitsverdienst und ihre sonstigen Ersparnisse in den sieben Jahren betrugen pro Mann 104 Millionen. Das war in dieser Zeit gerade ein Betrag, der zu einer Mahlzeit gereicht hat. Wer nimmt einen entlassenen Gefängnis- oder Zuchthaussträfling? Wo Hunderttausende von Arbeitslosen alle Städte und Dörfer bevölkern, da ist für den entlassenen Sträfling kein Platz. So irrt er einige Tage hungernd und frierend umher, um dann, wenn der Hunger am grimmigsten wird, rückfällig zu werden, und dann geht es mit ihm mit Riesenschritten bergab.

Die Behandlung in den Zuchthäusern und Gefängnissen ist barsch und kurz. Mißhandlungen sind, nach vielen Berichten, an der Tagesordnung. Die schlechte Bauart der Gefängnisse verschärft die Qual, noch mehr aber die Überlastung der Unterbeamten, die durch die Überarbeit nervös und leicht reizbar sind. In den Gefängnissen wird furchtbar gehungert. Die Briefe, die man täglich erhält, lassen einem das Blut in den Adern erstarren. Bei der immer größer werdenden Armut des Staates ist es ja selbstverständlich, daß bei den Gefangenen am ersten gespart wird. Fett bekommen die Gefangenen fast garnicht mehr zu sehen. Ein junger Mensch, der vier Jahre Gefängnis hinter sich hat und Anfang nächsten Jahres entlassen werden soll, klagt mir in seinem Brief:

„Die Kräfte schwinden immer mehr. Wenn es wenigstens möglich wäre, daß ich die letzten paar Monate etwas Fettzusatz bekäme, damit ich meinen Beruf als Schlosser bei meiner Entlassung wieder aufnehmen könnte."

Der Gefangene verlernt sein Handwerk, die Muskeln werden weich, denn der heutige Strafvollzug gestattet nicht, daß die Gefangenen nach ihren Fähigkeiten beschäftigt werden. So sitzen denn auch die politischen Strafgefangenen in ihrer kahlen kalten Zelle, zermartern sich den Kopf über ihr eigenes Elend und das ihrer Frauen und Kinder in der Freiheit. In den meisten Strafanstalten fehlt jegliche Bibliothek, sodaß die Gefangenen auch geistig verkümmern müssen. Wie es in den Zuchthäusern zugeht, wie namentlich die politischen Gefangenen behandelt werden, beweist ein Antrag, den meine Freunde und ich im Preußischen Landtag eingebracht haben. In Celle sitzen zwei Brüder Spann, die anläßlich der Märzaktion im Jahre 1921 zu je 15 Jahren Zuchthaus verurteilt worden sind. Zwei baumstarke Menschen überschritten im Jahre 1921 die Schwelle des Zuchthauses in Celle; heute schreibt der eine Bruder:

„Ich habe gestern meinen lieben Bruder sprechen dürfen, war aber so erstaunt über sein schlechtes Aussehen, daß ich einen Schreck bekam. Wie er aussieht, kann ich Euch nicht schildern; er ist nur noch ein Skelett. Ich habe ihn aufgegeben und das furchtbarste ist, daß er selbst fühlt, daß er am Ende seiner Kräfte ist. Erst am 8. Dezember hat man sich entschlossen, ihn ins Lazarett zu tun.

Er ist aber nicht mehr in der der Lage, sich allein aus dem Bett zu erheben. Er hat sich durch die Strafhaft die Schwindsucht geholt und in derselben Zelle, wo mein lieber Bruder krank geworden ist, liege ich jetzt mit noch zwei anderen Kameraden, ohne daß die Zelle desinfiziert worden ist, und wir haben nun die Aussicht, uns ebenfalls den Keim der Schwindsucht zu holen."

Schließlich zitiere ich noch aus meinem Urantrage, den ich am 11. September 1923 im Landtag eingebracht habe:

„Am 12. August 1923 wurden in der Strafanstalt Lichtenburg die politischen Gefangenen, auch einige Kriminalgefangene, von dem Hauptwachtmeister Pripellius, Oberwachtmeister Bankrath und dem Oberwachtmeister Wolf in der grausamsten Weise mit Gummiknüppeln verprügelt. Etwa zwanzig bis an die Zähne bewaffnete Beamte sicherten die Exekution. Der Direktor Nicolai war Augenzeuge. Der Bürobeamte Scheffel versetzte nach geschehener Mißhandlung jedem der politischen Gefangenen einen Tritt, sodaß sie die Treppe hinunterstürzten. Die Mißhandelten mußten den Tag und die darauffolgende Nacht, einzelne sogar bis zur Dauer von vierzehn Tagen im Hemd auf Steinfliesen im Arrest verbringen."

Eine Antwort hat der preußische Justizminister bis heute nicht erteilt.

Menzel,
Mitglied des Landtages.

2.

Sowjetrussisches Familienrecht

Im Hefte 43 des T-B (vom 27. Oktober) befindet sich ein Artikel über sowjet-russisches Familienrecht, worin es auf Seite 506 heißt: „Der wichtigste Grundsatz des gesamten russichen Familienrechtes . . . das aber weder den Kindern irgend einen Anspruch auf das Vermögen der Eltern noch den Eltern irgend ein Anrecht auf das Vermögen der Kinder zusteht. Jedes Erbrecht ist aufgehoben."

Dazu bemerke ich, daß es in dem russischen bürgerlichen Gesetzbuch § 416 ausdrücklich heißt: „Es wird gemäß dem Gesetz und gemäß Testament eine Erbschaft im Werte von nicht mehr als 10 000 Goldrubel — allgemeiner Wert des Erbvermögens — zugelassen".

Der § 417 lautet: „Wenn der allgemeine Wert des Erbes 10 000 Goldrubel übersteigt, so wird zwischen dem Reich einerseits, und den Privatpersonen andrerseits, die das Erbe erhalten sollen, eine Teilung oder Liquidation des Teiles des Erbes übersteigt, und zwar zu Gunsten der interessierten Organisationen des Reiches".

Im folgenden § 418 liest man: „Der Kreis der Personen, die gemäß dem § 416 als Erben bestellt werden, wird begrenzt durch die Nachkommen in gerader Linie (Kinder, Enkel, Urenkel) und den überlebenden Ehegemahl, ebenso durch die arbeitsunfähigen und vermögenslosen Personen, die mindestens ein Jahr lang bis zum Tode des

Verstorbenen tatsächlich vollständig auf seine Kosten gelebt haben."

Daraus und aus den folgenden §§ 419-435, die hier nicht alle aufgeführt werden können, geht ohne weiteres hervor, daß die Behauptung des Herrn Franz Fuerth, des Verfassers Ihres Artikels, nicht den Tatsachen entspricht.

Im übrigen wird es Sie vielleicht interessieren, daß das „Tagebuch" hier in Rußland von vielen Deutschen gierig verschlungen wird, als offenbar einzige Nachrichtenquelle, die die Dinge so schildert, wie sie sind.

TISCH MIT BÜCHERN

Paul Nettl: Alte jüdische Spielleute und Musiker (Verlag Dr. Josef Flesch, Prag).

Ein verblüffendes Buch des Musikhistorikers an der Prager Deutschen Universität. Der Einfluß der gesamteuropäischen Musik — vom frühen Mittelalter an — auf die jüdische synagogale und außersynagogale Musik ist wohl noch niemals so klargestellt worden wie in dieser grundgelehrten (aber darum doch nicht etwa langweiligen!) Schrift. Besonders wertvoll sind die Hinweise auf die Beziehungen, die zwischen dem jüdischen und dem christlichen Minnesang bestanden. Das glänzendste und bekannteste Beispiel dafür ist der jüdische Minnesänger Süßkind von Trimberg, der noch ein Kind war, als Walther von der Vogelweide starb. Vieles in dieser jüdischen Minnedichtung ist konventionell wie in der gleichzeitigen christlichen. Aber man nehme ein Gedicht wie dieses:

„Ich will mir einen langen Bart
Lassen wachsen mit grauen Haaren.
Ich will nach alter Judenart
Fortan durchs Leben fahren,
In einem Mantel, weit und lang,
Tief unter einem Hute,
Scheu mit demütiglichem Gang,
Will singen nicht mehr höfischen Gesang,
Entblößt von der Herren Güte."

Aus der Schlußzeile springt plötzlich die Kralle eines echten Dichters hervor. *F. S.*

GANZ WIE BEI UNS

Der bekannte französische Verleger Albin Michel hat sich interviewen lassen und dem Ausfrager erklärt:

„Mir kommt es nicht auf Gruppen oder Richtungen an. Ich will Bücher haben, die das große Publikum interessieren. Für einen Verleger muß es vor allem darauf ankommen, die Masse zu gewinnen. Um auf meine Kosten zu kommen, muß ich von jedem Buch mindestens 5000 Exemplare verkaufen. Erst vom zehnten Tausend an wirft ein Buch wirklich Gewinn ab, wenigstens ist es so bei meinen Romanen, die 400 Seiten stark sind und 6,75 Fr. kosten.

Im Anfang hat sich das Publikum über die Verteuerung der Bücher

beklagt. Aber die Herstellungskosten — Papier, Druck, Einband usw. — sind 5mal so hoch als vor dem Krieg.

Ich habe in 5 Jahren mindestens 150 Bücher herausgebracht, an denen ich durchschnittlich 5000 Fr. verloren habe. Um solche Verluste aushalten zu können, muß man eine solide Basis haben. An Romanen, selbst denen, die eine hohe Auflagenziffer erreichen, verdiene ich nichts. Meine Basis sind Bücher wie: „Die Traumdeutung" oder „Wie werde ich ein perfekter Gärtner?" und die Volksausgaben zu 25 Centimen. Literatur ist eine Luxusware.

Vor dem Krieg ging ein Zehntel der französischen Produktion nach Rußland und den Balkanländern. Diese Absatzgebiete fallen jetzt ganz aus.

Ein Band zu 7,50 Fr. wird viermal weniger verkauft als der gleiche Band zu 6,75 Fr. Dagegen hat meine Serie zu 3,75 Fr., die ein gutes, volkstümliches Buch bieten sollte, gar keinen Anklang gefunden.

(Nach „Les nouvelles littéraires".)

ANEKDOTE

Dumas der Jüngere erzählt über seinen ersten Besuch bei Victor Hugo: Hugo war krank. Wie geht's Charles?" fragt ihn Dumas. (Charles war noch in der Schule.) „Ganz gut; aber seine Mutter will nicht, daß Sie sich mit ihm abgeben. Sie haben Liebschaften." — „Lieber mit zwanzig Jahren Liebschaften als mit vierzig Jahren Laster."

———

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 50):

Redaktion des „Tage-Buch: Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15; Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck von Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kč., in Österreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, fünfte Dezemberwoche

Nun haben wir also auch in Deutschland den Rundfunk. Am ersten Weihnachtsfeiertag hat der Reichskanzler Dr. Marx mit einer Ansprache den deutschen Radiodienst eingeweiht. Daß man Herrn Dr. Marx in Emden und Konstanz besser verstand als sonst im Reichstagsgebäude auf den Tribünen, das gehört zu den angenehmen Eigenschaften des Radios. Lange genug hat uns unsere Bürokratie den Rundfunk vorenthalten, der in England und Amerika längst gang und gäbe ist. Offenbar war sie aus ähnlichen Gründen dagegen, aus denen sich vor 85 Jahren Friedrich Wilhelm III. gegen den Bau von Eisenbahnen in Preußen sträubte: „Kann mir keine besondere Glückseligkeit dabei denken, daß man einige Stunden früher in Potsdam ankommt." Nun handelt es sich aber weder bei den Eisenbahnen noch beim Rundfunk um eine Sache der Glückseligkeit oder des bloßen Vergnügens, sondern vor allem um eine praktische Angelegenheit. Und eben zu dieser Erkenntnis ist unsere Bürokratie erst reichlich spät vorgedrungen. Nun müßte der Rundfunk möglichst so weit verbilligt werden, daß er großen Kreisen der Bevölkerung zugänglich wäre. Denn es wäre z. B. für dieses so unpolitische deutsche Volk interessant, ja lehrreich, einmal mit eigenen Ohren die Reden etwa Poincarés, Lloyd Georges, Mussolinis zu hören. Wie immer man über diese Halbgroßen denken möge —, mit eigenen Ohren die eiskalte juristische Logik des Franzosen, den übersprudelnden Witz des Wallisers und die prasselnde, pathetische Leidenschaftlichkeit des dritten zu vernehmen, das könnte dem Deutschen nur nützlich sein. Vielleicht würde er dann manche ihm heute noch unbegreiflichen Folgen solcher Reden besser verstehen. Es ist ja sehr nett, wenn wir auch in Zukunft die sanft-väterlichen Ermahnungen des Herrn Dr. Marx zu hören bekommen. Aber es kann unserem politischen Fischblut erst recht nicht schaden, wenn wir erschreckt werden durch Mussolinis Aufschrei: „Rom oder der Tod!"

Wir Deutschen sind so sehr in unsere eignen Nöte eingesponnen, daß wir die außenpolitischen Ereignisse nicht mehr sehen, sobald sie dem äußeren Anschein nach nicht unmittelbar Bezug auf uns haben. Daher haben wir nicht den englisch-afghanischen Konflikt beachtet, obwohl aus ihm früher oder später einmal die Flammen eines neuen großen Krieges emporschlagen können, der auch uns vielleicht in Mitleidenschaft ziehen wird. Noch ist — in dem konservativen Ministerium Baldwin — Lord Curzon Leiter der britischen Außenpolitik. Noch kann Curzon vor Baldwins Rücktritt den letzten günstigen Augenblick benutzen, um durch eine bestimmte Wendung in der britischen Zentral-Asienpolitik die auswärtige Politik Englands so festzulegen, daß jedes nachfolgende Ministerium, von welcher Partei es auch sei, daran gebunden bleibt. Die mittelasiatischen Angelegenheiten sind Lord Curzons wahres Element. „Indien ist der Pivot unserer Politik," hat er schon vor etwa zwanzig Jahren geschrieben. Alle äußere Politik Englands ist letzten Endes nur im Hinblick auf Indien zu verstehen. Um Indien zu beherrschen, muß England fest im Besitze des Glacis sein, der seinen indischen Besitzungen vorgelagert ist. Daher war die Gewinnung der zusammenhängenden Landlinie Kairo-Bombay für England eine Lebensnotwendigkeit. Daher auch darf England den russischen Einfluß weder durch die Dardanellen hindurch- noch nach Afghanistan hinein-sickern lassen. Die einzelnen Streitpunkte, die es heute zwischen England und Afghanistan gibt, sind belanglos. Wichtig ist der afghanische Konflikt nur als eine der vielen Stationen in dem zweihundertjährigen Kampfe Englands gegen seinen Urfeind Rußland. Will Lord Curzon wirklich nur seinen Nachfolger festlegen? Oder soll der Vorstoß gegen Abghanistan die Hinauswerfung Rußlands aus einer Vorfeldstellung bedeuten —, in einem Augenblick russischer Schwäche? Oder tastet England nur die russische Front ab? Oder ist der Stoß gegen Afghanistan die Einleitung zu einer großen militärisch-diplomatischen Offensive? Wie dem auch sei: die Rückwirkungen auf Europa werden sich zeigen, und Deutschland wird sie zu spüren bekommen. Denn es gibt kein Unternehmen — sei es für, sei es gegen Rußland —, dessen Reflexe wir nicht am eignen Leibe fühlten. Sollte Englands Vorgehen gegen Afghanistan etwa zu einem allgemeinen Aufruhr gegen die dort lebenden Europäer führen, so wird England, wie fast immer in seiner Geschichte, das Glück haben, in seiner eigensten Sache zugleich eine Sache Gesamteuropas zu führen. Und es wird genug Narren in Deutschland geben, die den Engländern moralisch und vielleicht auch noch auf andere Weise diese Art des Vorgehens gegen Rußland erleichtern werden. *I. V.: Dr. Friedrich Sternthal.*

DAS FÜNFTE JAHR

Mit dem nächsten Heft beginnt das Tage-Buch sein fünftes Lebensjahr.

Es wird, wenn unser aller Hoffnung sich erfüllt, ein Jahr werden, in dem nicht mehr die grauenhafteste aller Kalamitäten, die Währungskalamität, zu tagtäglichem Kampf ums Primitivste nötigt, — ein Jahr, in dem daher nicht mehr nur an Erhaltung, sondern auch wieder an Entwicklung gedacht werden kann.

Daß die Gemeinde treuer Leser, die wir in den abgelaufenen vier Jahren in stets wachsender Zahl um uns sammeln konnten, auch in dieser neuen Periode nicht zusammenschrumpfen wird, dessen sind wir ganz gewiß. Das Tage-Buch, fern dem Gebrüll der Straße und der Verwahrlosung des Verfalls, ist von ihnen tatsächlich als das erkannt worden, was es von seinen Anfängen an zu sein erstrebte: eine Arche, die zu ihrem Teil mithelfen soll, die Saatkörner einer besseren Kultur in bessere Zeiten hinüberzuretten. Wer bisher dieses Ziel und seine Notwendigkeit empfand, wird auch im nächsten Jahr nicht anders empfinden.

Aber das Tage-Buch braucht, wenn es seine Aufgabe auf immer steigendem Niveau erfüllen soll, nicht nur die alten Leser, es braucht ständig neue. Wir bitten unsere Freunde daher, noch mehr als bisher für uns zu werben. Jeder alte Abonnent ist ein Stück unseres moralischen Kapitals; jeder neue ist ein Stück unseres moralischen Reservefonds. Das eine auch unter den Verwüstungen der Inflation unverwässert erhalten, ja: erhöht zu haben, ist unser Stolz; den anderen nach verbrauchter Inflation rasch hochzusteigern, unser Vorsatz.

Von jedem alten ein neuer Abonnent: das würde die Verdoppelung unserer Auflage, und damit zugleich die Sicherung einer für Deutschland im Augenblick leider sagenhaften Qualität bedeuten! An dieser Qualität auf dem Wege über das Abonnement mitzuarbeiten, fordern wir an der Schwelle des fünften Jahrgangs unsere Leser auf.

Dem Hefte liegt eine Zahlkarte für das 1. Quartal 1924 bei. (Evtl. Monatsabonnements à 1,50 M. wolle man durch handschriftliche Zahlkarte auf unser Postscheckkonto Berlin 15 129 entrichten.) Wir bitten, Gebrauch davon zu machen und uns zugleich mindestens einen neuen Bezieher anzugeben.

Redaktion und Verlag des T.-B.

Die übliche Jahresbetrachtung wird feststellen, daß sich die gesamte Papiermarkzirkulation zu Anfang 1923 nur auf 1,28 Billionen belief, — auf weniger also, als heute jeder Lehrling in der Westentasche herumträgt, — daß sie sich bis Jahresschluß aber ums rund Vierhundertmillionenfache gesteigert hat. Sie wird ähnliche sogenannte Marksteine der Entwicklung hinsichtlich der schwebenden Schuld feststellen, mit dem Vorbehalt, daß die wirkliche Endziffer dieser Schuld infolge mehrwöchigen Ausbleibens der Dekadenbilanzen nur schätzungsweise ermittelt werden kann. Sie wird schließlich aber mit Genugtuung darauf hinweisen, daß wir gegen Jahresende nun doch glücklich in ein Stadium offensichtlicher Sanierung eingetreten sind, wodurch sich die begründete Hoffnung ermöglichen läßt, daß wir nunmehr aus dem Schlimmsten heraus sind und daß deutsche Tüchtigkeit und deutscher Opferwille uns phönixgleich wieder emporführen werden, aus Nacht zum Licht, aus Trümmern zum Wiederaufbau.

Es ist nicht meine Absicht, auf diesem Felde mitzupflügen. Obwohl das Gelingen einer Sanierung, die so verzweifelt spät begonnen worden ist wie die unsrige, nicht mit Gewißheit garantiert werden kann, neige auch ich der Meinung zu, daß die deutsche Sanierung, wenn auch mit Würgen und Hängen, selbst jetzt noch zum Ziele führen wird. Aber gerade, weil ich das meine, ja, gerade weil ich sicher bin, daß eine frühzeitigere Anstrengung noch viel rascher und ungefährdeter zum Ziele geführt hätte, halte ich den Augenblick für gekommen, in dem es reinlichkeitshalber notwendig geworden ist, sich mit letzter Schroffheit von der Vulgärexegese abzuwenden.

Der Grundgedanke aller Vulgärkommentatoren ist, daß die Zustände, die wir drei Jahre lang grausend erlebt haben, unter der Herrschaft des Friedensvertrages und seiner außerordentlichen Folgen das Normale, das Natürliche für Deutschland gewesen seien und daß die Sanierung ein Unternehmen sei, den normalen, den natürlichen Lauf der Dinge durch ganz besonders raffinierte Veranstaltungen in eine zuträglichere Bahn zurückzulenken.

So wahr die Erde rund ist und sich dreht, ist diese Darstellung, die den Anspruch darauf erhebt, die patriotische zu sein, von Anfang bis zu Ende ein skandalöser Schwindel. Die Sanierung müßte im Sande verlaufen und das Jahr 1923 würde ohne Lehre geblieben sein, wenn nicht schon die ersten Schritte der neuen Ordnung die endgültige Erkenntnis in alle Hirne brächten, daß nicht die Sanierung die raffinierte Veranstaltung ist, sondern daß die sogenannte Krankheit es war; und daß nicht die Zustände, die wir erleben mußten, dem natürlichen Lauf der Dinge entsprechen, sondern daß gerade erst

die Sanierung nichts anderes bedeutet als die Rückkehr zum natürlichen Verlauf der Dinge.

Mit einem Wort: das schwarze Jahr 1923 hat uns sowohl die gigantischste Steigerung als auch die endgültige Decouvrierung der gewissenlosesten, der niederträchtigsten, der infamsten Wirtschafts- und Finanzgebarung gebracht, von der die Bücher der Geschichte zu berichten wissen, und jede Bilanz, die diese Wahrheit zu verschleiern trachtet, ist ebenso falsch und ebenso wertlos, wie die Bilanzen aller deutschen Wirtschaftsunternehmungen seit drei Jahren falsch sind, diese freilich, zum Teil wenigstens, zwangsläufig.

Allen, die an der Wahrheit dieser krassen Formulierung zweifeln, sei nur die eine Frage vorgelegt: Warum war die Sanierung, von der heute jedermann berechtigterweise glaubt, daß sie im Gange ist, nicht schon in einem früheren Stadium möglich? Warum war sie nicht mindestens ebenso früh möglich wie in Österreich oder in Sowjetrußland? Was hat sich seit 1920 zum Besseren gewandt? Alle Vorbedingungen für die Sanierung waren im November 1923 tatsächlich schlechter als damals. Wir haben das Rheinland und die Ruhr verloren, die vor zwei Jahren noch fest in unseren Händen waren; wir haben eine Bevölkerungsschicht vollkommen verelenden lassen, die einen der ergiebigsten Steuerträger repräsentierte, deren Vermögen heute aber an Schichten übergegangen ist, von der Steuern viel schwerer beitreibbar sind; wir haben an Nervengut in uns selbst und an moralischem und finanziellem Weltkredit fast die ganzen Reste dessen eingebüßt, was wir noch vor zwei Jahren unser eigen nennen konnten. Und was die Hilfe aus dem Auslande betrifft, ohne die angeblich nichts zu machen war, so ist nicht nur zu sagen, daß sie uns bis zum heutigen Tage ja doch noch nicht geworden ist, sondern auch daß die stimmungsmäßigen Vorbedingungen heute tatsächlich schlechter sind als früher. Es ist richtig, daß die Stimmung der großen Volksmassen des Auslandes teilweise ein wenig zugunsten Deutschlands abgeschwenkt ist. Aber die Stimmung bei den großen Finanzkapitänen der Welt, die ganz anderen Antrieben gehorcht als die des Publikums, war sogar unmittelbar nach Kriegsschluß vertrauensvoller als heute, nachdem der deutsche Finanzbetrieb sich Jahr um Jahr mit eiserner Beharrlichkeit den Methoden solventer Geschäftsführung widersetzt hat. Was also ist besser geworden seit 1920? Auf der ganzen Linie haben die Zustände sich verschlimmert. Wo früher ein Steinchen lag, liegt heute ein Fels. Und dennoch war auf einmal das Wunder möglich? Und dennoch gelang es auf einmal, zu stabilisieren? War es der liebe Gott persönlich, der sich bemühte? Oder ist es nicht weit eher so, daß man sich in früheren Stadien überhaupt nicht bemühte, das unschwer erreichbare Ziel zu erreichen?

Es ist so, es ist zu unserer Schande so. Ich gebe den Finanzministern, die bis heute am Ruder waren, jeglichen Beschränktheitskredit. Ich gestehe ihnen zu, daß sie guten Willens Dinge taten, deren Tragweite sie garnicht zu ermessen wußten. Auch der überragenden Mehrheit des Parlamentes räume ich gern alle mildernden Umstände ein, auf die Unbildung, Verkalkung und kindliche Naivität einen gerechten Anspruch erheben können. Aber das alles ändert nichts daran oder beweist nur noch mehr, daß hinter diesen Nullen doch irgendwelche treibenden Kräfte gestanden haben müssen und daß diese Kräfte vollkommen darüber unterrichtet waren, was sie taten und warum sie es taten, was sie verhinderten und warum sie es verhinderten. In Wahrheit haben sie aus der Zerstörung der deutschen Finanzwirtschaft, die sie dadurch herbeigeführt haben, daß sie ihre Reorganisation verhinderten, das blendendste Geschäft für sich selbst gezogen. Und auf die Gefahr hin, von der Deutschen Allgemeinen Zeitung noch einmal als von Marschall Foch bestochen hingestellt, auf die Gefahr hin, mit Gassenschreibern verwechselt zu werden, erkläre ich, daß Herr Poincaré Recht hat, wenn er behauptet, Deutschland habe sich gar keine Mühe gegeben, seine finanzielle Lage ins Gleichgewicht zu bringen. Nur sind es nicht die Finanzminister und ist es nicht die Regierung, die aktiv die Hauptschuld daran tragen, sondern es sind eben jene Kreise, die aus der Verwahrlosung der Finanzen auch Nutzen zogen. Es war der bekannte doppelte Nutzen: erstens der negative, der darin bestand, daß trotz gesteigerter Bedürfnisse des Reiches erheblich weniger Steuern gezahlt wurden als früher und zweitens der positive Nutzen, der darin bestand, daß bei jedem neuen Sturz des Markwertes ein neuer Teil des Nationalvermögens ganz automatisch in die Hände derjenigen überging, die im Wege des Kredites immer neue Teile des Nationalvermögens vorhypothekarisiert hatten, um nach geschehenem Marksturz die Hypotheken wie einen kleinen Pokereinsatz zurückzuzahlen und das reale Objekt in Händen zu behalten. Jahrelang fortgesetzt ergab dies eine völlige Umschichtung des Nationalvermögens, indem immer größere Stücke wie von einer Saugpumpe rasch und rascher nach oben gepreßt wurden, sodaß das Ende des Liedes heute ein bis zum letzten ausgeplünderter Mittelstand, ein des letzten Sparpfennigs beraubtes Proletariat, ein des größten Teiles seiner Betriebsmittel entkleideter Einzelhandel und eine stark geschwächte Mittelindustrie ist, während darüber, bis zum Bersten aufgebläht, der große Wasserkopf derjenigen sitzt, die den nächsten Zugang zu den Kammern der Kredite hatten. Für sie, um ihretwillen, zu ihrem Nutzen ist es verhindert worden, daß das Reich beizeiten tat, was es nun, in verzweifeltster Not, schließlich doch tun mußte: die Geldverwässerung einzustellen, und, komme was da wolle, sich selbst

einen unbedingten Zwang aufzuerlegen, so viel einzunehmen, wie es ausgeben muß, und nicht mehr auszugeben, als es einnehmen kann.

Diese ganze Methode war die Methode eines Verbrechers, und wenn dieselben Leute, die hier für ihre eigenen Taschen und unter dümmsten Maskeraden das Geschäft konsequenter Ausplünderung betrieben, moralische Entrüstung über die Vermögensexpropriationen der Sowjetregierung markierten, so stand diese Hypokrisie nicht höher als das Getue der Weiß-, Blau- und Gelbbuchverfertiger in allen Ländern, von denen immer einer den anderen der Fälschung bezichtigte. Doch war es der Fluch der bösen Tat auch hier, daß sie fortzeugend Böses mußte gebären. Um die Besteuerung zu verhindern, mußte die Schmerzensarie von der großen Verarmung angestimmt werden, obwohl es zwischen 1920 und 23 eine wirkliche Verarmung gerade der leistungsfähigen Schichten garnicht gab, denn die damals abgeführten Reparations-Annuitäten wurden ja, auf dem Wege über die Geldfabrikation, ausschließlich aus den wirtschaftlich Schwachen herausgeholt („Sachwerterfassung", — nur nicht bei den Großbesitzern!). Um die Geldentwertung zu erklären, wiederum, mußte die Theorie von der passiven Handelsbilanz aufgebracht werden, an die, in immer noch unzerrüttetem Vertrauen auf die Gewissenhaftigkeit der Ämter, auch Mißtrauische so lange glaubten, bis sie langsam einsehen lernten, daß selbst hier der Wahrheit ein Schnippchen geschlagen war, und bis die Entwicklung in den letzten Monaten endgültig bewies, daß von einer passiven Zahlungsbilanz überhaupt nicht die Rede sein kann, (denn wie wäre es sonst auch nur im Dezember 1923 möglich gewesen, die Mark auf ihrem Stande zu erhalten?). Ist es notwendig, ein Wort über den Ruhrkrieg hinzuzufügen, ist es notwendig, die tierische Brutalität noch einmal zu charakterisieren, mit der man unter der Maske einer patriotischen Tat den Witwen, den Waisen, den ächzenden Handwerkern, den gepeinigten Grünkramhändlern, den wehrlosen Ladnern und den vergrämten Kleinfabrikanten bei hellichtem Tage den letzten Groschen und die letzte Betriebsrücklage aus der Tasche gestohlen hat —, alles immer wieder, um diejenigen zu schonen, die allein die Kosten hätten aufbringen können, und immer wieder mit dem gleichen Instrument, mit dem mörderischen Instrument des Papierfetzendruckes? Ist es notwendig, überhaupt daran zu erinnern, daß Werte ohne Grenze hier auf die Gasse geschleudert wurden, nur um zu beweisen, daß nicht Werte genug im Lande seien, um viel geringere Reparationen zu zahlen?

Von oben bis unten beschmutzt mit Lüge, Fälschung und Straßenräuberei tritt die deutsche Finanzwirtschaft in das neue Jahr. Von dieser Schmach, die zehntausendmal erniedrigender ist als der sogenannte Schmachvertrag von Versailles (dessen einzige Schmach höchstens auf der anderen Seite liegt), — von dieser Schmach, über

deren Beurteilung in der Welt das deutsche Volk natürlich nie ein Wort erfahren hat, Deutschland wieder rein zu waschen, wird vielleicht länger dauern, als es bei vernünftiger Politik gedauert hätte, es über die schlimmsten Folgen der Niederlage langsam wieder hinauszuheben. Vielleicht bedurfte es aber erst dieser letzten Entblößung, um selbst ein so leicht einlullbares Volk wie das deutsche mit all dem Ekel zu erfüllen, der es, will's Gott, unmöglich machen wird, das furchtbare Geschäft noch einmal aufzunehmen. Es beginnt jetzt zu sehen, daß alles, was man ihm jahrelang als unmöglich hingestellt hat, auf einmal, da die Not brennt, doch möglich wird: die Stabilisierung auch vor endgültiger Reparationsregelung, die Bilanzierung durch eigene Kraft, die Steuerzahlung, die Sachwerterfassung (als die erste, — Ironie des neckischen Schicksals! — die Helfferichsche Rentenhypothek-Erfassung!). Das Jahr 1923 hat auch diesen Schwindel demaskiert. Darf man hoffen, daß es so leicht auf keinen neuen mehr hereinfallen wird? Leider Gottes wohl ein übertriebener Optimismus.

„Ein Buch kann nie mehr sein als der Abdruck der Gedanken des Verfassers. Der Wert dieser Gedanken liegt entweder im Stoff, also in dem, worüber er gedacht hat, oder in der Form, d. h. der Bearbeitung des Stoffs, also in dem, was er darüber gedacht hat. Das Worüber ist gar mannigfaltig und ebenso die Vorzüge, welche es den Büchern erteilt. . . . Das Eigentümliche liegt dabei im Objekt; daher das Buch wichtig sein kann, wer auch immer der Verfasser sei. Beim Was hingegen liegt das Eigentümliche im Subjekt. Die Gegenstände können solche sein, welche allen Menschen zugänglich und bekannt sind; aber die Form der Auffassung, das Was des Denkens erteilt hier den Wert und liegt im Subjekt. Ist daher ein Buch von dieser Seite vortrefflich und ohnegleichen, so ist es sein Verfasser auch. Hieraus folgt, daß das Verdienst eines lesenswerten Schriftstellers um so größer ist, je weniger es dem Stoffe verdankt, mithin sogar, je bekannter und abgenutzter dieser ist."

Schopenhauer.

Im Verlag der Frankfurter Sozietätsdruckerei hat Fritz Schotthöfer eine wertvolle Studie über den Fascismus unter dem Titel „Il Fascio“ erscheinen lassen. Wir bringen daraus den Abschnitt, der sich „Der Geist der Gewalttätigkeit“ betitelt.

Der Fascismus ist ein Nebenprodukt des Krieges. Ich weiß nicht, wer das gesagt hat. Die Bemerkung trifft so sehr ins Herz des Problems, daß sie sich jedem aufdrängt. Sie gilt in doppeltem Sinne. Der Fascismus hat sich nur entwickeln können in den vom Kriege hinterlassenen Zuständen. Er ist in seiner Eigenart aber auch ein direkter Niederschlag aus der Kriegsatmosphäre, in der die Rechtsbegriffe vor der Verehrung der Kraft und des Krafterfolges schwinden. Der Fascio ist ein hinter die Front verpflanzter Sturmtrupp. Er bringt die nur auf Kampf eingestellte Geistesverfassung mit. Er eint Menschen aus den verschiedensten Stockwerken der Gesellschaft zu einer Gemeinschaft für eine bestimmte Aktion. Die Individualitäten treten zurück vor der Notwendigkeit der Tat. „In den Fascismus treten die heterogensten Elemente ein,“ schreibt der Sozialist Zibordi in seiner wertvollen sachlichen Studie, „da ist der berufsmäßige Vertreter der Gewalt, des Dolches und des Knüppels, und der idealistische Junge, der überzeugt ist, daß er das Vaterland vor dem Ruin rettet; da ist der „Tapfere“ aus den sozialen Niederungen und der romantische Jüngling, der einem edlen Glauben sich hingibt. Alle Reste und Ausströmungen des Krieges in dem, was an ihm am wenigsten schön ist, mischen sich mit den Rückständen und Produkten von aufrichtiger Exaltation, von Heldentum und Opfermut.“ Hauptsächlich aber sind die Anhänger aus dem Mittelstand und Kleinbürgertum gekommen. Der philofascistische Prezzolini sagt: „Die am höchsten begeisterten Anhänger des Fascismus fanden sich und finden sich unter jener dem Sport ergebenen Jugend, die mehr an den Turnsaal, an den Fußballplatz und an die Motorradrennen gewöhnt ist als an den Besuch der Bibliotheken.“ Dazu kamen viele, die dem Kriegshandwerk entstammten, frühere Offiziere und Unteroffiziere, die sich nach der Demobilmachung einen Weg ins bürgerliche Leben suchten. Diese Buntheit in der Zusammensetzung der fascistischen Scharen war am Anfang von geringem Einfluß auf die innere Einigkeit. Alle glühten noch von den Erlebnissen des Krieges und von Leidenschaft für den Kampf mit einem Gegner, dem man vorwarf, daß er die Früchte des Sieges sabotiere. Aber später wurde diese Zusammenwürfelung zur großen Schwäche, die der Fascismus niemals überwand.

Die Führer des Fascismus empfanden von Zeit zu Zeit das Bedürfnis, das System der Gewalttätigkeiten zu entschuldigen. Zerboglio sagt: „ . . . . . wenn es Flammen von Bränden, Verwundete, Tote, Ruhestörungen gab, so hat es sich stets um Erscheinungen von ziemlich lokalisiertem und umgrenztem Herd gehandelt, und diese

Brände gestatteten der Nation zu leben, indem sie sich rasch von den nacheinander erlebten Erschütterungen erholte. Und dem „wilden Fascismus“ kommt das Verdienst zu, mit Mitteln, die gewiß nicht evangelisch und in mehr als in einem Falle nicht einmal unerläßlich waren, eine völlige Revolution unterdrückt zu haben, die vielleicht nicht auf Italien beschränkt geblieben wäre.“

In diesen Sätzen liegt weit mehr Eingeständnis als eine Entschuldigung. Und nicht besser klingen die Rechtfertigungen, die Pietro Gorgolini, wie Zerboglio auch ein Überläufer aus dem Sozialismus, versucht. In seinem Buch zum Lobe des Fascismus: „Il Fascismo nella Vita Italiana“ schreibt er: „Wir behaupten, daß die fascistische Gewalttätigkeit an und für sich nicht existiert und niemals existiert hat. Es gibt keine katalogisierten und katalogisierbaren moralischen oder unmoralischen Handlungen, da die Moralität in uns ist, im Willen, der uns bewegt, in unserem tiefen Bewußtsein. Und wenn Töten unmoralisch ist, dann kann Nichttöten ebenso, wenn nicht unmoralischer sein.“

Mussolini selbst sagt: „Die Gewalttätigkeit ist nicht unmoralisch, sie ist manchmal moralisch. Wir bestreiten allen unseren Feinden das Recht, sich über unsere Gewalttätigkeiten zu beklagen, weil sie ein Kinderspiel sind im Vergleich mit jenen, die in den Unglücksjahren 1919 und 1920 oder von den Bolschewiken in Rußland begangen wurden, wo zwei Millionen Menschen getötet wurden und weitere zwei Millionen im Kerker schmachten. Auf der anderen Seite ist die Gewalttätigkeit lösend, weil sie Ende Juli und August (1922 nach dem Generalstreik) in achtundvierzig Stunden systematischer und kriegerischer Gewalttätigkeit das erreicht hat, was wir in achtundvierzig Jahren des Predigens und der Propaganda nicht erreicht haben.“ Mussolini unterscheidet zwischen der moralischen und der „stupiden“ Gewalttätigkeit. Freilich ist die letztere nur verwerflich wegen ihrer praktischen Unwirksamkeit. Bei anderen Gelegenheiten erklärte Mussolini: „Die Gewalttätigkeit ist für uns keine Laune und kein überlegter Vorsatz. Sie ist für uns keine Kunst um der Kunst willen. Sie ist eine chirurgische Notwendigkeit.“ Und er warnt wiederum vor der provokatorischen Gewaltaktion.

Diese mühsamen Sophismen beweisen nur, daß ihre Urheber das Widerrechtliche und Unmoralische der Gewalttätigkeit schwer empfinden. Gorgolini geht noch weiter. Der Fascismus, sagt er, habe niemals im Sozialismus den Gedanken zerstören wollen, sondern nur das, was darin nicht gedanklich ist, den brutalen, geschwollenen und darum korrumpierten Egoismus. Auch das kann nur jemand sagen, der sich schuldig fühlt. Die Heilungen, die nach dieser Darstellung der Fascismus am Sozialismus versucht hat, waren Radikalkuren, bei denen es dem Patienten ans Leben ging.

Die Gewalttätigkeit des Fascismus war in ein System gebracht worden. Die Ausbrüche individueller Leidenschaftlichkeit werden

überall im Lichte mildernder Umstände betrachtet. Gerade in Italien hat man sehr viel Verständnis für die Heftigkeiten der teste calde, der Hitzköpfe. Die planmäßige Vorbereitung des Gewaltakts verstärkt dessen Brutalität. Zu dieser Vorbereitung gehört vor allem der Ausbau des Fascio nach militärischem Vorbilde. Die Anlehnung an das altrömische Heerwesen hatte schon d'Annunzio für seine „Arditi" gesucht. Die Fascisten führten ihre Organisation aber mit viel größerer Energie, in viel größerem Maßstabe durch. Für die sogenannten Strafexpeditionen wurden Stoßtrupps gebildet, die auf den ersten Anruf mobilisiert werden konnten. Trotz der ewigen Mahnungen Mussolinis zur Disziplin fehlte es daran überall. Nach und nach waren die bewaffneten Scharen des Fascio zu einer freiwilligen Miliz geworden, die freilich nicht in der Hand des Staates war. Im Gegenteil — und auch das gehört in das System der Gewalttätigkeit —, der Fascio untergrub mit seinen ungesetzlichen Aktionen die Staatsautorität aufs tiefste. Die Regierung trat kaum gegen diese Ausschreitungen auf. Die schwersten Vergehen gegen die persönliche Freiheit, die Eingriffe in die verfassungsmäßigen Staatsbürgerrechte, die Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung und gegen das Eigentum blieben ungesühnt. Das Treiben des Fascio war zu einem Terror geworden, der um so stärker wirkte, je weniger die Gegner Widerstand zeigten oder ihre Niederlagen ohne Gegenwehr hinnahmen. Der physische Zwang gegen Personen nahm vielleicht oft Formen an, die an die derben Farcen des Mittelalters erinnerten. Aber das ändert nichts an der rechtlichen und moralischen Vergewaltigung, die darin lag. Heute, wo wir die Gewissensfreiheit als das Höchste betrachten, was der Staat dem Staatsbürger zu sichern hat, wo im Volke das Gefühl für die Freiheit der politischen Anschauung entwickelt ist, da wirkt auch ein unblutiger Zwang schon wie eine Folterung. Die Fascisten liebten es besonders, solchen Zwang gegen Einzelpersonen oder führende Gruppen anzuwenden. Und immer trugen diese Vergewaltigungen auch das Odium eines Überfalls auf Wehrlose.

Nach und nach griff der Fascio auch in die Staatsgewalt selbst ein. Er kehrte sich an kein besonderes Verbot, da er sich bewußt auf den Boden der Ungesetzlichkeit gestellt hatte. Sein Terror richtete sich gegen den Staat selbst. Er maßte sich an, überall da, wo ihm die Wirksamkeit oder die Politik der Regierung nicht paßte, mit seinen Stoßtrupps einzugreifen. Er forderte Entlassung von Beamten. Er bediente sich der Eisenbahnen. Er gebärdete sich als Staat im Staate. Der typischste Gewaltakt dieser Art war der Einbruch in Bozen, der die Unterdrückung der deutschen Verwaltung und Schulen zum Ziele hatte. Die Regierung befolgte damals in Südtirol noch eine Politik der Schonung gegenüber dem Deutschtum. Sie war noch bereit, ihre Versprechungen zu halten, die sie bei der Anglie-

derung gegeben hatte. Die Nationalisten hatten von Anfang an eine gewaltsame Italianisierung gefordert. Der Fascio nahm diese Forderung auf und führte seine Expedition gegen Bozen aus, die leider vollen Erfolg hatte. Von da an datiert die beschleunigte Unterdrückung der deutschen Sprache, die der Fascio mit der letzten Rücksichtslosigkeit durchführte, als er die Staatsmacht selber in Händen hatte.

Die Rechtfertigung eines solchen Systems mit den sogenannten idealen Zwecken ist, wie schon gesagt wurde, nur eine sophistische Verwirrung der einfachsten Rechtsempfindungen. Die Gewalttätigkeit hatte oft genug nichts mit diesen idealen Zwecken zu tun. Daß sich bei Revolten immer Elemente einmischen, von denen man nicht weiß, wo der Fanatismus aufhört und der Verbrecherinstinkt beginnt, ist selbstverständlich, aber die Urheber dieser Veranstaltungen tragen darum doppelte Verantwortung. Man hat nicht gehört, daß die Faschisten sich große Mühe gaben, sich von solchen Elementen rein zu halten.

Zu den allgemein politischen Motiven, die zur gewaltsamen Vernichtung der sozialistischen Organisationen führten, gesellten sich die wirtschaftlichen Interessen. Der Fascio sammelte seine Anhänger hauptsächlich in jenen Klassen, die sich von den Arbeitern bedroht fühlten. Das waren nicht überall die gleichen Klassen. Sie wechselten nach der wirtschaftlichen Struktur einer Provinz. Da, wo die sozialistischen Konsumvereine am stärksten entwickelt waren, wurde der Fascio kleinbürgerlich, um den kleinen Gewerbetreibenden anzuziehen. Er wurde agrarisch auf dem Lande, aber während er im Gebiete von Ferrara — wie Zibordi ausführt — arbeiterfreundlich auftrat, wurde er im Lomellina Feind jeder Organisation, die die Interessen der Arbeiter vertrat. Er drückte die Löhne und verlängerte die Arbeitszeit. Großbürgerlich wurde er in den Standorten der Großindustrie.

Der Fascismus war, wie Mussolini sagte, eine Bewegung. Die Versuche, ihm ein Programm zu geben, waren nur zur Aufstellung von Richtlinien gegeben. In diesem Aufflammen von Gewaltsamkeit war es selbst Mussolini unmöglich, ganz einheitliche Ordnung und Disziplin durchzuführen. Die örtlichen Führer betrachteten sich als eine Art Statthalter mit unbeschränkter Gewalt und Eingriffsbefugnis. Wie sollte es bei der systematischen Unterwühlung alles Rechtsgefühls anders sein? Disziplin ist nur möglich, wo sie sich auf Achtung vor dem Recht aufbaut. Der Geist der Gewaltsamkeit war, um mit Georges Sorel zu reden, im Mythus des Fascismus enthalten. Er saß so tief, daß Mussolini heute, wo der Fascio längst über die Staatsmacht verfügt und seine Ziele fast ungehemmt verfolgen kann, noch immer damit zu kämpfen hat.

Der Amerikaner Frank Harris hat eine Biographie Oscar Wildes geschrieben (Frank Harris: Oscar Wilde. Eine Lebensbeichte. Deutsche Übertragung von Toni Noah. S. Fischer Verlag, Berlin 1923.), von der Bernhard Shaw mit Recht sagt: „Es ist das beste Lebensbild von Wilde. . . Sein Andenken wird mit ihm stehen und fallen." Harris, der frühere Herausgeber der „Saturday-Review", ist ein kühler Beobachter, kein Enthusiast. Er vergöttert seinen Helden nicht, dessen künstlerische Sonderart sich ihm erst spät erschlossen hat, aber er hat den unbeirrbaren Willen zur Gerechtigkeit, eine fast puritanische Sachlichkeit. Der Unterschied des Temperaments zwischen dem Biographen und dem Helden der Biographie gibt diesem Lebensbild sein Gepräge.

Harris zerstört den Mythos und gibt die Wahrheit, die schauerlicher ist als jeder Legendenkranz vom Glück und Ende „des letzten Griechen". Harris schaltet die Sentiments aus und gibt Dokumente. Wir erfahren durch ihn Interessantes über Wildes Familie. Der Vater war ein begabter Arzt und ein ziemlich wahlloser Don Juan, die Mutter hielt einen schöngeistigen Salon, in dem die Abgeordneten der irischen Opposition verkehrten. Der Bruder Willie war ein Durchschnittsjournalist und ein Spießer. In Oxford entwickelte sich der junge Oscar, der von Haus aus nicht sehr vermögend war, zum Snob und Epikurärer. Aber hier empfing er auch aus dem persönlichen Verkehr mit Walter Pater die Eindrücke, die für seine Auffassung von Kunst und Schönheit immer bestimmend blieben. Als Schüler Paters freut sich Wilde, wenn er in Rom die griechischen Götter und Helden im Vatikan thronen sieht. Durch Harris erfahren wir, wie tief Wilde mit der englischen Neu-Renaissance verwurzelt ist, der Helena mehr galt als die mater dolorosa.

Wildes Anfänge sind nicht bedeutend: epigonale Versdramen und ein Band Gedichte, bei dem die kostspielige Ausstattung vielleicht das Originellste war. Aber er macht von sich reden, seine Kleidung — Kniehosen und Seidenstrümpfe — Lilien im Knopfloch — wird das Gespräch an tausend englischen Teetischen. Das Witzblatt „Punch" verulkt ihn allwöchentlich, und seine Zeitungsfehde mit Whistler amüsiert das Publikum köstlich. Aber schon jetzt beginnen die Gerüchte über seine Ausschweifungen; die englische Mittelklasse, die in ihm nicht ganz mit Unrecht, den würdelosen Trabanten der Aristokratie erblickt, fühlt sich durch seine Paradoxe in ihren heiligsten Empfindungen verletzt. Wie sehr mußte sich der „Mann von der Straße" durch Wildes schwammige, ganz unbritische Erscheinung abgestoßen fühlen. „Er sah aus wie ein römischer Kaiser zur Zeit des Niedergangs," sagt Harris, der bei der ersten Begegnung mit Wilde einen physischen Ekel vor ihm empfand. „Seine Hände waren weichlich und feucht, seine Gesichtsfarbe sah gelblich und un-

sauber aus. Am Finger trug er einen großen, grünen Skarabäusring." Aber als Causeur ist er unwiderstehlich, und der Blendstrahl seines Witzes scheucht die kompakte Langeweile der Londoner Salons wie die Sonne den Nebel.

Er ist mit Bewußtsein unsozial: „Frank, rede mir nicht von der Mühsal der Armen. Ihre Mühsal ist Notwendigkeit; rede mir lieber von der Mühsal der genialen Menschen, darüber könnte ich blutige Tränen vergießen. In meinem ganzen Leben hat mich kein Buch so tief ergriffen wie Balzacs Schilderung vom Elend des Dichters Lucien de Rubempré."

Von Balzac beeinflußt, schreibt Wilde den „Dorian Gray". Zetergeschrei der Presse. Das von Jerome K. Jerome geleitete Blatt „To Day" fordert die Unterdrückung des Buches. Vergebens tritt Walter Pater für seinen Schüler ein. Der „Dorian Gray" ist der englischen Mentalität ein Greuel. Wildes Essays über die Kunst der Lüge und des Giftmords werden von den für Subtilitäten unempfänglichen Hirnen als Aufforderungen zum Verbrechen angesehen. Aber Wilde, dem die Kassenerfolge seiner Lustspiele endlich die Basis einer großzügigen Lebenshaltung sichern, bleibt allen Warnungen unzugänglich.

So nimmt das Verderben seinen Lauf. Die Freundschaft zwischen dem jungen Lord Alfred Douglas und dem Dichter gibt zu bösen Vermutungen Anlaß. Der Vater Alfreds fordert in einer beleidigenden Karte Wilde auf, den Verkehr mit seinem Sohn abzubrechen. In unverständlicher Verblendung läßt sich Wilde von Alfred Douglas, der seinen Vater tödlich haßt, dazu verleiten, gegen den alten Douglas zu klagen. Am 3. April 1895 kommt es vor dem „Central Criminal Court" zur Verhandlung, der die ganze Londoner Gesellschaft beiwohnt. Der Anwalt des alten Douglas ist Sir Edward Carson, der später als Politiker sehr bekannt geworden ist. Der erste Verhandlungstag verläuft für Wilde günstig. Es wird festgestellt, daß die Novelle „Der Priester und der Messnerknabe" nicht von ihm herrührt. Auf die Frage, ob er diese Erzählung, die als Verherrlichung der gleichgeschlechtlichen Liebe angesehen wird, für unsittlich halte, antwortet Wilde zur allgemeinen Belustigung: „Viel schlimmer als unsittlich, sie ist schlecht geschrieben." Aber der zweite Verhandlungstag ist vernichtend. Auf Carsons Frage, ob ihm eine Reihe von bekannten Homosexuellen bekannt sei, muß Wilde eine bejahende Antwort geben. Sein Anwalt zieht die Beleidigungsklage gegen den alten Douglas zurück. In den Augen der öffentlichen Meinung ist Wilde gerichtet.

Was soll er tun? Fliehen oder warten, bis die Staatsanwaltschaft Klage gegen ihn erheben und ihn verhaften lassen wird? Die ganze Presse beschimpft ihn, die Omnibuskutscher rufen sich den Namen „Oscar" zu, um eine Sonderform der Erotik zu bezeichnen.

Im freien England wagt es kein einziges Blatt, auch nur ein unparteiisches Wort zu der Angelegenheit zu bringen. Die Menschen verdammen die Sünden am grausamsten, zu denen sie selbst keine Lust verspüren. Einst ließ das puritanische Parlament sechs Bilder von Tizian aus der Gemäldesammlung König Karls verbrennen, weil sie unzüchtig seien. Was hatte Wilde von den Nachfahren dieser Banausen zu erwarten? Die Flut der Beschimpfungen lähmt ihn, er kann sich zu keinem Entschluß aufraffen. Stumpf, halbbetrunken finden ihn die Polizeibeamten, die ihn ins Gefängnis einliefern und ihn einige Stunden der Neugierde des gebildeten Pöbels preisgeben.

Am 25. Mai 1895 wird Wilde nach einem gehässigen Schlußwort des Vorsitzenden zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. Der Strafprozeß gegen Wilde ist kein Ruhmesblatt für die englische Justiz. Man hat den Eindruck, daß die Richter ihre Voreingenommenheit gegen den Angeklagten nicht beherrschen konnten. Das Urteil vernichtet Wilde auch wirtschaftlich. Seine Stücke werden vom Spielplan abgesetzt, seine Bücher werden nicht mehr verkauft, sein Name darf im freien England nicht mehr genannt werden. Ein Pfarrer und ein paar jüdische Damen unterstützen Wilde mit Geldmitteln, die Aristokraten, in deren Salons er geglänzt, schämen sich, jemals den Dichter der „Salome" gekannt zu haben.

Ganz erbärmlich ist die Haltung der Intellektuellen. Ein Schriftsteller, der später beim Zensuramt einen Posten bekleidete — sein Name sei vergessen — hatte sich bei Beschaffung des Materials gegen den Unglücklichen besonders hervorgetan. Das Schlimmste aber verübten die „Geistigen" nach der Verurteilung gegen ihren eingekerkerten Kameraden. Als Wilde den größten Teil seiner Strafe verbüßt hatte, bemühte sich Frank Harris um Erlaß der restlichen Monate, die sein Freund noch im Zuchthaus zu verbringen hatte. Der zuständige Beamte erklärt ihm, sein Gesuch würde wohl den beabsichtigten Erfolg haben, wenn einige angesehene literarische Persönlichkeiten es unterstützten. Harris bemüht sich nun, diese Namen zu beschaffen; er zweifelt nicht daran, binnen wenigen Tagen mit einer stattlichen Liste aufwarten zu können. Er wendet sich zuerst an George Meredith. Der große Meredith antwortet ablehnend. er hat von Wildes Talent keine allzugroße Meinung, und der Abscheu vor Wildes Unsittlichkeit hindert ihn, an einem Werke der Barmherzigkeit teilzunehmen. So benahm sich einer der erlauchtesten Geister Englands. Harris bekommt überall abschlägige Antworten. Der eine fürchtet für seine Stellung, der andere will die öffentliche Meinung nicht reizen, kurz, die englischen Intellektuellen benahmen sich, wie sich die deutschen benommen hätten. Die englischen Richter zerbrachen das Leben Oscar Wildes; bayrische Geschworene ermordeten durch ihren Schuldspruch Oskar Panizza.

Was Wilde im Kerker gelitten hat, wissen wir aus seiner „Ballade vom Zuchthaus in Reading“ und aus „De profundis“. Was er nach seiner Kerkerhaft geduldet, erfahren wir in vollem Umfang erst durch das Buch von Frank Harris. Das Zuchthaus war nur die Vorhölle, die Hölle blieb dem Gequälten für die Zeit aufgespart, da Lord Alfred Douglas, sein böser Geist, ihn zu sich nach Neapel lud. Dem verwöhnten Aristokraten geht das Geld aus, und er quält den Freund, der für ihn Leben und Lebenswerk geopfert hat, durch Schreiben von Theaterstücken das lecke Schiff wieder flott zu machen. Aber Wilde kann nicht mehr arbeiten. Aus dem Kerker entlassen, hatte er seine Kräfte zusammengerafft, und ein Gott gab ihm zu sagen, was er gelitten. Die Zuchthausballade ist der Epilog seines Lebens. In Paris, in den letzten Jahren, lebt der einstige Grandseigneur — grausam ist es, das festzustellen — als Schnorrer. Eine Verletzung, die er sich im Zuchthaus zugezogen, verschlimmert die Krankheit, der er erliegt.

Das Unrecht, das man Wilde angetan, macht seinen Namen unsterblich. Die Hetze gegen ihn war eine Episode aus dem ewigen Kampf der Dunkelmänner gegen die Schönheitssucher. Wie freute man sich, als der Unvorsichtige sich Blößen gab. Wie jauchzte man, als man ihn verderben und sich dabei noch als Schützer der Sittlichkeit vorkommen durfte. Der Prozeß gegen Wilde ist ein Dokument von unserer Zeiten Schande, wie die Prozesse gegen Dreyfus, Panizza und Fechenbach. Das Verbrechen, das an Wilde begangen wurde, hat eine späte Sühne gefunden: Vor kurzem wurde Lord Alfred Douglas, zuletzt Herausgeber eines Skandalblatts, vom Gericht zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt — wegen Beleidigung des ehemaligen Marineministers Winston Churchill. Auf tausend Ungerechte kommen immerhin fünf Gerechte. Zu diesen gehört der streitbare, tapfere Frank Harris, der dem stolzen Albion trotzte und einem unglücklichen Dichter die Treue hielt. Ein Mann im Trommelfeuer des Hasses: Frank Harris.

„Die Herrscher haben in Fragen des Geschmacks diesen großen Vorteil: Sie sind von der Elite der gleichzeitig mit ihnen lebenden Künstler umgeben. Der Kaiser (Napoleon) hat Goethe in Erfurt eine Audienz gewährt und mit ihm über die deutsche Literatur gesprochen. Der Dichter wird wahrscheinlich seine leitenden Gedanken dargelegt haben. Der Kaiser kann jetzt also über diese Literatur viel bessere Ansichten haben als ein gewöhnlicher Mensch; und so ist es in allem. Ludwig XIV. sprach mit Boileau, Molière und Racine über Dichtkunst.“

Stendhal,

(Tagebuch in Braunschweig. 14. Okt. 1808).

MEIN AUFSATZ ÜBER DEN AUFSATZ

Was ich im Folgenden niederschreiben werde, ich weiß, daß man es mir nicht glauben wird. Ich weiß, daß man es nur nennen wird: „Unsachlich und nicht logisch." Dennoch ist es mein tiefster und heiligster Ernst. Dennoch handelt es sich um den wirklichen Gram eines Lebens. Und meines Lebens Gram ist dieser: Ich kann im Deutschen nicht Normalnummer bekommen.

Dieses Leiden fing an in der Sexta des Realgymnasiums der Stadt Hannover. Jeder Lehrer, dem der gutgläubige Knabe anheimfiel, bemühte sich, den Stil zu verbessern oder zu verändern. Jeder fand daran etwas auszusetzen und jeder irgend etwas anderes. Schrieb ich einfältig, so wie es mir ums Herz war, dann hieß es, meine Arbeit sei phantastisch, unnatürlich, ginge zu weit und ermangele eines sachlichen Wirklichkeitssinnes und der logischen Urteilskraft. Nahm ich aber meine Gedanken in strenge Zucht und bemühte mich um die knappeste Klarheit, dann lautete das Urteil, ich hasche eben doch nur nach Originalität und schriebe gesucht, sodaß mein Stil unbescheiden sei und mein Verstand zu vorwitzig. Aber als schlimmstes Schreckgespenst gruselte über meiner Jugend das schreckliche Wort: „Nicht schulgemäß." „Dein deutscher Aufsatz," so hieß es, „zeigt wohl Anlagen für Phantasie oder für Witz oder für eigenes Urteil oder für Herz. Aber das alles ist nicht schulgemäß. Es entspricht nicht den notwendigen Anforderungen an das Klassenziel." Und so mochte ich versuchen, was immer ich wollte, nie entsprach es den Anforderungen an das Klassenziel, und es gelang mir nicht, das Rätsel zu lösen, wie man es wohl machen müsse, um schulgemäß zu denken.

Als ich mit vierzehn Jahren endlich in die Tertia kam, sagte ein Lehrer, welcher mich recht ins Innerste verachten wollte: „Wenn du damit fortfährst, solche Aufsätze zu schreiben, so endest du noch als ein Literat; darum nimm dich zusammen und lerne endlich schulgemäß denken." Und wenn ich nun heute, wo ich fünfzig Jahre alt geworden bin, auf mein Leben zurückblicke, dann merke ich: es ist immer doch beim alten geblieben. Mein Leben lang habe ich umsonst versucht, schulgemäß denken zu lernen und habe die Normalnummer in Deutsch nicht bekommen. Schreibe ich einfältig, wie es mir ums Herz ist, so heißt es, meine Arbeit sei phantastisch, unnatürlich, gehe zu weit und ermangele eines sachlichen Wirklichkeitssinnes und der logischen Urteilskraft. Nehme ich aber meine Gedanken in strenge Zucht und bemühe mich um die knappeste Klarheit, dann lautet das Urteil: ich hasche eben doch nur nach Originalität und schriebe gesucht, sodaß mein Stil unbescheiden sei und mein Verstand zu vorwitzig. Darum darf sich denn keiner verwundern, daß mir schließlich alles, was man Bildung nennt oder Wissenschaft oder Philosophie oder Kultur so schauervoll vor der

Seele steht, wie eine große Armee von besser wissenden und richtig machenden Eingeweihten und Berufenen, welche allesamt dazu eingesetzt sind, mir auf die Finger zu passen und mir das nicht schulgemäße Denken abzugewöhnen, daran ich nun mal leide und das besser zu machen ich fünfzig Jahre lang vergeblich gestrebt habe.

Als ich in der Sekunde zum dritten Male hängen bleiben sollte, gab der Direktor Capelle jenes Gymnasiums meinem Vater den Rat, mich endlich doch ein Handwerk lernen zu lassen, weil ich ja zu Kopfarbeit ganz ungeeignet und niemals aus mir eine „geistige Persönlichkeit“ zu schnitzen sei. Und so kam ich zu einem Gärtner. Aber ich lag unter dem Apfelbaum, starrte in den Himmel und döste. Daher wurde ich als unbrauchbar entlassen und kam in ein Bankgeschäft. Aber auf diesem dazu ungeeignetem Betätigungsfelde faßte ich den Entschluß, deutscher Dichter zu werden, als ob dieser Beruf nicht schon überfüllt genug sei. Man entließ mich, verzweifelte über meine fabelhafte Unbegabtheit für Börsengeschäfte, und ich durfte mich noch einmal auf die Schulbank setzen, als ein Lehrer meinem Vater fest zusagte, er werde mich schon ernüchtern und mir endlich den richtigen Sinn für das Wirkliche und Sachliche einbläuen, so lange, bis ich in Schrift und Rede schulgemäß denken erlernte. Diesen Vorsatz betätigte Herr Grahn mit unendlichem Aufwand an Grobheit und roter Tinte gleich beim ersten Aufsatz, welcher —, ich weiß es noch heute, — zum Thema hatte: „Der Frühling ist da!“ Dank dieser bedrängten Kriegslage geriet ich in heimtückische Auswege. Ludwig Klages, mein Herzensfreund, war nach Prima gekommen, ich aber blieb in Obersekunda. Da wir gleiche Schulnöte litten, so verabredeten wir, jeder solle die Aufsätze des andern schreiben. Und so schrieb ich ein Jahr lang die Aufsätze für die Prima, unter dem Pseudonym Ludwig Klages und bekam bei Hornemann: „Recht gut.“ Klages aber schrieb unter meinem Namen die Aufsätze für Obersekunda, doch gelang es ihm nicht, bei Grahn Normalnummer zu bekommen. Vielmehr wurde jeder Aufsatz zurückgegeben mit vielen in roter Tinte geschriebenen Schimpfworten, wie: „Echt Lessingsche Phrase! Phantasterei! Unlogisch! Völlig unbewiesene Behauptung!“ . . . In dieser Zeit, glaube ich, gewann mein Stil jenen leisen Beigeschmack von Bitterkeit oder Ironie, der ihm so oft im Leben geschadet hat. Langsam aber nur und allmählich dämmerte unserer treuherzigen Jugend die Erkenntnis, daß die oberste Aufgabe für jeden Schreibenden die ist, daß er überhaupt nicht ein eigenes Element fühlen und erleben möge, sondern daß er wandeln lerne innerhalb der Gedankenfluren seiner Lehrer, deren Grenzen vorausbestimmt sind durch den Lehrstoff der letzten Stunde, durch die Behauptungen des Lehrbuchs, durch des Menschen natürliche Beschränktheit und vor allem durch den Stolz auf diese Borniertheit.

Denn ein Lesender will nicht erfahren, was ein Schreibender etwa erlebt, sondern will zunächst bestätigt finden, daß er selber ein bedeutendes, ausgezeichnetes Wesen ist, dessen Meinungen und Seelenzustände auch im anderen wiederkehren und daß dieser, wenn er das Unglück hat, mit diesen Zuständen und Meinungen schon von Natur aus in Widerspruch zu sein, solche Widersprüche zugunsten der Schulgemäßheit rechtzeitig zu bekappen lerne. Pädagogik (das ist doch klar!) ist ja nicht erfunden zum Schutze der jüngeren Generation gegen die ältere, sondern: Pädagogik ist jene Wissenschaft, dank deren die ältere Generation sich zu schützen vermag wider die unliebsamen Störungen von seiten des neu aufblühenden Geschlechts.

Ich bin inzwischen ein älterer Herr geworden und habe viele Tausend Aufsätze geschrieben und viele Tausend Unterrichtsstunden gegeben, habe auch viele Tausend Reden gehalten in hundert und aberhundert Städten, vor gewiß mehr als einer Million Menschen; aber wenn ich mein Gewissen in der stillsten Stunde befrage, dann sagt es: „Immer noch sitzest du auf der Schulbank mit den Gefühlen des Jungen, welcher ein nützliches Handwerk lernen soll, weil er zur „geistigen Persönlichkeit" nicht berufen ist." Ich habe Kinder, habe auch viele junge Freunde und junge Freundinnen. Alle Nase lang kommt eines und quakelt und quengelt: „Hilf mir doch beim deutschen Aufsatz!" Ich tue das sehr ungern. Denn es gibt meistens eine Katastrophe, und ich habe in sämtlichen Primen, ja eigentlich in allen Oberklassen der Stadt Hannover schon manche 4 und 5 bekommen. . . . .

Aus der Fülle dieser beschämenden Erfahrungen will ich nur einige wenige herausgreifen. Neulich kamen zwei junge Freunde vom Schillergymnasium. Das Thema lautete: „Warum bricht Elsa im „Lohengrin" das Schweigegebot?" Ich half ihnen, indem ich versuchsweise einem jedem einen anderen Aufsatz diktierte. Bei dem einen drückte ich mich so aus, wie ein natürlich fühlender Mensch seine Wahrnehmungen über ein verzwacktes Thema etwa ausdrücken möchte; bei dem anderen ließ ich mir nur sagen, was der Lehrer in der Stunde geäußert hatte und paraphrasierte diesen Senf noch einmal, indem ich am Rande möglichst viele a) und b) und aa) und bb) anbringen ließ, wodurch man im deutschen Aufsatz das Logischdurchdachthaben sichtbarlich markiert. Nur durch eine mühevolle Mimikri gelingt mir's zuweilen, die Vorstellungen einzurenken in die Denkbahnen eines richtigen Professors; aber es kostet mich eine ganz körperliche Qual, und ich bin noch Tage danach zerschlagen. Natürlich bekam der Lohengrinjunge mit eigenen Gedanken keine Normalnummer, aber dem anderen verhalf ich doch zu einem 2er. — Niederschmetternder noch war vor einiger Zeit folgende Erfahrung: Eine Primanerin der Sofienschule kam mit dem Thema: „Der Kampf zwischen Barbarentum und Humanität in

Goethes ‚Iphigenie'." Ich verstand dieses Thema so, als ob dieser Kampf in der Seele der Iphigenie wie in der des Thoas stattfände und diktierte dementsprechend meinen Aufsatz. Aber das arme Mädel bekam nicht normal. Denn Frl. Dr. Drach, bei welcher ich immer „ungenügend" habe, sagte, sie, die Lehrerin, kenne die ganze Goetheliteratur, aber von einem Seelenkampf in der Seele des Thoas stünde nichts darin. Vielmehr sei Thoas seinerseits der Barbar, und Iphigenie sei ihrerseits eine Griechin, und das Thema sei falsch verstanden, denn es handle sich nicht um einen Kampf sowohl in der Iphigenie als auch im Thoas, sondern um den Kampf zwischen dem Thoas einerseits und der Iphigenie andererseits. Auf diese Weise falle ich eben immer herin. Es ist wie Pech in der Liebe oder Unglück im Spiel. Meine schlimmsten Feinde aber sind Themata wie die folgenden: „Wie rechtfertigt Schiller die Ermordung Geßlers durch Tell?" oder „Die dramatische Bedeutung des Chors in Schillers ‚Braut von Messina'," oder „Worin besteht die tragische Schuld in Lessings ‚Emilia Galotti'?" oder „Wie motiviert Goethe den Abfall Sickingens von Götz?" Bei diesen Themata möchte meine Verzweiflung immer Goethe aus der Gruft holen und Schiller aus der Erde kratzen, um sie anzuflehen: Sagt mir um des Himmels willen, warum habt Ihr das so geschrieben, und wie steht es mit der ‚Exposition' und wie mit der ‚tragischen Motivation' und wo ist das ‚erregende Moment' und was hat's auf sich mit der ‚Peripetie' und was muß ich überhaupt denken bei Euren zur Beschaffung von Aufsatzthemen gedichteten Dichtarbeiten." Aber ich weiß, es wäre doch alles umsonst. Denn auch Lessing, Schiller und Goethe könnten die Aufsätze nicht machen und würden jedenfalls so wenig wie ich Normalnummern bekommen. Erst vor kurzem habe ich wieder einen werten jungen Freund hineingelegt, als ich ihm helfen wollte. Dieses Mal lautete das Thema: „Die Exposition in Wilhelm Raabes ‚Fabian und Sebastian'." Ich las, um dem Jungen zum Abitur zu verhelfen, das ganze Buch Raabes, und das war ein Freundschaftsdienst, denn dieser Dichter hat eine so weitläufige, bierehrliche und bürgerliche deutsche Gemütsinnigkeit und Seeleninnigkeit, daß es zuletzt auf die Nerven geht. Aber mein Aufsatz konnte sich sehen lassen. Ich benutzte ihn zu einem Heimatabend in Hildesheim, und ein Verein von Freunden Wilhelm Raabes schrieb mich an und wünschte meinen Vortrag, den man tief humorig und kernhaft niedersächsisch nannte, zu veröffentlichen, was ich nicht zuließ; aber mein armer Freund hat darum doch keine Normalnummer bekommen, denn Dr. Rost sagte, sein Aufsatz setze schon voraus eine genauere Bekanntschaft mit Raabe, aber zum Thema sei gestellt gewesen die Exposition im ersten Kapitel, wobei man nicht schon die Bekanntschaft des ganzen Buches voraussetzen dürfe. Ich habe eben immer Pech bei Aufsätzen, und obwohl ich Professor der Pädagogik bin, kann ich in meiner Heimats- und Wirkensstadt

keinen Lehrer sehen ohne das ganz fatale Gefühl: In seiner Brusttasche hat er ein Notizbuch; darin hast du auch schon eine 4. — Neulich schickte mir Herbert Eulenberg eine Trostschrift, darin hatte er nachgewiesen, der deutsche Aufsatz sei eitel Dunst und Schwindel und müsse abgeschafft werden; aber daraufhin erschienen in der „Vossischen Zeitung" Gegenschriften von Oberlehrern, welche mit guten Gründen den Aufsatz verteidigten, daß er unentbehrlich sei, als eine Reckstange für das richtige logische Denken und als eine Kletterstange zur sittlichen Reife und daß, wenn man ihn in Deutschland abschaffte, man überhaupt nicht mehr wisse, was man in Hinsicht auf die sogenannte „Allgemeinbildung" und in Absicht auf die sogenannte „Kultur" mit den Kindern in der Schule anfangen solle. Ich weiß nicht, wer Recht hat. Ich wage mich weder Für noch Wider zu entscheiden. Ich weiß nur das eine, daß es mir nie, und wenn ich noch so alt werde, gelingen kann, Normalnummer in Deutsch zu bekommen. Durch mein ganzes Leben hin zieht sich dieser Gram. Alle paar Nächte noch träume ich den alten Schultraum, daß ich nur unberechtigterweise eine „geistige Persönlichkeit" bin und das Klassenziel ja doch nicht erreiche.

Jüngsthin träumte mir, ich läge weißhaarig sanft entschlafen in meinem Sarg und wartete auf die Versetzung in eine höhere Klasse. Da trat der alte Direktor Capelle an meine Bahre und gab mir die Abschiedszensur. „Tja," sagte er, „es ist immerhin anerkennenswert, Lessing, daß Sie manche Lücken Ihres Wissens vermittelst Bildung auszufüllen inständig bemüht gewesen sind, obwohl Sie eigentlich ein Schlossergeselle oder ein Fleischerjunge hätten werden müssen und von der Natur nicht zur „geistigen Persönlichkeit" bestimmt sind; immerhin, es ist Ihnen gelungen, in vierzehn Fächern den Doktor zu machen, sechs Examina zu bestehen und fünf Sprachen zu erlernen; auch haben Sie, wie ich höre, mehrere Bücher geschrieben, welche, wenn auch nicht von sehr vielen, so doch von einer kleinen Anzahl, und, wenn auch nicht bei uns in Deutschland, so doch möglicherweise in China und auf Kamtschatka geschätzt werden. Dieses zugegeben, müssen wir uns denn doch nunmehr fragen: War ein so verbrachtes Leben auch schulgemäß? Und da wäre denn doch, was immer auch, wohlwollend gegenüberstehend, zu Ihrer Rechtfertigung angenommen werden möge, zum Bedauern des gesamtdeutschen Lehrerkollegiums, nicht der schwerwiegende Tatbestand zu beseitigen, daß Sie im Deutschen die Normalnummer noch nicht erreicht haben. In anbetracht dieses Umstandes bleibt auch nach Ihrem derzeitigen bedauerlichen Dahinscheiden die Versetzung in die höhere Klasse immerhin zweifelhaft."

UNTERGANG VON DREIZEHN MUSIKLEHRERN.

(Schluß.)

Noch nicht fünf Minuten später sprang hundert Meter oberhalb ein Klarinettenlehrer ins Wasser und ertrank sofort. Sein Name war Ziegler. Als man die beiden aufgefischt hatte und die stehend-knieende Neugier die nassen Brusttaschen ausleerte, fand man in den Papieren der Toten die gemeinsame Profession und schloß auf eine Verabredung.

Aber gerade diese beiden hatten einander nie gesehn.

Ohne Verbindung wieder zu ihnen — stellte die Untersuchung fest, — starb der Paukenvirtuose Felix Cohnreich. Er öffnete sich in der Wohnung eines Onkels den linken Handpuls. Um sieben Uhr dreißig.

Eine Reihe von Nachtstunden später mußten zwei Brüder Heubacher aus dem Leben gegangen sein. Man fand ihre Leichen im Morgengrauen an einer herrlichen Linde wiegend — dem Vorposten eines westlichen Stadtteils. Der Platz war gartenhaft, viel begangen. Sie konnten nicht lange gehangen haben: doch schon gehörten sie wie Früchte in den Baum; sie waren naß; ihre Kleider hingen voll Laub und Dunst.

Sehr herbstlich starb auch ein Herr Zinkbusch, der sich im ersten Sonnenblitz bei einer Lankwitzer Parkanlage ein Briefstilett mit Wucht ins Herz stieß. Hätte er ungeschickter gestoßen, er hätte Schillers Gedichte getroffen, die er, als liliputanischen Band, zwischen Hemd und Brust geknöpft, bei sich trug. Am anderen Ende der Häuserwelt, in einem Blocke des Humboldtviertels fand vormittags die Aufwartefrau den alten Hornisten Christoph Hummel. Er lag auf seinem Angesicht, von Sublimat gefällt, ganz nackt, neben der Wasserleitung da: geschrumpft und klein — nur der Kopf war kenntlich, war weiß und leuchtete wie der Mond. Es war etwas so Heiliges um diese erdenferne Kugel, daß die Frau zu beten begann.

In Gas, in Stich- und Schußwaffen hatten sich die anderen geteilt: Eine zweite Violine, eine Oboe, ein Fagott, eine Posaune und Baßgeige. Eine Bassetthorn-Klarinette war durch wütendes Blasen geplatzt. An einer alten Tuberkulose war sie verblutet. So hatten alle radikale Arbeit gemacht.

Keiner hatte den andern gekannt. Aber man hatte die Schrekkensempfindung: hinter der Larve der einzelnen Abfahrt waren sie wieder zusammengetroffen. Irgendwo, drüben, jenseits der Grenze, bildeten sie einen höhnischen und unleidlichen Konvikt.

Flüsterten Unheil. Zettelten.

Am Donnerstag wurden alle beerdigt. Auf verschiedenen Friedhöfen, mit verschiedenem Sarggefolge, mit verschiedenen Priestern und Freunden, mit der überall gleichen Träne und gleichen Unaufmerksamkeit. Denn — so schien es den Zitternden —, die Särge

waren kaum zu regieren. Sie benahmen sich wie Schiffsschnäbel, eigensinnig, auf Strömungen, die niemand sah, aber jeder fühlte, einen besonderen Landungsplatz suchend. So schien es einigen sehr Nervösen. Andere wieder empfanden deutlich: noch nie war so viel sublime Bosheit, höhnisches Unbeteiligtsein und gelangweilt-gähnende Schwere aus einem Sarge herausgeweht.

Einer aber unter den dreizehn protestierte vornehmlicher: Cohnreich glückte es, umzuwerfen.

Die falsch schluchzenden Anverwandten, das falsch gesungene Mendelssohn-Lied, das falsch vokalisierte Hebräisch . . . kurz, die Träger ließen ihn fallen. Zum letzten und zum leisesten Male schütterte die genialische Pauke. Die aus Bromberg und Breslau Gekommenen, ihm an Fußstellung Ähnelnden, beschwiegen peinlich den Zwischenfall. Sogar das Schluchzen hörte auf. Nur der Onkel, der Seidenmagnat Ephraim Pinner, fand alles gerecht. Er wußte, Cohnreich war irrsinnig gewesen. Nicht, als er sich in seiner Wohnung die Ader aufschnitt. Das war noch vernünftig. Aber er hatte einen Brief von Cohnreich erhalten, kurz vorher, der eine Summe von vernunftlosen Fragen umschloß: ob es wahr sei, daß Ephraim Pinner sein Villendach müsse abtragen lassen, um den Haufen der Börsenpapiere in den Sternenraum schichten zu können — und noch ähnliche Tollheiten mehr. In seiner Brusttasche knisterte das Schreiben; ölig sprach der Rabbiner; von einer Wehmut überkommen, schlief Onkel Ephraim stehend ein.

An diesem gleichen Donnerstag verließ zum Kopfschütteln der Passanten der Flötenlehrer Syringsfeld auf einer östlichen Straße die Stadt. Er war als Ratzifalli gekleidet, mit Hosen aus Fell und festen Stiefeln. In seiner Kiepe befanden sich Kartenspiele, Wanzentinkturen, Taschenmesser, Holzlöffel und andere Kirchweih-Utensilien. An seiner rechten Seite hing ein kleiner eiserner Gitterkäfig mit einem pfiffig schauenden Raben. Auf einem Zettel, den er zurückließ, stand: „Nicht ich bin ein Karnevalist! — Ihr seid verkleidet — und nicht einmal passend!" und weiter „In einem Lexikon las ich: Die bewegende Kraft bei Erzeugung des Klanges ist die Elastizität, — Das könnte stimmen . . . doch wichtiger ist, daß auch das Leben durch Elastizität erzeugt wird. Primum vivere" hierauf waren zwei Worte durchstrichen und durch drei andere ersetzt: „Feinde allenfalls larifari."

Die Zeitungen brachten am Freitag den Zettel. Doch schon am Sonnabend hatte niemand mehr Zeit, sich über dies Rätsel zu wundern. Denn jetzt begannen hageldicht, wie Körner auf einer Tenne springen, die Künstler Berlins sich umzubringen. Musiker, Mathematiker, Dichter, Philosophen, Maler und Bildhauer.

Von einer geistigen Figur angelacht, voll Glück mit sich selber logisch und reinlich verfahren zu dürfen, stieg Jeder lächelnd auf seinen Schlitten — angeführt von thyrsischem Chor und vom

Untergang der Musiklehrer.

GLOSSEN

GUSTAV SACK

Das ist ein ganz unpoetischer Name. Gustav klingt spießbürgerlich, und Sack ist ein Faustschlag ins Gesicht. Und doch war, der diesen Namen trug, ein Dichter, dessen Ruhm beginnen wird, wenn das vom Dollarwahn genesene Deutschland eines Tages erkennen wird, daß es im Winter des Jahres 1916 auf den Schlachtfeldern Rumäniens einen seiner besten Söhne verloren hat.

Ich habe diesen seltsamen und einsamen Menschen aus nächster Nähe beobachten können und immer eine fast religiöse Scheu empfunden vor der dämonischen Kraft seines Wesens. Jetzt lese ich jeden Abend die Gedichte und Novellen, die den zweiten Band seiner (bei S. Fischer nach seinem Tode erschienenen) gesammelten Werke bilden, und fühle mich von neuem der tiefsten Erschütterung anheimgegeben. Wieder weht mich der Hauch einer zu größter Leistung berufenen Persönlichkeit an, und wieder muß ich, der vergängliche Literat, ihm, dem Toten und unvergänglichen Dichter, in armen Worten meine Bewunderung aussprechen.

Aus unmittelbarem Erleben strömt alles, was dieser Abseitige niedergeschrieben hat. Immer gelingt es ihm, das Anekdotische ins menschlich Bedeutende und ewig Gültige emporzuheben. Kaum je hat ein Schriftsteller so souverän und mit solcher (unbewußten) Selbstverständlichkeit die deutsche Sprache als Ausdrucksmittel benutzt. Nicht vom intellektuell gefärbten Wort oder intellektuell geformten Bild geht er aus, sondern vom innerlichst gefühlten Rhythmus. Die Not der Schöpfung schreit aus ihm, und die ganzen Wunder der Natur sind in ihm wirksam. Seine Motive zeugen manchmal von einer gewissen romantischen Kindlichkeit, und er macht sogar den Versuch, sich einen kokett überlegenen Erzählerton anzueignen. Er hat ein Capriccio verfaßt, das mit italienischen Sprachbrocken operiert und an bekannte Franzosen und Dänen erinnert. Er hat überhaupt die (typisch deutsche) Schwäche gehabt, sich formal beeinflussen zu lassen. Seine Sonette hätte er nie gezimmert ohne mein Beispiel. Aber seine Eigenart behauptet sich herrisch. Er trägt das Chaos des Lebens in sich und ist ein Leidender ganz großen Stils. Nichts charakterisiert ihn treffender als seine Gedichte, die nicht die Landschaft oder die Stufenleiter der Liebe naiv und genießerisch beschreiben, sondern das Geheimnis der Welt, der Zeit, der Sprache, des Todes, der Sterne und Gottes selbstquälerisch zu ergründen trachten. Und wer an einer einzigen knappen Probe die überragende Bedeutung dieses von seinen Zeitgenossen schmählich verkannten Autors ermessen will, der lese sein Kriegstagebuch „In Ketten durch Rumänien“, das, als ein document humain im schlichtesten und erhabensten Sinne des Wortes, den armseligen und verlogenen Kitsch der unentwegten Hurraschreier und Hurraschreiber überdauern wird.

In den Gedichten steht manche harte Zeile, die den Kampf des unerbittlichen Denkers verrät; aber es kommen auch Klänge von rührender

Reinheit und Schönheit vor. Über alles Maß edel und ergreifend steigt die „Klage“ himmelan: „Sag mir ein armes Mal, daß du mich liebst ...“ Und jäh bricht die ganze düstere Tragik eines vorm Ziel zerbrochenen Lebens hervor in einem (an Nietzsche angelehnten) Bekenntnis.

Hans Harbeck.

FILM

INRI

I.

Ist es möglich, die Legende — und das heißt: die der Wirklichkeit entkleidete und zugleich symbolisierte Geschichte eines Menschen — im Film wiederzugeben? Noch dazu, wenn diese Legende für einige hundert Millionen Menschen geglaubte Wahrheit ist? Ja —, falls es gelingt, die Legende im Genickwirbel zu packen und von da aus für den Film zu bezwingen. Es war also der Passionsfilm von der Abendmahlsfeier aus zu gestalten. War s i e richtig angepackt, so mußte a l l e s a n d e r e von selbst folgen. Denn in der Abendmahlsfeier, nicht in der Kreuzigung, gipfelt das Leben Jesu. Und deshalb hat mit Fug und Recht die römische Kirche, (die einzige unter den christlichen Konfessionen und Sekten, die um den verborgenen Sinn der Erscheinung Jesu weiß), über dem Grundstein des Abendmahls ihren Bau gewölbt.

Zufällig kam ich in die Filmvorführung in dem Augenblick hinein, als die Bilder der Abendmahlsfeier abrollten. Sie schienen mir in der Auffassung so sehr gelungen, daß ich Vertrauen für die übrigen Teile des Films bekam —, ein Vertrauen, das sich nachher im Wesentlichen als berechtigt erwies.

Die Handlung ist ziemlich straff dramatisch angelegt und steigt — unterbrochen nur von den Hemmungen, die zur Verstärkung der dramatischen Spannung nötig sind — in ziemlich steiler Linie bis zum Gipfel der Abendmahlsfeier. Darauf folgt allerdings ein Erschlaffen der Regiekraft. Die Szene in Gethsemane war schwach. Dann nochmals eine Steigerung in dem Zusammentreffen mit Pontius Pilatus und danach der nicht recht gelungene Abschluß in der Szene am Kreuz.

II.

Ich weiß auch nach der Vorführung nicht, wie weit bei dem Regisseur Robert W i e n e und dem Leiter der Gesamtorganisation Hans N e u m a n n die geistige Bewältigung des ungeheuren Stoffes reicht oder inwieweit etwa mangelnde Einsicht durch Filminstinkt ersetzt wurde. Liest man die peinlichen, abstoßend geschmacklosen Ausführungen, die die Herren sich zu diesem Film im offiziellen Programmheft haben schreiben lassen, so ist man nicht gerade geneigt, an eine geistige Bewältigung zu glauben. Außerdem haben sie der Passionsgeschichte, die keiner Einkleidung bedurft hätte, Peter Roseggers Roman I. N. R. I. zugrunde gelegt. Das verstärkt noch den Verdacht. Warum die Erzählung dieses moralistischen, steirischen Schulmeisterleins heranziehen, die ein großes, aufwühlendes Ereignis der Weltgeschichte in einen jämmerlichen Rahmen zwängt?

Die Rahmenhandlung wirkte lediglich störend, selbst wenn man zugute hält, daß der Mann in der Zelle durch einen Schauspieler vom Range Erwin K a l s e r s gespielt wurde. Sieht man von der Rahmenhandlung ab, so ist der Film als G a n z e s gelungen. Die sehr undankbare Rolle des Jesus wurde von Gregor C h m a r a gespielt. Außerordentlich waren die Leistungen der Gegenspieler, vor allem Alexander G r a n a c h s, der den Judas gab —, und zwar richtigerweise nicht den Schurken, als den ihn der Text der Evangelien hinstellt, sondern als den „Allergläubig-

sten", wie Hebbel einmal gesagt hat, — den Allergläubigsten, der, wie die Evangelien wider Willen verraten, Jesus am besten verstanden hat, daher zum Zweifler wird und deshalb von Jesus zerbrochen, d. h. bei der Abendmahlsfeier von Jesus unter eine „Wachhypnose" (wie wir heute sagen würden) gezwungen und zum Verrat getrieben wird. In dieser Szene war auch der natürliche Gegenspieler des Judas: der Johannes, (H. H. v. Twardowski) sehr stark, nur mit ein wenig zu eckig-gothischen Gebärden.

III.

Der andere Höhepunkt: die Szenen mit Pontius Pilatus, waren von Werner Krauß getragen —, eine außerordentliche Leistung. Da ging über die Leinwand ein skeptisch-ironischer Weltmensch, der Mann der Wirklichkeit und des Erfolges; der Mann, für den nichts wahr ist oder für den ebensogut alles wahr ist, der niemals das Wort verstehen kann: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", und der dennoch — oder vielleicht gerade deswegen — die aristokratischeste Erscheinung in der großen Tragödie ist: ein Römer.

Der vortrefflichen Leistungen in den kleineren Rollen waren viele. Zu rühmen ist ganz besonders die Maria von Magdala der Frau Asta Nielsen. Unerträglich war nur die Maria von Frau Henny Porten. Diese Besetzung war ein schwerer Mißgriff. Frau Porten verdarb gründlich die Szene jener mystischen Vertauschung unter dem Kreuz: „Weib, siehe, das ist dein Sohn!"

Ein Fehler war endlich noch die mangelhafte Durcharbeitung der Massenszenen: Volksbewegung durch Gefuchtel von Armen und Beinen auszudrücken, ist altmodisch. Der Einzug in Jerusalem, der die Explosion des religiösen Außersichseins einer ganzen Stadt hätte zeigen müssen, verpuffte im Konventionellen.

IV.

Alles in allem: Der Film ist gelungen. Er hat überdies endgültig dargetan, daß man die große Legende sehr wohl verfilmen kann, wenn man es nur richtig anfängt.

Friedrich Sternthal.

Die Insel der verlorenen Schiffe.

Dem Publikum blieb oft die Luft weg in dieser rotierenden Atmosphäre von Seesturm, Schiffsuntergang, Boxkampf, Schießerei, U-Bootflucht, Todesangst . . . phantastische Bilder, die deshalb um so phantastischer wirken, weil alles, was man sieht, krasse Realität war. Aus den amerikanischen Filmen habe ich gelernt, daß die Filmwirkung garnicht so sehr von der Qualität des Manuskripts abhängt, wie wir glauben, sondern daß die Hauptsache ist, was aus dem Manuskript gemacht, wie es angepackt wird . . . also Tempo, Verzahnung der Bilder, Fähigkeit die Personen einzeln und in Gruppen zu bewegen, schauspielerisch mit kleinsten Mitteln stärksten Effekt zu erzielen, Einfälle, — kurz: auf das Talent des Regisseurs. Der Regisseur dieses Films hat das Tollste geleistet, was man bisher an amerikanischen Filmen in Deutschland sah. Gewiß ist die Handlung kitschig, oft unmöglich und unlogisch; nicht einmal Schauspieler ersten Ranges sind dabei. Aber, aber: mit wie robuster Sicherheit ist das alles gearbeitet, wie ist hier die Technik, wilde Bewegung auf die Leinwand zu brin-

gen, die in Deutschland selbst von guten Regisseuren erst geahnt wird, zu einer verblüffenden Vollendung gebracht, ohne doch Bluff zu sein. Z. B. ein Riesenozean-Dampfer stößt sich an einem Wrack ein Loch; die Wirkung des furchtbaren Anpralls wird in etwa zehn rasend vorbeihuschenden Einzelbildern gezeigt — und wir haben das absolute Gefühl, als schmölzen diese Einzelbilder zu einer Erscheinung zusammen, und als empfänden wir selbst zerreißend den Ruck des Zusammenstoßes. Wie ungeheurer Wogensturz, ein Boxmatch auf der Insel der Wracks, Schießkampf und Flucht, wie Spannung und retardierende Momente einem mäßigen Stoff entlockt werden, ist hier nicht mit Worten nachzuschildern, desto mehr aber von jedem Filmarbeiter und Filmliebhaber anzusehen. *Kurt Pinthus.*

Seelenhandel.

Das Kolportagemotiv vom vielfachen Frauenmörder aus Geldsucht, der schließlich ein edles Mädchen liebt, soll als indiskutabel bei Seite gelassen werden. Zweierlei aber erfordert, daß man von diesem wunderschönen amerikanischen Film spricht. Erstens: die Heldin kommt nach der amerikanischen Filmstadt Holywood, und man erblickt nun zum ersten Mal bei uns in vielen Bildern diese geheimnisvolle Stadt in allen Einzelheiten; man sieht sogar Chaplin, Griffith, Milles bei der Arbeit; man sieht, mit welcher Energie und Rücksichtslosigkeit drüben gefilmt wird (vielleicht ist das alles ein bischen idealisiert, aber man macht sich dennoch einen nachdenklichen Vers daraus). Und zweitens ist hier zugleich ein Musterbeispiel gegeben, wie sauber, wie aufopferungsvoll die Leute drüben ihre Filme drehen und schneiden, wie die einzelnen Szenen durchgearbeitet und durch die Hingabe aller zu höchster Wirkung gesteigert werden (wenn auch dieser Film als Ganzes schlecht komponiert ist).

Kurt Pinthus.

———

TISCH MIT BÜCHERN

Walter von Molo: Auf der rollenden Erde. Roman. (Verlag Albert Langen, München.)

Walter von Molos neuer Roman ist abermals ein Beweis für die geistige und seelische Wachheit dieses Dichters, für seinen literarischen Spürsinn und den Reichtum, aus dem heraus er unaufhörlich schöpft. In seinen großen biographischen Romanen hat Molo aus Philologie und Historie mit dichterischem Kompositionstalent Einzelmotive zu einer Heldensymphonie vereint. In diesem letzten Werk gibt er eine psychologische Ausdeutung der Gegenwart. Bildausschnitte von anschaulicher Kraft, fein gestrichelt, ohne Kleinlichkeit, knapp im darstellerischen Ausdruck, scharf umrissen, voll stärkster Intensität.

Auch hier geht es Walter von Molo, wie in seinem Schillerroman, „ums Menschentum". Fanatische Sehnsucht nach Wahrheit durchglüht die hagere Erlösergestalt des Sonderlings Pankraz Bobenmatz, der

als moderner Christus unter den Menschen wandelt. Jedem ein Helfer, aus Liebe zu allen.

Jemand fragt ihn nach seinem Beruf. Er antwortet: „Ich beleuchte das Geflecht der Dinge und zeige, daß alle Fäden zusammenhängen und miteinander unlösbar verbunden sind, daß der ein Esel ist, der immer nur einzelne Fäden oder gar nur einen Faden sieht." Die rollende Erde ist ihm nichts als ein winziges, vergängliches Pünktchen im All, und er erkennt eine Verantwortlichkeit nur gegenüber dem Weltganzen an.

So wird er zum strengen Richter gesellschaftlicher Moral, der den Menschen die Maske der Lüge vom Gesicht reißt, zum rücksichtslosen Bekämpfer von Vorurteilen und Albernheiten, zum Beschützer gefährdeter Jugend und gefährdeter Frauen. Er trennt angefaulte Ehen und vereint Liebende. Er erhebt Huren in Menschenwürde und gibt spießige Anmaßung und rechthaberische Vermessenheit der Lächerlichkeit preis. Allen ist er ein unermüdlicher Wohltäter: Dienstmädchen, Grünkramfrauen, Straßenbahnschaffnern, Einsamen und Verlassenen, Trauernden. Er macht weite Spaziergänge, um einem Studenten, der kein Quartier hat, für seine Arbeiten sein Studierzimmer zu überlassen und inszeniert in einem Absteigequartier einen fingierten Ehebruch, um eine Frau von ihrem brutalen Mann zu befreien. Ein Sonderling? Ein wahrhafter Mensch, ein mitleidiger Erlöser ohne Pose, dem das Schicksal seiner Mitmenschen ans Herz greift.

Flüchtige Erlebnisse werden in des Dichters kluger Beleuchtung Spiegelbild des Lebens. Tragik steht neben spielerischem Humor, Sarkasmus neben ethischem Pathos. Am farbigen Abglanz haben wir das Leben: Verirrung menschlicher Leidenschaften, Liebe und Narrheit, Hoffnungen und Enttäuschungen, Zerstörung und Auferstehung. Auf 200 Seiten, reinstem Empfinden entsprungen. Ergebnis und Postulat unserer Zeit. *tan.*

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 51):

Redaktion des „Tage-Buch: Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Příkopy 6. Druck von Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kč., in Österreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.